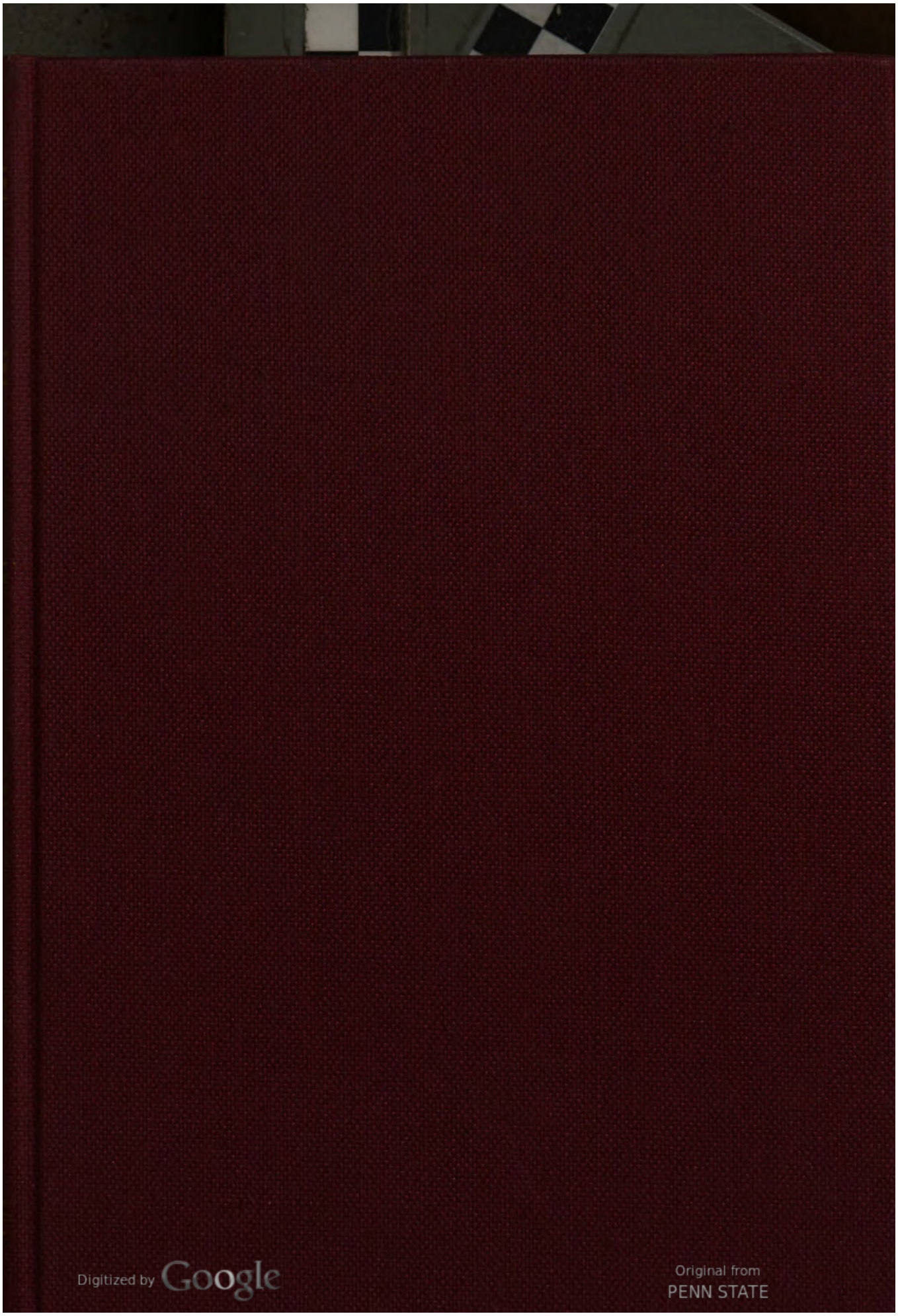
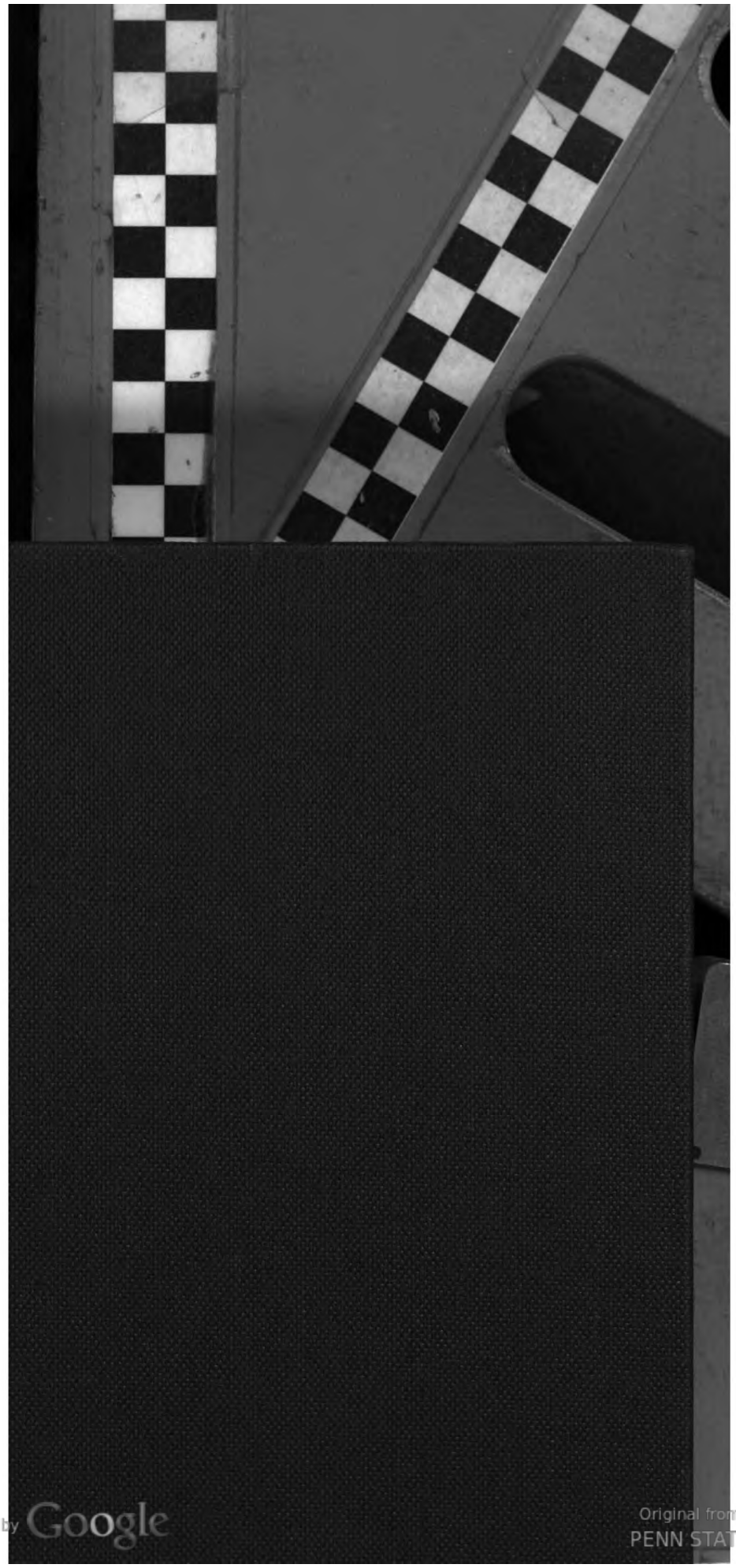

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Herausgeber:

Ludwig Thoma und Hermann Hesse

Sechster Jahrgang 1912

Erster Band

(Januar bis März)

MÜNCHEN 1912

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reprinted by permission of Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des ersten Bandes 1912

Hauptteil

Politik

	Seite
Otto Corbach, Frauenstimmrecht	452
Richard Gädke, Spionage	168
H. Gauß, Die Abschaffung des Erbrechts der Verwandten	406, 458
Hermann Gottschalk, Die Auferstehung der Staatsidee	325
Professor Otto Harnack, Der deutsch-italienische Zwist	1
Die Bedeutung der Reichstagswahlen	161
Conrad Haußmann, M. d. R., Bei Philippi	81
Die Fehler Frankreichs, Deutschlands und Englands	127
Der Reichstagsbeginn	241
Die ersten vier Wochen	321
Wolfgang Heine, M. d. R., Bethmann Suppenkasper	291
Herbert, Nibelungentreue	41
Heinrich Hutter, Nach der großen Wahl	121
Hermann Kötschke, Groß-Berlin	361
Dr. Freiherr von Mackay, Zwischen dem ersten und zweiten Akt des chinesischen Umsturzdramas	130
Die britischen Argonauten in Berlin	285
Balder Olden, Don Quijote als Regent	123
G. H. Perris, Die industrielle Krisis in England	481
Graf de Pouvourville, Das Ministerium Caillaux und die öffentliche Meinung in Frankreich	201
Julius Sachs (Wien), Die Friedensaussichten am Balkan für 1912	43
Zur Methode der deutschen Diplomatie	163
Das europäische Dilemma der Tripolisaffäre	401
Felizian Stoll, Aehrenthal	85

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Ludwig Thoma, Friedrich der Große und Bayern 83
Unter der schwarzen Flagge 281
Alfred Wolf, Der erste Landtag von Elsaß-Lothringen 47

Volkswirtschaft

Dr. Erwin Steinitzer, „Arm geboren werden und arm sterben" . . 367

Wissenschaft

F. W. Beck, Von dem „Unfug des Sterbens" und der Geburt . . . 5
Fritz Bronsart von Schellendorff, Rationelle Nashornjagd . . . 414
Dr. A. Dirr, Weltsprache oder Weltsprachen 173
Hans Dominik, Neues vom Radium 214
Hermann Gottschalk, Schallmayers rassedienstliche Ethik 489
Adolf Lapp, Die philosophischen Probleme der Sprache 220
Felix Löwy, Wirklich, wirklicher, am wirklichsten 335, 373
Christoph Schrempf, Sören Kierkegaard 52, 90

Kunst und Kultur

Dr. Max Adler, Kulturfrühling in Helleran 13
Mors praeceptor 330
Hans Heinrich Ehrler, Ein Märzbrief an den „März" 441
Norbert Jacques, Herzegowinische Reise (Das steinerne Dorf) . . 496
Georg Queri, Der koler im walt 244, 296
Willy Rath, Tragische Begabung (Emil Gött) 253
Paul Rohrbach, Kultusstätten des Orients 444
Herbert Stegemann, Von der literarischen Schamhaftigkeit . . . 137

Erzählungen

Ernst Blaß, Mecklenburgisches Umwogtsein 422
Hans Böttticher, Gepolsterte Kutscher und Rettiche 180
Alfred Holland, Schrecken 225
Gerhard Duckama Knoop, Der Begnadete 260, 300
Ludwig Nordström, Der Unveränderliche. Novelle 500
Otto Rung, Malthusia-Land 340, 379
Will Vesper, Der Prinz von Sachsen und die Marquise von Manzera.
Eine historische Novelle 18, 57, 98
Christian Wagner-Warmbronn, Geraubte Kinder 145
Legenden vom „Dummen Teufel" 464

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Gedichte

Der Sonnengesang des hl. Franziskus 228
Franz Karl Ginzkey, Gedichte 147

Rundschau

Politik

Otto Corbach, Die Beamten und der Streik 190
Proporz und Pluralwahl? 349
Der englische Bergarbeiterstreik 391
Gaiserich, Warum das Zentrum Herr geblieben ist 267
Dr. Freiherr von Mackay, Der Durbar in Delhi und Lord Hardinges Politik 31
Die „unabhängige" Mongolei 72
Auftakte zur Neuorientierung der ostasiatischen Politik 109
Neuasthenische Dreibundpolitiker . . . 229
Die Mandschu 469
Deutsch-englische Verständigung in Afrika? 508
Dr. René Prévôt, England und Frankreich 149

Volkswirtschaft

Otto Corbach, Minimal-Lohnämter als Schutzmittel gegen fremde Lohndrücker 309
Dr. Alfons Goldschmidt, Die süße Internationale 34
Zoll und Lohn 71
Kolonialsturz 113
Die neuen Anleihen 152
Interdependence 189
Reinfälle 232
Durchlauchtige Geschäfte 271
Lotterie 308
Risiko und Dividende 351
Die Damenausstellung 394
Bankenparade 430
Der Streik 472
Erdbeben 511

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Wissenschaft

Hans Dominik, Der elektrochemische Betrieb der Organismen . . . 427

Kunst und Kultur

Dr. Hermann Hieber, Das Petersburger Ballett 352
Jakob Schaffner, Das schweizerische Nationaldenkmal 186

Glossen

	Seite		Seite
Die große Schau	35	Entworfenes und Verworfenes .	238
Ein Dichter	36	Strindberg-Feier	239
Zur Reform des naturwissenschaftlichen Anfangsunterrichtes	37	Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen	240
Alles ist möglich	39	Bibliothek der Romane . . .	240
Bürgerfängerei	75	Die Masse	272
Zentrums-Nichtwähler . . .	77	Liebe Polizei	274
Auslese	79	Die Geschichte einer Sünde .	275
Biedermeier	80	Die bedrohte Türkei	277
Der Assoziationsflüchtling . .	114	Menschen und Schicksale . .	279
Renoir	115	Hochwassermarke	312
Zum Denkmalsbau	117	Kunstgewerbe und Rechtsprechung	314
Politik, Ästhetik und Persönlichkeit	118	Philosophie des Könnens . .	316
Die Stimmzettel	154	Biedermeier-Moritaten . . .	317
Der Reichstag und die Verhältniswahl	156	Tristan und Isolde	319
Schiedsgerichte	158	Der Mondespfeil	320
Aussprüche Friedrich des Großen	159	Klara Moes aus Luxemburg .	354
Recht oder Unrecht	193	Der epische Kintop	356
Vita nuova	194	Die literarische Produktion . .	357
Die Gemäldegalerie	196	Panamerikanismus in Zahlen .	359
Aussprüche Friedrich des Großen	198	Gott und die Menschen . . .	396
Holbein	199	Die Reichstagsboten	397
Thule	200	Uhland als Politiker	399
Eine chinesische Geschichte . .	200	Die neue Liliencron-Ausgabe .	400
Majoritäten	234	Der beleidigte Krieg	431
Geographie des Verbrechens .	235	Vom Kämpfen, von Leutnants Naturschutzparks u. a. . .	433
Soziales Schrifttum	236	Impressionismus	434

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Seite
Frauenstimmrecht in England	437
Gerechte Beamtenbesoldung	438
Von Schuld und Strafe	439
Der junge Goethe	440
Don Quixote	440
Hands off	474
Die Schaubühne des Patriotismus	475
Bankrott der Staatsgewalt	477
Denunzianten und öffentliche Ankläger	479
Leibgeber an Emil Praetorius	480
Das Völkerschlachtdenkmal	513
Philosophische Zeitwende	515
Der Reiz der russischen Wortkunst	517
Europa und die amerikanische Einwanderung	518
Den sächsischen Volksschullehrern	520

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Der deutsch-italienische Zwist

Von Prof. Otto Harnack

Die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien — d. h. nicht die ihrer Regierungen, sondern die der Völker und ihrer Vertretungen in der Presse — haben in den letzten Wochen einen Charakter angenommen, den man unter Bundesgenossen als widersinnig und auf die Dauer unmöglich bezeichnen muß. Vorwürfe und Gegenvorwürfe in immer schärferem Ton begegnen sich, und in Italien ist man sogar schon zu unfreundlichen Handlungen vorgeschritten.

Wir Deutsche sind überzeugt, daß wir gegen Italien keine anderen Vorwürfe erhoben haben, als solche, zu denen wir durch Wahrheitssinn und Moralität genötigt waren. Aber verständigerweise müssen wir uns auch sagen, daß Personen, die ihren Freunden immer Wahrheiten vorhalten und Moral predigen, als Freunde nicht gerade beliebt sind. Und außerdem kommt es auf den Ton der Vorwürfe an; den Freund tadelt man anders als den Feind. Von einem freundschaftlichen Ton der Vorhaltungen war aber — die Wahrheit zu gestehen — in der deutschen Presse seit Beginn des Krieges um Tripolis nicht viel zu spüren.

Wir haben Italien vorgeworfen, daß es den Krieg ohne Rechtsgrund, aus bloßer Eroberungssucht unternommen habe. Das ist richtig, — aber wie viele Kriege, die heute als sehr ruhmvolle gelten, sind nicht aus demselben Grund unternommen worden! Der Mißstand ist nur der, daß Italien eine solche Kriegspolitik begonnen hat zu einer Zeit, in der ganz Europa sich vom entschiedensten Friedensbedürfnis beseelt zeigt, in der nicht dagewesene Anstrengungen gemacht werden, um auch die schwersten Differenzen auf friedlichem Wege zu schlichten. So erscheint uns das Vorgehen Italiens als nicht mehr zeitgemäß, als ein Anachronismus. Aber es stehen ihm auch starke Milderungsgründe zur Seite. Nordafrika ist in den letzten Jahrzehnten aufgeteilt worden; von jeher war dabei von den Beteiligten Tripolis den Italienern als Beutestück zugewiesen worden. Italien hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich mit der Besitznahme nur verspätet;*) es ist außerdem gegenüber den anderen Mitbewerbern in dem Nachteil, daß es in Tripolis nicht mit einem Khedive, nicht mit einem Bey, nicht mit einem marokkanischen Sultan zu tun hat, sondern mit dem „Großsultan" selber, und daß deshalb um Tripolis ein förmlicher Krieg geführt werden muß, während in Ägypten, Tunis, Marokko nur „militärische Spaziergänge" erforderlich waren, über die sich weder das Rechts- noch das Humanitätsgefühl sonderlich aufregte.

Jetzt aber haben wir im Namen der Humanität gegen Greuel protestiert, welche die Italiener gegen Bewohner des Landes, selbst gegen Wehrlose begangen haben. Wir verlangen heute, daß auch der Krieg sich an Normen bindet, die ihm den Charakter des Grausamen, des Sinnlos-Verwüstenden benehmen. Gegen die friedlichen Bewohner des Landes soll nicht Krieg geführt werden. Aber auch hier wird eine ruhige Betrachtung den Italienern mildernde Umstände nicht versagen. In einem Lande, das von Beduinen bewohnt wird, ist es nicht leicht, zwischen friedlicher und kriegführender Bevölkerung zu unterscheiden. In einem Krieg, in dem wochenlang um Landstriche von bloß Kilometerbreite mit wechselndem Erfolg gerungen wird, ist es nicht leicht, zu unterscheiden, ob man Bewohner eines schon unterworfenen und wiederum aufrührerischen oder eines noch in offener Kriegführung stehenden Gebietes vor sich hat. Und wenn im Rücken der Truppen plötzlich der Kampf wieder aufflammt, so ist es nicht ganz unbegreiflich, wenn es zu Gewalttätigkeiten und Hinmordungen kommt, die bei ruhigem Blut das Völkerrecht und die Menschlichkeit nicht zulassen würden.

Indes muß es selbstverständlich unbenommen bleiben, über diese Ausschreitungen im einzelnen wie auch über diesen Krieg im ganzen sein kritisches Urteil auszusprechen; ich glaube jedoch, daß diese Urteile an sich in Italien gar nicht so aufreizend gewirkt hätten, wenn man in Deutschland zugleich mehr Verständnis für den welthistorischen Augenblick, den Italien jetzt durchlebt, und für die Empfindungen, mit denen es ihn begleitet, gezeigt hätte. Daran aber hat es gefehlt. Die Italiener, die endlich über

*) Vgl. März, 1911, S. 503 (Heft 39) „Sachs, Der versäumte Augenblick von Tripolis". Die Red.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren lange Zeit sie bedrückenden und hemmenden wirtschaftlichen Notstand hinweggekommen sind, fühlen sich jetzt stark genug, eine große politische Aktion zu unternehmen, und sie sehen in dem Gelingen dieser Aktion das Siegel auf der Gründung ihres Einheitsstaates und den Erweis ihres Rechtes auf die tatsächliche Großmachtstellung. Darum ist das ganze Volk — mit Ausnahme weniger Sozialisten — von einer krampfhaften Erregung oder Spannung über den Ausgang dieses Unternehmens erfüllt, und von einer Leidenschaft, die alle anderen Erwägungen und Empfindungen daneben in Vergessenheit versenkt. Dagegen läßt sich gewiß vieles einwenden; aber es läßt sich auch sehr wohl verstehen, und jedenfalls wäre es eine sehr billige, philiströse Weisheit, darüber zu spotten. In Deutschland aber hat man vielfach nicht nur die Tripolis-Aktion nicht verstanden, sondern es war, als hätte man darüber auch das Verständnis für die frühere Geschichte und Entwicklung Italiens verloren. Ich habe Artikel gelesen, in denen das Bewußtsein von der Gleichartigkeit der Einigung Deutschlands und Italiens ganz ausgelöscht schien, in denen über das „Risorgimento", über die Erhebung Italiens vom geographischen Begriff zum Einheitsstaat abfällige Bemerkungen gemacht wurden. Und das wenige Monate, nachdem dieselben Zeitungen aus Anlaß des italienischen Einheitsjubiläums begeisterte italienfreundliche Artikel gebracht hatten, ein Jahr, nachdem man überall das Andenken Cavours zu seiner Hundertjahrfeier mit Bewunderung begangen hatte!

Auch wenn wir annehmen wollten, das Tripolis-Unternehmen sei ein grober Fehler Italiens, kann dieser Fehler für uns Anlaß sein, unsere ganze Stellung zum Königreich Italien, zum italienischen Volke zu verändern? Und weiter: Kann er ein Anlaß sein, die Bundesgenossenschaft Deutschlands und Italiens aufzuheben?

In dieser Hinsicht hat die italienische Presse sich zuerst schuldig gemacht. Sie behauptete plötzlich, Deutschland habe sich jetzt als Feind Italiens entpuppt, obgleich der deutschen Regierung auch nicht der mindeste Vorwurf dieser Art zu machen ist, und sie fing an den Dreibund als eine unselige Fessel Italiens hinzustellen. Doch schon ist die Besinnung eingetreten, und vor allem ist es die von der Regierung beeinflußte Presse, welche die Erneuerung des Dreibundes mit aller Entschiedenheit für wünschenswert er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klärt. Es liegt ja auch auf der Hand, daß die Stellung, die sich Italien im Gebiet des Mittelmeers wünscht, es zu England und Frankreich in Rivalität bringt, und daß es dagegen den natürlichen Rückhalt an Deutschland und Österreich hat; die Differenzen mit Österreich sind demgegenüber nebensächlich. Es hat sich ja auch schon gezeigt, wie Frankreich und England die Tripolis-Affäre sich selbst zunutze zu machen streben, und wie wenig sie gewillt sind, Italien seinen Kampf durch eine strenge Grenzbewachung zu erleichtern.

Allein, auch wir müssen uns sagen, daß das Verbleiben Italiens im Dreibund für das friedenerhaltende Gleichgewicht der Kräfte in Europa erforderlich ist. Durch sein Ausscheiden würde Italien unbedingt in den Machtbereich der Triple-Entente*) gezogen werden, und diese würde damit einen Machtzuwachs erhalten, der die Versuchung, den Kampf um die Vorherrschaft in Europa zu wagen, sehr bedenklich steigern würde. Der Gedanke des Dreibundes, der gerade jetzt durch die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten Crispis uns in der Bismarckschen Genialität seiner Konzeption wieder lebendig gemacht wird, hat seine dauernde Bedeutung auch noch über den heutigen Tag hinaus.

Aber auch abgesehen von allen politischen Konstellationen und Erwägungen ist die heutige Gereiztheit zwischen zwei so lange nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich verbundenen Kulturvölkern ein Zustand, den jeder Tieferblickende noch weit beklagenswerter finden wird, als den ganzen italienisch-türkischen Krieg. Hier liegen die verhängnisvollen Keime einer Entzweiung, die für unser ganzes Kulturleben tief bedauerlich wäre. Wie schwer leidet unsere ganze Kultur schon unter dem ererbten deutsch-französischen Gegensatz; in neuester Zeit ist noch ein deutsch-englischer hinzugekommen. Tue jeder das Seine, daß nicht auch noch ein deutsch-italienischer Gegensatz dauernd werde! Die Isolierung der großen Kulturnationen ist das schlimmste Hindernis des Kulturfortschrittes.

*) Vgl. März, 1911, S. 495 (Heft 52) „Mackay, Englands Weltpolitik unter Sir Grey". Die Red.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dem „Unfug des Sterbens" und der Geburt / Von F. W. Beck

(Nachdruck verboten)

Jahrhunderttausende mögen schon in den Schoß der Vergangenheit hinabgesunken sein, seitdem der rasch berühmt gewordene Unterkiefer von Mauer im Sande einer verlassenen Neckarschleife geborgen wurde. In dieser ungeheuren Zeitspanne hat die sogenannte natürliche menschliche Lebensdauer wohl nur innerhalb enger Grenzen geschwankt. Die Vorstellung, daß des „Menschen Leben siebzig, und wenn es hoch kommt, achtzig Jahre" währe (Ps. 89,10), hat also überreichlich Zeit gehabt, sich in die Gehirnzellen des homo sapiens und primigenius einzufressen. Jahrhunderttausende lang hat aber auch der Mensch beobachten können, daß Vögel und Insekten fliegen. Und trotzdem haben sich bis in das 20. Jahrhundert hinein nur ganz wenige Menschen von der erblich fixierten Vorstellung frei machen können, daß die menschliche Fortbewegung notwendigerweise an Erde oder Wasser gebunden sei. Wie sollte da erst die breite Masse an einen Bruch mit fast millionenjähriger Altersknechtschaft zu denken wagen, wo die wissenschaftlichen Daten, welche Zweifel an der Unabwendbarkeit der Alterserscheinungen erwecken könnten, erst mühsam aus den verschiedensten Spezialgebieten zusammengesucht werden müssen.

Was hat aber überhaupt Aviatik und Makrobiotik miteinander zu schaffen? Nun, einfach den Umstand, daß der menschliche Vollendungszustand, wenn überhaupt, so mit der durchgeführten Hinzugewinnung des neuen Fortbewegungsmediums kommen muß. Die Bibel der Natur, nicht bloß die Erdgeschichte, auch das Alltagswunder der Insekten- und Amphibienmetamorphose predigt uns die Wahrheit, daß das höhere physikalische Medium dem Tage zutreibt, was an Vollendungszielen in einer Spezies steckt. Immer, wenn hartnäckiger aviatischer Zweifel nieder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezwungen wird, tritt dann hervor, wie nahe die aviatischen und makrobiotischen Leichtigkeitsgefühle nebeneinander im menschlichen Kopfe hausen. Der Premierminister seiner scherifischen „Majestät“ hat, als er den ersten französischen Militärflieger über Fez kreuzen sah, erklärt: „Ich habe gesehen und glaube jetzt. Die Franzosen haben nunmehr nur noch das Geheimnis des Todes zu ergründen.“ In gleicher Weise hat die geistreiche, 82jährige Marquise de Villeroy, als sie den Ballon der Gebrüder Montgolfier in die Lüfte steigen sah, ausgerufen: „Die Menschen! die Menschen! sie werden noch ein Mittel gegen den Tod finden!“ Wir alle hören ja bei dem rasenden Crescendo, in dem das menschliche Können jetzt nach oben geht, mit Geistesohren schon das Rasseln des Uhrwerks, das bald an der metallenen Krone ein neues Weltalter anschlagen wird. Wären wir noch naive Bibelchristen, so würden wir mit Paulus jubeln: „Der letzte Feind, der überwunden wird, ist der Tod!“ Hat doch das Mittelalter in seiner frommen Einfalt schon davon gesprochen, daß das Fliegen der Menschen als allererschrecklichstes Teufelswerk unmittelbar dem Anbruche des tausendjährigen Reiches vorausgehen werde. Jenem „tausendjährigen Reiche“ der Bibel, das selbst die Theologen jetzt als eine Ausgeburt orientalischer Phantasie belächeln, und dessen Märchenpracht trotzdem dereinst vor den letzten Gipfelleistungen der Technik und Biologie verblassen wird. Der geschichtlich denkwürdige Moment, da Orville Wright mit seinem motorlosen Flugzeug ein wahres Wunder gegen bleierne Erdenschwere vollbracht hat, fordert deshalb zu Betrachtungen über das Endziel menschlicher Vervollkommnungsfähigkeit geradezu auf.

Alle Dinge zwischen Himmel und Erde hat der grübelnde menschliche Geist eher in ein monistisches Einheitsschema einzuzwängen versucht, als die Wellen des Todes und der Geburt, die jahraus, jahrein den Leib der Menschheit durchzittern. Noch hat man nicht gelernt, dem hochgepriesenen Julius Robert Mayer unbefangen in den Januskopf zu schauen. Soweit der Urheber des Energiegesetzes sein Antlitz nach rückwärts wendet, zeigt er uns freilich, daß jede neue Metamorphose der im Weltall unerschaffen und ewig vorhandenen Kraft das Verschwinden einer alten Metamorphose bedingt, daß also mit dem Entstehen das Vergehen verknüpft sein muß. Das zweite, noch unbegriffen in die Zukunft schauende Antlitz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gibt uns dagegen die frohe Gewißheit, daß jede Metamorphose an der Ewigkeit der Energie, welche sie darstellt, teilhaftig werden kann, wenn es gelingt, deren Überführung in eine neue Metamorphose zu unterdrücken; das heißt, daß es kein Vergehen gibt, wo kein Entstehen herrscht. Schon Spinoza hat einfach und schön die in rastloser Flucht auftauchenden und verschwindenden Menschen mit den Wellen verglichen, die der Wind an den Gewässern des Ozeans emporpeitscht. Nur das hat er noch nicht zu begreifen vermocht, daß das System der Nachkommenproduktion der Aeolus sein muß, der das ganze Menschheitsdasein in eine ruhelos zwischen Hebamme und Totengräber hin- und herpendelnde Wellenbewegung verwandelt. Ob wir von der hohen Warte des Energiegesetzes herab oder unter dem Mikroskope bei den einzelligen Organismen dem Rätsel des Entstehens und Vergehens näher kommen wollen; immer können wir mit dem Protistenforscher Hartmann sagen: „Die Frage nach den inneren Ursachen des Todes fällt zusammen mit der Frage nach den Ursachen der Fortpflanzung. Tod und Fortpflanzung sind gewissermaßen nur die positive und die negative Seite desselben Problems." Der „Unfug des Sterbens" muß also mit geheimnisvollen Fäden an den „Unfug der Geburt" geknüpft sein.

Der Altmeister der Todesforschung, Weismann, sagte schon 1882: „Bei den vielzelligen Organismen trennten sich Körper- und Fortpflanzungszellen; der Tod der ersteren wurde möglich, und wir sehen, daß er auch eingerichtet wurde." Weismann, der mit seiner Leugnung des notwendigen Zusammenhanges von Fortpflanzung und Tod seither von der fortschreitenden Protistenforschung längst überholt worden ist, hat nur unterlassen zu sagen, daß nicht nur der Tod, sondern selbstverständlich auch die geschlechtliche Fortpflanzung erst mit der Trennung von Geschlechts- und Körperzellen möglich geworden ist. Der sehr einfache Zusammenhang zwischen Geburt und Tod würde also auch nach Weismann bei allen geschlechtlich sich fortpflanzenden Lebewesen und insbesondere auch beim Menschen darin bestehen, daß die Grundbedingung alles Geborenwerdens zugleich die Hauptursache des Todes ist.

Die unerschöpfliche Symbolik der Natur hat diese innere Wesenseinheit von Fortpflanzung und Tod besonders eindringlich bei einigen hochstehenden Lebewesen gepredigt, die nach einem langgedehnten geschlechtlosen Da-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein plötzlich für kurze Zeit den prangenden Hochzeitsschmuck nur anlegen, um zu sterben. So bei den Eintagsfliegen, die zuerst 3—4 Jahre als häßliche, gefräßige Larven im Uferschlamme der Flüsse leben, dann für wenige Stunden ein elfenhaft zartes, silberhelles Flügelwesen ohne brauchbare Verdauungswerkzeuge werden, das, in Mondscheinnächten zu Millionen vereint, nach einer wilden Begattungsorgie tot in den Fluß zurücksinkt. Oder bei den Agaven, die zwanzig bis dreißig Jahre lang über die Bildung eines Kurztriebes mit den schönen Blattrosetten nicht hinauskommen und dann innerhalb weniger Wochen Riesenstengel und Tausende von Blütenglocken voll Duft und Honig treiben, die Früchte ausreifen und verwelkt am Boden liegen.

Bei den Gliederfüßlern fällt Fortpflanzung und Tod vielfach in Form des sexuellen Kannibalismus zusammen, indem das girrende Männchen den Liebestod im Magen des Weibchens findet. Der provenzalische Insektenforscher Fabre hat uns zuerst die schauerlich-schönen „Liebesidyllen“ des südfranzösischen Skorpions (Scorpio occitanus) und der Gottesanbeterin-Heuschrecke (Mantis religiosa) beschrieben, die mit dem grausigen Hochzeitsmahle endigen. Auch bei einigen unserer heimischen Spinnen, beispielsweise der Kreuzspinne, kommt es häufig genug vor, daß das schwächere Männchen, bei mangelnder Fertigkeit im Davonlaufen, von dem Weibchen während der Begattung totgebissen und ausgesaugt wird.

Bei einigen Fadenwürmern erscheint die Wesenseinheit von Fortpflanzung und Tod als regelmäßige Vernichtung des elterlichen Lebens durch das kindliche. Das Spottlied von der „Lieb im Leibe“ gehört auch zu den „poetischen Versuchen“ der angeblich unendlich liebevollen Allmutter Natur. So muß namentlich das winzige Rhabditiswürmchen das tragikomische Mißgeschick erleiden, von der Kannibalenbrut im eigenen Leibe buchstäblich hohl- und ausgefressen zu werden.

Auch beim Menschen bedarf es in zahlreichen Ausnahmefällen keiner naturphilosophischen Runendeutung, um einen Monismus von Fortpflanzung und Tod zu konstruieren. Wenn z. B. durch das echt menschliche Mißverhältnis zwischen Kindesschädel und Geburtsweg der Engpaß zwischen Kreuzbeinschaufel und Schambeinfuge zu den Toren des Hades für Mutter, Kind oder beide zusammen wird. Oder wenn die Spirochaete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pallida, der Syphiliserreger, den Mittler zwischen Fortpflanzung und Tod spielt, jener unheimliche Bursche, der auch nachwirkend noch den todgeweihten Paralytiker in jene trügerische „güldene Heiterkeit" einlullt, welche der schon erkrankte Nietzsche noch als des „Todes heimlichsten, süßesten Vorgenuß" gepriesen hat. Auch der Greis bezahlt in manchen Fällen die Fortpflanzung mit dem Stillstand des liebegierenden Herzens. Mag aber in noch so vielen Ausnahmefällen hinter dem angenehmen Köder der Fortpflanzung der Angelhaken des Todes stecken, so besteht beim Menschen trotzdem kein individueller Zusammenhang zwischen beiden Einrichtungen. Entweder ist also das Energiegesetz der Traum eines Mittagsschläfchens, oder aber die Beziehungen zwischen Geburt und Tod sind beim Menschen überindividuelle, die ganze Menschheit umspannende; das heißt, der Tod des Einzelmenschen fällt zusammen mit der Gesamtsumme aller menschlichen Geburten, also dem Wachstum des Menschheitsganzen.

Aus seinen eingehenden Versuchen, die der Münchener Zoologe Richard Hertwig mit dem in allen faulenden Pfützen gemeinen Pantoffeltierchen (Paramaecium aurelia) gemacht hat, ist ihm die Bedeutung des Teil- oder Partialtodes aufgegangen. Das Pantoffeltierchen ist ein einzelliges, aber hochorganisiertes, mit bloßem Auge gerade noch sichtbares Wimperinfusorium, das sich unter günstigen Ernährungsbedingungen einmal im Tage teilt. Schon vor Hertwig haben andere Protistenforscher bei Amoeben, Gregarinen und Wurzelfüßlern beobachtet, daß von diesen sich ungeschlechtlich fortpflanzenden Organismen bei der Teilung immer kleine Teile — die sogenannten „Restkörperchen" — sich ablösten und abstarben. Hertwig konnte aber bei seinen Pantoffeltierchen auch feststellen, daß dieser „Partialtod" sich abstoßender Teilchen besonders auffällig dann hervortrat, wenn die Paramäcienkolonien von schwerem Daniederliegen ihrer Lebenstätigkeit sich wieder zu erholen begannen. Der Partialtod ermöglichte also dem Ganzen überhaupt erst das Weiterwachsen, und einen letzten Anklang an diese Verhältnisse findet Hertwig noch in dem Abwerfen der Blätter und Nadeln durch ruhebedürftige Bäume und in den Häutungsprozessen der Krebse, Spinnen und Insekten. Die Idee des Partialtodes, der dem Wachstum des übergeordneten Ganzen förderlich ist, führt uns aber auch, weit über die Absichten ihres Urhebers hinaus, zu einer Auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fassung des menschlichen Todes, welche allein den mystischen Nebel zu durchdringen vermag, in den sein Wesen bisher gehüllt war. Die mehr als 100000 Menschen, die täglich den letzten Gang in die Ewigkeit antreten, fallen dem Wachstum des ganzen Menschheitsbaumes zum Opfer, und der Tod des Einzelmenschen hängt deshalb, seinen letzten und tiefsten Verzweigungen nach, mit der Fruchtbarkeit seiner Mitmenschen zusammen, wenn dieses Verhältnis auch vorläufig sinnlich nicht zu verdeutlichen ist und nur durch gewisse statistische Ziffern bereits einigermaßen hindurchschimmert.

„Wir Lichtzwerge mit der Liliputanernetzhaut vermögen die bis 500 Meter langen Wellen des elektrischen Ozeans, in den die Einzelbestandteile des Menschheitskörpers eingebettet sind, nicht in Lichtwelt zu verwandeln" hat der Verfasser dieser Zeilen bereits an anderer Stelle ausgeführt. Unsere Vorfahren kannten ja keine andere Einheit des Menschengeschlechtes, als die im Ovarium der Stammutter Eva oder auch in einer transzendentalen Gottheit begründete. Trotzdem hat schon der geniale Oken die ganze Menschheit als eine Art von Überorganismus zu begreifen gesucht, dessen Organe die einzelnen Menschen sind. Wir Zeitgenossen einer rasch sich wandelnden Physik und der elektro-magnetischen Auffassung der ganzen Sinnenwelt vermögen aber wirklich keinen Grund anzugeben, warum der Leib der Menschheit in bezug auf die ziffernmäßige Bilanz seiner Einzelbestandteile sich nicht, trotz seiner äußeren Zusammenhanglosigkeit, gerade so verhalten sollte wie ein zusammengewachsener Organismus. Die Auffassung des menschlichen Einzeltodes als einer Erscheinung, die mit dem Wachstum des Ganzen sich deckt, ist die einzige, die nicht von vornherein auf jede Lösung des Todesrätsels verzichtet. Die Menschheit muß doch einmal müde werden immer nur zu hören, daß der menschliche Tod eine „unbegreifliche Fatalität", eine „Erfahrungstatsache", eine „weise Zweckmäßigkeitseinrichtung" oder auch ein heimtückisches Werk der Paradiesesschlange sei. Der Tod mußte in der bisherigen Menschheit schon deswegen eine „Erfahrungstatsache" sein, weil eben deren Unvollkommenheit und Unreife sich gerade darin ausdrückt, daß sie noch Wachstumserscheinungen aufweist. Und andrerseits gibt uns die natürliche Zielstrebigkeit des Wachstums die tröstliche Hoffnung auf einen dereinstigen Wachstumsabschluß der Menschheit, auf eine kommende biologische Revolution als Rei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fungskrise der werdenden Übermenschheit. Einst muß also kommen der Tag, da man die üblichen Jubelhymnen auf die „erhabenste aller Einrichtungen" um mehr als eine Oktave herabstimmen und an dem Abgotte der Fruchtbarkeit den grinsenden Totenschädel gewahren wird, der sich hinter der Maske der Erhaltung verbirgt. „Immer und überall, sagt sehr treffend Herbert Spencer, sind Fortpflanzung und Vervollkommnung einander entgegengesetzt," und die zwingende Schlußfolgerung aus dieser unbestreitbaren Tatsache ist, daß die Fortpflanzung unendlich klein werden müßte, wenn die Vollendung unendlich groß werden sollte. Und an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit glauben doch wohl, wenigstens mit den Lippen, alle Biologen.

Ein Kalksteinfigürchen, gefunden 1909 in Willendorf bei Wien, gibt uns Aufschluß darüber, in was für die Mammutjäger der älteren Steinzeit des Weibes Wonne und Wert bestund. Es war, wie auch anderwärts gefundene Figürchen ähnlicher Form beweisen, vermutlich ein Fruchtbarkeitssymbol, und diese groteske Apotheose des gefüllten Mutterschoßes versetzt uns in eine Urzeit, da die Zwillingsgeburt vielleicht die Regel und selbst die Fünftlingsgeburt noch kein wunderseltener, atavistischer Rückschlag war wie heute. Die Verhältnisse der Eiszeit waren allerdings nicht danach, den Paradiesestraum der „Überwindung von Geburt und Tod" zu träumen. Was hätte dem homo primigenius auch eine natürliche Anlage zu methusalemitischer Lebensdauer viel nützen können, wo Raubtierzähne, Troglodytenkeulen und Bakterien aller Art schon dafür gesorgt hätten, daß kaum einer auch nur den zehnten Teil davon erreicht hätte. Da konnte, wie bei allen Tieren, die zahlreichen Körpergefahren ausgesetzt sind, nur eine massenhafte Fortpflanzung helfen. Sie allein sichert den Vielgefressenen ihren Platz an der Sonne. Dagegen sind natürliches Primatentum und Mangel an Körpergefahren Grundbedingung für lange Lebensdauer und geringe Fortpflanzung. So erreichen z. B. die trägen Riesenschildkröten auf einsamen Südseeinseln ein Alter von gegen 300 Jahren als eine beißende Satire auf eine Weltordnung, die einen Mozart oder Raffael dagegen nur $3^1/_2$ Jahrzehnte alt werden läßt. Auch natürliche Beherrscher ihrer Umgebung wie Adler, Geier, Krokodile, Hechte, Elefanten, Walfische, Falken usw. werden weit über hundert Jahre alt. Und wir Men-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen, sind wir vielleicht jenem Weltensabbat, der Feiertagsruhe der Welt, näher gekommen, von dem schon die Talmudisten und Augustinus geredet haben? Es liegt im Wesen der menschlichen Fruchtbarkeit begründet, daß sie eben solche Ruhezustände nicht aufkommen läßt, die zum Paradisiertum verführen könnten. Wie das Mycelium eines ungeheueren Pilzes durchzieht das System der Fruchtbarkeit das ganze Menschheitsdasein. Die zahllosen Friedensapostel und Ismendoktoren aller Art können aber der Welt gerade darum nicht helfen, weil sie nur die sichtbaren und sich stets erneuernden, giftigen Fruchtkörper des Pilzes, d. h. den Krieg Aller gegen Alle, welcher die Welt beherrscht, nicht aber das geheime, unterirdische Fadengeflecht selbst ausrotten wollen. Und doch wäre für eine Menschheit ohne schwere körperliche Gefahren, wie sie möglicherweise auf dem Planeten Mars schon existiert, allerdings die ganze Gattungserhaltung auf dem Umwege durch Geburt und Tod unzweckmäßig geworden. Vernünftig dagegen wäre unter solchen Umständen doch nur ein menschliches Wesen, das in einer ein für allemal feststehenden Zahl einfach dableiben würde, ohne sich weiterhin fortzupflanzen oder zu sterben.

Es gab einmal eine denkwürdige Zeit auf Erden, da eine Paradiesesruhe der Welt den Zeitgenossen heranzunahen schien. Jene Zeit, da die amtlichen Inschriften der Stadt Halikarnassus den Kaiser Augustus als den Weltheiland und Friedensbringer feierten, dessen Wille dem Weltkreis Ordnung und Ruhe aufzwang. Und in jener erwartungsvollen Zeit soll in Judäa ein unglücklicher Ikarus der ewigen Jugend mit nie wieder dagewesener Schroffheit auf die Hinterkulissenverhältnisse des Todes hingewiesen haben. Wie uns der gelehrte Kirchenvater Clemens v. Alexandria nach dem verloren gegangenen Ägypterevangelium berichtet, soll dieser Prentice Mulford des Augusteischen Zeitalters der Salome (der Mutter des Jakobus und Johannes) auf ihre Frage, wie lange der Tod herrschen werde, geantwortet haben: „Solange ihr Weiber gebäret!“ Selbst das Wort soll gefallen sein: „Ich bin gekommen, die Werke der Frau — das heißt Geburt und Tod — aufzuheben!“ — in einer Zeit, da selbst die Stimme des „Gottes auf dem Cäsarenthrone“ kaum den zehnten Teil der bewohnten Welt durchdrang. Und diese Hammerschläge gegen die Einrichtung der Geburt sollen, wie es scheinen könnte, nicht einmal im Sinne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mönchischer Ideale gefallen sein. „Dann habe ich gut daran getan, keine Kinder geboren zu haben," soll da eine Frau eingeworfen haben, worauf die dunkle Antwort gefallen sei: „Esset von jedem Kraut, nur nicht von dem, das Bitterkeit hat!" Wir wissen ja nicht, was an jenen angeblichen Gesprächen Authentisches ist, aber hier blitzt anscheinend der Gedanke an eine Entlastung der Menschheit von dem Paradiesesfluche der Geburt auf, der weder mit dem mönchischen Ideenkreise Buddhas, noch mit dem widerlichen und widernatürlichen Präventivverkehre des modernen Menschen etwas zu schaffen hat. Es ist ja möglich, daß das zwanzigste Jahrhundert eine natürliche Entlastung von der Uterusfrohnde der Menschheit bescheren wird. Noch sind ja die Untersuchungsakten über das Minen- und Gegenminenspiel der inneren Körpersekretionen nicht spruchreif geworden, aber soviel scheint jetzt schon wahrscheinlich zu sein, daß der ganze Kreislauf der weiblichen Sexualität mit seinen körperlich-seelischen Beschwerden, mit seiner unappetitlichen Beigabe, mit seiner Giftsaat von Haß, Neid, Intrige, aber auch mit seiner Verewigung des „Weltübels der Geburt" von jenen verlassenen Brutstätten gereifter Eier aus beeinflußt wird, die als „gelbe Körper" der weiblichen Keimdrüsen bekannt sind. Ob er auch von dort aus dereinst wird abgestellt werden können? Qui vivra, verra!

Kulturfrühling in Hellerau

Von Dr. Max Adler (Friedenau)

Unmittelbarkeit des Erlebnisses: hierin liegt am Ende aller Sinn und Drang dieses unruhvollen, vielgestaltigen Zeitstrebens beschlossen. Uns überzeugt das Glückslächeln eines Auges, ein freier, königlicher Gang, ja noch der leiseste Klang und Duft der Fernen, der uns wie ein Hauch von fremden Seelenküsten streift; und uns bedrückt und beirrt die Verfänglichkeit der leeren Abstraktion, des rundesten Syllogismus. „Wofür man vom Erlebnisse her keinen Zugang hat, dafür hat man auch kein Ohr" (Nietzsche in „Ecce

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

homo"). Man mag uns noch so eindringlich die sozialen, wirtschafts-politischen oder hygienischen Vorteile einer neuen Lebensform predigen: wir werden schließlich ermüden und, was wir bloß mit dem Verständnis ergriffen haben, — nur allzubald für unser intellektuelles Gewissen und unsere Überzeugung! — in das graue Meer der gestaltlosen Begriffswelt zurücksinken sehen, auf dessen Grunde schon so viele Gedankenleichen dieser wie durch ein Wunder noch immer lebendigen Generation modern . . . . .

Aber man führe uns an einem schönen Sommerabend nach Bournville, der Gartenvorstadt von Birmingham, wenn im Park auf der windfrischen Wiese weißgekleidetes Mädchenvolk den buntbebänderten Maibaum umflattert: fernher ertönt das Jauchzen und Schreien der Badenden, die im Schwimmbassin, Böcklinsche Tritonen und Najaden, ihre übermütigen Wasserkünste treiben, und von der Höhe herab übergießt ein lichtes Glockenspiel die begnadete Flur mit melodischem Abendsegen . . . . . Ich habe es erlebt, daß ältere Leute, die aus dem kargen Lande der Denker und Analytiker herübergekommen waren, vor diesem Schauspiel mit einem Tränenausbruch zu kämpfen hatten — wir Jüngeren aber empfanden, daß uns, wie den Tanzenden da drüben, die Szenerie mehr bedeutete, als eine einprägsame Reise- und Jugenderinnerung: Eindrücke von solch überzeugender Stimmungsgewalt setzen die verbürgende Unterschrift unter die Magna Charta eines höheren, adeligeren Zukunftslebens.

So würde man denn auch den Kreis der Reformtatsachen, die mit der Begründung der Dresdener Gartenvorstadt Hellerau heute bereits zu lebendiger Wirksamkeit gediehen sind, viel zu eng fassen, wenn man das weitausschauende, großangelegte Werk schlechthin mit der Charakterisierung als „erste deutsche Gartenstadt" abtun wollte. Es kommt dabei sicherlich mehr in Frage, als ein mehr oder minder loser Komplex von wirtschaftlichen, sozialpolitischen, technischen und künstlerischen Momenten. Die Luft eines neuen Lebenswillens umfängt uns hier. Das konstitutive und pulsorische Grundelement dieses einzigartigen Gemeinwesens ist freilich rein künstlerischer Art: Hellerau ist im wesentlichen eine Schöpfung der „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst" und ihres Leiters Karl Schmidt, die ihre Besitzrechte lediglich auf die neugegründete Gesellschaft „Gartenstadt Hellerau" übertrugen. Aber diesen künstlerischen Ursprüngen gesellte sich von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anfang an eine fruchtbare sozialkulturelle Idee: ein Stück Freiland sollte geschaffen werden auf einem Boden, der niemand und allen gehörte, der die Nutzknechtung durch einige wenige Monopolisten ebenso entschieden ausschloß, wie die herkömmliche Erdentfremdung und Heimatlosigkeit der großen Masse; Erbmiete und Unveräußerlichkeit des Landes sollten dieses Ergebnis grundgesetzlich sicherstellen.

Als unauflösliche Dreieinheit von Natur, Kunst und Technik ist in ihrer Urkonzeption die freieste und originellste aller deutschen Siedelungen gedacht. Wir wandern durch die mählich ansteigenden, sanft geschwungenen Straßen und gewahren auf Schritt und Tritt die wohltuenden Wirkungen des steten Ineinandergreifens jener drei Mächte, dem hier die Bezwingung einer Reihe ungemein wichtiger und schwieriger städtebaulicher Aufgaben gelungen ist. Mit Genugtuung stellt man zunächst fest, daß die schematische, schachbrettartige Bodenaufteilung, die unseren Großstädten sozusagen zur zweiten Unnatur geworden ist, glücklich vermieden wurde. Aber in all der reizvollen Mannigfaltigkeit, mit der hier eine wirkliche Raumkunst, wie wir sie heute noch an den Bauten und Stadtplätzen des Mittelalters bewundern, den verschiedenartigsten Problemen der Bodengestaltung und des individuellen Baubedürfnisses nachgeht, macht sich doch kein vorlauter Ton protzenhafter, moderner Stilfexerei störend bemerkbar. Das Prinzip, ganze Viertel und Straßen einem einzigen Architekten zur Bebauung zu überweisen, hat hier jene innere architektonische Verwandtschaft erzeugt, die in allen Dorf- und Stadtanlagen so unsäglich anheimelnd wirkt. An etwa dreihundert Kleinhäusern, die sich anmutig-keck vom dunklen Waldhintergrund abheben, und an über zwanzig anspruchsvolleren Landhäusern haben bisher Städtebauer, wie Riemerschmied, Tessenow, Muthesius, Th. Fischer, Bestelmeyer, Tscharmann, Hempel, Hohrath und Baillie Scott ihre Kunst erprobt. Und wie hier alles an seinem Platze steht und seiner besonderen Bestimmung dient: wie man breite, ebene Alleen für den Verkehr schuf und stille, engere Wohngassen, Stadtviertel für Fabriksanlagen und Magazine, den Marktbezirk mit seinen großen Geschäftshäusern, Viertel für den Klein- und Landhausbau und für die Zwecke der Allgemeinheit, so findet auch jedes spezielle Wohnbedürfnis im Rahmen dieser harmonisch gefügten Totalität seine entsprechende Befriedigung, das des Arbeiters sowohl, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht mehr als 250 Mark Miete aufwenden will, wie das des Patriziers, dessen Mietsaufwand in die Tausende geht; niemand aber, der die Eigenheime der Hellerauer Arbeiter und ihre innere Ausstattung gesehen hat, wird behaupten, daß sie sich neben den Villen im Landhausviertel etwa nicht sehen lassen könnten. Arbeiter und Bürger, Kinder und Erwachsene, Häuser und Gärten, Möbel und Menschen, Wald und Straßen: alles scheint sich hier zu einer organischen, lebensvollen Einheit zu ergänzen, in der man kein Kettenglied missen möchte.

In seiner Schrift über den Tanz erzählt Lukian, daß zugleich mit dem alten orphischen Eros, dem Ordner des Chaos und Führer des Sternenreigens, das weltdurchdringende Prinzip des Rhythmus entstanden sei. Es klingt fast wie eine moderne Ausdeutung des tiefen Mythos, daß Meister Jaques-Dalcroze, der Künder und Wiederentdecker rhythmischer Lebensgesetze in Kunst und Alltag, gerade in Hellerau, dem Vorwerk harmonischer Kulturgestaltung in dem begonnenen Kampfe gegen das Großstadtchaos, den geeigneten Boden für seine Wirksamkeit gefunden hat. Am Nordwestende der Gartenstadt, nahe der Dresdener Heide, erhebt sich die eben fertiggestellte „Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze", ein tempelartiger, weit ins Land hinausragender Bau von einer edlen Klarheit der Formen. Hier soll das Erlebnis des Rhythmus (denn um ein körperlich-seelisches Erleben handelt es sich und nicht um ein System) den künftigen Lehrern der rhythmischen Gymnastik und anderen Kunstfreunden in würdigem Rahmen vermittelt werden. Heute bereits, wo in provisorischen Unterrichtsräumen gegen fünfhundert Schüler und Schülerinnen an den Übungen in rhythmischer Gymnastik, Solfège und Improvisation teilnehmen — der Neubau der Bildungsanstalt wird, wie das Landerziehungsheim, erst im kommenden Jahre eröffnet — scheinen die Tatsachen jener kühnen Voraussagung des Meisters recht zu geben, mit der er in einem Briefe an Dr. Wolf Dohrn, einen der Begründer von Hellerau, der vorgeschlagenen Übersiedelung von Genf in die neue Gartenstadt zustimmte: „In Berlin oder in einer anderen Großstadt", schrieb er, „werde ich nur eine Musikschule machen, in Hellerau den Rhythmus zur Höhe einer sozialen Institution erheben können."

Den tieferen Sinn dieser Aufgabe wird freilich nur erfassen können, wer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Darbietungen der Dalcrozeschen Schule unmittelbar auf sich wirken läßt. Die freudige Disziplin, die beherrschte Anmut und beseelte Energie, die hier einfache Bürger- und Arbeiterkinder zu einem unbefangen-künstlerischen Ausdruck der verschiedenartigsten Stimmungen und Empfindungen geführt haben, sprechen überzeugend von einer hohen, erzieherischen Macht, die man im Organisationsplan einer freieren und froheren Zukunftsschule nur ungern missen möchte: nicht etwa, weil sie Luxusgefühle entwickelt, sondern weil sie eine unvergleichliche Schulung des Willens und der Impulse ermöglicht. Durch systematische Übung der rhythmischen Innervation sollen die mannigfachsten Ausdruckswege zwischen den aufnehmenden sensorischen und den ausführenden motorischen Nervenbewegungen geschaffen, sollen unsere Körper zu jener schönen Harmonie und Freiheit erzogen werden, die den Griechen der Antike eignete und noch heute viele der Natur näherstehende Völker adelt. Es gilt, eine uralte, in den Anfängen aller menschlichen Entwickelung wirkende Urkraft, den Rhythmus, vom Staub und Schutt späterer, minder begnadeter Zeiten zu befreien, damit sie wieder, wie in der Menschheit ersten Zukunftsträumen, unseren Werktag erhelle und unsere Feste schmücke.

Eine Schule der Lebensfreude und eine Vorbereitung für alle Künste: das soll nach dem Willen der Gründer die neue Bildungsanstalt in Hellerau sein. Soweit das Wort hier klärend und anregend wirken kann, ist das jüngst erschienene Jahrbuch des Instituts („Der Rhythmus" I. Bd., Verlag Eugen Diederichs in Jena) mit sichtlichem Erfolg bemüht, einen frischen, temperamentvollen Auftakt für die Diskussion zu geben. Von den dabei berührten Fragen dürfte insbesondere das Problem der bewußten Gestaltung und Zwecksetzung in der Sphäre der neuen Kulturbestrebungen — im Gegensatz zur naturgewachsenen Volkskultur — noch manchen Anlaß zu Kontroversen geben, zumal der historische Prozeß der unaufhörlichen Wechselwirkung zwischen den beiden Elementen seltsamerweise noch immer nicht klar erkannt ist. Zu Erörterungen über die Zukunft des Gesamtkunstwerks reizt schon der in verschiedenen Aufnahmen reproduzierte festliche Bau von Heinrich Tessenow mit seinem großen, für 700 Zuschauer berechneten Saal und dem seitlich erweiterungsfähigen Bühnenraum, der über alle Mittel verfügt, die Gruppierung der Massen und die Bewegung des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lichtes zu ihrem Recht kommen zu lassen. Hier will Dalcroze das Schauspiel der Alten zu neuem Leben erwecken, wo ein großer Teil des Volkes dem andern einmal im Jahre ein geistiges und künstlerisches Fest bereitete, wo Zuschauer und Spieler dieselbe künstlerische Erregung teilten. Der menschliche Körper aber, in gewissem Sinne wiederentdeckt durch die rhythmische Gymnastik, soll, wie Adolphe Appia, der Verfasser des vielbenutzten Buches „Die Musik und die Inszenierung", in einem instruktiven Aufsatz des Jahrbuchs ausführt, der neue Ausgangspunkt werden für das Schaffen des Musikers sowohl wie für das szenische Material, mit andern Worten: für die Konzeption des harmonischen Zukunftsdramas selbst.

Ohne Zweifel wäre die neue Gartenstadt mit ihrem geschlossenen Kulturhorizont, mit ihrer einheitlichen sozialen Organisation und ihrer in künstlerischer Beziehung gleichmäßig und eigenartig durchgebildeten Bevölkerung die gegebene Versuchsstätte für das Bestreben, die Einheit des Kunstwerks wiederherzustellen, wie denn hier auch, zum ersten Male seit langer Zeit, wieder der Versuch geglückt ist, ein ganzes Stadtbild als einheitliches Problem zu erfassen.

Der Prinz von Sachsen und die Marquise von Manzera

Eine historische Novelle von Will Vesper

Als der Prinz August von Sachsen unter dem Namen eines Grafen von Meißen, begleitet von seinem Pagen und vertrauten Freunde, dem Herrn von Vitzthum, und in der Obhut seines Hofmeisters, eines Grafen von Haxthausen, eine Reise durch Deutschland und das westliche Europa unternahm, lernte er bald, wie sein Vater wünschte, aber schneller als dem guten Hofmeister lieb war, die Sitten und Neigungen der großen Welt kennen und lieben. Obgleich der Prinz damals erst siebzehn Jahre alt war, fand er sich mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großem Geschick in die Gewohnheiten und Anschauungen, die an den vornehmen Höfen, die er besuchte, für ein Recht und eine Pflicht der Fürsten gehalten wurden. Ohne viel Schmerz vergaß er die zärtliche Neigung, die ihn in Dresden mit der jungen lockeren Sibylle von Neidschütz verbunden hatte.

Vollendet wurde die Ausbildung des Prinzen in Paris, dieser Stadt, die noch immer mit Recht als die hohe Schule aller Galanterie, aller Liebeshändel und jener Leichtigkeit zu leben, zu denken und zu sprechen galt, die uns noch heute an den Überlieferungen aus jener Zeit entzückt. Ludwig von Frankreich und seine Freundin, die Marquise von Maintenon wurden alt und versuchten mit Gebeten, frommen Bußübungen und Verfolgungen ungläubiger Ketzer die Sünden ihrer Jugend zu bedecken, aber der Prinz von Sachsen und die jungen Frauen am Hofe von Versailles folgten ihnen hierin weniger, als in den galanten Taten ihrer Jugend, die diese Buße notwendig gemacht hatten. Der Prinz war ein so vollkommener Schüler und fand, da er jung, schön und stark war, so begeisterte Lehrmeisterinnen, daß alle Beschwörungen des Grafen von Haxthausen, selbst die Tränen, mit denen er den jungen Herrn zu bewegen hoffte, nicht eher Erfolg hatten, als bis eine schwere Krankheit den Prinzen bis an den Tod brachte und ihn auf die Grenzen auch seiner Kräfte aufmerksam machte.

Die Reue, die den Wiedergenesenden bewegte, benutzte Haxthausen geschickt, den jungen Herrn aus der gefährlichen Luft von Paris zu entführen. Indem er ihm vorstellte, daß die Spanierinnen über alle Frauen der Welt gerühmt und mit Recht gerühmt würden, gelang es ihm, den Prinzen zum Aufbruch nach Madrid zu bringen, wo gleichfalls ein Besuch vorgesehen war.

Man mag sich wundern über das verwegene Heilmittel des Grafen, das dem Gift, welches die erste Krankheit verschuldete, so ähnlich war, aber der Graf bedachte, daß zwar die Frauen in Spanien schön und ebenso willig zu Abenteuern sind, wie in Paris, daß ihnen aber die spanische Lebensart und die Wachsamkeit und Eifersucht ihrer Männer nicht die gleiche Freiheit gestattet, die die Pariserinnen so gefährlich machte.

So kamen die drei Reisenden, der Graf, der Prinz und Vitzthum, der in Paris oft der Merkur des Prinzen gewesen war, mit den günstigsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erwartungen im Februar 1788 nach Madrid. Da der Hof bei ihrer Ankunft noch nicht in der Stadt war, wurden diese Erwartungen noch eine Weile in der Schwebe gehalten und dem Grafen wie dem Prinzen war eine Zeit der Ruhe vergönnt, in der sich der eine von seinen Sorgen, der andere von seiner Ausschweifung erholte.

Der Prinz versuchte zwar im Theater, auf den Straßen oder in den Kirchen, die er in Paris als die besten Fallen der Liebe kennen gelernt hatte, kleine Zwischenspiele anzuknüpfen, um diese Zeit der Muße zu verkürzen, aber vergeblich. Auch fühlte sich sein Herz, bei aller willigen Bewunderung für die Spanierinnen, von keiner so angezogen, daß er einige Ausdauer auf ihre Eroberung hätte verwenden mögen. Dennoch ließ ihn sein zur Liebe einmal geweckes Blut keine völlige Ruhe finden. Er erwartete zuletzt mit drängender Ungeduld die Ankunft des Hofes, von der er sich irgendein Abenteuer versprach.

Erst Ende März kam König Karl, der sich nur wenige Monate zuvor mit der Prinzessin Maria Anna von Pfalz-Neuburg vermählt hatte, mit seinem Hofstaate in die Hauptstadt und schickte sich an, die Hochzeitsfeierlichkeiten, die er durch einen angenehmen Landaufenthalt nur unterbrochen hatte, mit größter Pracht fortzusetzen. Gleich den ersten Tag seiner Ankunft bestimmte er für ein großes Stiergefecht, eine Lustbarkeit, die der jungen Königin so sehr behagte, daß sie allein um ihretwillen die Enttäuschung gern verbarg, die diese lebhafte Fürstin an der Seite eines schwächlichen und grämlichen Gemahls täglich empfinden mußte.

Als der Prinz von Sachsen von dem Stiergefecht hörte, beschloß er, zunächst heimlich und unerkannt daran teilzunchmen, um die Damen des Hofes in Muße betrachten und prüfen zu können und seine Wahl zu treffen. Denn er fürchtete mit Recht, daß die strenge Art der spanischen Zeremonie ihm bei seinen Absichten hinderlich sein würde, wenn er erst öffentlich dem Hofe bekannt wäre.

Die Stiergefechte fanden in jener Zeit auf der Plazza mayor statt, einem großen regelmäßigen Raum mitten in Madrid, der in seinem ganzen Umfang von Galerien und Gerüsten umgeben war, auf denen der gewöhnliche Adel, die niederen Geistlichen und die Bürger abgestuft ihre Plätze einnahmen. Der Hof selbst und die ihm nahestanden, saßen auf kostbar

Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

mit Decken und Blumen geschmückten Balkonen, die an allen Häusern, die den Platz umrahmten, entlangliefen.

Der Graf von Haxthausen wußte dem Prinzen und seinen Begleitern ebenfalls einen Balkon zu verschaffen, der dem des Königs gerade gegenüberlag. Hierher kam der Prinz lange vor Beginn des Spieles, um sich an dem Anblick der schönen Frauen zu sättigen, die, einander überstrahlend, einen kostbaren, von Gold uud Seide glänzenden Kranz um den ganzen Platz bildeten. Die einen lagen weit zurückgelehnt in ihren Sitzen und horchten lächelnd auf die zärtlichen Worte ihrer Freunde, andere lehnten über die Brüstung der Balkone, musterten die Zuschauer oder suchten auf einem anderen Balkon einen begünstigten Freund oder eine Nebenbuhlerin. Hinter hochgehaltenen Fächern verbargen einige aufgeregtes Geflüster oder ein Lachen, das so oder so von Neid, Hohn, Eifersucht oder harmloser Fröhlichkeit gefärbt war. Alle waren von jener unruhigen Lust entflammt, die die Erwartung eines erregenden Schauspiels über uns bringt und die so oft köstlicher ist als das Schauspiel selbst.

Als der Prinz von Sachsen auf seinen Balkon trat und die Frauen musterte, gefiel er den vielen, die ihn sahen, nicht weniger, als ihn das bunte ungewohnte Schauspiel entzückte. Alle Augen wandten sich nach und nach dem prächtig gekleideten Fremden zu und man vermutete sogleich, daß er irgendein ausländischer Fürst sein müsse. Alle beschäftigte seine Ankunft so sehr, daß die meisten darüber die des Königs und seiner Gemahlin übersahen. Erst durch einzelne Jubelrufe aufmerksam gemacht, begrüßten alle den König laut. Danach gaben Trompeten, Pfeifen und Trommeln das Zeichen zum Beginn der Spiele. Die geputzten Stiere stürzten aus ihren Gefängnissen und rannten wütend über den Platz. Eine Schar der vornehmsten Adligen Spaniens ritt ihnen an diesem Tag entgegen, und bald tobte der blutigste Kampf, den die Zuschauer mit gierigen Augen, zwischen Entsetzen und Entzücken schwebend, verfolgten. Verwundete Pferde schrieen und lagen stöhnend und aufgerissen zwischen den niedergestochenen Stieren.

Man hatte übrigens die Vorsicht gehabt, unter die Kämpfer die besten Toreros Spaniens zu mischen, die mit ihrem Leben hafteten, daß den edlen Herren kein Leid geschah, und die stets den Stier mit Geschicklichkeit auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich zu lenken wußten, wenn er einem Herzog von Medina-Coeli oder einem Grafen aus dem Hause Guzman allzunahe kommen wollte.

Der Prinz von Sachsen verfolgte den Kampf mit aller Spannung, die er verdiente und beobachtete die Art, wie die Kämpfer den Stieren begegneten, denn ein verwegener Gedanke reizte ihn, es den spanischen Edlen gleichzutun und womöglich durch irgendeine auffallende Tat, die er seinen Kräften zutraute, die Aufmerksamkeit aller an sich zu ziehen. Von Mut und Eitelkeit getrieben, stand er plötzlich auf und verließ den Balkon. Der Graf und Vitzthum folgten ihm und erschraken nicht wenig, als sie den Prinzen in den Hof eilen und sein Pferd besteigen sahen. Der Hofmeister warf sich ihm in den Weg, drohte und bat, aber der Prinz befahl den Knechten, das Hoftor aufzuziehen, und so ritt er plötzlich zwischen den Tribünen hervor in die Schranken. Dem Grafen von Haxthausen und Vitzthum, die ihm folgen wollten, befahl er aufs strengste, sich zurückzuziehen.

Der Graf war so verzweifelt über die Tollheit des Prinzen, daß er dem Spiel nicht weiter zusah, sondern ganz bestürzt sich in einem Zimmer auf einen Stuhl warf und das Gesicht in den Händen verbarg. Erst als Vitzthum vom Balkon hereinkam und ihm sagte, daß das Spiel zu Ende sei und daß der Prinz Wunder der Tapferkeit getan habe, richtete er sich auf.

Als der Prinz von Sachsen so unerwartet in die Schranken ritt, verwunderten sich die Spanier sehr, daß einer, der offenbar nicht ihrer Nation angehörte, Mut genug besaß, mit ihnen in diesem ungewohnten Kampf zu wetteifern. Ihr Erstaunen wurde bald heimliche Wut, als sie sahen, daß der Fremde ihren besten Kämpfern an Geschicklichkeit zum mindesten nichts nachgab, an Stärke aber ihnen allen weit überlegen war. Nicht ohne Vergnügen sahen sie darum den Verwegenen plötzlich einer drohenden Gefahr ausgesetzt. Ein rasend gewordener Stier warf sich gegen sein Pferd und schon drohte der wütende Stoß seiner tiefgesenkten Hörner den Prinzen selbst zu treffen, ohne daß Hilfe möglich war. Der Anblick so unmittelbarer Gefahr und das Bewußtsein der vielen schönen und höhnischen Augen, die auf ihn blickten, gaben dem Bedrohten doppelte Kraft. Er traf das Tier mit seinem Hirschfänger so gewaltig ins Genick, daß er ihm den Kopf beinahe ganz herunterschlug und es sogleich tot niederstürzte. Da sprangen

Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die Damen auf den Balkonen auf und klatschten, jubelten und winkten. Das Volk schrie und pries den Fremden. Die Königin wollte wissen, wer da ihr zu Ehren solche Taten vollbrachte. Der König sandte sogleich den Marquis de los Velos auf den Platz, wo unterdessen der Kampf beendet war, damit er sich nach dem Fremden erkundige. Als der Marquis bei Verschiedenen, die in dem Spiel beschäftigt waren, vergeblich gefragt hatte, wandte er sich kurzerhand an den Prinzen selbst. „Verzeiht," sprach er und verbeugte sich höflich, „wenn ich Neugierde zeige, den kennen zu lernen, den unsere besten Kämpfer für ihren Meister halten müssen. Eure Taten waren derart, daß sie den Beifall Ihrer Majestäten finden mußten. Auf ihren Befehl nehme ich mir die Freiheit, um Euren Namen zu bitten."

Der Prinz sträubte sich nicht lange, auf eine Art, die so ehrenvoll für ihn war, seine Maske abzulegen.

„Der Prinz von Sachsen," sprach er, „ist genötigt, Ihre Majestäten um Verzeihung bitten zu lassen, weil er es gewagt hat, unangemeldet und ungebeten hier zu erscheinen, und sich in ein Spiel zu mischen, das nicht für ihn bestimmt war."

Als der König und die Königin erfuhren, daß der Fremde der Prinz von Sachsen sei, von dessen Reise sie unterrichtet waren, verwunderten sie sich noch mehr, daß ein Prinz aus so vornehmem Hause sein Leben in einem Stiergefecht gewagt hatte. Der König ließ dem Prinzen Glück wünschen und lud ihn, weil das spanische Hofzeremoniell nicht gestattete, ihn noch an diesem Tage zu empfangen, für den folgenden an den Hof. Die Königin, weniger geneigt, sich von den Fesseln der spanischen Etikette binden zu lassen und überdies neugierig, einen so kühnen und tatkräftigen Prinzen ihrer Nation näher zu sehen, ließ ihn noch für den gleichen Abend in ihren vertrauten Zirkel laden. So fand der Prinz, ein neuer Alexander, sich wenige Stunden später mitten im Lager des schönen Feindes, den zu bekämpfen er sich vor allem vorgenommen hatte. Über eine geheime Treppe führte man ihn in das Gemach, wo die Königin mit ihren Hofdamen ihn so herzlich empfing, wie sein Adel und mehr noch seine Schönheit verdiente. Obgleich aber die Königin ihm als ihrem Vetter die Ehre geben wollte, ihre Wange zu küssen, war er doch so bescheiden, sich mit einem Kuß auf ihre schönen Hände zu begnügen und wollte durchaus keine weitere Gnade an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nehmen, eine Höflichkeit, die dem Prinzen sogar das Herz der Oberkämmerin, der Herzogin von Fernandino, gewann. Denn diese Dame hielt, seit sie alt geworden war, das strengste Zeremoniell, Höflichkeit und Tugend beinahe für eine Religion. Eine Verletzung der Hostie wäre ihr nicht schlimmer erschienen, als eine Mißachtung der Gesetze des Hofes und der adligen Gesellschaft. Darum begegnete sie von vornherein den galanten, schönen und gewandten Kavalieren von der Art des Prinzen von Sachsen mit allem Mißtrauen, zu dem eigene Jugenderfahrungen ihr ein Recht gaben; denn die Herzogin von Fernandino galt, obgleich sie fast sechzig Jahre alt war, noch immer für eine schöne Frau und selbst junge Hofleute verschmähten nicht, die Ehrfurcht vor der Oberkämmerin mit einigen galanten Gedanken zu färben. Wie schön und verlockend die Herzogin in ihrer Jugend gewesen war, dafür war ihre Tochter, die Marquise von Manzera, allen ein beständiges Zeugnis; denn diese Dame, die gleichfalls der Königin diente, war das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter und ihr in allem ebenbürtig, wie es schien sogar in der Strenge der Sitten, die die Herzogin selbst in ihrer Jugend weniger geliebt hatte.

Seit der Prinz von Sachsen das Gemach der Königin betreten, musterte er, soweit das die Ehrfurcht erlaubte, alle anwesenden Frauen, die ihn gleichfalls äußerst neugierig und mit schlecht verhehlter Bewunderung betrachteten. Wenn auch alle Hofdamen und besonders die spanischen gewöhnt sind, ihre Gesichter mehr dazu zu benutzen, ihre Gedanken und Gefühle zu verbergen, als sie zu enthüllen, hielt doch vor der männlichen edlen Jugend des Prinzen alle Verstellung und Erziehung nicht stand, und sie folgten der Natur, die ihnen gebot, ihn zu bewundern und sich an seiner Jugend, Schönheit und gewandten Kraft zu erquicken. Der Prinz dagegen war wenig zufrieden. Schon wollte er mit einer gewissen Enttäuschung Abschied nehmen, weil er zwar manche Schönheit unter den Frauen bemerkt hatte, aber keine, die seinen Erwartungen, die ja so oft der Wirklichkeit hinderlich sind, entsprochen hätte. Da trat die Marquise von Manzera, die bis dahin irgendwie beschäftigt gewesen war, herein und entzündete sogleich mit ihrem Anblick den Prinzen derart, daß er aller Kunst bedurfte, um seine Gefühle nicht den vielen spähenden, scharfsichtigen Augen zu verraten. Dennoch genügte das Zucken seines Gesichts und sein Er-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schauern, als er so glücklich war, mit einem seiner verstohlenen Blicke dem Auge der Marquise zu begegnen, um den Argwohn der Herzogin von Fernandino zu wecken. Sie beschloß sogleich, auf ihrer Hut zu sein und ihre Tochter vor einer so großen Gefahr, wie aus einer Neigung für den Prinzen entstehen mußte, zu bewahren.

Der Prinz konnte sich unterdessen nicht entschließen, Abschied zu nehmen, bis die Königin, die mit ihrem Gemahl zu Nacht speisen mußte, ihn entließ. Dies plötzliche Zögern, das so sehr von der früheren Höflichkeit abstach und fast gegen die Schicklichkeit verstieß, verdoppelte den Argwohn der Herzogin.

Alle Frauen waren entzückt über den Prinzen und sagten der Königin viel Schmeichelhaftes über die Männer ihrer Nation. Nur die Marquise von Manzera schwieg und sagte nichts zu seinem Lobe und verriet so ihrer erfahrenen Mutter, daß ihr die heimliche Huldigung des Prinzen nicht verborgen und nicht gleichgültig geblieben war.

„Ja, Mesdames," sprach die Königin und seufzte leicht, „es ist ein großer Unterschied zwischen unseren Prinzen und denen hierzulande. Wenn sie auch bisweilen den Spaniern an Erziehung nachstehen, sind sie ihnen doch in anderen, nicht weniger wichtigen Dingen ebenso überlegen."

Noch als sie mit ihrem Gemahl zu Tisch saß, sprach die Königin von nichts als von dem Besuche ihres Vetters.

„Glaubt Ihr wohl," sagte sie, „daß alle meine Frauenzimmer in den jungen Fürsten ein wenig vernarrt sind. Ich bin sicher, daß ihnen bei seinem Anblick Gedanken gekommen sind, die ihnen nur bei ihren Ehemännern einfallen sollten. Ja," fuhr sie lächelnd fort und wandte sich gegen die Oberkämmerin, „ich habe sogar meine liebe Herzogin von Fernandino in Verdacht, daß es ihr nicht anders ging."

„In meinem Alter, Madame," entgegnete die Herzogin würdevoll und mit einem strengen, ein wenig säuerlichen Lächeln, „braucht man sich gegen solchen Verdacht nicht erst zu verteidigen. Auch weiß ich, daß Ihre Majestät, weil Sie das Lachen lieben, gerne einen Scherz mit mir machen; aber ich will sogar bekennen, daß ich von der Schönheit des Prinzen von Sachsen nicht ungerührt geblieben bin, so gefährlich ist sie. Wenn unsere jungen Frauenzimmer mir folgen wollen, so vermeiden sie inskünftig eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bekanntschaft, die, wie ich gesehen habe, alle mehr, als recht ist, bewegt hat."

Mit einem raschen Blick streifte dabei die Herzogin ihre Tochter, und als sie sah, daß die Marquise in einer plötzlichen Verlegenheit die Augen niederschlug und darüber sogar ihre Farbe veränderte, ward ihr Argwohn Gewißheit, und sie schwor bei sich noch einmal, alle Vorsicht anzuwenden, um ihre Tochter vor dieser gefährlichen Leidenschaft zu bewahren. Sie gedachte, das Schicksal aufzuhalten, das nun einmal bestimmt war.

Von Verliebtheit aufs äußerste erregt kam der Prinz von Sachsen in sein Quartier und gab seinem Hofmeister, der sogleich einen Bericht über den Besuch bei der Königin nach Dresden senden wollte, nur kurze, abgerissene Antworten, so daß es dem Gutdünken des Grafen überlassen blieb, den Empfang so glänzend und freundlich auszumalen, wie es ihm gefiel. Der Prinz zog sich sogleich nach dem hastig und schweigend verschlungenen Abendbrot auf sein Zimmer zurück und nahm Vitzthum mit, der die Aufregung seines Herrn und Freundes längst richtig gedeutet hatte.

„Ich muß vor allem wissen, wer sie ist!" rief der Prinz. „Vitzthum, du mußt es auskundschaften, damit wir unsere Maßregeln treffen können." Er umarmte den Freund stürmisch und gab ihm eine so feurige Schilderung der schönen Frau, daß Vitzthum von der Wildheit einer Leidenschaft beängstigt wurde, die ihm gefährlicher als alle früheren zu sein schien.

„Prinz," rief er, „bezwingt Euch. Ihr wißt ohne Zweifel nicht, daß nur Ehefrauen zu dem Dienst der Königin von Spanien zugelassen werden. Wenn die, die Ihr anbetet, zu den Hofdamen gehört, steht Euren Wünschen der Segen eines Priesters und die Eifersucht eines Spaniers entgegen."

„Freund", sprach der Prinz und ergriff Vitzthum bei den Händen, „und wenn sie mit dem König selbst vermählt wäre, diese Frau wollte ich begehren und mein Leben für nichts achten. Wenn ich sie gewann, will ich nachher gerne sterben, denn wenn ich sie nicht gewinne, sterbe ich ohnedies. Es handelt sich hier nicht um irgendeine Liebschaft, Vitzthum, die man auch unterlassen könnte. Wir sind, ich wage es zu glauben, von Gott selbst füreinander bestimmt. Kein Segen eines Priesters soll uns trennen dürfen."

Mit solchen und ähnlichen Übertreibungen, an denen die Liebenden in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer ersten Hitze stets reich sind, bedrängte er den Freund, bis Vitzthum, ohnedies gewohnt, die Wünsche des Prinzen über alles zu stellen, ihm seine Hilfe bei dem Liebeshandel versprach.

Sogleich am nächsten Morgen machte er sich unauffällig an einige Herren des Hofes und erfuhr auch bald den Namen und den Stand der Dame und zugleich, daß der Marquis, ihr Gemahl, überaus eifersüchtig sei und seine Frau aufs peinlichste bewache, worin er zu allem Überflusse von der Herzogin von Fernandino noch unterstützt werde.

„Aber", sagte einer der Herren, „wie es scheint, fühlt sich die Marquise sehr wohl in dieser doppelten Obhut, und obgleich sie den Marquis nicht sonderlich zu lieben scheint, kann sich doch keiner unserer jungen Herren rühmen, auch nur den geringsten Anschein einer Gunst von ihr erlangt zu haben."

„Ihr hättet euch also alles in allem mit Fleiß keine besser verteidigte Festung für euren Liebessturm aussuchen können," schloß Vitzthum seinen Bericht an den Prinzen.

Weit entfernt, ihn abzuschrecken, reizte die Verwegenheit des Unternehmens den Verliebten nur und befestigte ihn vollends in einer Leidenschaft, die er zu befriedigen oder mit dem Tode abzuschließen schwor.

Es schien überhaupt alles darauf angelegt, die verliebte Unruhe des Prinzen zur Raserei zu steigern. Als er, der Einladung des Königs folgend, an den Hof kam, erfuhr er, daß seine Majestät den Anstrengungen der letzten Festlichkeiten unterlegen und ernstlich erkrankt war. Mehrere Tage lag der König zu Bett und auch die Königin durfte in dieser Zeit, wenn sie sich nicht dem ärgsten Tadel aussetzen wollte, niemanden empfangen. So war dem Prinzen länger als eine Woche jede Gelegenheit genommen seine Geliebte zu sehen. Dennoch kam er des Tages mehrere Male an den Hof, um sich scheinbar voll Sorge nach dem Befinden des Königs zu erkundigen. Als es sich endlich zum Besseren wandte, konnte der Prinz dem König und der Königin darüber eine so ehrliche offene Freude zeigen, daß beide ihm herzlich zugetan wurden. Der Prinz aber bemerkte bald, daß seine Freude vergeblich gewesen war, denn alle seine Bemühungen, die Marquise bei seinen nun ständigen Besuchen am Hofe zu entdecken, blieben vergeblich. Die Herzogin von Fernandino hatte ihre Maßregeln zu gut

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getroffen. Sie hatte nach einigem Überlegen ihre Tochter geradeheraus einer Neigung für den Prinzen von Sachsen beschuldigt und sie dadurch gezwungen, ihr das Gegenteil zu beweisen. Die Marquise vermied, unter dem Anschein einer Unpäßlichkeit den Hof und blieb in ihrem Hause, um dort die Entfernung des Prinzen von Madrid abzuwarten. Auf diese Weise erreichte die Herzogin, daß ein Zusammentreffen der Liebenden unmöglich wurde, zugleich reizte sie aber die Leidenschaft des Prinzen aufs äußerste und indem sie ihrer Tochter Gelegenheit gab, sich in der Einsamkeit ohne jede Ablenkung dem schönen Bilde hinzugeben, das sie von dem Prinzen von Sachsen im Herzen trug, entfachte sie auch bei dieser den Brand nur stärker. Durch ihre Strenge brachte sie ihre Tochter dahin, die Mutter zu verabscheuen und sich nach dem zu sehnen, dessen Anblick ihr auf so beleidigende Weise entzogen wurde.

Als der Prinz es zuletzt aufgeben mußte, die Marquise bei Hofe anzutreffen, beschloß er, sie in ihrem eigenen Hause aufzusuchen. Eine angebliche Bewunderung, die er plötzlich für die Verdienste des Marquis von Manzera in sich entdeckt hatte, sollte diesem eifersüchtigen Ehemann die neue Bekanntschaft unverdächtig erscheinen lassen. Noch suchte der Prinz nach einer schicklichen Gelegenheit zu diesem Besuch, als ein gütiger Zufall ihm eine bessere Hilfe brachte.

Der König und die Königin gaben als Abschluß der Hochzeitsfeierlichkeiten einen Ball, zu dem die vornehmsten Herren Spaniens und auch der Marquis von Manzera geladen waren. Die Marquise wollte sich auch diesem Feste entziehen, obgleich der Marquis, der den Grund der einsiedlerischen Gelüste seiner Gemahlin nicht kannte, sie bat, ihn zu begleiten; doch sie weigerte sich ganz standhaft. Die Königin aber, die klug genug war, die Krankheit ihrer Hofdame zu durchschauen, und die der gestrengen Oberkämmerin mit Vergnügen einen Streich spielte, erklärte der Herzogin von Fernandino, sie nähme eine bloße Unpäßlichkeit nicht als Entschuldigung, wenn aber die Marquise ernstlich krank sei, so wolle sie selbst ihr sogleich einen Besuch machen. So blieb der Herzogin nichts anderes übrig, als ihre Tochter zu dem Fest zu drängen, da eine Weigerung einer Beleidigung der Königin ähnlich gesehen hätte.

Als der Prinz den glänzenden Festsaal betrat, fand er aus der Fülle der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Besucher mit dem ersten Blick seine Geliebte heraus. Da der König und die Königin noch nicht anwesend waren, hatte er einige Muße, die Marquise zu betrachten und sie erschien ihm noch schöner als vorher. Auch die Augen der Marquise suchten den Prinzen und erfreuten sich an seiner ebenmäßigen ritterlichen Gestalt. Immer fester prägte er sich in ihr Herz.

Da der König den Tanz nicht liebte und nur schlecht verstand, eröffnete die Königin den Ball mit dem Prinzen von Sachsen. Als dann der Prinz die Königin an ihren Platz zurückführte, sagte sie, die sich vorgenommen hatte, die Intrige gegen die Herzogin noch weiter zu treiben, so laut, daß alle es hören mußten zu ihm:

„Nun, Vetter, will ich Euch eine Aufgabe stellen, die Euch schön und schwierig zugleich scheinen wird. Als ein zweiter Paris sollt Ihr jetzt die schönste von allen Damen, die Ihr hier seht, wählen und mit ihr weitertanzen."

Der Prinz verneigte sich gehorsam vor seiner, ein wenig spöttisch lächelnden Base und ohne Zögern und ohne einige Verlegenheit, wandte er sich und forderte die Marquise von Manzera zum Tanze auf, die ihm nicht ohne Erröten die Hand reichte.

„Ich fürchte, mein Herr," sagte sie, „die Königin wird unzufrieden sein, daß Sie ihre Befehle so schlecht ausführen."

„Madame," erwiderte der Prinz, „es hieße an dem Geist und Geschmack meiner Base zweifeln, wollte ich glauben, daß sie Euch nicht auch für die schönste Frau in den spanischen Königreichen erkennte. Ich wenigstens gestehe, daß ich weder in Spanien, noch in Deutschland oder Frankreich eine Schönheit, die vor Euch bestehen könnte, gesehen habe."

Während er so zu ihr sprach, die von seinen Worten errötete und schwieg, tanzte er mit ihr nach dem Ende des Saales zu und ganz verzückt von der Anmut, mit der sie sich im Tanzen gegen ihn bewegte und hingerissen von der lieblichen Verlegenheit, die sie nur schöner machte, vergaß er, daß die ganze Hofgesellschaft auf das schöne Paar blickte und rief so laut, daß viele es hörten:

„Dies ist der glücklichste Augenblick meines Lebens! Dürfte ich immer so in Eurer Nähe mich bewegen."

Die Marquise machte den Prinzen mit einer raschen Bewegung auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Zuschauer aufmerksam, aber es war schon zu spät. Die Herzogin von Fernandino hatte die Worte gehört und sah die Liebenden mit eisigen Blicken an. Sie tat sich solche Gewalt an, um ihre Ruhe zu behalten, daß ihr Gesicht bis in die Nasenspitze erbleichte. Weit schlimmer war es, daß auch der Marquis die Worte, die einer Liebeserklärung so ähnlich sahen, gehört hatte.

Als der Prinz seine Tänzerin zurückführte und sich vor dem Marquis verneigte, maß der ihn, obgleich er alle Höflichkeit wahrte, mit Blicken voll heimlich drohendem Haß. Seiner Gemahlin befahl er, als der Prinz kaum den Rücken gewandt hatte, aufgeregt und schroff, nicht mehr mit dem Fremden zu tanzen. Die Marquise verneigte sich, rückte einen Sitz hinter den Sessel der Königin und blieb dort den ganzen Abend, bedachte die Worte des Prinzen und verlor sich in seinem Anblick. Den Geliebten anzuschauen, konnte der Marquis ihr nicht verbieten, so gerne er es getan hätte. Als aber der Prinz aufs neue versuchte, sich der Marquise zu nähern, wandte sie sich ab, als bemerke sie ihn nicht, doch sah er an ihren Blicken, die sich bald wieder auf ihn richteten, daß seine ersten Worte ihr nicht mißfallen hatten.

Als die Marquise an diesem Abend zur Ruhe gegangen war, lag sie noch lange wach und bedachte alles. Zuletzt faßte sie den festen Entschluß, ihrem Herzen nicht zu verbieten, den Prinzen zu lieben, denn dazu war es bereits zu spät, aber fortan jede Gelegenheit zu meiden, ihn zu sehen und ihm so keine Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche zu lassen.

Zur gleichen Zeit glaubte der Prinz seinem Ziele um vieles näher zu sein. Wenn er auch voraussah, daß er dank seiner Unvorsichtigkeit nun die Marquise noch schwieriger würde sehen können, und daß er nicht hoffen durfte, leicht an sein Ziel zu kommen, so war doch die Gewißheit, daß die Marquise ihm nicht feindlich gesinnt war, ausreichend, ihn fröhlich und siegesgewiß zu machen.

„Lieber Vitzthum," rief er, „die Hälfte meines Königreiches, das ich einmal irgendwo finden muß, ist dein, wenn du mir hilfst, die Marquise zu sehen und zu sprechen, denn nur das halte ich noch für schwierig. Daß sie mir günstig ist, zweifle ich nicht. Sie kann unmöglich in diesen finsterblickenden Menschen verliebt sein, der seiner Eifersucht wegen noch bestraft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden soll. Ich will mir auch nicht mehr die Mühe geben, ihn zu bewundern. Es würde wahrscheinlich wenig nützen. Wir müssen also einen anderen Weg finden. Wozu hätte Gott denn Kammerzofen und Dienerinnen erschaffen, wenn nicht zum Gelegenheitmachen. Sie werden in Spanien auch nicht hartherziger sein, als irgendwo sonst in der Welt."

„Das schwierige ist nur," sagte Vitzthum, „daß wir zwar bei Hofe mit Italienisch und Französisch durchkommen, aber mit unseren wenigen spanischen Brocken keiner Kammerzofe klar machen können, was wir wollen."

„Ach was," rief der Prinz, „ich will keine Golddukaten sparen, um ihnen unser Spanisch verständlich zu machen. Vielleicht findest du auch irgendeinen ehrlichen Kerl, der zum Dolmetscher in solchen Angelegenheiten taugt."

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Der Durbar in Delhi und Lord Hardinges Politik

Unter dem Datum des 25. August richtete der neue Vizekönig von Indien, Lord Hardinge of Penshurst, ein Memorandum an das Londoner Staatssekretariat folgenden Inhalts: „Daß die Regierung Indiens ihren Sitz in derselben Stadt wie eine der Haupt-Provinzverwaltungen und zudem an einem Ort, der geographisch so schlecht wie Kalkutta für die Hauptstadt des indischen Reichs passe, haben solle, sei längst als eine ernste Anomalie erkannt worden ... Aber erst im Licht jüngster konstitutioneller und politischer Entwicklungen seien die Nachteile der bestehenden Einrichtungen und die Dringlichkeit einer Veränderung voll begriffen worden. Einerseits mache das fast unberechenbare Gewicht der Rolle, die der Gesetzgebende Rat in der durch den Indian Councils Act von 1909 gegebenen Form in Anspruch nehme, die Verlegung der Hauptstadt nach einem zentralen und leichter zugänglichen Ort faktisch unumgänglich, andrerseits erscheine es nach Maßgabe der durch die Teilung Bengalens geschaffenen Lage dringend wünschenswert, die Zentralregierung Indiens aus ihrer derzeitigen Umgebung herauszunehmen ... Die Erhaltung der britischen Herrschaft in Indien hänge durchaus von dem schließlichen Übergewicht des Generalgouverneurs im Rat, d. h. der Zentralregierung ab ... Nichtsdestoweniger sei es sicher, daß im Lauf der Zeit die gerechten Forderungen der Inder nach einem größeren Anteil an der Regierung des Landes erfüllt werden müßten ... in der Weise, daß den Provinzen allmählich ein höheres Maß der Selbstverwaltung gewährt würde, bis schließlich Indien aus einer Zahl von Regierungen bestehe, die in allen Provinzangelegenheiten autonom seien und über denen allen die Reichsregierung von Indien stehe, die zwar in

Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Fällen der Mißverwaltung das Einmischungsrecht besitzen, für gewöhnlich aber ihre Anordnungen auf die Angelegenheiten des ganzen Reichs zu beschränken haben würde."

Diese amtliche Auseinandersetzung gibt erst den Schlüssel zur Würdigung der beim Durbar in Delhi angekündigten Beschlüsse und Reformen auf ihre Bedeutung, ihre Vorgeschichte und ihre Zielstrebigkeiten hin. Daß die Verlegung des Regierungssitzes nach der alten Kaiserstadt, über der der Glanz der Herrscherherrlichkeit der berühmtesten indischen Dynastien, der Guptas des 4. bis 7. und der Großmogule des 16. bis 17. Jahrhunderts schwebt, in jeder Weise den britischen Interessen wie historischen und politischen Vernunftgesetzen entspricht, kann gar nicht bezweifelt werden. Delhi, zu deutsch „die Schwelle", ist in seiner zentralen Lage inmitten der kräftigsten Völker Indiens und zunächst den Fürstenhöfen der Eingeborenenstaaten, als Sitz einer blühenden Landesindustrie und als Sammel- und Zerstreuungslinse des den Binnenverkehr wie festländischen Außenhandel vermittelnden Eisenbahnnetzes der natürliche Mittelpunkt des Reichs, während Kalkutta einseitig unter dem Einfluß der Bengalis, des „Volks von Schreibern" steht, das zwar über eine hohe Intelligenz verfügt und eine kulturell verfeinerte Rasse darstellt, aber auch von unzuverlässigem, energielosem, stets zum Revolutionieren geneigten Charakter und nichts weniger als ein Repräsentant echten Indertums ist, ganz abgesehen davon, daß der Platz als Emporium des Seeverkehrs immer mehr von Rangun überflügelt und ob seines ungesunden feuchten und heißen Klimas bekanntlich von den Europäern soweit wie möglich gemieden wird. Kurz, durch den Ortswechsel wird in möglichst zweckmäßiger Form der fast in allen angelsächsischen Staaten um der Unabhängigkeit der höchsten Regierungsgewalt von örtlichen Einflüssen willen als Norm politischen Gleichgewichts anerkannten Forderung genügt, daß der Sitz dieser obersten Instanz auf möglichst neutralem Boden sich befinden soll.

Die gegenwärtige Verfassung Indiens leidet aber noch an zwei weiteren organischen und mit den allgemeinen konstitutionellen Grundgesetzen nicht zu vereinbarenden Sonderbarkeiten und Mängeln, auf deren Beseitigung das neue Regime Hardinges hinzielt. Der Vizekönig hat als „Generalgouverneur im Rat" die entscheidende Stimme der Gesetzgebung und bildet zugleich die Spitze des gewaltigen bureaukratisch-hierarchischen Apparats, mittels dessen England Indien beherrscht. Legislative und Exekutive ist also nicht getrennt. Dabei hat das Vizekönigtum in seiner jetzigen Umrahmung und Stellung nicht einmal ornamentale Bedeutung; es vegetiert als ein Schemen ohne Fleisch und Blut. Die Folge ist, daß der Eingeborene die Bureaukratie mit den Trägern und Siegelbewahrern der Verfassungsgewalt identifiziert und ihnen für jeden Mißgriff eines Beamten die Verantwortlichkeit zuschiebt. Dabei widerspricht das ganze System seiner aristokratischen Weltanschauung durchaus. „Für den Inder ist ein Land ohne König ein Körper ohne Seele. Er sieht auf eine offizielle Verwaltung wie auf eine Maschinerie ohne menschliches Element ... und helle Verzweiflung ergreift ihn, wenn er hört, daß der Generalgouverneur nichts ist als ein für eine Reihe von Jahren bezahlter Beamter": so hat jüngst ein hochgestellter indischer Staatsdiener, Byasa Rao, sehr zutreffend diese Frage kommentiert. Von den besten Kennern des Landes ist daher seit Jahren mit wachsender Dringlichkeit die Forderung aufgestellt worden, es solle mit dem auf indischem Boden ganz unbrauchbaren Agencyprinzip gebrochen, das Vizekönigtum außerhalb der Autorität des Londoner Staatssekretariats gestellt und unter

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übertragung der Würde an einen Prinzen des königlichen Hauses mit ähnlichen repräsentativen Rechten bekleidet werden, wie sie allgemein ein Fürst in konstitutionellen Staatswesen genießt. Berücksichtigt man, daß gerade Georg V. schon als Prinz von Wales für den Gedanken in Schrift und Wort sich eingesetzt hat, daß das monarchische Prinzip eins der stärksten Bindemittel des sich lockernden größerbritannischen Reichsgefüges sei und daß ihm namentlich in der Lebenssphäre der abendländischen Völker mit ihrem von Natur durchaus undemokratischen Denken wieder mehr Wesensinhalt gegeben werden müsse, so liegt die Schlußfolgerung sehr nah, daß die Proklamationen in Delhi nur ein vorbereitender Schritt zu einer Revision der indischen Verfassung in solch durchgreifender Weise sind.

Eine zweite Paradoxie der anglo-indischen Regierungsform besteht im Dualismus des privaten und öffentlichen Rechts. Bei Einrichtung ihrer Herrschaft in Indien glaubten die Briten klug und liberal zu handeln, wenn sie verfügten, der hinduistische Kanon solle überall in Kraft bleiben, soweit nicht durch Reichsgesetzgebung anderes bestimmt würde. Da die Schastras, insbesondere die von den meisten indischen Gerichtshöfen als verbindlich anerkannten Kommentare des Manu und Jinavalkija die Schirmherren all der Unsitten und Mißbräuche wie der Kinderverheiratung, des Zenana-Eheritus, des Sati, der Kastenordnung sind, so sahen sich die neuen Herren des Landes natürlich sehr bald, wollten sie nicht auf jede Kulturmission verzichten, gezwungen, die Götzen zu stürzen oder doch zu bekämpfen, deren Anbetung sie gestattet hatten, um damit die Geschäfte des revolutionären Nationalismus zu betreiben, der immer wieder die Gläubigen durch Hinweise auf Englands Sakrilege an den Heiligtümern des Hinduismus aufputschte. Erst in jüngster Zeit ist ein Weg betreten worden, der aus diesem Dilemna herauszuführen verheißt. Der Türöffner ist einmal die auch im gebildeten Indertume immer mehr durchdringende Erkenntnis, daß alle jene reaktionären Dogmen und Religionsgesetze nicht den alten, unverfälschten Texten des „Heiligen Wissens", den Veden, Upanischads und Puranas entstammen, sondern Mißbildungen späterer Kommentatoren zum Zweck der Aufrichtung einer absolutistischen Priesterherrschaft sind, zweitens das Verfassungsreformgesetz von 1909, das einer größeren Anzahl von Eingeborenen den Zutritt zum Gesetzgebenden Rat gewährte, darunter vielen solchen, die fortschrittlich-puristische Tendenzen innerhalb der Hinduglaubensgemeinschaft vertreten. So sind bereits eine Reihe von Gesetzen zustande gekommen, welche die Reform des Hindurechts aus der Hinduwelt selbst heraus statt durch gewalttätige britische Eingriffe in Angriff genommen haben: beispielsweise das Ehegesetz Bapendranath Basus, das die fakultative bürgerliche Trauung einführt, also die Eheschließung außerhalb des Zwangs des Zenana gestattet, und das Erziehungsgesetz Gokhales, das die schrittweise Einführung der allgemeinen Schulpflicht verfügt, um so die Kinderverheiratung unmöglich zu machen und zugleich durch die Gewöhnung der Jugend an freien Verkehr untereinander die Mauern des Kastenturms zu sprengen. Damit ergeben sich nun aber tatsächlich günstige Perspektiven für das von Hardinge als Ziel hingestellte System einer Art bundesstaatlichen Verfassung mit weitgehenden Selbstverwaltungsrechten der Provinzen und Einzelstaaten. Nicht nur, weil bei der Machtgewinnung solchen reformatorischen Geistes im Hinduismus die Gewähr für ein gedeihliches Wirken der östlichen Regierungskörperschaften gegeben wäre, sondern auch, weil eine solche Dezentralisation durchaus dem Geiste jener wieder zu belebenden alten Zeit ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spricht. War doch Indien niemals, auch nicht in den Perioden höchster kaiserlicher Machtentfaltung, ein politisches Ganze, sondern ein Mosaik, zusammengesetzt aus mannigfachsten Bausteinen suzeräner und halbunabhängiger Staaten, und hat doch schon die nachvedische Epoche in den sogenannten „Dorfrepubliken", autonomen Ortsgemeinschaften auf gewerkschaftlicher Grundlage, Vorbilder der Selbstverwaltung von solcher Vollkommenheit geschaffen, daß sie ein Max Müller als ‚letzte Beschlüsse sozialer Wissenschaft' preist. Georg V. hat einst seine Anschauungen über die indische Politik in dem Wort charakterisierte: „The well-being of India will ever be the inspiration of his rule." Das ist die Glückshoffnung und -verheißung, deren Morgendämmern heute an Indiens Horizont aufzuleuchten scheint.

Dr. Frhr. von Mackay

Die süße Internationale

Der Manchestersatz, Angebot und Nachfrage frei laufen zu lassen, hat nicht lange praktische Geltung gehabt. Selbst zahme Jünger des alten Adam, des fossilen Propheten, müssen sich heute der Tarifnotwendigkeit beugen. Sie verrennen sich dabei in Widersprüche, ohrfeigen sich selbst, aber die Hauptsache ist, sie dürfen nicht konsequent bleiben. Sie würden sich sonst noch unsterblicher blamieren als es ohnehin schon der Fall ist. Der einst so helle Freiheitssang begeistert heute nur noch Katheder kinder, die einige Rudimente als selbständige Lebewesen anpreisen. Selbst Völker reichen sich die Hand, zwar noch zögernd und häufig mit Schwindelreservatio, aber die Gemeinsamkeitstendenz, die die einst Zersplitterten in der Volkswirtschaft zusammentreibt, wirkt auch schon in der Weltwirtschaft. Denn der Profit ist ausschlaggebend und internationale Verträge sichern ihn häufig besser als die vollwuchtige Wirtschaftskollision der Völker. Exemplum: Die Brüsseler Zuckerkonvention.

Der Exportbonus, den die Staaten dem Zuckerhandel gewährten, hat die Zuckerindustrien so gut alimentiert, daß sie fett wurden. Andererseits wurde er jedoch Ursache einer höchst ungesunden Preisschleuderei. Der Konsum des eigenen Landes zahlte für den Zucker höhere Sätze als das Ausland. So lieferte z. B. der deutsche Zuckerhandel billiger nach England als er in Deutschland Zucker abgab — trotz der Transportkosten. Auch schmolzen die Fiskaleinkünfte aus der Zuckersteuer. Man wollte daher den Prämienunfug so bald wie möglich aus der Welt schaffen. Doch scheiterte eine universelle Bindung an unerfüllbaren Eigenwünschen. Zwar hatten Belgien, Frankreich, England und die Niederlande in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits Zuckerkonventionen geschlossen, neue Weltmarktkonkurrenten jedoch machten die Verträge bald wirkungslos. 1888 schien das Ziel erreicht. Man hatte in London einen umfassenderen bedingten Vertrag stipuliert, der 1890 ratifiziert werden sollte. Aber auch diesmal war es nichts. Prämienwirtschaft einerseits, Preisfall und Reduktion der Steuereinkünfte andrerseits, der alte Unsinn dauerte fort. Obwohl die Steuergesetzgebung von einigen Staaten geändert wurde, blieb die Misere. Erst 1902 kam in Brüssel eine Einigung mit positiven Wirkungen zustande. Zwischen Deutschland, England, Frankreich, Österreich-Ungarn, Belgien, Spanien, Holland, Schweden und Norwegen. Der Vertrag lief vom September 1903 bis zum September 1908. Er bestimmte völlige Prämienbeseitigung und unterstellte den Export einer scharfen Kontrolle. Rußland blieb außerhalb der Konvention. Anfangs 1908 drohte wie-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

derum die Auflösung. England stellte Sonderwünsche. Es wollte von dem Zuschlagszoll auf Prämienzucker befreit werden oder zurücktreten. Da die Signatarstaaten schließlich Englands Bedingung akzeptierten, wurde die Brüsseler Zuckerkonvention bis zum 1. August 1913 verlängert. Auch Rußland trat bei, ließ aber nicht völlig von seiner Prämienpolitik ab.

Vor einigen Monaten begannen die Schwierigkeiten aufs neue. Diesmal will Rußland eine Extrawurst. Es ist mit seinem Kontingente nicht zufrieden. Die Vertragsstaaten haben eine Beratungskommission zusammentreten lassen, die nach längeren Verhandlungen zu einem prinzipiellen Einvernehmen gelangt ist. Die entscheidende Sitzung soll am 29. Januar 1912 stattfinden. Aller Voraussicht nach wird Rußland eine Kontingentserhöhung von Fall zu Fall zugebilligt werden, jedesmal wenn seine Zuckerproduktion besonders groß ist. Ob schon für diese Kampagne, steht noch dahin. Auch scheint über die Höhe des Kontingentsplus noch keine Einigung erzielt zu sein. Die deutschen Rübenbauern sind mit dieser Bevorzugung Rußlands nicht einverstanden. Auch der deutsche Zuckerhandel protestiert. Sie fürchten die Verdrängung vom englischen Markte, der bisher schon Schauplatz einer heftigen Zuckerkonkurrenz zwischen Rußland und Deutschland war. Die Frage ist jedoch, ob man dieser Gefahr wegen die internationale Konvention scheitern lassen soll. Diese Frage muß unter allen Umständen *verneint* werden. Die Konvention ist unbedingt erforderlich, wenn wir nicht wieder eine allgemeine Preispanik erleben wollen. Sie garantiert wenigstens einigermaßen eine ruhige Marktbewegung. Vielleicht läßt es sich erreichen, daß Rußland für die laufende Kampagne das Exportplus noch nicht erhält. Das wäre im Interesse unserer Rübenwirtschaft und unseres Zuckerhandels sehr zu begrüßen. Denn die deutsche Zuckererzeugung war im Jahre 1911 minimal und kann einen verschärften Wettbewerb kaum vertragen. In besseren Erntejahren werden wir auch die Konkurrenz auf dem englischen Markte mit Erfolg durchfechten können. Jedenfalls aber soll man zufrieden sein, daß die Konvention überhaupt verlängert wird. Selbst Manchesterblätter treten für eine Stabilisierung ein. Blätter, die sonst den ausgesprochensten Konkurrenzkoller haben. Die süße Internationale ist eben ein Beispiel für die Unsinnigkeit des alten Freiheitsfanatismus.

Dr. **Alfons Goldschmidt**

Glossen

Die große Schau

Ein milder und abgewogener Beurteiler der deutschen Literatur hat sich mit edlem Unwillen von der allerdings recht bitteren Besprechung der Reinhardtschen Turandot abgewandt, welche der Leser in einer älteren Nummer finden mag.

Es muß zugestanden werden, daß jene Kritik weder salon-, noch kathederreif war und manche Schärfen enthielt, die, wenn wir alles wohl erwägen, überhaupt in den Besprechungen künstlerischer Darbietungen vermieden werden könnten.

Am Ende genügt die bloße Ablehnung ohne höhnendes warum und wie, und das beste könnte die sanfte Hand vollbringen, welche den Dichter oder den Regisseur von Abwegen zurückführt, aber das ist nur wenigen Professoren der Lite-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ratur beschieden, die ich stets verehrt habe ob ihrer Kunst, andere zu lehren, was sie selbst nicht können.

Wenn nun aber ein Prophet, mitten hineingestellt in jene Derwischtänze, welche die von allen Teufeln der Langeweile geplagten Bewohner des Berliner Westens um Reinhardt vollführen, sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er ein zorniges Geschrei anhebt, so liegt auch darin eine wohlwollende Absicht, und die richtige Überzeugung, daß mit sanfter Stimme gegen Massentorheiten nicht anzukämpfen ist. Freilich, in zehn Jahren, wenn um Reinhardt kein anderer Lärm mehr als der einer Kuponschere sein wird, werden die Professoren beweisen, daß man mit 1000 Statisten und drei in der Manier verdorbenen Schauspielern nicht die ganz große und echte Kunst zu geben vermocht habe, aber die ehemals Begeisterten werden keine Beschämung mehr zu empfinden vermögen, denn ihre Erinnerungen an Oedipus und Turandot u. a. werden dann bei den abgelegten Gesellschaftstoiletten von vor zehn Jahren liegen, und was hätte es für einen Sinn, diese wieder hervorzuholen und ihre Sünden gegen den Geschmack nachzuweisen? Darum verurteilen wir nicht allzu strenge den Rufer im tobenden Streite, der, um gehört zu werden, seine Stimme laut erhob und Worte rief, die den Lärm durchdringen sollten.

Es war vergeblich und mußte es sein, denn heute geben sogar noch die Lehrer und Richter der deutschen Literatur dem Publikum die Erlaubnis, ihr Entzücken über Reinhardt als ein wohlverstandenes und kunstbegeistertes zu betrachten, und erst Meier III wird nach Meier II die tieferen Zusammenhänge erklären, die zwischen dieser großstädtischen Freude und ungesunden Neugierde, oder zwischen jenen Regiekünsten und den historischen Bildern der Pathé frères bestanden haben.

Heute ist es an uns, sehnsüchtig über den Kanal zu blicken, wo nunmehr der kluge Reinhardt auch die Psyche des geschmackvollsten Mobs der Erde zu packen weiß, indem er eine stille rheinische Marienlegende in ein lautes Kostümfest mit 1500 Statisten umwandelt, wohl wissend, wie gerne sich der Enländer nach den blutigen steaks der Boxerkämpfe auch ein süßes, christliches Kompott zu Gemüte führt. Oder sollten wir doch den Wunsch aussprechen, daß Deutschland für immer von den Segnungen dieser englischen Kultur bewahrt bleiben möge, und daß wir, wie es jetzt schon den Anschein hat, das Andenken an Shakespeare wach halten mögen, wenn der Dichter in England längst vergessen sein wird. L.

Ein Dichter

In der Weihnachtsbeilage der „Württemberger Zeitung" blätternd, fand ich dieses wunderschöne Gedicht:

Geburtsweihe

Nun du wiederkameſt nach der frommen
Süßen Raſt,
Sei willkommen uns, o ſei willkommen
Kleiner Gaſt!
Glück und Segen möge dich geleiten
Um und an,
Noch haſt du den Blick in ferne Weiten
Nicht getan.

Hie die Brote, dort des heil'gen Weines
Fromm Getränk:
Laßt uns feiern heut der Gottheit reines
Weihgeſchenk,
Und indem dein Bettlein wir umwandern
Schritt für Schritt
Bring ein jedes von uns einen andern
Wunſch dir mit!

Dieſe Stirne möge ſamt der Augen
Feuchtem Glanz

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zum Altare reiner Schönheit taugen
Voll und ganz!
Dieſe Ärmchen niemals um je treiben
Unrecht Gut,
Dieſe Händchen, wie ſie heut ſind bleiben
Rein von Blut! —

Ja und Amen denn! — Zum Schluß des
Ganzen nicht vergeßt
Auch ein junges Bäumlein ihm zu pflanzen
Heut zum Feſt! —
Um das Bettlein eine Blättergarbe
Walle kühn,
Daß dem Auge ewig heil'ge Farbe
Sei das Grün! —

Dieſe ſchönen Verſe ſind von Chriſtian Wagner, und ich wüßte unter den Berühmten keinen einzigen Dichter von heute, der ſich je auf ſo herzlich fromme Art heidniſch gezeigt hätte. Man kennt den Dichter Wagner nirgends als in Stuttgart, wo Literaturfreunde ſich hie und da das Vergnügen machen, dieſem Manne ermunternd und gönnerhaft auf die Schulter zu klopfen, weil er ein Bauer iſt. Darüber hinaus kennt ihn kein Menſch, auch bei einem ſolchen Gedicht wie dem da oben bleibt kein Leſer etwa ſtehen und ſagt: Wer iſt der Mann, der das geſchrieben hat, von dem muß ich mehr wiſſen! Nein, gerade das tun die verehrten Leſer nicht, ſondern ſie ſpüren ſchon beim erſten Vers eine Art von kühl klaſſiſcher Luft, etwas was außerhalb unſerer Zeit liegt und über ſie hinaus reicht, und das mögen die werten Leſer und Leſerinnen nicht haben. Sie mögen gern, wie Kranke in einem Nervenſanatorium, täglich von ihren Leibdichtern ihre zarten Schwächen und geliebten Leiden geſtreichelt ſehen, aber ſie wünſchen nicht Töne zu vernehmen und von Dingen zu hören, die geſund und feſt und edel ſind und zu deren Genuß und Verſtändnis man ſich ſelber etwas feſter in die Hand nehmen und die eigene werte Pſyche ein bißchen erziehen und veredeln müßte.

Ich weiß genau, daß in jenem Gedicht, wie da und dort im Werk des ſchwäbiſchen Bauern, ein paar ungelöſte Knoten ſind, daß zuweilen der edle und heilige Wille das Können erſetzen muß. Aber eben das ſchätze ich an ihm ſo ſehr hoch, daß dieſer edle, heilige Wille zur Reinheit jeden Augenblick in ihm lebendig iſt, daß dieſer Dichter Chriſtian Wagner, der nun ſchon mehr als ſiebzig Jahre alt iſt, noch die reine glühende Seele eines jungen Schiller hat. Wahrlich, ſolchen Männern, wenn wir einmal einen finden, dürfen wir nicht als Gönner auf die Schulter klopfen! Ich denke noch oft an den Sommertag, an dem der alte Chriſtian Wagner mich in meinem Garten am Bodenſee beſuchte, und an den Gang, den ich nachher mit ihm durch den Wald gemacht habe, und an den kleinen, greiſen Mann, der zäh und raſch neben mir her ſchritt wie ein Junger und auf deſſen Geſicht, ſo hell war es, der ganze Sommertag ſich ſpiegelte und wiederglänzte.

Soviel ich weiß, ſucht Wagner jetzt einen Verleger für ſein neues Buch! Iſt das nicht ein Zerrbild: der Dichter ohne Verleger, der ſuchend durch einen Wald von Verlegern ohne Dichter irrt?

Hermann Heſſe

Zur Reform des naturwiſſenſchaftlichen Anfangsunterrichtes

Der naturwiſſenſchaftliche Unterricht an den Mittelſchulen hat in den letzten Jahren eine erfreuliche Neugeſtaltung erfahren, in dem Sinne, daß an Stelle der früheren, toten ſyſtematiſchen Unterweiſung eine Einführung in die biologiſche Betrachtung der Natur getreten iſt. Allein, ſelbſt dieſe heutige Methodik verſteht es noch nicht, den richtigen Kontakt herzuſtellen zwiſchen den jungen Menſchen und dem Komplex der Naturerſchei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nungen, den wir im weitesten Sinne als Leben auffassen. Der Grund hierfür liegt in der Tatsache, daß der naturwissenschaftliche Unterricht von vornherein zersplittert wird in Zoologie, Botanik, Physik und Chemie. In jedem dieser Unterrichtsfächer lernen die Schüler einen Teil der Naturerscheinungen kennen, der innerhalb dieses Gebietes ein vollständig abgeschlossener zu sein scheint, allein die einzelnen Erscheinungen aus den verschiedenen Gebieten miteinander in Verbindung zu setzen, dazu fehlt an den Schulen jegliche Anleitung. Nehmen wir aber selbst an, es wäre durchführbar, das Gemeinsame des in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen Gelehrten stärker zu betonen, so hätten wir in dieser Methode doch einen synthetischen Weg, der den jugendlichen Gehirnen viel größere Schwierigkeiten aufbürdet, als der einfache analytische, der doch auch das Grundprinzip jeder naturwissenschaftlichen Forschung darstellt. Die Erscheinungen der Physik und Chemie insbesondere lernen wir in der Schule in derart abstrakter Form kennen, daß sie keine direkten Beziehungen mehr zum Leben zu haben scheinen. Ich erinnere mich eines bezeichnenden Falles aus meiner eigenen Schulzeit: Wir lernten damals die Gesetze der schiefen Ebene, lernten die mathematischen Beziehungen zwischen „Kraft und Last", wir hörten, daß die schiefe Ebene zu den „einfachen Maschinen" zu zählen sei, und keinem von uns allen wurde in dem Unterricht klar, daß das Prinzip der schiefen Ebene bei jeder auf einen Berg hinaufführenden Straße gegeben sei. Ich könnte noch viele Beispiele für die abstrakte Weltfremdheit anführen, in der gerade dieser so eng mit dem Leben verknüpfbare Unterricht an den meisten Mittelschulen gegeben wird; ich will aber lieber einen Weg zeigen, auf dem es möglich wäre, den Schülern innigen Kontakt mit der Natur und Freude an deren Erscheinungen zu vermitteln. Statt einer längeren Beschreibung ein einfaches Beispiel: Wir gehen mit den Schülern an einen Bach; wir sehen das Wasser, das seinen Weg über die Steine bergab nimmt. Warum fließt das Wasser? Warum bleiben die Steine liegen? Warum können wir einen Stein dem Bach entnehmen und weshalb entgleitet das Wasser bei den gleichen Versuchen unseren Händen? Das sind so naheliegende Gedanken und Fragen und ihre Beantwortung, die die Schüler ohne große Mühe selbst finden können, wird ihnen den Begriff des festen und flüssigen Körpers klar vor Augen rücken und sie werden sich erinnern, daß der gleiche Bach, der jetzt in leichter Eile bergab fließt, im Winter hart gefroren als fester Körper unbeweglich daliegt und im Frühjahr wieder sein jetziges Aussehen zurückgewinnt. So wird die Beziehung von Wärme und Kälte zum Aggregatzustand der Substanz sofort zu einer lebendigen Vorstellung. Das Eis ist meist durchscheinend, das Wasser durchsichtig, da wo es ruhig fließt, und ebenfalls nur durchscheinend, wenn es in raschem Flusse gegen Steine prallt. Die Erklärung dieser Erscheinungen führt zu optischen Vorstellungen einfachster Art. Gar mancherlei Pflanzen wachsen am Bachesrand. Was haben sie gemeinsam? Was unterscheidet sie von den Blumen auf saftigen Wiesen, von den Gewächsen auf dürren, trockenen Felsen und warum diese Unterschiede? Da haben wir eine Frage, die schon tief in die Geheimnisse des Lebens hineinführt und die wiederum in inniger Beziehung steht zur Erkenntnis der Bedeutung des Wassers in seinen physikalischen und chemischen Eigenschaften.

Der Fisch lebt im Wasser, und stirbt, wenn wir ihn herausholen, und eine Katze, eine Maus, ein Mensch, wenn er ins Wasser fällt, geht jämmerlich zugrunde. Warum? Durch Schwimmen kann der Mensch sich über Wasser halten. Warum?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diese kurzen Beispiele haben den Weg gezeigt, den ich gehen möchte: Nicht aus einer Reihe abstrakter Vorstellungen sollen wir das Naturbild erst mühsam zusammensetzen müssen, sondern eine Naturerscheinung in ihrer Gesamtheit betrachten, nach jeder Richtung hin in ihre Komponenten zerlegen und diese dann wieder in ihrer Tragweite für das gesamte Leben betrachten — das führt zu einem Verständnis der Natur. Natürlich müssen *später* im Laufe des Unterrichtes aus praktischen Gründen die Erscheinungen als zoologische, botanische, physikalische, chemische getrennt behandelt werden, aber für die Einführung ist es das Wichtigste, den Schülern einen Begriff davon zu geben, daß die Natur, daß das Leben etwas Einheitliches ist, und daß jene Einteilung nicht im Wesen der Natur begründet liegt, sondern nur aus praktischen Gründen vom Menschen künstlich geschaffen worden ist.

Dr. Alfred Heilbronn

Alles ist möglich

Die ganz vernünftige Erwägung, daß alle Probleme, Fragen, Aufgaben, selbst jene, die rein theoretisch als unlösbar gelten, wenigstens durch Annäherungswerte, doch eine relative, mindestens der menschlichen Praxis genügende Lösung als Möglichkeit zulassen, gibt dem Satz: „alles ist möglich" — eine tiefe und besondere Bedeutung. Ist er doch der wertvollste Antrieb für alles menschliche Schaffen und Streben, sehr oft ein Regulator vorgefaßter, irriger Meinungen, ein wohltätiger Frondeur gegen starre Dogmen und ein Tröster und Erhalter bei individueller Verzweiflung und Kampfmüdigkeit. Die Beispiele liegen nur so herum — zum Greifen.

Ist es möglich aus einer riesigen Schafherde mit 199999 weißen Tieren das einzige — 200000ste — schwarze, in dunkler Nacht herauszugreifen, das kommt nämlich der Gewinnchance bei den meisten Lotterien gleich, ist es möglich zu fliegen, unter Wasser Schiffahrt zu treiben, mit einer entlegenen Insel eines fernen Meeres drahtlos zu sprechen, die komplizierteste, manuelle Arbeit durch automatische Maschinen verrichten zu lassen, mit einer kupferroten Nase und einem Rückenhöcker die Liebe einer schönen Frau zu gewinnen, sich in alle heterogensten Lebensverhältnisse zu schicken, mit einigen Pfennigen in der Tasche in Amerika zu landen und nach zehn, fünfzehn Jahren ein regierender Millionär zu werden, — liegt auch das Perpetuum mobile u. dgl. nicht mehr außerhalb der Möglichkeit, wie wir sie verstehen. Also — ist alles möglich. Nur persönliche Unzulänglichkeit, persönliche Mutlosigkeit, persönliche Feigheit — lassen die Flinte vorzeitig ins Korn werfen. Und unter dem Einfluß dieser Überzeugung sollte die Selbstmordstatistik eine rapide Abnahme der am Weg Liegenbleibenden aufweisen. Das tut sie aber leider nicht. Alles ist möglich — und alle Augenblicke lang greift Einer oder Eine zur Selbstvernichtung, weil es ihm oder ihr unmöglich erscheint, aus irgendeiner Sackgasse herauszukommen. Das ist paradox. Die nervöse Hast, in der die heutigen Menschen leben und schaffen, erstickt die latente Überzeugung vom „Alles ist möglich". Es wäre doch wahrlich gut, wenn schon die Erzieher und Lehrer der Jugend, die ja in der Moderne das größte Kontingent der an der Allesmöglichkeit Verzweifelnden stellt, diese trostreiche, stärkende Lehre überzeugt und überzeugend lehren würden, anstatt die Begrenzung des menschlichen Könnens den jugendlichen Strebern vorzuhalten. Die mathematisch reine Theorie, die Unlösbarkeiten enthält, bietet der Jugend nichts, hingegen kann der Satz, den wir verfechten wollen, ungezählte Existenzen in der Praxis retten. Ob es nicht an der Zeit wäre,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über diese Frage nachzudenken? Das „Alles schon dagewesen" — ist ein trostloser Gedanke. Denn es ist nicht ermutigend, wenn man gerade gegen ein Ziel zu marschieren glaubt, zu ersehen, daß man auf einer Kreislinie geht.

Das aber Alles möglich sei, ist dagegen ein wirksames Stimulanzmittel für Müde und Ermattende. Das kann niemand leugnen.

Es liegt mir — als Kenner der Verhältnisse im angelsächsischen Amerika gänzlich ferne, in den früher als klassisch und typisch geltenden Neidseufzer nach amerikanischen Zuständen zu fallen und damit etwa der Auswanderungstendenz das Wort zu reden. Denn je mehr sich das soziale Leben in den Vereinigten Staaten europäisiert hat, desto ungünstiger haben sich die Aussichten für ein dortiges, leichtes Fortkommen für Europäer gestaltet. Aber die praktische Anerkennung des Satzes, daß alles möglich, lebt noch immer befruchtend und anregend im amerikanischen Daseinskampf. Ich denke dabei z. B. an unsere einschachtelnde Begrenzung der Berufe, an die Schwierigkeiten, die sich in der alten Kulturwelt jedem Wechsel des Berufes, des Erwerbszweiges entgegenstellen, Bedenken, die auch heute noch in keiner Weise in Amerika bestehen. Bei uns stößt doch fast Jeder, der einen für seine Qualitäten falsch gewählten Berufsweg eingeschlagen, auf Unmöglichkeiten, einen neuen mit einiger Aussicht auf Erfolg zu betreten. Unmöglichkeiten, die keine sind, die aus schutzzöllnerischen, ungesund kleinlichen Rücksichten, künstliche Schranken aufführten, Gesetze, Vorschriften, Vorurteile, Studienerfordernisse, die für die Praxis oft herzlich wenig bedeuten, aufstellten. Fesselung einer vernünftigen Freizügigkeit. Als ob nicht ohnehin Geld, Familie, Bodenständigkeit, Parteirücksichten, Standesverhältnisse, — die Freizügigkeit gerade genug beschränken. Man muß leben — und war vorübergehend Kellner, Handarbeiter, Diener — kann das Zeug dazu haben, ein vortrefflicher Kaufmann, Beamter, Offizier, Lehrer usw. zu sein. Nun tritt aber die Unmöglichkeit in ihr Recht. Richtiger in ihr Unrecht, denn Alles ist möglich.

Man muß bei uns schon eine Millionenerbschaft oder einen Haupttreffer machen, um das Gespenst des Unmöglichen zu bannen. Aber zu Erbschaft und Haupttreffer kommen nur Wenige. Die Andern stoßen sich alle an der Unmöglichkeitsmauer den Kopf ein.

Militärische Lehrer dozieren, daß im Krieg Alles möglich sei. Daß daher das Talent des Soldatenführers darin besteht, gegenüber jeder dieser Möglichkeiten sofort Front zu machen. Aber es ist auch im bürgerlichen Leben, in der Welt der Erfindungen, des technischen, geistigen und kommerziellen Strebens — Alles möglich.

Diese Überzeugung ist ein Serum, das gegen die meisten traurigen psychopathischen Erscheinungen unseres modernen, nervösen Lebens schützt. Halten wir sie daher fest, fördern wir sie — so weit es geht. v. S.

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nibelungentreue / Von Herbert

In Deutschland hat man sich über die höfische Glätte Aehrenthals beschwert, ungefähr mit den Worten, die ein treuer Diener oder Hausfreund findet, wenn seine herzbewegende Anhänglichkeit mißverstanden oder übersehen wird, also mit verschleierten Worten, die auf Verdienste anspielen und um Anerkennung bitten.

Mir scheinen diese schmerzlich berührten Reichsdeutschen wenig von der Natur und der Geschichte des österreichischen Staatswesens zu wissen, denn gerade dieses letzte halbe Jahr der Aehrenthalschen Politik zeigt viel mehr österreichische Züge, als etwa die von Pose nicht freien Kundmachungen und Verlautbarungen der k. k. Regierung während der serbischen Krise.

Kühl, glatt, versteckt und völlig frei von der Vorstellung, daß geleistete Dienste zu Dank verpflichten, so darf ein Kenner die österreichische Politik heißen, und er hat auf jeder Seite der europäischen Geschichte einen Beleg für seine Behauptung, und nichts kann die Umsicht der deutschen Geschäftsführung besser illustrieren, als ihre bedingungslose Hingabe an Österreich seit 1890.

Treitschke erzählt uns von dem faunischen Lächeln, das der alte Metternich bei einer schwungvollen Rede Friedrich Wilhelms IV. nicht habe unterdrücken können, und ich glaube, es wäre sich unschwer vorzustellen, welche Fratze der Gründer der hlg. Allianz geschnitten hätte über das klingelnde Wort von der Nibelungentreue.

Damit soll nun nichts gesagt sein gegen die geschäftskluge Art Aehrenthals, der richtig handelt, wenn er durch schöne Empfindungen oder vielleicht nur durch schöne Phrasen sich nicht das Geschäft mit einem Dritten verderben will, und den niemand tadeln darf, wenn er die Gefährlichkeit wie die Wertlosigkeit des Festbankettstiles im internationalen Verkehre erkannt hat.

Aber es soll den deutschen Diplomaten ans Herz gelegt sein, daß sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bismarcks „Aufgaben einer vorschauenden Politik Deutschlands“ immer wieder studieren und jedes ihrer Worte beherzigen.

Der Stifter des österreichischen Bündnisses hat nach seiner Entlassung und ungefähr um die gleiche Zeit, da mit Distanzeritten und derlei wichtigen Dingen die engste Verbrüderung dokumentiert wurde, ernste, warnende Worte geschrieben gegen jene Art von Politik, die der Korpsstudent „Spinat“ heißt.

„In der Beurteilung Österreichs ist es auch heute noch ein Irrtum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen, wie sie von Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust getrieben worden ist. — —

Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph niedergehalten — —, aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg, und die Elemente, die die Träger einer realisierenden Politik gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen.

... Im Klerus der habsburgischen Gesamtmonarchie würde eine katholisch-monarchische Restauration in Frankreich die Beziehungen wieder beleben können, die 1863 und zwischen 1866 und 1870 in gemeinsamer Diplomatie ihren Ausdruck fanden.“ Bd. II, S. 256.

Wer die kaum noch mühsam durch Rücksichten auf den alten Kaiser zurückgedrängte Freude des österreichischen Klerus über seine Aussichten versteht, wird sich nicht restlos einer festlichen Freude über das Nibelungenbündnis hingeben und er wird sich vielleicht erinnern, daß die arglosen Helden durch ihre Fahrt an die Donau den Untergang gefunden haben. Bedenklicher, als die vorsichtige Kälte Aehrenthals, könnte uns Reichsdeutsche die Affäre Hötzendorff stimmen, bei deren Wetterleuchten wir urplötzlich ehrgeizige Pläne des Thronfolgers und recht kriegerische Stimmungen des klerikalen Österreichs erkennen konnten.

Die Gefahren, die uns hier bei blinder Hingabe bedrohen, sind unvergleichlich größer, als die des verflossenen Jahres.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Friedensaussichten am Balkan für 1912

Von Julius Sachs (Wien)

Es ist eine Erfahrung der früheren und auch des letzten Jahres und eine aus der Erinnerung an eine immer wiederkehrende Erscheinung übernommene Auffassung, daß, wenn der Schnee schmilzt, das Bandenunwesen auf dem Balkan überhandnimmt und daß bald allgemeine Unruhen losbrechen. In diesem Jahre erscheinen die Aussichten in der schweren Luft, die allgemein auf Europa lastet, besonders trübe. Und alle Welt erwartet von dem nächsten Frühjahr große Konflikte. Falls wirklich derartige größere europäische Verwickelungen eintreten sollten, so kann nach keiner menschlichen Berechnung etwas Bestimmtes vorausgesagt werden. — Doch wir glauben nicht, daß solche größere Verwickelungen für das nächste Jahr bevorstehen. Gerade wenn für einen bestimmten Zeitpunkt allgemein der Eintritt umfangreicher Komplikationen vorausgesagt wird, pflegen diese gewöhnlich auszubleiben. Zum Teil stützt sich diese Auffassung auch auf psychologische Erwägungen: denn gerade in der Voraussicht möglicher Verwickelungen sammeln sich alle verantwortlichen Faktoren und richten ihre Wünsche auf die Vermeidung jener Schwierigkeiten, so daß schließlich ihre vereinten Kräfte zu dem Resultate gelangen, daß jene ganz ausbleiben.

Und welches die Scheu der verantwortlichen Faktoren vor großen Komplikationen ist und wie sehr diese in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung der verschiedenen Länder bemüht sind, um jeden Preis den Frieden zu erhalten, das hat man ja gerade in den großen Krisen des eben abgelaufenen Jahres deutlich vor Augen gesehen. Albanien, Marokko und Tripolis, das waren die drei großen europäischen, ja Weltfragen, die, wenn jenes Bedürfnis nach Frieden nicht bestanden hätte, wahrlich leicht einer jeden interessierten Partei Gelegenheit geboten hätte, auf den eigenen Profit auszugehen. Wir können also nicht von Aussichten auf kriegerische Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wickelungen sprechen, und wir müssen vielmehr jene Aussichten prüfen, die bei einer weiteren friedlichen Entwickelung der Dinge gegeben sind. Denn der Tripoliskrieg kann nicht als wirklicher Krieg aufgefaßt werden, der Europa in Anspruch nimmt; er spielt sich in einem entfernten Teile des türkischen Reiches ab und der angreifende Teil fügt sich den Beschränkungen, die ihm durch die allgemeine europäische Lage auferlegt werden. So hat er nicht mehr Bedeutung als ein Kolonialkrieg, eine Auffassung, die ja schließlich auch für die Türkei nur angenehm sein kann.

Die Ansichten für eine friedliche Entwicklung der Dinge hängen 1912 hauptsächlich von der inneren Lage in der Türkei ab, denn diese beeinflußt wieder die Haltung der Balkanstaaten und ihr Friedensbedürfnis trifft mit dem der Balkanstaaten zusammen. Gelingt es der Türkei, die inneren Reibungen zwischen den Parteien zu überwinden, gelingt es ihr, eine starke verantwortliche Regierung zu schaffen, die den guten Willen hat, mit den verschiedenen im Reiche lebenden Elementen zu rechnen und deren historischer Entwicklung Rechnung zu tragen, und die diesen Willen auch zur Durchführung bringt, ist sie im Stande, eine wirklich moderne Regierung einzuführen und nach einem ehrenvollen Abschluß des Krieges, der ja nicht ausbleiben kann, ihre ganze Kraft der inneren Stärkung zuzuwenden, so ist zu hoffen, daß auch die um die Türkei herum wohnenden Balkanstaaten, die sogar in den schlechten Zeiten der Türkei im vorigen Jahre deren innere und äußere Schwierigkeiten nicht ausnützen wollten, in dieser ihrer friedlichen Politik gegenüber der Türkei fortfahren werden, ja daß zwischen ihnen und der Türkei ein aufrichtiges Verhältnis zustande komme. Denn alle diese Staaten bedürfen einer Sammlung ihrer Kräfte für die innere Organisation; und für alle diese verhältnismäßig jungen Staaten würde eine kriegerische Verwicklung Gefahren mit sich bringen. Ihre korrekte Haltung und ihre Bemühungen sind ja soeben von Graf Aehrenthal anerkannt worden und die letzten Wochen haben von seiten der Leiter der auswärtigen Politik dieser Staaten bedeutsame Erklärungen gebracht. Milovanovic hat von der Pflicht Serbiens gesprochen: es wolle Europa die Garantie bieten, daß es ein Element des europäischen Gleichgewichtes und besonders des orientalischen Gleichgewichtes werde und den Anforderungen der Zivilisation entspreche. Dies sei das unabänderliche fundamentale Programm der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

äußeren Politik Serbiens, das manche Mißverständnisse zerstreut habe und mit sämtlichen Mächten vertrauensvolle Beziehungen unterhalte.

Die bulgarische öffentliche Meinung ist durch die jüngsten Vorfälle in Istip in große Aufregung versetzt worden und die Regierung hat Mühe gehabt, die Ausbrüche dieser Mißstimmung zurückzuhalten. Ministerpräsident Geschow hatte daher keinen leichten Stand, als er jüngst das Wort ergreifen mußte. Doch war der ganze Ton seiner Rede auf Hervorhebung der friedlichen und freundschaftlichen Politik gestimmt, die Bulgarien der Türkei gegenüber befolge. Er besprach den Wunsch nach Annäherung der beiden Länder, die wohl auf eine schwere Probe gestellt worden sei, und betonte die guten Beziehungen, denen derartige Ereignisse schaden müßten. — Es ist richtig, daß man auch von bulgarischen Banden gesprochen hat, die in der letzten Zeit in Mazedonien eingefallen seien und Bulgaren mögen den Attentaten nicht ganz fremd geblieben sein; aber andererseits muß die Türkei, die den Anspruch erhebt, als moderner Staat aufzutreten, diese inneren Unruhen aus eigenen Kräften zu beheben und fanatische Ausbrüche gegen die friedliche Bevölkerung zu unterdrücken imstande sein. —

Was Griechenland anlangt, so hat Venizelos das, was er in seiner Programmrede versprochen hat — eine Politik, aufgebaut auf dem Friedensbedürfnis zwecks innerer Sammlung und finanzieller Reorganisation — tatsächlich gehalten. Er hat nach den verworrenen Zuständen wieder die Ruhe im Lande hergestellt, er hat die Verfassungsrevision durchgeführt, er hat auf finanziellem Gebiete große Erfolge erzielt; und die Armee und Marine sind auf dem besten Wege zur Reorganisation. Man kann daher nicht erwarten, daß er die Aussichten dieser friedlichen Verwaltungspolitik durch kriegerische Regungen gefährden wolle. Durch seine energische Stellungnahme gegen die kretischen Führer in einem für Realisationslustige anscheinend günstigen Momente hat er wohl die besten Friedensgarantien betreffs einer der heikelsten Balkanfragen geliefert.

Eine zweite Voraussetzung einer friedlichen und für alle Teile ersprießlichen Entwicklung der Dinge auf dem Balkan müßte eine möglichst rasche Beendigung des schwebenden Krieges sein. Und falls auch die Kretafrage, die in der letzten Zeit wieder manche Aufregung verursacht hat und nur dank dem zielbewußten Auftreten der griechischen Regierung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der vier Schutzmächte ausgeschaltet werden konnte, einem definitiven Zustand entgegengeführt werden könnte, ohne der Türkei irgendwelche wirkliche Beeinträchtigung zu bringen, so würde mit einem unangenehmen Schwebezustand ein Keim künftiger Verwicklungen aus der Welt geschafft werden.

Was den Krieg anlangt, so ist es fast ein symbolisches Resümee, daß — durch die Frage der Verfassungsänderung — die Frage des inneren Friedens mit der des äußeren verknüpft erscheint, das heißt, daß zwei der Voraussetzungen für den Balkanfrieden miteinander verbunden sind. Der Friede wird wohl bald zustande kommen, denn die Türkei hat — sogar ohne große Anstrengungen — ihre Waffenehre in Tripolis gerettet; sie steht vor Europa, das doch bei Beginn des Krieges deutlich zu verstehen gegeben hat, daß es nicht gesonnen ist, Italien an der Okkupation von Tripolis zu hindern, und sie merkt, daß sie aus dem Offenbleiben der Frage kaum Nutzen ziehen kann, daß ein Hinausziehen des Kampfes nur jenen nützen kann, die in ihr ein Werkzeug eigener Pläne sehen mögen. Auch sehen die Jungtürken, daß ihre Hoffnung, der Krieg mit Italien würde durch den Zusammenschluß aller Parteien gegen den gemeinsamen Feind zur Überwindung der Krise beitragen, sie enttäuscht hat, daß vielmehr der Krieg den Gegensatz zwischen den verschiedenen Gruppen nur noch verschärft hat. Militärisch werden dem ottomanischen Reiche durch den Krieg nicht allzu große Opfer auferlegt, und diese Opfer lassen sich klar berechnen. Aber die Verlängerung des Kriegszustandes muß infolge der Störung des Handelsverkehres in der Levante den ohnehin wenig blühenden türkischen Finanzen auf die Dauer empfindlichen und weitreichenden Schaden verursachen. Die Erwägung aller dieser zusammenlaufenden Rücksichten läßt es nicht ausgeschlossen erscheinen, daß der Friede, den Italien selbst gerne sähe, in naher Frist zustande kommen könnte.

Das Exposé des Grafen Ährenthal hat eklatant die konversativen Absichten der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik hervorgehoben und in besonderer Betonung ihre praktische Orientierung auf den Wunsch hin, es mögen keine Komplikationen auf dem Balkan entstehen und dessen status quo erhalten bleiben.

Dem gleichen Wunsch hat auch, wie Graf Ährenthal anerkannte, Italien gemäß dem übereinstimmenden Wunsche aller Großmächte seine Haltung angepaßt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schließlich ist die Erhaltung der Ruhe auf dem Balkan von der des Dreibundes abhängig. Der Dreibund hat infolge des italienisch-türkischen Krieges und infolge dessen Ausbeutung durch England eine Krise durchgemacht. Er hat diese Krise nicht nur überstanden, er ist sogar aus ihr gestärkt hervorgegangen. Man darf daher den Gedanken ausschließen, daß das bestehende Allianzsystem irgendwie ins Schwanken geraten könne. Denn auch das bloße Schwanken und der Zweifel an seinem Bestande würde Unruhe erzeugen und auf den Frieden ungünstige Rückwirkungen haben. Man darf im Gegenteil hoffen, daß an die bestehenden Allianzen neue Anschlüsse im Sinne der bisher von ihnen betätigten Tendenzen sich ergeben und daß auch seitens der Balkanmächte her Gruppierungen und Anschlüsse neuer Art, aber in der gleichen Haltung, in der der Dreibund sich bewährt hat, erfolgen werden. — Der Balkan darf daher dem neuen Jahre mit guten Hoffnungen entgegensehen.

Der erste Landtag von Elsaß-Lothringen

Von Alfred Wolf

Das Jahr 1911 bezeichnet in der Geschichte Elsaß-Lothringens einen entscheidenden Wendepunkt. Das Deutsche Reich hat sein Verhältnis zum Reichsland in der neuen Verfassung einer grundlegenden Revision unterzogen, die eroberten französischen Departements, bislang im Hörigkeitsverhältnis zum Eroberer, sind endgültig auf den Weg der autonomen Staatenbildung verwiesen worden. Der Weg zur vollen Gleichberechtigung mit den Bundesstaaten ist nur noch kurz, wenn auch steil. Wir versagen uns für heute seine Beschreibung, um so mehr, als den Gipfel noch Morgennebel umhängen.

Stählen wir einstweilen unsere Kräfte zur letzten Wanderung, die einmal kommen wird. Das tun wir am besten, indem wir die neue weitere Form unserer Verfassung ausfüllen mit dem politischen Willen eines zur Selbstverantwortung schreitenden alten Kulturvolkes. Haben wir auch im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzelnen Anlaß zur Kritik an der Gestalt dieser Form, so überwiegt doch bei ruhiger Betrachtung die Freude an der Tatsache des demokratischen Wahlrechts, das uns der scheidende Reichstag gab. Wenn man's gut überlegt, überkommt einen nachträglich ein Staunen, daß der deutsche Reichstag und die deutsche Reichsregierung ihm folgend, allen Junkern zum Trotz, diesen Schritt gewagt haben. Das große, mächtige Preußen zittert vor dem allgemeinen Wahlrecht und gibt der Welt ein jämmerlich Schauspiel kleiner Angst vor seinem eigenen Volk. Es ist ein artiger historischer Scherz, daß der mächtige Staat, der mit seinen Soldaten das Reichsland eroberte, in der wichtigsten volkspolitischen Frage, deren Lösung erst die Voraussetzung aller freiheitlich-fortschrittlichen Entwickelung ist, hinter dem eroberten Lande einhergeht. Sollten die preußischen Staatsbürger wirklich politisch unreifer sein, als wir Elsaß-Lothringer — unser süddeutscher Humor pflegt es zu bejahen — so ist die schleunige Abschaffung des Dreiklassenwahlrechts um so nötiger. Übung macht den Meister. Man schicke die Völker in die Schule der Freiheit und des Rechts. Fehlschläge und Sorgen bleiben nicht aus, aber der Staat gewinnt schließlich doch, was ihm frommt im Wettstreit der Völker: neue Kräfte und Säfte aus der Tiefe, Freude des Volkes am Ganzen, Mitarbeit und Mitverantwortung breiter, bisher gleichgültiger Schichten. England ist groß geworden in der Anteilnahme des ganzen Volkes an allen Fragen der inneren und namentlich äußeren Politik. Wer die Reden des Schatzkanzlers Lloyd George gelesen, kommt hinter die Geheimnisse der Konstruktion der englischen Weltstellung. Es ist nicht die Brutalität und Schlauheit allein, wie man bei uns gerne annimmt. Das demokratische Grundwasser, das unter dem öffentlichen Leben Englands steht, ist der Träger seiner gewaltigen Energie und Erfolge.

Kommen wir zu unserem bescheideneren Volksschicksal, das uns hier beschäftigen soll, so haben wir Grund zu der Annahme, daß das Deutsche Reich nie zu bereuen haben wird, daß es unserem Lande die Türe öffnete, die in den Reichsverband führt, daß es die inneren Geschicke des Landes der Mitarbeit und Mitverantwortung des Volkes überließ.

Wohl ist der Auswirkung des demokratischen Wahlrechts in einer Ersten Kammer ein mäßigendes Moment geschaffen worden. Aber es liegt in der glücklichen Struktur unseres Landes begründet, daß auch beim besten oder

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlechtesten Willen ein kleines preußisches Herrenhaus nicht berufen werden konnte. Soviel befestigten „Grundbesitz" gibt es gottlob bei uns nicht. Die französische Revolution hat seinerzeit saubere Arbeit geleistet. Das Restchen Feudalismus imponiert dem Elsässer nicht im mindesten.

Unsere Erste Kammer sieht genau besehen aus wie ein aus einem leidlich demokratischen, indirekten Wahlsystem hervorgegangener Landtag. 15 Vertreter von Städten, Handwerk, Handel und Landwirtschaft bilden den Grundstock. Die Kirchen sind mit 6 Würdenträgern etwas reichlich vertreten, Justiz und Universität mit je einem Mitglied. Der Rest ist vom Kaiser ernannt, der sich Beschränkung auferlegte und 5 Vakanzen ließ. Eine besondere Absicht ist in den Ernennungen kaum erkennbar. Die Folgezeit wird zeigen, ob die Ernennung zweier klerikaler Vertreter des niederen und höheren Schulwesens der Vorbote eines entsprechenden Regierungskurses ist. Die zwei Generäle wollen wir nicht tragisch nehmen, um so weniger, als sie in unserem Lande heimisch geworden sind und kaum ein militärisches Nebenregiment etablieren werden. Erwähnen wir noch neben 4 Vertretern der Großindustrie die Namen des Kronjuristen Prof. Laband, Altbürgermeisters Back und Justizrats Ruland, so ist das Bild vollständig. Fehlt noch die Bemerkung, daß die elsässische Kunst keinen Vertreter bekommen hat, was wir bedauern. Alles in allem eine „Peerskammer", wie sie so bürgerlich und intelligent, und hoffen wir auch fortschrittlich, in keinem deutschen Lande anzutreffen sein wird. Wir möchten den Preußen einstweilen einmal einen Landtag dieser Struktur wünschen, dann würde schließlich auch noch der Mittellandkanal gebaut.

Die Befürchtungen pessimistischer Freunde und die Hoffnungen alldeutscher Feinde unseres Landes, daß die Erste Kammer zur Zuchtrute der Zwangsgermanisation und zu einem Herde dunkelster Reaktion werden könnte, haben sich nicht erfüllt. Damit ist die Bahn wenigstens nach der Richtung frei und sind vorerst Konflikte zwischen Zweiter und Erster Kammer nicht zu erwarten. Und dies um so weniger, als die Erste Kammer immerhin stark unter dem Einfluß der Regierung steht, welch letztere vor allem das Bestreben haben muß, vorerst mit der Zweiten Kammer auszukommen und daher alles tun wird, daß von der Ersten Kammer aus keine Schwierigkeiten entstehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Zweite Kammer ist in ihrer Zusammensetzung ein Beweis dafür, daß unser Volk von dem Wahlrecht den richtigen Gebrauch zu machen versteht und Sinn hat für die taktischen Notwendigkeiten. Der Feind in Elsaß-Lothringen ist das Zentrum. Sein Ziel ist, aus unserem Land ein kleines Bayern zu machen. Fragt sich nur, ob unser Volk sich dazu versteht. Wir hoffen, daß unsere alten demokratischen Traditionen uns davor bewahren werden. Die ersten Wahlen sind einmal ein Sieg des parteipolitischen Gedankens über die nationalistische Stimmungs- und Mischmaschpolitik. Die Vertreter dieser Politik der Erweichung, Preiß und Blumenthal, sind im Kampf unterlegen. Damit ist die Bahn frei für einen echten elsässischen Partikularismus aus der Kraft des Volkes heraus, der zurzeit lebendig wird und sein Recht verlangt in den Parteien des Landes.

Die Wahlen haben ferner gezeigt, daß heute schon die Mehrheit des Volkes nicht zum Zentrum gehört. Wenn heute das Zentrum 26 von 60 Sitzen einnimmt, so verdankt es dies der Wahlkreiseinteilung, die zu seinen Gunsten gemacht wurde, wenn schon sie nicht gerade wie die unübertreffliche bayrische Einteilung ausgefallen ist. Die Forderung des Proporzes, der später einmal dem Zentrum sehr angenehm sein könnte, wird bei uns auf der Tagesordnung bleiben.

Innerhalb des Majoritätssystems gibt es für die Linke keine andere Formation als den Großblock. Ihm verdankt die Linke zum Teil ihre Mandate bei unseren Wahlen. Die Entrüstungsheuchelei des Zentrums verfängt bei keinem vernünftigen Menschen mehr. Möge der Großblock auch in Bayern, dem klassischen Lande der Zentrumswillkür, seine Schuldigkeit tun. Fällt das Zentrum in Bayern, so feiern die Elsässer und Badenser mit. Es ist ihre Sache, die dort mit verfochten wird.

Es gehört zu den traurigsten Erscheinungen in unserem Deutschen Reich, dessen öffentliches und gesellschaftliches Leben man durchseucht hat mit Vorurteilen, Kastengeist, Rangordnungsservilismus und Loyalitätsheuchelei, daß über eine so einfache und klare Sache wie den Großblock täglich Hunderte von Menschen für und wider sich die Finger krumm schreiben. Wann kommt uns die Erlösung von dieser Subaltern-Kultur des politischen Lebens? Der Süden hat die Pflicht, abzuschütteln diesen Geist, der aus

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Kriegervereinen Ostelbiens zu uns kommt, und den Weg energisch zu beschreiten, der allein zur Zertrümmerung der Orthodoxie in der Sozialdemokratie führen kann, auf dem wir zu einem helleren, umfassenderen Ausblick in der politischen Zukunft Deutschlands gelangen werden.

Der Elsaß-Lothringische Fortschritt hat die erste durch die neue Verfassung im Wahlrecht gebotene Gelegenheit benutzt, um erfolgreich den Beweis zu führen, daß die Macht des Klerikalismus ihre Grenzen hat, sobald der gesunde Menschenverstand alles Fortschrittliche im weitesten Sinne eint.

Zwar hat has Zentrum die stärste Position in der Zweiten Kammer und wird auch die Führung übernehmen. Aber Liberalismus und Sozialdemokratie sind zusammen mit über 20 von 60 Mandaten immerhin so stark, um einer Zentrumsherrschaft bayrischen Stils vorzubeugen. Ob es uns in der Zukunft erspart bleiben wird, den Becher des Klerikalismus bis zur Hefe zu trinken, läßt sich heute nicht übersehen. Es könnte ja auch einmal eiu Volk aus den traurigen Erfahrungen anderer Völker lernen. Was auch die Zukunft bringe, eines ist sicher, daß die politischen Kräfte unseres Volkstums, die bisher nur spärlich nutzbar gemacht werden konnten, einer reichen Entfaltung entgegengehen im Gefühl der Befreiung von schweren Fesseln. Damit werden auch die Quellen wirtschaftlichen Fortschritts, die im Untergrunde ruhen, üppiger fließen. Und schließlich wird die große Vergangenheit einer selbständigen bodenständigen geistigen und künstlerischen Kultur sich neu beleben am Streben und Stolz eines sich zur Selbständigkeit reckenden originalen Volkstums.

Damit gewinnt das größere Vaterland erst auf den freiheitlichen Wegen friedlicher Kräfteentfaltung ein Land, das es bisher nur wesentlich militärisch erobert hatte. Hat Elsaß-Lothringen sich erst ganz selber gefunden, wird es volles Heimatgefühl haben für den größeren Völkerverband, den der deutsche Reichsgedanke umschließt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sören Kierkegaard / Von Christoph Schrempf

Derzeit erscheinen bei Eugen Diederichs in Jena die gesammelten Werke Sören Kierkegaards. Es ist dies der dritte, der vierte, der fünfte Versuch, dem deutschen Publikum die Hauptwerke Kierkegaards zugänglich zu machen. Und es ist diesmal sicher zu erwarten, daß er auch durchgeführt wird: weil ein stiller Freund Kierkegaards die Durchführung garantiert hat.

Wir, die wir Kierkegaard in Deutschland einbürgern möchten, dürfen uns also nicht schmeicheln, daß wir mit unseren Bemühungen einem dringenden Wunsch des deutschen Publikums entgegenkämen. Dem sehr lebhaften Wunsch einzelner: das wissen wir. Aber dem großen Publikum müßte Kierkegaard vielmehr aufgedrängt werden: und es wird sich ihn nicht aufdrängen lassen. Mit Recht. Kierkegaard hat seine Ehre darein gesetzt, sich um den Geschmack des Publikums nicht zu bekümmern; er hat ausdrücklich nur für den „Einzelnen" geschrieben. Und so viel sittliche Weltordnung gibt es denn doch, daß er nun auch dem Publikum fremd bleiben wird, daß er immer nur von dem Einzelnen zugeeignet werden kann. Wenn er je einmal von dem Publikum verstanden wird, hat ihn das Publikum gewiß mißverstanden.

Insofern könnte es widersinnig oder doch stilwidrig erscheinen, in einer Zeitschrift zu einem größeren Publikum von Kierkegaard zu reden. Aber wie sollte dann „jener Einzelne", den Kierkegaard „mit Freude und Dank seinen Leser nennt", auf ihn aufmerksam werden? Jener Einzelne ist in dem Publikum zerstreut; will man ihn erreichen, muß man zu diesem reden. Zu ihm, und doch nicht zu ihm: nämlich nicht so, daß dem Publikum ein Interesse für Kierkegaard insinuiert würde. Denn das wäre mehr als stilwidrig, das ginge schon ins Alberne: Kierkegaard, den Todfeind alles „Publikums", einem geehrten Publikum zu empfehlen.

Nein, wer Publikum sein will, sei ehrlich vor ihm gewarnt. Er kommt nicht auf seine Rechnung bei ihm, und er wird von ihm gelegentlich auf eine ebenso feine wie boshafte Weise zum besten gehalten. Aber an den Ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zelnen, der hin und her in dem großen Publikum zerstreut ist (der Einzelne lebt immer in der „Diaspora"): an ihn ein paar Worte über jenen großen Einzelnen.

* * *

Sören Kierkegaard ist eine sehr interessante Persönlichkeit; sein Leben ist überreich an poetischen Motiven, und es dürfte kaum zurechtgerückt, nur gut erzählt werden, so läse es sich wie der spannendste Roman.

Seiner früheren Jugend gab er selbst das Motto: „Halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen." Aber die Idylle der Kindheit ist für ihn so kurz, daß er sie später in der Erinnerung gar nicht mehr entdecken kann. Die Mutter, eine natürliche, heitere Frau, bekommt für den heranwachsenden Sohn keine Bedeutung. Um so größeren Einfluß gewinnt der Vater auf ihn: er zieht ihn durch seinen Geist in verfrühte Reflexionen hinein; er drückt auf ihn durch seine heimliche Schwermut; er imprägniert ihn zu seinem Heil mit der Religion des Kreuzes. Keine Freundschaft mit Altersgenossen paralysiert das fatale Übergewicht des Vaters. Die Folge ist, daß der Jüngling Kierkegaard zu keinem seelischen Gleichgewicht kommen kann. Die Sinnlichkeit, die er im Sinne des Vaters fürchten und hassen muß, läßt ihn ihre Macht spüren, bis zu dem Grade, daß er sich Donna Elviras Wort an Don Juan zueignen kann: „Du meines Glückes Mörder!" Religiöse Zweifel stellen sich ein, die ihn fast zum Abfall vom Christentum bringen. Über seinem Innern lastet eine brütende Schwermut; nach außen ist er witzig, satirisch, ironisch bis an die Grenze der Frivolität. Da tritt eine Katastrophe ein: der Vater offenbart dem 25jährigen Sohn das traurige Geheimnis seiner inneren Unrast: er hat als Knabe Gott geflucht, hat dadurch einen Fluch über sich gebracht und was von ihm stammt. Dann stirbt der Vater, indem er dem Sohne als heiliges Vermächtnis die Mahnung hinterläßt: „Sieh zu, daß du den Herrn Jesum recht lieb hast." Aber zunächst steht es diesem näher, in einer anderen Liebe „die Konklusion aller exzentrischen Prämissen seines Lebens" zu suchen. Er hat sich verliebt, zu seinem Schrecken. Unter schweren Kämpfen entschließt er sich doch, um die heimlich Geliebte zu werben. Kaum hat er ihr Ja, so machen ihn Reue und Schwermut an seinem Recht irre, die Braut endgültig an sich zu ketten. Es gelingt ihm nicht, sie zur Aufhebung der Verlobung zu treiben; so muß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er gegen ihren verzweifelten Widerstand selbst mit ihr brechen. Nun ist er, 28jährig, mit dem Leben fertig; er hat ja alles Recht auf Glück verwirkt. Und nun beginnt er erst zu leben: denn er ist jetzt frei für seine Mission, deren Ahnung ihm schon vor Jahren aufgegangen war. Er lebt also fortan als einsiedlerischer Schriftsteller dieser seiner Mission: das Heidentum in der Christenheit zu bekämpfen. Erst macht er sich in einer gründlichen Expektoration Luft; dadurch sucht er zugleich der verstoßenen Braut den Schlüssel zu seinem Verständnis in die Hand zu spielen. Dann sucht er sich mit seinem Leser in den Sinn des echten strengen Christentums hineinzuarbeiten, mit scharfer Bekämpfung einer spekulativen Verflüchtigung des Christentums. Aber dann entdeckt er als schlimmeren Feind die praktische Verflüchtigung des Christentums: daß es, von Hause aus ein Kampf mit der „Welt" auf Leben und Tod, zu der bloßen Dekoration eines im Grunde ganz weltlichen Lebens herabgedrückt wird. Er will die Vertreter der Kirche zu dem Zugeständnis bringen, daß das offizielle Christentum eine Abschwächung des wirklichen Christentums sei. Das gelingt ihm natürlich nicht; da erhebt er, ein Anwalt Gottes, die vernichtende Anklage gegen die Christenheit: das Christentum sei in der Christenheit abgeschafft, der kirchliche Gottesdienst sei vielmehr eine Verhöhnung Gottes. Er stirbt — und wird von der Kirche begraben.

Dies die Fabel seines Lebens in den gröbsten Zügen. Gehen wir aber ins Einzelne: welche Fülle des Rührenden und Ergreifenden, des Erhabenen und auch des Lächerlichen! Gegen die Mutter, die ihren Jüngsten gewiß zärtlich geliebt und treulich gepflegt hat, zeigt er die befremdlichste Kälte. Über alles aber liebt er den Vater, der nach seinem eigenen Urteil das Möglichste getan hat, ihn zeitlebens unglücklich zu machen. Von dem älteren Bruder, der gleich ihm Theologe und ein nicht unbedeutender Kopf und Charakter ist, fühlt er sich nicht verstanden; und er ärgert sich darüber, daß jedermann meint, der Bruder müsse authentischen Aufschluß über ihn geben können. Die verschmähte Braut will an gebrochenem Herzen sterben, heiratet aber bald einen anderen, und kann ihn doch nicht vergessen. Er selbst bleibt seiner ersten und einzigen Liebe lebenslang treu; und erkennt es als seine wichtigste Aufgabe, sich aus ihrem Herzen wieder „herauszudichten". Mit einem Schlag wird er, als Pseudonymus und doch bald von jeder-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann gekannt, ein berühmter Schriftsteller; ein paar Jahre nachher hat er noch 80 sichere Leser. Er läßt eine ganze Reihe von Schriften auf eigene Kosten drucken; wie er stirbt, ist er mit seinem Vermögen auch gerade fertig. Er fordert ein Witzblatt, das ihn zuvor gerühmt hatte, heraus, ihn wie andere ehrliche Leute vielmehr zu mißhandeln; was denn auch einige Monate hindurch reichlich und gründlich besorgt wird. Er leidet schwer darunter, macht sich seine bösen Gedanken über die Leute, die ihm heimlich recht geben und ihn öffentlich verleugnen, und — schweigt. Die Stürme der Jahre 48 und 49 läßt er scheinbar teilnahmlos an sich vorüberbrausen; in Wahrheit erregen sie ihn aufs tiefste und bewirken eine starke Verschärfung in seinem Verhältnis zu den kirchlichen Autoritäten, die nach seinem Urteil vollständig versagt haben. In Professor Rasmus Nielsen glaubt er einen Jünger zu finden, der nach seinem Tod seine Mission fortführen könnte; aber er muß doch erst erproben, ob er von ihm auch wirklich verstanden wird; diese Probe fällt ungünstig aus: so stößt er ihn wieder ab. Den Angriff auf die Kirche eröffnet er dadurch, daß er dem verstorbenen „Pfarrer seines Vaters", dem allenthalben hochgeehrten, auch von ihm früher gerühmten Bischof Mynster das Urteil spricht, er sei mitnichten ein christlicher Wahrheitszeuge gewesen, vielmehr in Wahrheit nur ein bequemer, feiger Kirchenpolitiker. Seinem einzigen Freund, dem Pfarrer Boesen, erwidert er sterbend in aller Freundschaft, daß er von seinen harten Urteilen über die Pfarrer nichts zurücknehmen könne ....

Und welche rätselhaften, furchtbaren Widersprüche birgt die Persönlichkeit in sich, die sich in diesem Leben ausgelebt hat! Kierkegaard ist ein mächtiger Geist — mit dem klaren Bewußtsein seiner psychopathischen Minderwertigkeit. Nach seiner eigenen Aussage war er „schwermütig bis an die Grenze des Wahnsinns". Man heißt ihn einen Verstandesmenschen; mit demselben Recht heißt man ihn einen Willensmenschen; zugleich aber ist er von einer mimosenhaften Empfindlichkeit, und jeder Stich des Schmerzes verursacht ihm ein chronisches Leiden. Ein verwegener Zweifler, bleibt er trotzdem (oder eben deshalb?) lebenslang ein williger Sklave der Pietät. Selbstbewußt bis zum Größenwahn, leidet er unter Verkennung. Für die Einfalt schwärmt er mit einer Bewußtheit, deren fast unausweichliche Gefahr die Koketterie mit sich selbst ist. In Leidenschaft für die Wahrheit erkennt er

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es als seine Aufgabe, die Menschen in die Wahrheit hineinzubetrügen. In dem Plan dieses heiligen Betrugs findet das frivole „Tagebuch des Verführers" so gut seinen Platz wie der unergründliche Schmerz der „Leidensgeschichte". Ein Held der Liebe ist Kierkegaard; aber er kann keine Liebe unbefangen hinnehmen, noch weniger kann er sich in Liebe unbefangen hingeben. Darum kennt er nur eine glückliche Liebe, die Liebe zu Gott; aber Gott ist ihm in gewissem, nur zu berechtigtem Sinne der schrecklichste Feind des Menschen. Kein Wunder, daß die letzte Großtat seiner Liebe ist, daß er über die Christenheit die Geißel einer gottesfürchtigen, und eben deshalb rücksichtslosen Satire schwingt.

Ein wundervoller Stoff für einen großen Dichter, sollte man denken; ein Stoff, aus dem sich auch für das große Publikum etwas machen ließe, das ja dieser Zeit die künstlerische Darstellung religiöser Konflikte liebt! In der Tat hat Kierkegaard selbst die Hoffnung ausgesprochen, daß er einmal seinen „Dichter" finden werde, der nachgeborenen Geschlechtern das Rätsel seines Lebens deute. Und doch: sein Dichter könnte man nur durch Mißverständnis seiner Person werden; und sein Dichter könnte auch nur dazu anleiten, ihn wesentlich — mißzuverstehen. Denn das ganz Eigenartige dieses Lebens ist doch nicht die starke poetische Stimmung, der reiche poetische Gehalt, sondern ein Ernst, der schließlich jeden poetischen Eindruck aufzehrt. Das ist nur die erste Wirkung Kierkegaards, daß man ihn „genießen" und etwa „dichten" möchte; seine zweite und wahre und dauernde Wirkung ist ein Ernst, der dem Ernst seines Lebens entspricht. Kierkegaards Leben ist von Anfang bis zu Ende ein ernster, schwerer, kritischer Kampf, nicht bloß um das Glück, sondern um die geistige Existenz und (was für ihn mehr und mehr damit zusammenfällt) um seine Idee; also kurz: ein Kampf um sich selbst. Wem sich dieser letzte, tiefste Sinn von Kierkegaards Leben enthüllt, dem offenbart sich auch mit steigender Deutlichkeit und Kraft, daß er selbst, wenn er es nur mit sich selbst ebenso ernst nähme, um sich selbst auch mit demselben Ernst kämpfen müßte wie Kierkegaard. Die Probe für dessen richtige Wirkung ist also, daß man ihn über sich selbst vergißt. Darum kann er keinen „Dichter" finden und kein „Publikum" — —

und wer durch ihn nicht hineingezogen werden will in den ernsten Kampf um sich selbst, der sei ehrlich vor ihm gewarnt.

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Prinz von Sachsen und die Marquise von Manzera

Eine historische Novelle von Will Vesper

(Fortsetzung)

Witzthum überlegte nun, daß unter den vielen, die kamen, um dem Prinzen von Sachsen ihre Aufwartung zu machen, auch ein Italiener gewesen, der als ein Abenteurer und Schelm durch die ganze Welt und auch nach Dresden gekommen war und zuletzt in Madrid bei den Franziskanern die Gelübde getan hatte. Diesen ehrwürdigen Pater gewann er am folgenden Tage mit gewichtigen Gründen für den Dienst des Prinzen, und da einem Pfaffen alle Wege offen sind, besonders in Spanien, so erfuhr die Kammerfrau der Marquise, Donna Lora bald, daß der Prinz von Sachsen ein sehr freigebiger Herr sei, der kleine Dienste fürstlich zu belohnen pflege. Nun war Donna Lora zwar eine höchst ehrenwerte, auf die Tugend versessene Person, auch schon in den Jahren, wo Kammerfrauen mehr an das himmlische Heil, als an ihr irdisches Wohlergehen denken sollten, aber dennoch hatte sie eine jugendliche Schwäche für freigebige Herren und ihre guten Dukaten und Goldpistolen beibehalten, eine Leidenschaft, die sie im Dienst des Marquis von Manzera nur unvollkommen befriedigen konnte, obgleich sie sonst gut und ehrlich gehalten wurde.

Der Pater hatte nicht sobald diese Bresche in der Tugend der Donna Lora entdeckt, als er auch dem Prinzen schon gewonnenes Spiel gab. Durch seine Lobreden auf die Freigebigkeit dieses Fürsten und die glänzenden Goldstücke, die er vorwies, füllte der erfahrene Kuppler die Phantasie der guten Donna so sehr mit Bildern von dem Prinzen und seinen Schätzen an, daß sie auch bald vor ihrer Herrin, der Marquise, von nichts anderem sprach als von diesem edlen, schönen, galanten und reichen Fremden, der so reichlich das Lob zu verdienen scheine, das ganz Madrid ihm spende.

Die Marquise hörte eine Zeitlang nicht ungern dem Lob ihres Geliebten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu, aber zuletzt beschloß sie, dem süßen Gift, das mit diesen Gesprächen nicht nur in ihre Ohren drang, zu entsagen und verbot ihrer Dienerin, weiter von dem Prinzen zu reden.

Das war gerade um die Zeit, wo Pater Steffano sich offener gegen Donna Lora äußerte und sie den kleinen Dienst ahnen ließ, den sie dem Prinzen leisten könne. Donna Lora war zu sehr von der Vorstellung goldgefüllter Börsen berauscht, als daß ihre Bedenken lange hätten standhalten können, zumal der Prinz den Pater sogleich instand setzte, die Träume der Donna durch schöne Wirklichkeit wesentlich zu unterstützen. Darum ließ diese gute Dienerin auch in der Folge nicht ab, ihre eigene vorteilhafte Meinung von dem Prinzen auch bei ihrer Herrin immer mehr zu befestigen und die Marquise unterlag der schönen Neigung ihres Herzens und dem Bedürfnis, sich wenigstens in Gedanken mit dem Geliebten zu beschäftigen.

„Was ist schließlich dabei gefährlich," dachte sie, „wenn ich mich in Gedanken an ihm berausche. Niemand kann sein Herz zwingen und seine Gedanken ersticken, wie er will. Ist es nicht genug, daß ich mir seinen Anblick raube und ihn und mich durch meine Entfernung plage?"

Donna Lora versäumte nicht, den Pater von dem wachsenden Wohlgefallen zu unterrichten, das die Marquise so offenbar an ihren Erzählungen fand, und dieser trug die erfreuliche Botschaft sogleich zu dem Prinzen, der nun sein Glück ernstlich zu versuchen beschloß. Er schrieb an die Geliebte einen Brief in so zärtlichen Ausdrücken und mit solch stürmischen Beschwörungen, wie nur eine tiefe Leidenschaft sie eingeben kann. Der Prinz verstand in solchen Lagen nur zu gut, seine besten Seiten zu enthüllen und alle Waffen, die ihm die Natur gegeben, ohne Mitleid gegen das Herz anzuwenden, das er gewinnen wollte. Er hatte das schon in Paris oft bewiesen. Wieviel mehr durfte er jetzt seinen Worten einige Wirkung zutrauen, wo die Wahrheit seiner Gefühle das Bekenntnis seiner Liebe verstärkte. Nach einigem Sträuben, das dem Prinzen teuer zu stehen kam, übernahm es Donna Lora, der Marquise den Brief in die Hände zu bringen. Sie war sogar kühn genug, die kleinen Listen, durch die Kammerfrauen Liebesbillette in die Hände ihrer Herrinnen zu spielen pflegen, zu verachten. Sie überreichte ihr den Brief offen und sagte harmlos, als wisse sie nicht,

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

worum es sich handle: „Ein Diener des Prinzen von Sachsen hat ihn abgegeben."

Als die Marquise diesen Namen hörte, warf sie das Schriftstück unerbrochen auf die Erde und entfärbte sich, weil sie erkannte, auf welch gefährlichem Wege sie sich fortbewegte.

„Bei meinem Zorn," rief sie, „nimm diesen Brief und gib ihn dem, der ihn dir gegeben hat, zurück. Unterstehe dich nicht, mich noch weiter mit diesem Prinzen zu plagen, oder ich will dem Marquis von Manzera sagen, auf welche Art du ihm zu dienen suchst."

„Madame," sagte Donna Lora, „so wollen Sie denn den Tod des Prinzen?"

„Ach Gott," rief die Marquise und weinte, „ist es nicht genug, daß mein Herz von nichts als von ihm erfüllt ist, müssen auch meine Dienerinnen noch seine Partei nehmen?"

Als sie erkannte, wie sehr sie sich verraten hatte, ging sie rasch hinaus und schloß sich in ihr Kabinett ein.

Donna Lora hatte das Bekenntnis ihrer Herrin nicht überhört und war nicht geneigt, die Belohnungen, die sie von dem Prinzen erwartete, verloren gehen zu lassen. Darum öffnete sie selbst das Briefchen und steckte es aufgeschlagen in die Zeichenmappe ihrer Herrin. Denn die Marquise, von der Natur mit mancher Geschicklichkeit begabt, liebte es, in ihrer Muße kleine, zierliche Gemälde herzustellen und hatte darin eine geschmackvolle Fertigkeit. Als sie nun nach einiger Zeit aus ihrem Kabinett kam, um einen Blumenstrauß, den sie zu zeichnen angefangen hatte, zu beenden, fand sie das Papier und las fast im ersten Anblick die oberen Zeilen, und da Donna Lora sich klugerweise entfernt hatte, widerstand die Verliebte nicht, sondern las heimlich den ganzen Brief und berauschte sich an dem süßen Geschwätz so sehr, daß Lora von einem Versteck aus wohl bemerkte, wie wenig ihre Herrin über ihre Kühnheit erzürnt war. Sie trat also rasch herein und trieb ihren Eifer für den Prinzen so weit, die Marquise sogar zu einer Antwort zu drängen, aber diese wies sie nun kurz und barsch hinaus und verbot ihr jedes weitere Wort. Donna Lora erkannte an dem Ton, wie ernst es ihrer Herrin war und entfernte sich, ganz erschrocken und erstaunt über so viel Hartnäckigkeit. Die Marquise aber befestigte sich in ihrem Vorsatz, nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von ihrem Weg zu weichen. Die Frechheit und die Einmischung ihrer Kammerfrau in diese Angelegenheit war ihr so zuwider, daß sie dem Prinzen fast darüber zürnte, obgleich sie wohl wußte, daß ihm kein anderer als dieser von jeher übliche Weg geblieben war. Dennoch bestärkte sie sich in ihrem Widerstand und war hart genug gegen sich selbst, den Brief, ohne ihn noch einmal anzusehen, zu verbrennen.

Donna Lora kam ziemlich bestürzt zu dem Pater Steffano und machte ihm wenig Mut für einen glücklichen Ausgang ihres Unternehmens. Der gute Pater, mehr erbost als gerührt über so viel Tugend bei einer Marquise, beschwor die Donna, trotzdem ihren Vorteil immer im Auge zu behalten und ging dann zu dem Prinzen, den er wohl oder übel von dem schlechten Ausgang der Sache unterrichten mußte. Gleichwohl wandte er alle Kunst an, um den Verliebten bei gutem Mut zu erhalten, indem er ihm immer wieder vorstellte, daß die Neigung, die die Marquise gegen ihn verraten habe, sie einmal so oder so in seine Arme führen müsse und daß er mehr Ursache habe, sich über das offene Geständnis ihrer Liebe zu freuen, als sich über ihren Widerstand zu beunruhigen.

„Glaubt mir, gnädiger Herr, daß das Feuer angelegt ist, das ist die Hauptsache. Wir wissen jetzt, daß es brennt und brauchen nur die Flammen anzufachen. Ihr sollt euch bald daran wärmen dürfen."

Aber der Prinz, schwankend in seinen Stimmungen und nicht gewöhnt, daß man ihm so viel Schwierigkeiten machte, hatte alle Hoffnung plötzlich verloren und glaubte den Berichten des Paters und der Donna Lora in nichts mehr, denn er sah ja, daß sie ihn nur hinhalten wollten, um weiter seine Wohltaten zu genießen. Darum verfiel er einer Verzweiflung, die um so größer war, als gleichzeitig mit seiner Liebe seine Eitelkeit nicht wenig verletzt war. Er steigerte seinen Kummer derart, daß er nur noch von Sterben und Selbstmord redete und dem armen Vitzthum keinen geringen Schrecken einjagte. Der Graf von Hazthausen merkte von allem, was vorging, wenig oder nichts. Wenn ihm auch die Unruhe und Verzweiflung des Prinzen nicht entging, schrieb er sie doch anderen Ursachen zu.

Der Prinz quälte unterdessen seine beiden Begleiter mit den ärgerlichsten Launen, indem er bald dies, bald jenes auszuführen verlangte, bald schleunigst abreisen, bald für immer in Madrid bleiben wollte und kurz in allem

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sich wie ein Rasender und fast Verrückter gebärdete. Schließlich überfiel ihn eine große Gleichgültigkeit gegen alles und er stand aus seinem Bette gar nicht mehr auf. Als er so mehrere Tage ganz ermattet und wie geistesabwesend gelegen hatte, glaubte Haxthausen an eine schwere Krankheit und sandte eiligst zu zwei der berühmtesten Ärzte, die denn auch mit vielem Eifer ankamen und zunächst voreinander mit dem säuerlichsten Lächeln viele Bücklinge machten, ehe sie sich mit dem Kranken beschäftigten. Dann ergriff der eine den Patienten bei der linken, der andere ihn bei der rechten Hand, beide zogen ihre Uhren und hielten sie wechselseitig einer dem anderen voll Höflichkeit unter die Nase. So zählten sie den Puls, sahen sich dann mit besorgten Blicken an und begannen die Köpfe so bedenklich und heftig zu schütteln, daß ihre Perücken ins Wackeln gerieten. Man sah ihnen an, wie sie sich gegenseitig in ihre Besorgnis hineinkomplimentierten und steigerten, da keiner hinter dem andern zurückbleiben und für einen weniger einsichtsvollen Arzt gelten wollte. Der Prinz, durch die Leichenbittermienen der beiden aufgeheitert, ließ sich mit dem leidenvollsten Gesicht von der Welt untersuchen, vernahm mit unterdrücktem Lachen die drei oder vier Krankheiten, die ihm plötzlich an den Hals gehetzt wurden und machte erst dann dem Scherz ein Ende, als die Ärzte anfingen, ihm mit Aderlassen und Klistieren auf den Leib zu rücken. Laut auflachend sprang er vor ihren Augen aus dem Bett und begann in einer Wanne, die dastand, zu baden. Die Doktoren wollten ihn wie einen Fieberkranken festhalten und versuchten mit Gewalt, ihn aus den gefährlichen Güssen einer kalten Brause zu entfernen. Sie machten ein solches Lamento und waren so fest überzeugt, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, daß der Prinz zuletzt wütend eine Reitpeitsche von der Wand riß und damit die Perücken der beiden auszuklopfen begann. Da flohen sie entsetzt und empört über einen Barbaren, der so wenig ihre Sorgfalt und wissenschaftliche Fürsorge zu schätzen wußte.

Den Prinzen, der in seinem Leben nichts lieber tat, als den aufgeblasenen Gelehrten eins zu versetzen, heiterte dies Zwischenspiel so auf, daß er auch in seiner Liebesangelegenheit neuen Mut faßte. Er beschloß, vor allem selbst sogleich mit Donna Lora zu reden, um zu erfahren, was an den Nachrichten Steffanos Wahrheit oder Lüge sei. Er ließ die Donna für einen der fol-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genden Tage in einen Garten vor der Stadt bestellen, wo er sie mit Steffano erwartete. Donna Lora kam, von einer Base begleitet, die Steffano sogleich in ein Gespräch verwickelte und auf die Seite zog, indessen der Prinz sich bemühte, dem geschwinden Spanisch der Donna einigermaßen auf den Fersen zu bleiben. Er begriff, daß sie ihm mit ziemlich den gleichen Worten wie Steffano sein Glück in der Liebe, aber zugleich auch die Unmöglichkeit, die Tugend der Marquise zu erschüttern, erklärte. Aber da er nun einmal Mut gefaßt hatte, beschloß er, das Spiel trotzdem keineswegs aufzugeben. Er erreichte auch, trotz der wenigen spanischen Brocken, die er vorzubringen wußte, das erneute Versprechen der Donna, seine Angelegenheit aufs beste zu betreiben und nichts unversucht zu lassen, um die Marquise umzustimmen und sie zu einer persönlichen Begegnung mit dem Prinzen zu bringen. Daß sie seiner eigenen Gegenwart und dem inneren Feuer der Liebe gleichzeitig nicht lange widerstehen könnte, war der Prinz gewiß.

„Ach, gnädiger Herr," sagte Donna Lora beim Abschied, als ihr der Prinz eine goldene Sackuhr und ein hübsches Kettchen für ihre Base überreichte, „wie kann man gegen Euch nur so hartherzig sein. Wenn ich die Marquise von Manzera wäre, ich wollte Euch noch heute abend empfangen und wenn zehn Ehegemahls es mir verbieten wollten."

Der Prinz dankte ihr lachend für ihren guten Willen, an dem zu zweifeln er keine Ursache hatte, und kehrte fröhlich nach der Stadt zurück.

„Das müßte doch mit dem Teufel zugehen," dachte er, „wenn ein Pater, eine Kammerfrau und ein Prinz eine junge Frau nicht zu dem bringen könnten, was sie selbst wünscht."

Donna Lora fing sogleich, als sie daheim war, an, ihre Rolle vortrefflich zu spielen, indem sie nichts weiter tat, als mit äußerst bekümmerten Mienen und mit Tränen im Blick ihre Herrin zu bedienen. Diese, immer gewohnt, die Sorgen ihrer Untergebenen zu lindern, fragte sie denn auch bald nach der Ursache ihres Kummers, erhielt aber zunächst nur Seufzer und allgemeine Ausflüchte zur Antwort. Als aber der Schmerz der Donna sich immer mehr zu steigern schien, drang die mitleidige Marquise immer heftiger in sie und befahl ihr zuletzt ausdrücklich, ihr den Grund ihrer Leiden anzugeben.

„Weil Ihr es denn befehlt, Herrin," sprach Donna Lora, „so wage ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es, von dem zu reden, was ich Euch doch, Euren Befehlen gehorsam, nicht sagen wollte. Zürnt mir also darum nicht."

„Nein, nein," sagte die Marquise, die noch nicht merkte, worauf es Donna Lora abgesehen hatte, „sprich ohne Furcht. Ich wüßte nicht, daß ich dir je verboten hätte, deine Beschwerden vor mich zu bringen."

„Es handelt sich auch nicht um mich," flüsterte die geschickte Heuchlerin. „Es handelt sich um Euch. So wißt denn, daß der Prinz von Sachsen stirbt —" Die Marquise stieß einen schmerzhaften Schrei aus und war nahe daran, umzusinken.

Sie ergriff totenbleich die Hände der Dienerin und preßte sie.

„Wer hat ihn verwundet? Schnell, sage mir alles. O Gott, mir ahnte, daß hier, wo die Dolche und Degen so lose sitzen, den Arglosen und Verwegenen ein Unheil treffen mußte. Ich werde ihn nie wiedersehen!"

„Nein, nein," sagte Donna Lora, erfreut über die unmittelbare Wirkung ihrer Worte, „so schlimm ist es nicht, und es liegt nur an Euch, ob Ihr ihn gesund wiedersehen wollt. Nichts anderes hat ihn verwundet, als Eure Grausamkeit, und wenn er stirbt, so ist es einzig Eure Schuld."

„Betrügerin," rief die Marquise, „warum quälst du mich so? Wenn es weiter nichts ist als Liebe, daran stirbt niemand so leicht und am wenigsten der Prinz von Sachsen, der sich bald zu trösten wissen wird."

„Madame," rief Donna Lora, „nun seid Ihr auch noch ungerecht gegen ihn. Ich habe den Prinzen heute durch einen Zufall in Caso del Campo gesehen, als ich mit meiner Base dort war. Er ist nur noch ein Schatten von einst. Blaß und melancholisch stützte er sich auf seine Begleiter. Mich hat nicht leicht ein Anblick so erschreckt wie der des armen Herrn und Euch würde es nicht anders gehen, wenn Ihr ihn sehen würdet."

„Schweig, Närrin!" rief die Marquise. „Ich will ihn nicht sehen. Ich fühle wohl, daß da irgendeine Verschwörung im Werke ist, aber du sollst mich nicht mit Rührung übertölpeln. Ich sage dir noch einmal, schweige mir von ihm und damit gut."

Die Tränen traten der Marquise in die Augen und ihre Hände krampften sich heftig ineinander. Donna Lora gab mehr auf diese offenkundigen Zeichen ihrer Liebe und Verzweiflung, als auf die ihres künstlichen Zornes. Sie fiel der Marquise zu Füßen und rief weinend:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ihr dauert mich, Madame, Ihr dauert mich, Ihr und der Prinz. Aber nur Eure Härte macht es so schlimm. Will ich Euch denn zu einem Unrecht überreden? Das sei ferne. Ich diene dem Marquis von Manzera redlich, aber darum verschwor ich nicht alle Menschlichkeit und kann sehr wohl ein wahres Unrecht von einem eingebildeten unterscheiden. Auch der Prinz will doch Euer Verderben nicht. Warum wollt Ihr denn das seine? Und brauchtet doch nichts zu tun, als ein wenig freundlich mit ihm zu plaudern und seine herzliche Neigung mit gleicher Freundschaft zu erwidern.

Gewiß, der Marquis von Manzera ist sehr eifersüchtig und mißgönnt jedem Manne Euren Anblick. Aber ist solche Eifersucht nicht beleidigend? Wird es außerdem je eine bessere Gelegenheit geben, den Prinzen zu sehen und zur Vernunft zu bringen, ohne die Eifersucht Eures Gemahls zu wecken, als gerade jetzt? Ist die Krankheit, die den Marquis befallen hat und die ihn hindert, auszugehen und überhaupt Euch zu sehen, nicht ein Wink des Himmels? Bis er genesen wird, hat der Prinz von Sachsen Madrid längst verlassen und behält Euch in einem guten Gedächtnis, während er Euch jetzt, wenn er nicht vorher stirbt, verflucht als eine törichte, hartherzige Frau, die ihre Tugend durch nichts zu schützen weiß, als dadurch, daß sie sich eingeschlossen hält."

Die Marquise wurde durch diese Worte mehr ergriffen, als sie zeigen wollte, aber strömende Tränen verrieten ihre Bewegung.

„Ich begreife nicht," sagte sie, „warum du, die sonst nicht genug schmälen konnte über die Frauen, die ohne Wissen ihres Gemahls fremde Männer empfangen, nun auf einmal mich selbst dazu überreden willst. Hast du mir nicht selbst oft gesagt, daß es eine schwere Sünde ist?"

„Herrin," sprach Donna Lora, „wie könnt Ihr nur so verblendet sein und dies mit den Liebschaften vergleichen, die die Damen am Hofe mit den Kavalieren haben. Handelt es sich hier nicht vielmehr um jene heiligen Gefühle, die Gott selbst wohlgefällig sind? Würde ich Euch sonst dazu raten? Pater Steffano, der gewiß ein frommer Mann ist, sagte mir, es wäre viel eher eine Sünde, einen so edlen gottesfürchtigen Herrn, wie den Prinzen, eines so jämmerlichen Todes sterben zu lassen, und das will ich auch glauben. Ich könnte es nie verwinden, wenn ich Schuld an seinem Tode haben sollte."

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

„Was du schwatzest," sagte die Marquise. „Ich wollte, ich wäre tot, so hätte das alles ein Ende."

Donna Lora ließ an diesem und den folgenden Tagen nicht ab, die Marquise zu bestürmen und ihr Gewissen einzuwiegen, aber sie konnte keine bessere Antwort erhalten, obgleich sich die Liebende immer mehr in die Netze verwickelte, denen zu entrinnen sie alle Anstrengungen machte. Davon aber konnte Donna Lora sie nicht überzeugen, daß eine Zusammenkunft mit dem Prinzen ganz gefahrlos sei. Sie kannte ihr Herz zu gut und wußte, daß dieser Schritt alle anderen nach sich ziehen würde, die dann, wer weiß wohin, führen mußten, in Tod und Verdammnis.

Diese Gewißheit verschärfte ihren Widerstand und Donna Lora würde ihn nie überwunden haben, wenn nicht ein Zufall dem Prinzen den einzigen Schachzug gezeigt hätte, der die Königin in diesem Spiel in seine Gewalt bringen mußte.

Eines Abends, als Steffano mit Donna Lora eine Zusammenkunft an einer kleinen Gartenpforte des Palastes Manzera verabredet hatte, begleitete ihn der Prinz, der von innerer Unruhe über den schlechten Fortgang seines Liebeshandels schon wieder ganz toll werden wollte, in einer Verkleidung, die er bei seinen Abenteuern zu tragen pflegte. Er wollte noch einmal persönlich seine Sache der Donna Lora empfehlen, und sie, die täglich seine Geliebte sah und immer um sie war, von ihr erzählen hören.

„Ach Gott," rief er zuletzt, „warum kann ich nicht stracks durch diese Pforte zu ihr gehen und ihr selbst sagen, was mich zu sagen drängt. Ich wollte alle ihre Bedenken und Ausflüchte und allen Widerstand schnell überwunden haben."

„Ja, wahrhaftig, gnädiger Herr," rief Pater Steffano, „da hat die Liebe Euch einmal einen guten Gedanken beigebracht und den besten Weg gewiesen. Donna Lora wagt nichts, wenn sie Euch in das Gemach ihrer Herrin einläßt. Ihr werdet ihr bald Verzeihung für diesen Ungehorsam verschaffen. Ich bin sicher, noch ehe die Nacht um ist, segnet die Marquise unseren Einfall und preist sich glücklich, daß sie eine so kluge Kammerfrau hat. Vielleicht hat sie schon längst darauf gewartet und wir sind zu dumm gewesen, das einzusehen.

Zum Teufel, ich weiß, daß es solchen Damen schwer fällt, ihrer Scham

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geradeheraus Valet zu sagen. Das will nicht über die Zunge. Aber den Liebhaber, der ihre Gedanken nicht zu erraten versteht, halten sie mit Recht für einen Dummkopf."

„Ja," rief der Prinz erregt, „ich will nun endlich wissen, woran ich bin, und wenn sie hart genug ist, mich abzuweisen, will ich vor ihren Augen sterben."

Er wollte sogleich den dunklen Gang durch den Park nach dem Hause hinaufeilen.

„Halt, halt, Herr!" rief Donna Lora erschreckt. „Ich will gerne überlegen, ob Euer Plan zu billigen ist, aber heute ist die Herzogin von Fernandino bei der Marquise. An deren Gegenwart wird Euch, denke ich, wenig gelegen sein."

„Also dann morgen!" rief der Prinz. „Verdammt, daß es erst heute ist."

Die drei so verschiedenen Verschwörer im Dienst der Liebe bestimmten noch die Zeit für den folgenden Abend, wo sich der Prinz an der Gartenpforte einstellen sollte, dann eilte dieser in fröhlicher Aufregung heim. Als ihm der Graf von Haxthausen in den Weg lief, umarmte er ihn ausgelassen und wirbelte mit ihm im Kreise herum, bis dem alten Herrn die Perücke von seinem kahlen Kopf flog.

„Ist er ganz verrückt geworden?" rief der Graf. „Hat er sich an den verteufelten Weinen besoffen, die in dieser spanischen Hitze reif werden? Drehe er doch lieber den Vitzthum und lasse er mich in Frieden."

Der Prinz umarmte nun auch den Freund, zog ihn dann schnell hinaus auf sein Zimmer und berichtete ihm seinen neuen Plan.

„Wißt Ihr auch," sagte Vitzthum, „daß Ihr verloren seid, wenn es der Marquise einfällt, ihre Tugend so weit zu treiben, daß sie ihren Gatten herbeiruft?"

„Eben deshalb," sagte der Prinz, „weil es gefährlich ist, wird sie mich dieser Gefahr nicht aussetzen."

„Und wenn sie Euch nun anhört und erhört und die beiden Täubchen einig sind, so wird es bei dem einen Mal nicht bleiben. Man gewöhnt sich an das Kommen, bis der Marquis so oder so erfährt, bei wem seine schöne Gemahlin sich über das Scharlachfieber ihres Gatten tröstet und ehe man sich's versieht, hat der Prinz von Sachsen einen der verdammten Dolche

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Leibe, mit denen diese Spanier so unvorsichtig geschickt umzugehen wissen. Die spanischen Marquis haben eine genau so kitzliche Ehre wie wir daheim, aber sie sind nicht so dumm wie die Deutschen, daß sie ein großes Geschrei darum machen, wenn man sie verletzt hat. Sie sind auch nicht höflich genug, sich breitbeinig ihrem Beleidiger mit der Pistole in der Hand gegenüberzustellen und zu allem Guten auch noch seine Kugeln zu schlucken. Ein paar hundert Dukaten oder weniger in die Hände eines geschickten Gesellen gelegt tun hier bessere Dienste."

„Halt Er sein Maul, Vitzthum," rief der Prinz. „Da ruht Er nicht eher, als bis Er mich aus aller Freude herausgeredet hat. Und wenn der Herr Marquis von Manzera die heilige Inquisition selbst auf mich hetzen will, nichts soll mich davon abhalten, morgen abend seine schöne Frau zu fragen, wer von uns das größere Recht auf ihr Herz hat, ich oder der Marquis. Nachher mag werden, was will."

„Ich habe auch nicht gehofft," sagte Vitzthum, „daß Ihr Vernunft annehmen würdet. Aber ich werde mit Euch gehen und in Eurer Nähe sein, wenn Euch Gefahr droht."

„Schade," sagte der Prinz, „daß Donna Lora keine Talente hat, dir die Zeit zu verkürzen."

Am nächsten Abend gingen der Prinz, reich und mit Geschmack gekleidet, und Vitzthum, gut und unauffällig bewaffnet, zu der festgesetzten Zeit eilig durch die einsame Straße auf die kleine Pforte zu, die in den Garten des Palastes Manzera führte. Der Prinz fand die Türe offen und trat sogleich ein. Vitzthum blieb am oberen Ende der Straße, von wo er Garten und Haus heimlich beobachten konnte.

Donna Lora erwartete den Prinzen hinter der Pforte und führte ihn behutsam über dunkle, verschlungene Gartenwege nach dem Eingang zu den Gemächern seiner Geliebten.

Die Marquise, die noch so spät an ihrem Zeichentisch saß, betrachtete nachdenklich, ich weiß nicht, in welchen Gedanken, ein kleines Miniaturporträt, das in seinen wesentlichen Zügen dem Prinzen von Sachsen ziemlich ähnlich war und das dem Gedächtnis der Verliebten alle Ehre machte. Die Marquise hatte nämlich seit einigen Tagen die Züge des Prinzen aus der Erinnerung zu zeichnen unternommen und war an diesem Abend, nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

halb zufrieden, damit fertig geworden. Durch ein leises Pochen an der Türe wurde sie in ihrer zweifelnden Betrachtung gestört und da sie Donna Lora erwartete, bedeckte sie das Porträt schnell mit der Hand. Die Türe öffnete sich und der Prinz von Sachsen trat herein und warf sich der Marquise sogleich zu Füßen. Diese, die vor plötzlicher Beklemmung ihres Herzens nicht dazu kam, einen Laut von sich zu geben, hörte nun den Strom berauschender Worte, die der Augenblick und die Erregung dem Prinzen eingaben.

„Mein Freund," sagte sie endlich, „so wollt Ihr also meinen Tod. Wenn ich Euch folge, muß ich täglich auf ihn gefaßt sein. Wenn der Marquis von Manzera erfährt, daß Ihr um diese Stunde in meinen Zimmern wart, wird er ohne Zögern uns beide seiner Rache opfern. Aber das wäre noch das Schlimmste nicht. Über eine kurze Zeit werdet Ihr Spanien verlassen müssen und ich bleibe allein mit schuldigem Gewissen zurück. Wenn ich Euch erst wahrhaft lieben lernte, wollte ich nachher lieber sterben, als eine Trennung ertragen."

„Nein, keine Trennung," rief der Prinz, „wenn ich erst Eurer Liebe gewiß bin, will ich Euch gegen die ganze Welt verteidigen. Wir wollen fliehen und Ihr sollt mit mir in meine Heimat gehen."

„Ja," sagte sie, „und da würde die Marquise von Manzera gut genug sein, Eure Mätresse zu heißen, denn Ihr schmeichelt Euch selbst nicht, Euren stolzen Verwandten mehr abzutrotzen. Nein, Ihr seid jung und Eure Jugend ist die Entschuldigung Eurer unbedachten Verwegenheit. Aber ich, die ich gewiß in vielem erfahrener bin, darf Euch nicht darin folgen."

„Freundin," rief der Prinz außer sich über ihren Widerstand, „Ihr tut mir unrecht. Wenn Ihr nicht mit mir gehen wollt, will ich auch hier bleiben. Ich werde spanische Dienste nehmen. Der König wird mir gern ein Regiment geben. So brauche ich nach dem Kurfürsten von Sachsen nichts mehr zu fragen."

„Und der Marquis von Manzera?"

„Ich werde ihm sagen, daß er Euch aufgeben muß, daß er kein Recht mehr auf Euch hat. Dann werde ich mit ihm kämpfen und Euch von ihm gewinnen."

„Prinz," sagte die Marquise und deckte ihre Hand leise über seine heißen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erregten Augen, „man sieht, daß Ihr kein Spanier seid und unsere Sitten schlecht kennt. Der Marquis weiß Eure Kraft zu schätzen. Er wäre nicht töricht genug, so unbequeme Wege mit Euch zu gehen. Seine Rache würde ohnedies viel besser bedient werden.

Aber ich sage noch einmal, wenn auch alles dies überwunden würde, um so schlimmer wird dann für mich das Ende sein. Mir kann Eure Liebe zuletzt nur Leid bringen, aber das bedenkt Ihr nicht gerne. Ihr seid so jung, Ihr werdet bald andere neben mir und nach mir lieben, und ich würde lieber den Tod, als dies ertragen — wenn ich Euch erst einmal wahrhaft lieben gelernt hätte."

„Freundin," rief der Prinz, „mit jedem heiligen Schwur —"

„Haltet ein," sagte die Marquise ruhig. „Wir wollen wenigstens dies alte Schauspiel lügenhafter Eide nicht aufführen."

„Schauspiel?" rief der Prinz, „und lügenhafte Eide? Ach, ich Narr! Nun sehe ich, daß Ihr mich mit Beleidigungen von Euch stoßen wollt, daß Ihr in mir nur irgend so einen Elenden seht, der zu seinem Vergnügen auch ein wenig auf die Liebesjagd geht. Nein, ich will Euch besser überzeugen."

Er riß seinen Degen von der Seite und wollte sich in seiner Raserei durchbohren.

Ich will nicht sagen, daß der Prinz nicht wirklich Ernst gemacht hätte, wenn ihm die Marquise nicht in den Arm gefallen wäre. Wozu kann der Liebeswahnsinn und die jugendliche Eitelkeit, eine Rolle gut zu Ende zu spielen, einen jungen heißblütigen Menschen nicht verführen. Aber glücklicherweise wurde der Märtyrermut des Prinzen nicht auf die letzte Probe gestellt. Die Marquise, die es am besten wissen konnte, nahm seine Verzweiflung ernst, umklammerte ihn ganz erschrocken und hielt ihn fest.

„Freund," rief sie, „so war es nicht gemeint. Warum wollt Ihr mich mit allen Martern quälen, die Euch gegeben sind? Ihr seid wenig edel, so meine Niederlage vollkommen zu machen. Habt doch Mitleid mit mir und bedenkt, was ich leiden muß."

Sie wand ihm den Degen aus der Hand und warf ihn fort. Dann preßte sie sich fest an den Geliebten, küßte ihn und verlor allen Widerstand.

„Du Lieber," rief sie, „ich sehe wohl, daß ich alles für dich tun und deine

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Liebe über den Tod stellen muß. Weißt du, ich fürchte den Tod sehr und denke immer an ihn, aber an dich denke ich noch viel mehr und dich liebe ich mehr als alles Leben. Nur dich will ich noch anschauen und mich vor keinem Leid fürchten. Du bist ja die Freude, die mir so lange versagt war. Du bist die Jugend, um die man mich betrogen hat. Du bist alles, alles, wonach ich geweint und geseufzt habe, und was ich doch nie besitzen kann, wenngleich ich es jetzt in den Armen zu halten scheine. Du entfliehst mir, das weiß ich. Du bist ja nur ein glühender Traum dieser heißen Nacht. Meine Sehnsucht hat dich gemacht. Vielleicht morgen oder übermorgen bist du schon nicht mehr und ich sitze wieder und male dich aus dem Gedächtnis. Sieh, so."

Sie hielt ihm die Zeichnung hin.

„So blaß, so zart wird dann deine Schönheit in meiner Einbildung. So vergnüge ich mich, bunte Schatten festzuhalten.

Heute fort damit ins Feuer! Was sind sie wert, wenn ich dich habe. Bald will ich sie wieder neu und besser hervorholen, hernach, wenn du in Deutschland mich längst vergessen hast."

Der Prinz, der soeben in tiefster Verzweiflung sich verschmäht geglaubt hatte, fühlte sich nun plötzlich von der höchsten Flut leidenschaftlicher Liebe überschwemmt. So wie Selige in die Herrlichkeit des Himmels schauen, blickte er verzückt auf die schöne Frau, die sich in seine Arme fügte und deren Duft ihm die Sinne schwinden machte.

„Freundin, liebe Freundin," rief er, „nun gewann ich dich doch. Nun soll uns nichts mehr auseinanderreißen. Quäle dich nicht mit so törichten Dingen. Ich bleibe immer bei dir."

„Ach du, du bist so glaubwürdig, selbst wenn du lügst. Noch deine Lügen sind reizend und liebenswert. Komm, sei nicht böse, ich glaube dir! Ich schwöre für dich: Heute liebe ich die Marquise von Manzera und — und so weit ich denken kann. Wer kann denn wissen, wie lang das ist. Warum wollen wir an morgen denken? Jetzt liebst du mich, das ist gewiß. Jetzt bist du bei mir und niemand nimmt dich hinweg. Morgen will ich sterben."

Sie warf sich über den Geliebten, umarmte ihn und küßte ihn und ließ ihn nicht los, als wollte sie ihn mit ihrer Liebe ersticken. (Schluß folgt)

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rundschau

Zoll und Lohn

„Wenn seitens der Gegner unserer Schutzzollpolitik immer betont wird, daß durch dieses System die Lebenshaltung, insbesondere des Arbeiters, verteuert, und daß der Arbeiter hierdurch in eine schwierige Lage gebracht werde, so ist dem entgegenzuhalten, daß der Arbeiter nicht bloß Konsument, sondern in erster Linie Produzent ist, Produzent aller möglichen Arten von Erzeugnissen, die er erst produzieren muß, eher er konsumieren kann. Wenn der Arbeiter in der Lage ist, Waren zu produzieren, wenn die von ihm produzierten Waren zu guten Preisen an kaufkräftige Abnehmer abgesetzt werden können, mit anderen Worten, wenn der Arbeiter Arbeit hat und gut verdient, dann kann er auch für die von ihm selbst benötigten Bedürfnisse gute Preise zahlen." (Jahresbericht der Handelskammer Essen.) Die Äußerung einer für ihre Existenz besorgten Kaste. Den Bergherren des rheinisch-westfälischen Reviers, den Stahlkönigen vom Ufer der Ruhr, ist das Arbeiterwohl nichts als ein Posten in der Gestehungsrechnung. Der Arbeiter als Produzent! Ein neuer Trick. Was das Bangen um den Schutzzoll nicht alles tut. Sonst ist der Arbeiter nichts als Lohnfresser, schlechter als ein Tier. Nur in Zeiten der Hochkonjunktur erhält er einen gewissen Seltenheitswert. Schwarze Listen, Aussperrungsrigorosität zeigen, wie hoch die produktive Tätigkeit des Arbeiters geachtet wird. Der Idealismus variiert mit den Berufsinteressen. Da ist z. B. die Handelskammer Hamburg. Sie ficht für Abbau der Zölle. Hamburg braucht die Zölle nicht, sie meint es wenigstens. Die Argumentation ist auch hier schief, trotz der berühmten Sorge für das Allgemeinwohl. Geldsacksophisterei ist nun einmal bei Kaufleuten gleichbedeutend mit Wirtschaftsethik. Lest alle Jahresberichte: Die Industrie will die Erhaltung der Schutzzölle, der Zwischenhandel freie Ein- und Ausfahrt. Manche wissen allerdings überhaupt nicht, was sie wollen. Aber alle arbeiten mit dem Wirtschaftsglück des deutschen Volkes und die Knutigsten gar mit dem Wohl des Arbeiters. Seriöse wissenschaftliche Arbeiten, wie etwa der Hamburger Bericht eine ist, nehmen sich so einen Teil der Wirkung.

So schlimm die Argumentationstendenz des Essener Berichtes ist, ohne ein Körnchen Wahrheit ist die Begründung nicht: In der Tat hebt der Zoll den Lohn. Es kommt nur darauf an, ob relativ mehr oder weniger als die Unterhaltspreise. Eine Vergleichsberechnung gibt es nicht. Eins mag jedoch als feststehend gelten. Die Industriezölle haben die gewerbliche Intensität und Extensität gefördert, dadurch die Gewerkschaftsbewegung in Lauf gebracht und so den Rückhalt für Lohnforderungen geschaffen. Denn ohne Machtvotum hätte man die Löhne ja nicht erhöht; die organisierte Quantitätsgewalt der Arbeiter wäre nicht so stark, wie sie es heute ist, wenn die Industrie nicht hinter Zöllen groß geworden wäre. Ob vom Arbeiterstandpunkte aus heute eine Schutzzollnotwendigkeit nicht mehr besteht, ist eine schwierige Frage. Noch sind wir in der wildesten Konzentration, eine Konzentration, die den Arbeitern die Bindungsnotwendigkeit deutlich vor

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen führt. Industrieverdienst, Kapitalskonzentration, Arbeiterorganisation und Lohnsteigerung hängen eng zusammen. Oder: Wohl und Wehe von Kapital und Arbeit sind unlöslich. Seit der Reichsgründung geschah diese Entwickelung hinter hohen Zollmauern. Wie alles, ist auch das nur ein Übergang. Schutzformen sind nicht ewig. Man kann „Freihändler" sein und doch die Zölle billigen. Nur nicht in aeternum.

Der Zoll hat den Lohn gehoben, mußte ihn heben, weil er die Industrie förderte. Aber der Zoll hatte noch andere Belastungswirkungen. Nicht nur in der Steigerung der Rohmaterialpreise. Daß Löhne und Preise hoch gehen, ist natürlich. Darüber darf nicht gewimmert werden. Es gibt aber noch etwas anderes, was der Zoll geschaffen, und das ist allerdings bekämpfenswert. Die Industrieerweiterung geschah mit Hilfe der Agiotage. Unsere Banken sind es, die den Produktionsprozeß unnatürlich verteuerten. Sie schreien nach Freihandel. Farce, keine Gewerbegruppe hat solches Interesse an Schutzzöllen wie sie. Nicht das Lohnplus drückt die Industrie. Sie könnte noch mehr vertragen und wird noch mehr aushalten müssen. Die Effektengewinne, die Emissionsschiebungen, die künstlich erhöhten Dividendenerfordernisse, da liegt des Pudels Kern. Der Bankpolyp hat der Industrie das Mark ausgesogen. Sie hat dafür „Wasser" erhalten. Gewiß, jede Lohnerhöhung macht die Tonne Kohlen, den Sack Zement unrentabler. Aber die Existenzgefahr wird durch die Agiotage heraufbeschworen. Riesenkapitalien, hohe Dividenden. Die Quote aufs Tausend soll unter der Zahl der Tausende nicht leiden. Man vergiftet gesunde Werke, bewertet Immobilien bis in den Phantasiehimmel, verhunzt alles Gefestigte durch die elende Sucht nach schnellem Gewinn. Jedes Natürliche wird ausgeschaltet, ja die Produktion wird zur Nebensache. — Ob Zölle oder nicht, ist eine Entwickelungsfrage. Aber, ob die Banken unsere Industrie aussaugen dürfen oder nicht, auf die Frage ist die Antwort ein unbedingtes „Nein!"

Dr. Alfons Goldschmidt

Die „unabhängige" Mongolei

In Urga, der Hauptstadt der äußeren Mongolei, hat der Hutuktu Tschepsun Dampa, das geistlich-weltliche Oberhaupt, das hier die Würde des Dalai Lama vertritt, am 3. Dezember die Unabhängigkeit des Landes erklärt, worauf der chinesische Amban abgesetzt wurde. Zur politischen Orientierung, da nun einmal die mongolischen Staatsverhältnisse für den „Westländer" meist böhmisch sind, zunächst ein paar Worte in Parenthese. Der Hutuktu ist ein Kardinal und gehört als solcher zu den lamaitischen „Heiligen" ersten Ranges, die sich durch übernatürliche Fleischwerdung als ewig lebende Buddhas forterben; das Wort bedeutet soviel wie „Jemand, der wiederkehrt". Gilt Tibet auch als das Herz des Lamaismus, so ist doch dessen Kraftzentrum und Hauptstütze heute mehr denn je die Mongolei, dessen Völker die Folgen der Verrohung, der Entsittlichung und habgierigen Herrschsucht des Pfaffentums von Lhasa nicht so empfindlich am eigenen Leibe gespürt haben wie die Tibeter selbst und nach wie vor strenggläubige Verehrer des ostasiatischen Papstes sind. Seit Kubilai Setsan haben die meisten chinesischen Herrscher — was man heute in Peking bitter genug bereut — die Machtentfaltung der Lamakirche im Mongolentum, dessen nomadisierende Völker sich nur durch dies geistliche Medium beherrschen zu können glaubten, in jeder Weise begünstigt. Sie schufen zu diesem Zweck ein wie nach

Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

strategischen Gesichtspunkten aufgebautes System von Lamaserien, die sich von der Reichshauptstadt etappenweise und netzförmig gen Westen vorschieben und je mit einem „Heiligen" besetzt sind. Im ganzen werden 160 solcher lebenden Buddhas, die in größeren oder kleineren Fähnlein wieder einem Hutuktu untergeordnet sind, anerkannt, und zwar 30 in Tibet, 24 in der Mongolei, 35 im Kokonorgebiet, der Rest in Szetschwan und in der Umgebung von Peking selbst. Daraus ergibt sich die Bedeutung des zu Urga vollzogenen Akts in religionspolitischer Richtung.

Daß die findige Petersburger Diplomatie die durch die Revolution geschaffenen Verlegenheiten Pekings nicht ungenützt vorübergehen lassen würde, war vorauszusehen, und nicht minder, daß der Angriffspunkt die äußere Mongolei sein würde. Kaum daß der Aufstand in den Südprovinzen ausgebrochen war, erklärte die halbamtliche Rossija mit der Unverblümtheit, die der Russe in solchen Dingen liebt und die ihm so wohl ansteht, Ssuchomlinow habe befunden, daß „die Mandschurei kein geeigneter Kriegsschauplatz sei"; um so einladender erscheine die Mongolei, „deren Bedeutung für China im strategischen Sinn rein negativ sei und die mangels irgendwelcher Verbindungen von Peking aus in keiner Weise geschützt werden könne, während Rußland bequem auf den aus dem Beikalgebiete, von Irkutsk und Sajansk führenden Straßen in das Land gelangen und von hier aus jeden Angriff gegen das Reich der Mitte leiten könne". Auf diesen Trompetenstoß folgte in demselben Blatt (am 27. Oktober) das Querpfeifenblasen einer staatsrechtlichen Auseinandersetzung, die das gewünschte „theoretische Instrument" für die an der Newa geplanten Operationen schaffen sollte. Die Mongolei bilde keinen integrierenden Bestandteil Chinas, sondern mit diesem eher einen Staatenbund (was geschichtlich völlig unhaltbar ist*), sie genieße das Recht, selbständig auswärtige Verhandlungen zu führen und Verträge abzuschließen (die, soweit sie zwischen einzelnen Mongolenfürsten und Petersburg zustande kamen, in Peking niemals anerkannt worden sind) und überhaupt, das zarische Reich sei von Natur und rechtmäßig diejenige Nation, der in dem „Pufferstaat" das erste Wort gebühre. Punktum! Endlich wurde, wiederum von dem gleichen Organ, ein Problem aufgeworfen, das zugleich klarstellt, aus welchen wirtschaftlichen Gründen Rußland solchen Wert auf die friedliche Durchdringung der Mongolei mit Waffengewalt legte: der an der Jahrhundertwende zwischen der Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft und der Russisch-Chinesischen Bank abgeschlossene Vertrag, wonach letzterer das alleinige Ausbeutungsrecht für ein Gebiet im Riesenumfang von 500000 Quadratwerst (ungefähr so groß wie das Deutsche Reich), das den nördlichen Teil der an Transbaikalien angrenzenden Tsetsen- und Tuschetukhanak umfaßt, zustehen soll. Die unterdessen im Auftrag der russischen Regierung vorgenommenen Durchforschungen dieses Gebirgslandes hat aber sehr bestechende Ergebnisse gezeitigt; es soll nicht nur reich an goldführenden Erzgängen, sondern vor allem auch an gewaltigen Lagern vorzüglicher Kohle sein. Die Realisierung des Abkommens hat sich indessen immer wieder wegen des Widerstandes der „selbständigen" mongolischen Fürsten verzögert, den zu brechen sich jetzt die beste Gelegenheit bietet.

Den programmatischen Erklärungen Rußlands folgten die Taten auf den Fuß. Khane aus Kobdos und Sainnoion, die angeblich Schutz gegen chinesische Verletzungen ihrer souveränen Rechte such-

*) Vgl. den Artikel „China, Mandschus und Mongolenfürsten" in V, 20 (1911) des März.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten, wurden in Petersburg mit größtem Zuvorkommen wie Lehnsleute empfangen und reich beschenkt. Der durch seine Tätigkeit in Lhasa berühmt-berüchtigte Agent Dorschejeff verlegte sein Arbeitsfeld nach Urga und bearbeitete hier mit Hilfe des russenfreundlichen und einflußreichen Fürsten Tschandawan den Hutuktu: wie man heute sieht, sehr erfolgreich. Bereits ist nach der Unabhängigkeitserklärung ein aus sechs Fürsten und einem geistlichen Berater zusammengesetztes Verwaltungskomitee russischer Organisation gebildet worden, das nach Art eines Ministeriums Ressorts für das Auswärtige, die Justiz, die Finanzen, den Verkehr und die kirchlichen Angelegenheiten umfaßt. Und heute endlich wird zum erstenmal durch eine vom chinesischen Gesandten auf Grund einer Unterredung mit Ssasonow nach Peking gerichteten Note offiziell bestätigt, daß zarische Truppen — natürlich nur „vorübergehend" und „zum Schutz russischer Untertanen" — in Urga eingerückt seien. Ein zweites Persien entsteht in Mittelasien, nur mit dem Unterschied, daß hier der russische Bär statt des britischen Löwen den chinesischen Drachen herauszudrängen sich anschickt.

Für China sind diese Lehren, wie sehr es durch den Bürgerkrieg Wasser auf die Mühlen seiner Gegner leitet, bitter genug. Es war just auf dem besten Weg, die Sünden wieder gut zu machen, die eine frühere Zeit schwächlicher Regierung und achtloser Vernachlässigung der Außenbollwerke des Staates sich hat zuschulden kommen lassen. Die beiden großen, unter dem Protektorat des Hofes und des Ministeriums stehenden Korporationen, die „Gesellschaft zum Schutz der Mongolei" und die „Chinesisch-Mongolische Industriegesellschaft", von denen die erstere hauptsächlich die Gründung von Schulen betreibt, um den japanischen und russischen Kultureinflüssen entgegenzuarbeiten, die andere in erster Linie die wirtschaftliche Erschließung des Landes sich angelegen sein läßt, haben sich im vergangenen Jahr verschmolzen und ihre Mission, vereinten Kapitals und vereinter Kraft, mit verdoppeltem Eifer und verdoppeltem Erfolg vorwärts gebracht. Der Prinz Su, der neue Kolonialminister, der die Mongolei aus eigener Anschauung genau kennt, erwies sich als der rechte Mann am rechten Platz. Er verstand es, mit fortschrittfreundlichen und im Ausland herangebildeten Mongolenfürsten, wie Kalatschin, Najentu, Amuerlingkuei enge Beziehungen anzuknüpfen, schickte nach allen wichtigen Plätzen des Landes tüchtige Beamte und leitete so die Reorganisation der Verwaltung mit Glück ein. Er brach mit dem System, planlos und wahllos aus allen Provinzen des Reichs Proletariat zu Besiedelung heranzuziehen, dem meist die physische wie intellektuelle Fähigkeit fehlte, in dem rauhen Klima der Mongolei und unter deren harten Arbeitsbedingungen sich zu halten. Er bevorzugte einseitig die Schantungleute, die als zähe und leistungsfähige Kolonisatoren Ruf haben, und sah alsbald seine Taktik von Erfolg gekrönt. Wo ein mongolischer und chinesischer Bauer zusammentrafen, trug dessen Wirtschaft fast regelmäßig den Sieg davon; die Höfe der eingewanderten Himmelssöhne schlossen sich schnell zu Dörfern zusammen, in denen der chinesische Schullehrer sofort sein Kulturzepter aufrichtete, und so haben sich namentlich in der inneren Mongolei bereits ganze Landschaften vollkommen chinesischen Gepräges gebildet.

Diese Tatsache weist zugleich darauf hin, daß bei Licht besehen die Stellung Rußlands in der Mongolei doch weit ungünstiger ist als in Persien. Militärisch mag es hier wie dort überlegen sein: Chinas völkischer und kolonisatorischer Stoßkraft, die letzten Endes entscheiden muß, hat es nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen. Auch verkehrspolitisch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liegen die Verhältnisse keineswegs besonders vorteilhaft für Petersburg. Stößt es mit der vielberedeten transmongolischen Baikal-Kalganbahn, zu der angeblich Washington seine Zustimmung gegeben habe und die dementsprechend von einem amerikanischen Syndikat finanziert werden soll, westlich vor, so würde die Linie hier von den chinesischen Gegenentwürfen Peking-Kalgan-Urga-Kiachta und Peking-Lantschu-Urumtschi-Kuldscha aufgenommen und in ihren Wirkungen paralysiert werden, und es ergäbe sich eine ganz ähnliche Lage wie bei der Ostchinesischen Bahn, deren Bau mehr den Gegnern Rußlands als ihm selbst zustatten gekommen ist. Vor allem aber frägt sich: wie wird Japan zu dieser neuen Diversion der zarischen Politik sich stellen? Wenn für das Reich der Mitte der russische Vormarsch in die äußere Mongolei weit weniger bedrohlich ist wegen der Gefahr eines unmittelbaren Hiebs gegen Peking als wegen der Flankierung der „Westgrenze", Hsintschian, so muß man in Tokio größte Bedenken tragen, zu dulden, daß der Gegner des letzten Krieges und heutige Vertragsfreund sich unmittelbar vor den Toren der Südmandschurei festsetzt und die japanische Einflußsphäre von Kirin und Schöngking ringsum einkreist. An der Bildung neuer, eigenartiger Reibungsflächen im ostasiatischen Wetterwinkel durch den von der Newa aus dirigierten Schachzug fehlt es also nicht; für die europäisch-politische Wetterlage hat er das einzig Gute, daß Rußland durch die neuerliche Magnetisierung seiner Kräfte nach Mittel- und Ostasien hin von den undankbaren Geschäften eines Schildhalters des Allslavismus oder eines Sekundanten der Ententemächte, der für diese die Kastanien aus dem Feuer holt, im nahen Osten abgehalten wird und damit die Lösung von dessen verworrenem Problem erleichtert.

Dr. Frhr. von Mackay

Glossen

Bürgerfängerei

Im Sommer war in unserer politischen Tagespresse viel von „Kulturkonservatismus" die Rede, einem Begriff, den Dr. Adolf Grabowsky prägte, und jetzt, wo die Stichwahlen zum neuen Reichstag nahe rücken, kommt die Debatte hierüber an manchen Stellen wieder lebhaft in Gang. Dumm war der Einfall, der altersgrauen Weisheit unserer konservativen Parteipolitiker durch neuen Wortschmuck ein modernes, jugendfrisches Aussehen zu verleihen, nicht; denn es gibt genug bürgerliche Gimpel, denen dadurch etwas vorgetäuscht werden kann, so daß sie wohl imstande wären, aus Überdruß an der bisherigen Unfruchtbarkeit des politischen Liberalismus zu einem „Kulturkonservatismus" überzulaufen, wenn ihnen der Sprung ins Rote zu gewagt dünkt. Eine ganz andere Frage ist aber die, ob für die deutsche Kultur etwas heraus springt, wenn solche Agitation Erfolg hat, oder nur für konservativ-parteipolitische Machtbestrebungen.

Grabowsky spricht von „einer wachsenden Abneigung der Intelligenz gegen die Gleichmacherei und Verflachung der Demokratie, gegen das auf der Erde Liegen vor der Majestät der Masse, gegen die rohe Vergötterung der großen Zahl", und er meint, dem gegenüber greife die Erkenntnis durch, daß es heute auf nichts mehr ankomme als darauf, „den Glau-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ben zu bewahren und zu verbreiten an die Führerschaft der Besten, an die Herrschaft einer wirklichen Aristokratie, sowie an den Wert und die Hoheit der überindividuellen Mächte, die uns geschaffen haben, und die in uns lebendig sind". In diese mitten hinein in die Gegenwart flutende Strömung sollten sich unsere „Gebildeten" stürzen. Leider täten sie es nicht; sie blieben vielmehr ganz ruhig „bei den demokratischen Rinnsalen", die sie im Grunde verabscheuten. Die Lösung dieses Problems liege darin, daß der offizielle Konservatismus es nicht verstanden habe, sich ganz auf den Boden der heutigen Kultur zu stellen. Dazu könne der „Kulturkonservatismus" anleiten, der den Konservatismus zum Aufnehmen „alles Großen, was die Gegenwart schafft, sei es in Kunst, Wissenschaft, Literatur oder Ethik fähig machen solle".

Man erkennt leicht, daß es Grabowsky um eine Wiederholung des mißglückten Bülowschen Versuches einer „Paarung konservativen und liberalen Geistes" zu tun ist, nur, daß er nicht alle konservative und liberale Parteipolitiker unter einen Hut gebracht wissen, sondern alle paarungsfähigen konservativen und liberalen Menschlein hinter ein neues liberal-konservatives Weltanschauungsbanner geschart sehen möchte. Sein Grundirrtum besteht darin, daß er glaubt, alle Politik könne und müsse sein, was jede Parteipolitik ursprünglich nur sein wollte, nämlich Weltanschauungspolitik. In Wirklichkeit ist alles Weltanschauliche im politischen Leben erbarmungslos zum Absterben verurteilt, weil es darin in Wirklichkeit nichts zu tun hat, sondern in das politiklose Gebiet friedlichen Kulturlebens gehört. Selbst in unserer ausgeprägtesten Weltanschauungspartei, im Zentrum, greift diese Erkenntnis rasch um sich, weshalb die „Richtung Bachem" ja krampfhaft bemüht ist, die Partei als „wirtschaftliche Sammelpartei" existenzfähig zu machen, damit sie nicht auseinanderfällt, sobald sich das Band der katholischen Weltanschauung nicht mehr als fest genug erweisen sollte. Seitdem sich diese Versuche immer deutlicher als aussichtslos erweisen, macht sich in der Anhängerschaft des Zentrums eine wachsende Unzufriedenheit bemerkbar. Wenn nun schon so bewährte starke Gedankenbindemittel wie die der römisch-katholischen Kirchenpolitiker von materiellen wirtschaftspolitischen Bestrebungen gesprengt zu werden drohen, was ist da noch von einem Unternehmen zu erwarten, außerhalb des Bereiches religiöser Befangenheiten auseinanderstrebende materielle Kräfte mit Kulturgedanken zusammen zu klammern! Machtbestrebungen und nicht Ideale geben im parteipolitischen Leben den Ausschlag. Die konservative Partei hängt vom Bunde der Landwirte ab und im Bund der Landwirte geben die Vertreter des Großgrundbesitzes den Ton an. Unsere Junker sind, soweit sie persönlich in Frage kommen, gewiß gern bereit, „alles Große, was die Gegenwart schafft, sei es in Kunst, Wissenschaft, Literatur oder Ethik" gelten zu lassen, aber sie werden nie und nimmer zugeben, daß das alles auch für die ländliche Bevölkerung im allgemeinen Wert haben müsse. Sie werden, auch wenn sie Grabowskyschen Kulturkonservatismus in ihr Programm aufnehmen, fortfahren, kulturlose osteuropäische Arbeitskräfte ins Land zu ziehen, weil sie die höheren Lohnansprüche heimischer Arbeiter, die ein von den Industriegegenden ausgehender Kulturhunger dazu anspornt, nicht mehr befriedigen wollen oder können.

Wollten die Kreise, die ihrer Natur nach immer die ausschlaggebende Macht im Leben einer konservativen Partei ausüben werden, sich ganz auf den Boden der heutigen Kultur stellen, so würden sie ihre eigene Daseinsberechtigung verneinen müssen. Im übrigen führt es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überhaupt immer zu einer schädlichen Begriffsverwirrung, wenn politische und kulturelle Angelegenheiten miteinander verquickt werden. Politik und Kultur haben in Wirklichkeit nichts miteinander gemein, und wo die eine die andere bevormunden will, da entsteht nichts Halbes und nichts Ganzes. Kulturgemeinschaft gibt es nur zwischen politisch geeinten Menschen. Es gibt gewiß Kulturinteressen, die Anhänger der verschiedensten Parteien miteinander gemein haben, aber sobald die in Frage kommen, verschwinden auch die Parteiinteressen plötzlich für eine Weile, politische Gegner fühlen sich als zusammengehörige Glieder einer Nation.

Kultur im weitesten Sinne heißt das Ergebnis menschlicher Arbeit und Kunst. So lange nun nicht die ganze Erde mit Menschen voll besetzt ist, kann die Kultur jeder kooperierenden Menschengesellschaft die Mittel liefern, in der Nahrungsbeschaffung schneller fortzuschreiten als sie wachsen kann. Darum wohnt der Menschheitsentwickelung die Neigung inne, immer umfangreichere Interessengemeinschaften zu bilden und immer mehr Kräfte, die vorher durch den Kampf zwischen einzelnen Menschen und Völkern in Anspruch genommen waren, für den gemeinsamen Kampf gegen die außermenschliche Umwelt freizumachen. Alle Bestrebungen, die daher nicht dazu dienen, friedlichem, unpolitischem Kulturleben immer mehr freien Spielraum zu verschaffen, also immer mehr Partei, Klassenkampf und Kriegspolitik überflüssig zu machen, fördern die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Wo es in einem Volke politische Parteien gibt, gibt es auch noch keine völlige Kulturgemeinschaft und soweit Parteipolitik getrieben werden muß, kann die eine Partei auf die besonderen Kulturinteressen der andern keine Rücksicht nehmen. Konservative Politiker, die mit dem Köder „Kulturkonservatismus“ im städtischen Bürgertum, dessen berufene politische Vertretung in den liberalen Parteien zu finden ist, Anhänger gewinnen wollen, sind so schlimm wie jene falschen Propheten, von denen gesagt ist, daß sie in Schafskleidern erscheinen, inwendig aber reißende Wölfe sind.

Otto Corbach

Zentrums-Nichtwähler?

Laut der amtlichen Statistik hat das Zentrum bei den bayerischen Landtagswahlen von 1906 44, 19% der gültigen Stimmen erhalten. Mit dieser Stimmenzahl errang das Zentrum von den 163 Sitzen 98, also fast die Zweidrittelmehrheit in der Kammer. Diese ungerechte, der deutlich ausgesprochenen Volksgesinnung widersprechende Bevorzugung des Zentrums beruht zum kleineren Teile darauf, daß die relative Mehrheit im ersten Wahlgang genügt, wodurch ausgesprochen antiultramontane Wahlkreise in Stadt und Land (wie Augsburg II, Würzburg I, Traunstein, Miesbach, Memmingen) von vornherein in die Hand des Zentrums fielen, da die gegen das Zentrum abgegebenen Stimmen sich zersplitterten. Wichtiger noch als dieser Umstand ist die Wahlkreiseinteilung, die die kleinen und mittleren Städte, statt sie, wie in Österreich, zusammenzufassen, alle einer ländlichen Übermacht unterordnet und ausliefert, und vor allem die dem Zentrum günstige Verteilung der Wählermassen, die es den Gegnern des Zentrums nahelegt, sich in den Großstädten und in den rein protestantischen Gebieten gegenseitig zu zerfleischen. Verzichteten die antiultramontanen Parteien auf *jedes* Bündnis, gingen sie *alle* selbständig vor, so wäre eine Zweidrittelmehrheit des Zentrums möglich, ja wahrscheinlich. Das Wahlbündnis der antiultramontanen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Parteien für die bayerischen Landtagswahlen wird daher solange eine Notwendigkeit sein, bis namhafte Bevölkerungsverschiebungen oder ein siegreiches Wiederaufleben der Bauernbundbewegung dem Zentrum ein Proportionalwahlrecht lieb machen oder abtrotzen werden.

Den unangenehmen Hinweis darauf, daß die große Mehrheit, die das Zentrum im Landtage bisher besaß, sich nicht auf die Mehrheit der abstimmenden Bürger, sondern auf eine nicht einmal $^9/_{20}$ umfassende Minderheit stützt, sucht das Zentrum zu entkräften, indem es die „Nichtwähler" sich zurechnet. In etwa der Hälfte der Wahlkreise sei die Zentrumsmehrheit eine so sichere, daß viele ländliche Anhänger des Zentrums auf den überflüssigen weiten Weg zum Wahlort verzichteten. Indessen können auch die Liberalen und die Bauernbündler viele von den Nichtwählern der zentrumssicheren Wahlkreise für sich beanspruchen, mit der Erklärung, daß ihre Gesinnungsgenossen den aussichtslosen Versuch, mit ihrer Stimme dem Zentrum Abbruch zu tun, lieber bleiben ließen. Die stärkste Wahlbeteiligung weisen immer die Wahlkreise auf, in denen die Entscheidung an wenigen Stimmen hängt, gleichviel ob das Zentrum in ihnen mächtig ist (wie in Memmingen, Germersheim) oder gar nicht in Betracht kommt (Hof I u. ä.).

Dieser Streit um die Nichtwähler wird sich ja bei den bevorstehenden Landtagswahlen entscheiden. Das Zentrum wird in vielen ländlichen Wahlkreisen alle Anhänger aufbieten müssen, um sich zu behaupten. Denn wenn auch nicht alle zentrumsgegnerischen Wähler dazu zu bringen sein werden, ihre Stimme dem *einen*, ihnen vielleicht recht fernestehenden Bewerber zu geben, der ihnen gemeinsam vom Liberalismus, Sozialdemokratie und Bauernbund empfohlen wird, so ergeben die Stimmen der antiultramontanen Parteien in Altbayern und Schwaben zusammengezählt doch fast überall so stattliche Ziffern, daß der antiultramontane Wähler Mut fassen kann, daß mancher, der vielleicht früher nicht Lust hatte, einem von drei ganz hoffnungslosen Zählbewerbern seine Stimme zu geben, nun vielleicht doch den weiten Weg zum Wahlort macht, sicher, wenn nicht eine knappe Mehrheit für den Antiultramontanen erringen zu helfen, so doch Mitglied einer achtunggebietenden, vom Gegner ernstgenommenen, gefürchteten Minderheit zu sein.

In diesem Sinne können sich die *Neuwahlen* vollziehen; die Wahlen von 1906 aber geben bei genauerer Betrachtung einen Hinweis dafür, daß das Zentrum über die großen Reserven in Nichtwählerkreisen doch nicht verfügt, deren es sich rühmt. Haben doch 1906 in sehr vielen Wahlkreisen verschiedene Zentrumsbewerber einander bekämpft, so daß also in ihnen der zentrumgesinnte Wahlberechtigte Grund hatte, den Weg zur Wahl zu gehen, weil er nicht lediglich die Wahl einer Vertrauensmännerversammlung zu bestätigen hatte, sondern selbst eine Entscheidung zwischen zwei oder mehreren Zentrumsanhängern treffen durfte und mußte. Trotz dieses besonderen Grundes, zur Wahl zu gehen, hat das Zentrum, wie gesagt, nicht $^9/_{20}$ der Stimmen bekommen. Freilich erreichte nur ein einziger der nichtoffiziellen Zentrumsbewerber mit knapper Mehrheit sein Ziel: der dem Bauernvolk erwünschte Nichtbürokrat Rothfischer im Wahlkreis Cham gegenüber dem einigen Beamtengruppen zuliebe offiziell aufgestellten staatlichen Schreiber Vogel. Aber in Wasserburg brachte es der Streit zwischen einer hierarchischen und einer bäuerlichen Richtung im Zentrum dahin, daß der von den Liberalen unterstützte Bauernbündler „Ökonom" Stauderer sowohl den priesterlichen als den bäuerlichen Zentrümler übertraf und gewählt wurde, so daß also der Wahlkreis Wasser-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

burg nicht von den Antiultramontanen zu erobern (wie angesehene liberale Zeitungen den „Süddeutschen Monatsheften" getreulich irrtümlich nachdruckten), sondern von ihnen zu verteidigen ist. Dabei zeigt aber gerade dieser Wasserburger Fall, daß selbst in Oberbayern die richtigen Leute bei der richtigen Gelegenheit durch Einigkeit dem Zentrum ernsten Abbruch und Schaden tun können. Die Gelegenheit ist da diesmal; die Aussicht ist vorhanden, daß die „Nichtwähler des Zentrums" nicht nur nicht für das Zentrum, sondern sogar gegen das Zentrum stimmen werden.

Otto Seidl

Auslese

Weshalb bemessen wir Werte nach ihrer Seltenheit? Es könnte ja anders sein. Ich stelle eine Skala geistiger Begabungen auf; hundertteilig: weshalb sollte nicht, aus irgend einem Grunde, Stufe 99 zehnmal so stark besetzt sein wie Stufe 12? Könnte: es ist nicht so. Irgend etwas im Wertungsorgan unseres Hirns scheint genau auf das mathematische Gesetz der abnehmenden Häufigkeit gestimmt. Die Steuerlisten des Staates sind ein anschauliches Beispiel. Höheres Einkommen oder Vermögen wird in quadratischem Maße seltener: 100000 Mark also viermal so selten wie 50000. Kenne ich die Zahl der Markmillionäre in Deutschland, so brauche ich die Francmillionäre nicht erst zu zählen: ihre Zahl ist $1{,}23^2$mal, will sagen: gut anderthalbmal so groß. Für die geistige Solvenz, die unmittelbar Maße nicht kennt, bleibt als einzig Berechenbares ihre Seltenheit. Sind wir befugt, so zu urteilen? Es scheint. Wer Gruppen von Menschen charakterisiert, bewertet, absondert: treibt unbewußt Statistik. Daß in jeder Nation sämtliche Eigenschaften unserer Gattung vertreten sind, in jedem einzelnen die Rudimente alles Menschlichen fortleben, ist triviale Weisheit; falsch aber, natürlich, der Schluß, man dürfe generelle Urteile überhaupt nicht fällen. Auf das Maß kommt es an. Der Satz: die Franzosen sind leichteren Temperaments als die Deutschen — ist eine Zahlenschätzung. Aus dem Wissen, wie häufig bestimmte Eigenschaften in ihr vertreten sind, besteht meine Kenntnis einer Rasse; schließe ich aber, wie üblich, vom so gewonnenen Rassendurchschnitt auf den einzelnen: so ist es, als wenn ich seine äußere Erscheinung nach einem Photogramm beurteile, während er vor mir steht.

Es erschwert die Meßbarkeit geistiger Eigenschaften noch eins: sie lassen sich nicht addieren. Problem des Doppelgängertums. Zwei körperlich vollkommen gleichgeartete Menschen tragen doppelt soviel Steine zum Bau, leisten doppelt soviel Handgriffe wie einer von ihnen; zwei geistig Identische denken denselben Gedanken, sprechen dieselben Worte, schreiben dasselbe Buch: In dieser geistigen Arithmetik ist also $2=1$. Demokratische Politiker können gar nicht anders, als die körperliche, mindestens die mechanische Arbeit in den Vordergrund stellen: nur hier ist Verdoppelung oder Vervielfachung des Menschen ein Wertzuwachs. Geistige Qualitäten liefern das paradoxe Schauspiel einer ziffernmäßig ausdrückbaren Abstufung, ohne Vergleichbarkeit. Ich kann die Menschen auswählen, die unter je hundert, je tausend, je hunderttausend am befähigtsten sind: nicht aber ausdrücken, in welchem Maße die Befähigung des einen die des anderen übertrifft.

Demnach es ist ein Glück, daß wir dies Meßinstrument der Seltenheit haben: Es erlaubt uns, gerecht zu sein. Künstler und Schriftsteller wissen davon zu sagen. Auf jedem anderen Gebiet wird

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der, dessen Geistigkeit unter je tausend Personen ähnlicher Herkunft bevorzugt ist, die entsprechende Schätzung genießen; in Kunst und Schrifttum bedeutet das lediglich: Konkurrenz mit einigen Tausenden Gleich- oder Höherbegabter. Die Auslese an Talent, die der Beruf ohnehin schon darstellt, wird nur unter sich verglichen: also mit dem Besten oder Gefeiertetsten. Hier, wie in keinem Bereich, herrscht Freizügigkeit: Ein einziges Buch, hunderttausendfach aufgelegt, macht tausend mittelgute überflüssig. Und ihre Verfasser zu Dummköpfen. Wäre das aussterbende Lokaldichtertum noch Regel: ein paar tausend Schreibende könnten ziemlich ungestört nebeneinander bestehen und würden annähernd nach dem Seltenheitswert ihrer Leistung beurteilt; anstatt nach der Leistung anderer. Sonst von unten nach oben, geht hier die Wertungslinie von oben nach unten: Es ist schwerlich übertrieben, daß auf solche Weise das Maß an geistiger Begabung im Verhältnis von 1:100 anspruchsvoller: falscher genommen wird. Geschieht dies schon den Lebenden, so gibt es in der Welt kein ungerechteres Urteil, als über Geister zweiten Ranges in der Vergangenheit. Zumal wenn sie das Unglück hatten, mit einem Größeren zusammenzustoßen. War nicht Nicolai zuzeiten der beste Kopf in Deutschland? Und gilt den Durchschnittlichen als Trottel. Von Gottsched, vom Hauptpastor Goeze und wie vielen nicht gar zu reden. Dennoch waren sie alle Ungewöhnliche. Dennoch ragten sie, jeder einzelne, aus einer Million ihresgleichen hervor.

Ihr Schicksal ist: Sie konnten verglichen werden.

Hermann Friedemann

Biedermeier

Die vormärzliche Großväterzeit, deren beschränkte Armut jahrzehntelang unsrer Väter Scham und Spott war, ist seit zehn Jahren ja wieder sehr zu Ehren gezogen worden. Wir sitzen in Biedermeierstühlen, sammeln Perlenstickereien und lassen unsre Bücher biedermeierisch einbinden. Das ist eine hübsche und lustige Mode, die man ohne Sorge sich selber überlassen kann. Die Biedermeierzeit aber bestand nicht aus lauter Porzellan und ovalen Miniaturporträts, sondern hatte noch ein anderes Gesicht: sie war in aller Hemmnis und Bedrückung voll von einer starken, einheitlichen Sehnsucht, und diese Sehnsucht, die sich damals in Burschenmützen, in Turnerhosen und schwarzrotgoldene Banner verkleidete, hat uns nachher das Revolutionsjahr und das neue Deutschland gebracht.

Die Glasperlenstickereien in Ehren — aber lieber als dieser ganze liebe lichte Tand sollte uns doch die heimliche Stärke und Sehnsucht jener Zeit sein, von ihr können wir lernen und an sie können wir in vielen Dingen anknüpfen.

Diese Zeit schildert ein hübsches kulturgeschichtliches Buch von Max von Boehn auf 600 großen Seiten (Verlag Bruno Cassirer), nicht klassisch gerade, aber gescheit und freundlich. Es ist beides in dem Buch: die Geschichte jener großen Sehnsucht und die Geschichte jener netten wohnlichen Enge, und nach der letzteren Seite weist außerdem eine Menge feiner Bilder aus Mode und Leben jener Zeit.

Auf dem Titelbild dieses „Deutschland von 1815 bis 1847" lehnt ein schlafender Bürgerwehrsoldat mit Steghosen und Kübelhelm. Heut schlafen unsere Soldaten nimmer; desto weniger sollte die Sehnsucht der Großväter in uns schlafen, denn der wache Soldat allein tut es nicht, und wenn wir an die Brüder Grimm und Humboldt, an Uhland und andere Großväter denken, so sehen wir wohl, daß es seit damals nicht auf allen Gebieten Frühling geworden ist.

Hermann Hesse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei Philippi / Von Conrad Haußmann

„Bei Philippi sehen wir uns wieder" sprach der scheidende Fürst Bülow, als ihn der blauschwarze Block gefällt hatte. Anstatt den Reichstag damals aufzulösen, schrieb er den Konservativen diese trotzige Prophezeiung des 12. Januar ins Stammbuch. Und am 12. Januar hat es richtig rote Stimmzettel geschneit, mehr sogar als für eine klare und folgerichtige Politik nützlich sein wird. Aber Volksstimmungen, die an sich logisch sind, suchen nicht immer logische Mittel, und man muß psychologisch verstehen, daß der Mangel weitsichtiger Besonnenheit, der die Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. auszeichnet, wenig volkserzieherische Eigenschaften gezeitigt hat und sich nicht über die Ungeduld beschweren darf, die er angesammelt hat.

Kaiser Wilhelm II. wollte einen „neuen Kurs" steuern. Er ging auf die See ohne den Kompaß, den der Zusammenhang mit dem Volksgefühl in der modernen Zeit allein gewähren kann. Er ließ seinen ersten Kanzler fallen, als dies die Rache seiner Großagrarier (wegen dessen moderner Handespolitik) verlangte. Er berief seinen Onkel Chlodwig, von dessen Regierungszeit keine Klärung und Kraft aufs Volk überging. Er berief Bülow in der ausgesprochenen Erwartung, daß ihm dieser von dem Parlamentarismus Hohenlohes befreien soll. So war Bülow fünf Jahre verurteilt ohne Ideen nach kaiserlichen Wünschen zu regieren, bis er endlich unter Benutzung der kaiserlichen Abneigung gegen Zentrumsvorherrschaft, dieser mit einer kräftigen Handbewegung den Abschied gab und dem Konstitutionalismus eine Konzession machte, die er nach seinen Erfahrungen und Einblicken als Bedürfnis erkannt hatte, nnd mit einer Mehrheit einleiten wollte, die nicht homogen war und vielleicht eben deshalb dem Kaiser den Übergang erleichtern sollte. Bülow und seine Mehrheit scheiterten am Trotz der Konservativen gegen eine liberale Entwicklung, und dieser Trotz entblößte sich, als diese Entwicklung ihnen gerechte Steueropfer auferlegte. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaiser ließ Bülow in derselben Stunde fallen, in der ihn die Konservativen hatten fallen lassen und ihre Zukunft an diejenige des Zentrums geschmiedet hatten. Die liberale Gegenwartspolitik Bülows hatte Hoffnungen erweckt und den sozialdemokratischen Pessimismus zurückgedrängt. Wären sie erfüllt worden, so hätte eine normale Entwicklung zum konstitutionellen Leben einsetzen und den staatlichen Geist beleben können. Nach zwei Jahren enttäuscht, mußte dem Optimismus ein Pessimismus in breiten Massen folgen. Eine Regierungspolitik, die nach zwei Jahren umschlägt und ihre stummen Versprechungen verleugnet, hat kein Recht auf Vertrauen. Die Politik Bethmanns ist keine Politik sondern eine Verlegenheit. Er erntet die Fehler aller seiner Vorgänger und seine eigenen. Die Marokkokrisis hinterläßt einen bitteren Nachgeschmack und das Gefühl einer zu einem Bruchteil selbstverschuldeten Isolierung Deutschlands. Die Stimmzettel vom 12. Januar hinterlassen im Mund der Germania einen nicht minder bitteren Nachgeschmack.

Hätte man seit 1908 ehrlich liberal regiert und im Sommer 1909 an die Wähler appeliert, so wären wir heute auf dem Weg der Gesundung.

Wie Bethmann jetzt weiterregieren will, das weiß er selbst noch nicht. Er wird weiter über den Parteien luftwandeln und sich durch eine Rüstungsvorlage Luft schaffen wollen. Er hält es für staatsmännisch sich um den Geist des Votums vom 12. Januar nicht zu kümmern. Wenn er sich darum nicht kümmert, so wird er nur seinem Nachfolger die Lage erschweren, es sei denn, daß er einem „starken Mann" vorarbeiten will, der mit einem Leutnant und 10 Mann regieren zu können glaubt. Ich habe vor 6 Wochen geschrieben, Herr von Heydebrand habe in seiner kriegerischen Rede gegen England nur aus Wahltaktik die Forderung einer Rüstungsvorlage hinuntergeschluckt. Nach den Reichstagswahlen werde er die Forderung bringen. Die „Nordd. Allg. Zeitg." hat ihm seine Gedanken bereits an den Augen abgelesen. Diese Vorlage kann benützt werden, um Bassermann herüberzuzwingen oder als Auflösungsparole zu dienen. Eine Auflösung unter einer nationalen Parole, bei welcher „der Starke das Schwert im Mund führt", kann noch einmal eine knappe Mehrheit verschaffen und diese Mehrheit kann das gleiche Wahlrecht durch das Pluralwahlrecht verstümmeln. Ich glaube, daß Bassermann scharfsichtig genug ist die Schlingen zu sehen, ich weiß nicht, ob die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sozialdemokratie, erfüllt von rage des nombres, die Zeit des blinden Draufgängertums überwinden oder erst in dieselbe einmünden wird. —

Mehr als je ist Voraussicht und Planmäßigkeit im Interesse von Deutschland geboten.

Friedrich der Große und Bayern

Von Ludwig Thoma

reitschke schreibt, daß zu Ende des 18. Jahrhunderts „an den Bauernhäusern im bayerischen Hochgebirge das Bild des alten Friedrich neben dem Volksheiligen Korbinian hing", und wenn das zutrifft, so muß es vor langer Zeit gewesen sein; jedenfalls sind die Bilder seit mehr als einer Generation verschwunden und mit ihnen leider auch die Erinnerung im Volke, daß wir Bayern dem großen Preußenkönige und ihm allein die Rettung vor Österreich verdanken.

Am 30. Dezember 1777 war Max Josef der Dritte an den Pocken gestorben und an einem Muttergottesbild, das ihm der klerikale Leibarzt Sänfftl zu schlucken gegeben hatte.

Am 2. Januar 1778 zog Karl Theodor in München ein und schon am 14. Januar unterschrieb er einen Vertrag mit Österreich, kraft dessen ein großer Teil Bayerns, insbesondere Niederbayern und die Oberpfalz, abgetreten werden sollte, wohingegen Karl Theodors illegitime Kinder reichlich dotiert werden sollten.

Die Schwägerin Karl Theodors, Herzogin Maria Anna, Witwe des Herzogs Clemens von der bayerischen Linie, eine durch Klugheit und Humanität ausgezeichnete Fürstin, wandte sich an Friedrich den Großen und brachte den Pfalzgrafen Karl von Zweibrücken dazu, beim Reichstag gegen den Vertrag zu protestieren.

Als Österreich nicht nachgab, ließ Friedrich sein Heer gegen Böhmen vorrücken, und es wird überliefert, daß der Feldzugsplan des alten Helden mit dem Moltkeschen von 1866 eine auffallende Ähnlichkeit gehabt habe.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Wiener Hof lenkte ein, und im Frieden zu Teschen, der dem „bayerischen Rummel" ein Ende machte, begnügte er sich mit dem Inn- und Hausruckviertel, das Napoleon später wieder zu Bayern brachte, und der „große" Feldherr und Diplomat Wrede endgültig verlor.

Neben dem weisen und kräftigen Eintreten Friedrichs mag für uns heute lebende auch die Tatsache Bedeutung haben, daß gerade die Pfaffenpartei an Theodors Hofe das Vaterland an Österreich verraten wollte, und daß unter dem bigotten Vorstande des Münchener Archivs damals alle Urkunden verschwanden, welche die Ansprüche Österreichs zu widerlegen imstande waren.

Noch einmal — im Jahre 1784 — richtete Österreich seine begehrlichen Blicke nach Bayern hinüber, und Josef II. bot zum Austausche dem Kurfürsten Karl Theodor die Niederlande und die Königswürde an.

Der junge, künftige Erbe Bayerns, Karl August Friedrich von Zweibrücken, war plötzlich gestorben und selbst Hormayr erklärt sich nicht frei von dem Verdachte, daß ihn Gift beseitigt hatte.

Maximilian von Birkenfeld, der spätere König Max Josef I., war zur selben Zeil noch nicht verheiratet, sein älterer Bruder Karl hatte den Erben verloren und da nur auf diese vier Augen die Erbfolge gestellt war, schienen die Aussichten Josefs II. um so sicherer zu sein, als Karl Theodor, der kinderlos war, mit dem Tausche wohl zufrieden schien.

Da griff zum zweiten Male Friedrich als Retter ein und setzte durch Gründung des Fürstenbundes als wahren Protektor Deutschlands dem österreichischen Ehrgeize die unübersteiglichen Schranken.

„Allein die Liebe zu meinem Vaterlande und die Pflicht des guten Bürgers treibt mich in meinem Alter noch zu diesem Unternehmen," schrieb er.

Wir dürfen in diesen Tagen dessen eingedenk sein, daß Bayern ihm die Integrität und so die Möglichkeit, deutsch zu bleiben, verdankt, und wenn auch der heilige Korbinian nicht mehr neben dem „Atheisten" hängen muß, so werden doch viele Friedrich den Einzigen als Retter des Vaterlandes nicht minder hoch verehren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aehrenthal / Von Felizian Stoll

rzherzog Franz Ferdinand hatte mit den Männern seines Vertrauens, welche er seinem greisen Oheim für leitende Posten empfahl, bisher nur wenig Glück: Baron Beck — wohl der fähigste Ministerpräsident des konstitutionellen Österreich — stürzte infolge einer dunklen Intrige, deren Fäden die christlich-soziale Partei über höheren Wink gesponnen hatte; zwischen den beiden anderen Schützlingen des Thronfolgers entspann sich aber ein erbitterter Kampf, der jüngst mit der Enthebung des Freiherrn von Conrad von seinem Posten als Chef des Generalstabes ein vorläufiges Ende fand, während Graf Aehrenthal Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Österreich-Ungarns blieb. Doch wurde bei diesem Streit, dessen Ursache in der Erörterung unseres Verhältnisses zum „Bundesgenossen" Italien gelegen war, auch die Stellung des Ministers des Äußeren schwer erschüttert, während Baron Conrad auf seiner neuen Stelle als Armeeinspektor ruhig warten kann, bis ihn die Geschicke auf einen noch höheren Posten rufen. Dagegen wird das Ende des Jahres 1912 den Grafen Aehrenthal nicht mehr im Amte sehen.

Es darf daher wohl gestattet sein, schon jetzt einen kurzen Rückblick auf die Tätigkeit dieses Mannes zu werfen, der bei seinem Amtsantritte von den Wiener und Budapester Offiziösen als Retter Österreichs aus allen Nöten begrüßt wurde.

Aehrenthals Tätigkeit begann zunächst damit, daß er wie Ratatöskr auf der Weltesche zwischen dem Adler und dem Drachen vielgeschäftig zwischen den markantesten Persönlichkeiten des Dreibundes und der Tripelentente hin- und her eilte; man erinnert sich in der Wilhelmstraße sicherlich noch seiner häufigen Zusammenkünfte mit Eduard VII. und Clémenceau zu Karlsbad, die damals in Berlin kein geringes Unbehagen hervorriefen. Dann aber kam plötzlich der große Schlag: die Annexion Bosniens und der Herzegowina. Wir stehen dieser Affäre zeitlich noch zu nahe, um mit Sicherheit sagen zu können, sie sei für das Ansehen und die Großmachtstellung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doppelmonarchie wirklich ein Vorteil gewesen. Mag vielleicht hierdurch — aber dies sicherlich nur vorübergehend — das Prestige Österreich-Ungarns gewonnen haben: in keinem Fall kann geleugnet werden, daß dieser Aktivpost zahlreiche draw-backs gegenüberstehen, stark genug, um deren Effekt durchaus zu paralysieren. Man denke nur an die bedeutenden Verluste von Österreichs Handel und Industrie durch den türkischen Boykott, und an die enorme, der Türkei aus dem Titel einer Ablösung der Staatsgüter in Bosnien bezahlte Summe, welche einer Kriegsentschädigung bedenklich nahekam, von den ansehnlichen Trinkgeldern ganz zu schweigen, die nach Cettinje in Nikitas allezeit offene Taschen flossen. Finanziell nicht kommensurabel, aber gleichwohl auf der Debetseite schwer ins Gewicht fallend, ist der durch diesen Handstreich maßlos gesteigerte Haß Italiens — oder vorsichtiger gesagt des nicht offiziellen Italiens — sowie der Balkanslaven, der bis nahe an den Ausbruch des Krieges führte, und zwar — wie jetzt allgemein zugegeben wird — eines Krieges nach drei Fronten. Die außerordentlichen Rüstungskosten Österreich-Ungarns anläßlich der Kriegsgefahr werden von Wissenden mit rund einer Milliarde Kronen beziffert; mögen diese Auslagen aber selbst etwas geringer gewesen sein — Tatsache ist, daß durch diese Rüstungen die bis zum Jahre 1908 recht günstige Finanzlage Österreichs aufs schwerste erschüttert wurde. Noch heute spürt das Reich die finanziellen Folgen dieser Großmachtsspielerei in allen Gliedern. Der Rückgang unserer Staatspapiere nahm im Jahre des Heils 1908 seinen Anfang und ist auch heute noch lange nicht zum Stillstand gelangt.

Als pikantes Detail mag hier eingefügt werden, daß die Doppelmonarchie gegenwärtig jeder finanziellen Kriegsbereitschaft vollkommen bar ist. Die Staatsschulden dürften noch im Jahre 1912 die dreizehnte Milliarde erreichen, während die verfügbaren Kassenbestände in Cis und Trans — also der eigentliche Kriegsschatz — höchstens mit 800 Millionen Kronen beziffert werden können. Dies langt gerade für den ersten Mobilisierungstag. Einer Kriegserklärung müßte daher binnen 24 Stunden der Staatsbankerott folgen. Wie anders steht Italien da, dessen Auslagen für den Krieg um Tripolis mit etwa 4 Millionen Lire per Tag veranschlagt werden, während dessenungeachtet sein letztes Budget nach dem eben bekanntgewordenen Exposé des Schatzministers mit enormen Überschüssen prunkt!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer nach alledem die Annexion noch immer auf der Haben-Seite buchen will, hat Courage. Jedenfalls aber haben die Völker der Donaumonarchie den Grafentitel für Herrn von Aehrenthal viel zu hoch bezahlt.

In die Annexionszeit fällt eine weitere Meisterleistung des Herrn Grafen: Die Blamage mit der kroatisch-serbischen Koalition. Zurzeit der größten Kriegsgefahr erschienen, wie erinnerlich, in mehreren Wiener Blättern, darunter auch in der „Neuen Freien Presse" — in letzterer aus der Feder des Historikers Dr. Friedjung — mehrere vom Ballplatz inspirierte Artikel, in welchen der kroatisch-serbische Koalition genannten Abgeordnetengruppe des kroatischen Landtages Landesverrat, Konspirieren mit den Belgrader Kreisen und andere erbauliche Dinge nachgesagt wurden. Als die solcherart Beschuldigten aber den Klageweg betraten, stellte sich freilich heraus, daß das vom Ministerium des Äußeren den Wiener Blättern zur Verfügung gestellte angebliche Beweismaterial, auf welches sich die Angriffe gegen die Koalition stützten, das Fabrikat eines geldgierigen Konfidenten der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft in Belgrad, also vollkommen wertloser Plunder war.

Am deutlichsten erhellt aber die Unfähigkeit des Grafen Aehrenthal aus dem Umstande, daß es ihm bisher trotz allen Anstrengungen nicht gelang, die infolge der Annexionskrise jäh zerrissenen Fäden der Verständigung mit Rußland wieder anzuknüpfen. War auch das früher stets herzliche Einvernehmen zwischen Österreich und Rußland seit der unglücklichen Haltung der Doppelmonarchie zur Zeit des Krimkrieges — damals hatte es Österreich bekanntlich mit allen Mächten verdorben — merklich geschwunden, so wußte Rußland gleichwohl immer noch den Weg zu seinem Nachbarn in Südwesten zu finden, bevor es zu einem entscheidenden Schlag in der Weltpolitik ausholte; so war dies vor dem letzten russisch-türkischen Kriege, so vor dem russisch-japanischen Krieg der Fall. Als Graf Aehrenthal von St. Petersburg auf den Ballplatz berufen wurde, versprach man sich in Wien den Beginn besserer Beziehungen zu Rußland; war doch allgemein bekannt, daß ihn mit dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands, Herrn von Iswolski, eine besonders warme Freundschaft verband. Diese wertvolle Beziehung benützte Graf Aehrenthal ausschließlich dazu, um bei der bekannten Entrevue zu Buchlau, dem unmittel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

baren Vorspiel der Annexionskrise, Herrn von Iswolski ordentlich hineinzulegen. Was dann folgte, ist ja noch in jedermanns Erinnerung — die Beziehungen zu Rußland blieben bis heute dauernd gestört; am deutlichsten trat die Abneigung der leitenden Petersburger Kreise bei dem Anlasse hervor, als Zar Nikolaus auf seiner Fahrt nach Racconigi einen Bogen durch halb Europa machte, bloß um das verhaßte Österreich in keinem Punkte zu berühren. In allerletzter Zeit las man zwar in einigen, sichtlich auf dem Ballplatz verfaßten Entrefilets mehrfach von Reisen des früheren Botschafters Grafen Berchtold nach St. Petersburg, welche anscheinend den Zweck verfolgen sollten, dortselbst vorsichtig wegen einer Wiederannäherung zu sondieren — doch handelt es sich hier offenbar nur um einen Ballon d'essai, denn zu einer solchen Reise ist es bisher anscheinend noch nicht gekommen.

Dieses warme Plaidoyer für eine Annäherung an Rußland mag vielleicht manchen Leser eigentümlich berühren. Allein eine solche ist für Österreich eine unabweisliche Notwendigkeit — für den Fall eines Krieges mit Italien. Österreich-Ungarn wird einen solchen nie vom Zaune brechen; daß man in Italien aber nach einem solchen lechzt, ist ein offenes Geheimnis. Ebensowenig ist unbekannt, daß Italien heute längs der österreichischen Grenze fünf Armeekorps stehen hat, immer mehr Truppen nach Nordosten schiebt und an den Grenzen jede Felsnase befestigt. Man beachte ferner die gehässige Sprache aller italienischer Zeitungen ohne Unterschied der Parteistellung gegen den „Bundesgenossen", den man gelegentlich der Annexion auch das „alte Schakal" zu nennen beliebte; man verfolge das immer unverhülltere Streben nach dem Alleinbesitz der Adria, nach der Erwerbung Albaniens, Wünsche, über die man vielleicht heute noch als Phantasien lächeln mag, die aber tief im Volksbewußtsein der Italiener haften. Und daß man in Rom für solche wirkliche oder angebliche Wünsche immer ein offenes Ohr hat und auch die Raschheit und Rücksichtslosigkeit besitzt, diese Wünsche im gegebenen Moment zur Tat werden zu lassen, beweist der Überfall auf Tripolis. Auch weiß man hierzulande längst, daß zwischen Italien, Serbien und Montenegro für den Fall eines Krieges mit Österreich-Ungarn eine Militär-Konvention abgeschlossen wurde.

Solange Kaiser Franz Joseph lebt, wird Frieden herrschen; allein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Friedensfürst ist fast 82 Jahre alt und kränklich geworden. Darum also bedarf Österreich zum mindesten eines loyalen Verhältnisses zu Rußland, damit letzteres, falls wirklich die Schwarmgeister auf dem Balkan gegen Österreich zu den Waffen greifen, diesen ein kräftiges Quos ego zuruft, stark genug, um die Hitzköpfe in Belgrad und Cettinje wieder zur Vernunft zu bringen. Um nicht mißverstanden zu werden, sei hier besonders hervorgehoben, daß mit der Annäherung an Rußland nicht etwa einer Lockerung unseres Bündnisses mit dem Deutschen Reiche präludiert werden soll. Nach wie vor muß das Bündnis mit Deutschland den Leitstern unserer auswärtigen Politik bilden! Aber hat nicht auch Deutschland wiederholt und mit Erfolg den Versuch gemacht — man denke doch nur an die letzte Monarchen-Entrevue in Potsdam — mit Rußland in einem gutnachbarlichen Verhältnisse zu bleiben? Warum soll nicht hierzulande der gleiche Versuch gemacht werden? Allerdings ist Graf Aehrenthal heute in Petersburg die bête noire; es müßte also seinem Amtsnachfolger vorbehalten bleiben, hier den ersten Schritt zu tun.

Auch der Gefahr eines weiteren Mißverständnisses muß noch begegnet werden. Man könnte nämlich versucht sein, aus obigen Zeilen den Wunsch nach Herstellung der „Heiligen Allianz" unseligen Andenkens herauszulesen. Für eine solche ist heutzutage in Europa kein Platz mehr. Mit Recht hat der sozialdemokratische Abgeordnete Ellenbogen in der letzten Delegationssession hervorgehoben, das heutige Österreich, das Österreich des allgemeinen Wahlrechtes, habe nichts mehr gemein mit jenem alten Österreich des Spielbergs, der Kasematten, der Polizeiwillkür und des Denunziantentums; dieses alte Österreich liegt bei den Toten und wird — wer immer dereinst auf dem Thron der Habsburger sitzen wird — nie mehr zu neuem Leben erwachen!

Nach alledem wird also Aehrenthals Nachfolger — mag dieser nun Berchthold oder Bacquehem, Szögyény, Mérey oder Fürstenberg heißen — leichtes Spiel haben. Liegt doch seine Aufgabe sehr einfach und lautet: Treues Festhalten am deutschen Bündnisse, Wahrung loyaler Beziehungen zu Italien — falls dieses solche ehrlich einhalten will — und Anbahnung eines guten nachbarlichen Verhältnisses mit Rußland.

Wien, im Januar 1912

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sören Kierkegaard / Von Christoph Schrempf

(Schluß)

Kierkegaard hat einen Komplex von Schriften geschrieben, den er selbst eine besondere Literatur in der dänischen Literatur zu nennen wagte. Man darf dies wohl dahin erweitern, daß seine Schriften eine besondere Literatur in der Weltliteratur sind. Er rangiert denn auch schon unter den Großen der Weltliteratur, von denen der Gebildete etwas wissen muß. Damit hat es allen Ernstes seine Richtigkeit. Wer seine Schriften nicht kennt, der kennt etwas Einzigartiges nicht — etwas Einzigartiges, das für ihn sogar von großer Bedeutung werden könnte. Aber eben wegen der Einzigartigkeit seiner Schriftstellerei ist es notwendig, ihre Art erst genauer zu bestimmen. Weiß man von Kierkegaard nicht mehr, als daß er ein einzigartig interessanter, ja pikanter und überhaupt geistreicher Schriftsteller sei, scharfsinnig und tiefsinnig und hochsinnig usf. -- so kann man sich immer noch ein gründlich falsches Bild von ihm machen. Weshalb auch mancher, der auf solches Lob hin nach ihm gegriffen hat, ihn bald schwer enttäuscht wieder zur Seite legte.

Kierkegaard ist ein durchaus persönlicher Schriftsteller. Auch Goethe ist ein persönlicher Schriftsteller: seine Dichtungen sind ja, nach seinem eigenen Wort, nur Bruchstücke einer großen Konfession. Er verwandelte, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Gedicht, um darüber mit sich selbst abzuschließen. So ist also sein Dichten ein Ingredienz seines persönlichen Lebens. Hat er nun aber ein Erlebnis in ein Gedicht verwandelt, so ist er damit auch fertig: er hat es aus sich herausgesetzt, es sich gegenübergestellt, sich davon losgedichtet. Die Frucht ist die objektivierte Subjektivität: das Kunstwerk. Wie harmlos ist diese Art persönlicher Schriftstellerei gegen die Kierkegaardsche! Kierkegaard verwandelt nicht, was ihn beunruhigt, in ein Gedicht, um darüber mit sich selbst abzuschließen: er expektoriert sich vielmehr, um ein Gift auszustoßen, dessen er sich notwen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dig entledigen muß. Auch objektiviert er sich nicht das Erlebte, um sich davon loszulösen (das war ihm verächtlich; und deshalb war ihm Goethes Persönlichkeit im Innersten zuwider), sondern er arbeitet das Erlebte in seine Persönlichkeit hinein. Und daß er diese Auseinandersetzung mit sich selbst vor andern vollzieht, ist für ihn das Mittel auf diese zu wirken. Weil in seinen Schriften dieser persönliche Ernst liegt, hat er das Bedürfnis, zwischen sich und den Leser Mittelmänner einzuschieben (das „Tagebuch des Verführers" in „Entweder — Oder" ist geschrieben von „Johannes, dem Verführer", von dem Ästhetiker A. abgeschrieben und bevorwortet, von Viktor Eremita mit den Papieren des A. herausgegeben und noch einmal glossiert; die „Leidensgeschichte" in den „Stadien" ist das Tagebuch eines Quidam, wird kommentiert von Frater Taciturnus, herausgegeben von Hilarius Buchbinder uff.), und durch alle seine Pseudonyme hindurch hört das geschulte Ohr doch immer nur ihn, den leidenden, mit sich selbst ringenden, für seine Idee kämpfenden Kierkegaard. Wer sich in ihn hineingelesen hat, kann schließlich kein Wort mehr von ihm lesen ohne sich zu fragen: was soll das eigentlich? welchen persönlichen Anlaß hat er, das zu schreiben? welche Absicht hat er mit dem Leser?

Nun hat Kierkegaard, der aus den Krisen nie hinausgekommen ist, ungeheuer intensiv gelebt: daher die starke Stimmung in allem, was er schreibt; und weil er eine sehr komplizierte Persönlichkeit war, sind seine Schriften eine fast überladene Sinfonie von Stimmungen. Doch wird die Flut der Stimmung durch den sich steigernden Ernst mehr und mehr eingedämmt. Gewissermaßen verarmt er allmählich. Überhaupt aber (so seltsam das manchem Kierkegaardverehrer klingen mag): Kierkegaard ist nicht eigentlich geist- und gedankenreich. Denn das primäre Interesse der geistigen Selbstbehauptung verzehrt mehr und mehr in ihm alle sekundären Interessen. Und was gehört für Kierkegaard nicht alles unter die sekundären Interessen! Zuerst die Politik! Kommt er auf sie zu sprechen, so geschieht es immer in einem ironisch ablehnenden Ton. Mit seiner besonderen Abneigung beehrt er die Publizistik. Fragen des äußeren Lebens überläßt er in pflichtmäßiger, bequemer Loyalität der „Obrigkeit"; in Fragen des inneren Lebens läßt er sich von niemand dreinreden, von der „Obrigkeit" sowenig wie von der „Menge". Übrigens hält er es für die Hauptaufgabe der Obrigkeit, für die „Bedürfnisse" der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Untertanen zu sorgen ohne Rücksicht auf deren „Wünsche". — Sodann die Kunst. Kierkegaard hat künstlerischen Sinn ohne künstlerisches Interesse. Er darf keines haben. Denn er erkennt es als seine größte Gefahr, daß er eine „Dichterexistenz" werde: daß er die Probleme des Lebens nur dichterisch, nicht wirklich bewältige. „Der Dichter muß weg": das ist eines der Leitmotive seiner Arbeit an sich selbst; also wird auch das Interesse für die Kunst von ihm aus dem Leben ausgeschaltet. Die christliche Kunst muß er sogar rücksichtslos bekämpfen, als christliches Heidentum. — Ferner die Wissenschaft. Kierkegaard ist ein sehr gescheiter Kopf; er hat sich auch ein respektables Wissen erworben; aber er hat kein wissenschaftliches Interesse. Er darf keines haben. Denn in der Wissenschaft sieht er wie in der Kunst eine große Gefahr: daß man das Problem des Lebens nur in abstracto löse, theoretisch, nicht in concreto, praktisch. Der „Professor", der in wissenschaftlicher Bekümmernis zu leben vergißt, reizt ihn zum ätzendsten Spott. Kierkegaard ist von Beruf Theologe; sodann hat er fleißig Philosophie studiert; und seine erste Liebe war die Ästhetik. Aber der ästhetischen Stimmung darf er sich nicht hingeben (sie ist im besten Fall eine Abschwächung des Lebensernstes); also kann er auch nicht mit gutem Gewissen, in ruhiger Beschaulichkeit das Nachdenken über das Ästhetische pflegen. Sein philosophisches Interesse geht früh in der Einsicht unter, daß es ein System der Erkenntnis nicht geben kann. Es ist für ihn eitel Selbsttäuschung, daß der Philosoph, der doch immer ein werdender Mensch bleibt, meint, er könne die Welt sub specie acterni betrachten. Auch mit der praktischen Philosophie ist es im Grunde nichts: wir müssen ja vorwärts leben, während wir das Leben nur rückwärts verstehen. Das nachträgliche Verständnis des Lebens reicht nie so weit, für das weitere Vorwärtsleben eine sichere Regel abzugeben. Also ist der Weisheit letzter Schluß, daß man unter Verzicht auf eine geschlossene Erkenntnis des Daseins mit dem Bewußtsein eines unendlichen Risikos sich der Leidenschaft des Glaubens überläßt. Kierkegaards theologisches Interesse erschöpft sich eben darin, zu verstehen, warum er sich der Leidenschaft des Glaubens hingeben muß und kann. Der Glaube selbst als Leidenschaft drängt mit Ungeduld auf Durchbildung des Lebens und läßt keinen Raum für müßiges Theoretisieren.

Wie Kierkegaards Leben nicht sich mehr und mehr episch verbreitert,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern immer stärker sich dramatisch konzentriert: so liegt auch der eigenartige, ja einzigartige Wert seiner Schriftstellerei nicht in dem Reichtum an Beobachtung und Reflexion, der sie wirklich auch auszeichnet, sondern in der streng, ja gewaltsam durchgeführten Einheitlichkeit der Lebensbetrachtung. Der Mensch ist ihm nicht dies und das, ein Mehr oder Weniger, etwas Gutes und etwas Böses — sondern ein Selbst oder kein Selbst. Als Mensch leben heißt ihm nicht: dies genießen, jenes erleiden, dies erreichen, jenes verfehlen, dies leisten, jenes versäumen, dies oder das, wie man so sagt, werden; sondern immer und überall nur: daß man ein Selbst wird, oder daß man sein Selbst verliert. Das ist die Wahrheit des Lebens: ein unaufhörlicher, immer kritischer Kampf des Selbst um sich selbst. Die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens ist nur die wechselnde, an sich gleichgültige Szenerie dieses Kampfes; der Fortschritt des Lebens besteht darin, daß die Situation des Kampfes um sich selbst sich immer verschiebt und darum eine immer neue Taktik erfordert. Leide ich unter dem und jenem, so leide ich in Wahrheit unter mir selbst; alles Leiden ist letztlich Verzweiflung an sich selbst. Glück ist entweder Selbstbetrug oder klare, kräftige, freudige Bejahung seiner selbst. Erkenntnis ist Selbsterkenntnis. Glaube ist: daß das Selbst, sich selbst durchsichtig, sich in der Macht gründet, die es gesetzt hat. Das ist auch das Gute nach seinem letzten wahren Sinn; das Böse aber ist, daß das Selbst sich dieser Macht nicht hingeben, sich nicht von ihr hinnehmen will. Die wahre Bedeutung jedes einzelnen Lebensmoments liegt in seiner Beziehung auf den Kampf des Selbst, mit sich selbst, um sich selbst; und darum gibt das Selbst jedem Lebensmoment erst seine wirkliche Bedeutung: indem es sich desselben als eines Mittels bedient, sich selbst zu entfliehen, oder als eines Mittels, immer tiefer zu sich selbst zu kommen.

Es ist aber nicht Kierkegaards Absicht, diese Lebensanschauung zu „dozieren": sie wissenschaftlich zu begründen und ins Detail auszuführen. Daß er sie auch objektiv darlegt, ist für ihn doch nur Mittel zur Erreichung seines eigentlichen Zwecks: im Sinne dieser Lebensanschauung auf seinen Leser zu wirken. Denn das steht bei ihm von Anfang an im Hintergrund und tritt mehr und mehr in den Vordergrund: er will den Willen, will das Leben seiner Leser bestimmen. Theorie ist ihm nicht Selbstzweck, sondern zielt darauf ab, den Leser in praktischer Hinsicht über sein Leben zu orientieren.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß eine Stimmung erregt wird, ist ebensowenig Selbstzweck: das hat die Absicht, Motive zu entkräften und Motive in Bewegung zu setzen, also eine Entschließung herbeizuführen. Darauf arbeitet Kierkegaard zunächst indirekt hin; schließlich fordert er dazu aber auch direkt auf: du sollst deine Wahl treffen, ob du dein Selbst aufgeben oder gewinnen willst; du sollst dich entschließen, um dein Selbst zu kämpfen. Kierkegaard ist nicht bloß der eindringlichste, nein auch der zudringlichste aller modernen Propheten. Harmlos ist er nie. Hinter der leidenschaftlichsten Ergießung, dem freiesten Spiel der Laune, der abstrusesten Formel lauert die Absicht. Er weiß immer, was er will, und er weiß immer, was er tut. Methodisch rückt er dir auf den Leib. Und hat er dich einmal gefaßt, so entläßt er dich nicht mit einem gleichmütigen „Gehe jeder wie er's treibe!" Daß er dir die Entscheidung ins Gewissen schiebt, bedeutet mitnichten, daß er dich freigäbe. Es liegt etwas Aufregendes, etwas Empörendes in dieser zähen Ausdauer und berechneten Taktik, womit er uns eine Wahl aufdrängen will, die nach seiner Meinung keine Wahl ist. Daß er darin seinen göttlichen Beruf sieht, macht die Sache nicht eben angenehmer. Doch erwirbt sich unter seiner Disziplin auch die Kraft, sich seiner zu erwehren.

* * *

Denn dazu hat Kierkegaard allerdings, gegen seine eigene bessere Theorie, eine bedenkliche Neigung, sich in die Auseinandersetzung des Selbst mit sich selbst einzudrängen. Er steht unter dem Vorurteil, das er nie zu durchschauen, nie abzulegen vermochte, daß das Selbst nur im Glauben an Christus sich selbst ganz verstehen und endgültig bejahen könne. Nötigt er also das Selbst zur Auseinandersetzung mit sich selbst, so bedeutet das für ihn in concreto, daß er es nötige, sich mit dem Christentum auseinanderzusetzen. Das ist denn die Mission Kierkegaards, deren Idee er im 25sten Jahr seines Lebens empfangen hat, deren Durchführung seine „schriftstellerische Wirksamkeit" von „Entweder—Oder" bis zum „Augenblick" gewidmet ist. Er fühlt sich durchaus als menschlich freien, in Gott gebundenen Vertreter des Christentums; die Art aber, wie er es vertritt, ist (was bei ihm ganz selbstverständlich ist) bedingt durch die Bedeutung, die das Christentum für sein persönliches Leben bekam.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der junge Kierkegaard glaubte im Christentum die einzige Rettung zu erkennen aus dem Abgrund der Schwermut und Sünde, in den er zu versinken drohte. Von dem Christentum erhoffte er die Radikalkur, die ihm not tat. In diesem Lichte sieht er es sein ganzes Leben lang. Es ist eine Radikalkur — die Radikalkur, durch die Gott den sonst verlorenen Menschen rettet. Nur als Radikalkur hat das Christentum einen Sinn, und dann den tiefsten und höchsten Sinn. Wird es nicht so erfaßt, so ist es „Pjat": ein leeres, läppisches Geschwätz. In der Christenheit aber wird das Christentum zumeist, und namentlich von seinen berufsmäßigen Vertretern, nicht als Radikalkur verstanden; deshalb ist es in verdiente Verachtung versunken. Kierkegaard weiß sich berufen, es als die Radikalkur, die es ist, wieder zu Ehren zu bringen.

Dazu weist er erstens nach, daß der Mensch, jeder Mensch, eine Radikalkur braucht. Das Leben des Menschen ist, so glänzend es sich äußerlich darstellen mag, so wohl sich der Mensch darin fühlen mag — es ist Verzweiflung, bis das Selbst sich entschließt, sich selbst durchsichtig, in der Macht sich zu gründen, die es gesetzt hat, in Gott. Vorher ist das Selbst, heimlich oder offenbar, der „Wurm, der nicht stirbt, das Feuer, das nicht verlischt".

Aber die natürliche Tendenz des Menschen ist, sich seinen verzweifelten Zustand zu verhehlen, sich nicht von Gott hinzunehmen und an Gott hinzugeben, sondern sich von dem Zufall treiben zu lassen oder übermütig den Schöpfer seiner selbst zu spielen. Also muß Gott den Menschen zwingen, daß er seine Abhängigkeit von ihm anerkenne und sich auf ihn stelle. Dies geschieht dadurch, daß Gott selbst Mensch wird, als niedriger Mensch, aber mit dem Anspruch Gott selbst zu sein, dem Menschen entgegentritt, ihn stellt und zu der Entscheidung zwingt, entweder sich ihm demütig zu unterwerfen, oder sich in ohnmächtigem Trotz gegen ihn aufzulehnen. Man kann nicht „glauben", ohne durch diese scharfe Wahl hindurchgegangen zu sein. Das ist die Wahrheit des Christentums; und sie in der Christenheit wieder nachzuweisen, sie der Christenheit wieder einzutreiben, das ist die zweite Aufgabe, die Kierkegaard sich gestellt sieht.

Drittens will er den einfältigen, ehrlichen Christen, der die ganze Tragweite seines Christenglaubens noch nicht erfaßt hat, im Christentum ein-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üben. Er setzt voraus, daß sein Leser von der Bekümmernis um sein Selbst ergriffen ist, sucht diese zu vertiefen, und lehrt sie zu lösen: dadurch, daß man im Sinne Jesu, des Gottmenschen, sich von Gott hinnehme, an Gott hingebe. Dies die Idee seiner „erbaulichen Reden", die einen fortschreitenden Kursus der Einübung im Christentum darstellen.

Viertens sucht er von den offiziellen Vertretern des Christentums die Anerkennung zu erzwingen, daß das Christentum in der Christenheit nicht als Radikalkur verstanden, geschätzt und gebraucht werde; worin natürlich die indirekte, aber dadurch um so nachdrücklichere Mahnung lag, mit dem nominellen Christentum endlich wieder Ernst zu machen.

Als er dafür kein Gehör fand, hat er fünftens mit der Aufforderung geschlossen, lieber sich von dem Christentum ehrlich loszusagen als das übliche gotteslästerliche Christentumsspiel weiter fortzuspielen.

Für sich selbst hat Kierkegaard das Zugeständnis gemacht, daß er ein Christ im strengen Sinn des Wortes auch nicht sei. Damit hat es auch insofern seine Richtigkeit, als ihn die Radikalkur des Christentums zeitlebens nicht radikal geheilt hat. Doch ist er, auch ohne sich für einen Christen halten zu können, ohne Furcht und Reue gestorben.

* * *

Bei einem Manne, der so zielbewußt und methodisch wirken wollte, fragt man billig, wie er denn nun auch wirkt — auf den Einzelnen natürlich, auf den er allein wirken wollte, auch in seinem Sinne allein wirken kann.

Auf manche, die sich ausgiebig mit ihm beschäftigen, wirkt er natürlich gar nicht. Als Beispiel instar omnium sei Georg Brandes genannt, dessen glänzender Essay über Kierkegaard beweist, daß er von dessen Geist keinen Hauch verspürt hat.

Gewirkt hat er dagegen auf manche Vertreter des kirchlichen Christentums durch sein Bemühen, in der Kirche „Unruhe zur Verinnerlichung" zu wecken. In diesem Sinne wird er für die Kirche genützt von J. T. Beck und dessen Schülern A. Bärthold und H. Gottsched, neuerdings von K. Walz, R. Hoffmann, P. Monrad u. a. Natürlich muß dann die letzte Wendung in Kierkegaards Wirksamkeit abgelehnt werden. Und die Folge davon ist, daß diese Verehrer Kierkegaards, wie mir scheint, gerade sein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eigenartigstes hinter dem allgemein Erbaulichen, das er auch in reichem Maße hat, mehr und mehr zurücktreten lassen. Kierkegaard selbst hätte kaum einen Dank für diese Art, ihm zu einer Wirkung zu verhelfen.

Nolens volens muß ich nun von mir selbst reden als einem Zeugnis für Kierkegaards Wirkung. Als er meinen Weg kreuzte, hatte ich mich der theologischen Voraussetzungen, von denen er ausgeht, des orthodoxen Dogmas, schon entledigt. Aber seine praktische Stellung zur Kirche schien mir unabhängig davon zu sein und an sich richtig. Ich zog also die Konsequenz wirklich, die ihm durch den Tod erspart wurde, lieber das Christentum offen aufzugeben, als das Christentumsspiel weiter fortzuspielen, habe zuerst meine Entlassung aus dem Pfarramt provoziert und bin später auch aus der evangelischen Landeskirche ausgetreten, ohne mich einer anderen christlichen Gemeinschaft anzuschließen. Nachdem ich aber so mit der Christenheit fertig war, erwies sich mir eine gründliche, theoretische und praktische Abrechnung mit dem Christentum, die Kierkegaard selbst eigentlich nicht für erlaubt gehalten hat, als unumgänglich notwendig. Wie ich mich zuletzt auf dem Religiösen Weltkongreß zu Berlin in Sachen der Religion ausgesprochen habe, scheine ich zu Kierkegaard in diametralem Gegensatz gekommen zu sein. Ich halte mich trotzdem, im Gegensatz zu seinen kirchlichen Verehrern, für seinen getreuesten Schüler. Ob er selbst das anerkennen würde, läßt sich nicht bestimmen. Denn die Konsequenz seiner Prinzipien hat sich in dem Urteil erschöpft, daß er selbst so wenig wie andere der Christ sei, der er doch sein *sollte*. Auf diesem Punkte hätte er unmöglich bleiben können. Von ihm weg konnte er aber nur kommen, indem er sich über sich selbst, über Christenheit *und Christentum* erhob. Welche Richtung er dann, in einer anderen Ebene des Denkens und Lebens, eingeschlagen hätte, ist nicht zu sagen.

Kierkegaard hat also keinen unzweifelhaften Nachfolger, und er kann einen solchen nicht haben. Denn er ist nicht am Ziel, sondern in der Bewegung gestorben. Wer ihn zurückschrauben will, hat die ganze Wucht seines Denkens und Wollens gegen sich. Aber wer mit ihm bis zu seinem Ende geht, muß mit derselben Wucht der Bewegung über ihn hinausgehen, also von ihm weg.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Prinz von Sachsen und die Marquise von Manzera

Eine historische Novelle von Will Vesper

(Schluß)

egen Morgen entfernte sich der Prinz. Donna Lora führte ihn durch den Garten bis ans Tor, wo Vitzthum sehr beunruhigt auf seinen Herrn wartete und nun froh war, ihn wiederzusehen. Schweigend gingen die beiden durch die noch nächtlichen Straßen. Als sie sich vor ihren Zimmern trennten, umarmte der Prinz den Freund. Tränen traten ihm in die Augen, so überwältigte ihn die Erfahrung einer großen Liebe, die er so rein und gewaltig in dieser Nacht zuerst kennen gelernt hatte.

Mehrere Wochen vergingen und jeder Abend, an dem nicht die Herzogin von Fernandino sich verpflichtet glaubte, die Einsamkeit ihrer Tochter zu teilen, fand die Liebenden vereinigt. Die Marquise und der Prinz vergaßen den Gang der Zeit und achteten nicht auf die Tage, sie zählten nur nach den ewigen und doch so vergänglichen Stunden der Nächte, in denen ihnen ein vollkommenes Glück gewährt schien.

Der Marquis erholte sich unterdessen nach und nach von seiner Krankheit, obgleich ihm der Prinz oft genug heimlich den Tod wünschte. Er war aber auch in der Zeit seiner Genesung rücksichtsvoll genug, sich mit seinem vertrautesten Diener und einem Arzt ganz in seinen Räumen in einem besonderen Flügel des Hauses eingeschlossen zu halten, um nicht zuletzt doch noch die Krankheit auf die Marquise zu übertragen. Auch fühlte er sich in der Einsamkeit wohl. Nur fand er, zu lange schon an das Bett gefesselt, selten den Schlaf und stand daher bisweilen in der Nacht auf und ging in einem langen offenen Gang, der nach dem Garten zu vor seinen Fenstern entlanglief, auf und ab und erholte sich in der kühlen, wehenden Nachtluft von der Hitze des Zimmers und seines Lagers. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anblick des von Sternen ganz lichten Nachthimmels und der dunklen, um seine Füße rauschenden Baumwipfel bewegte ihn und gab seinem Geist bald die Richtung, der er am liebsten folgte. Er spielte mit Gedanken über das Ewige, den Glanz der Unsterblichen und die Dunkelheit dieser vergänglichen Welt, die der Marquis von Manzera im Grunde verachtete, so sehr er gerade jetzt, wie alle Genesenden, an ihr hing.

In einer dieser Nächte lehnte der Kranke, der seinen Diener schon zu Bett geschickt hatte, an der Brüstung des Ganges und blickte über den Garten hinweg nach dem westlichen Himmel hinüber, wo ein finsteres Gewitter mit fahlen Blitzen und unterirdischem Grollen herauffuhr.

Dunkle Wolkenberge stiegen wie aus der Erde empor und bedeckten ein Sternbild nach dem anderen. Schon stieß der erste Wind, der diesen Unwettern wie ein warnender Bote voranläuft, gegen die Baumwipfel, da sah der Marquis, wie von den Gemächern seiner Gattin her ein Mann, den ein Frauenzimmer führte, die dunklen Gartengänge entlangeilte, durch die kleine Pforte auf die Straße trat und verschwand, indes die Frau, in der er bei dem plötzlichen Schein eines nahen Blitzes Donna Lora, die Vertraute der Marquise, erkannte, eilig in das Haus zurücklief, weil schon die ersten schweren Tropfen klatschend auf die Blätter schlugen. Der Marquis bedachte sogleich, daß Donna Lora nicht mehr in den Jahren war, daß ein Liebhaber, denn nur ein solcher konnte um diese Stunde von ihr kommen, Gefallen an ihr finden mochte. Auch hatte er bei dem ungewissen Schein der Nacht doch deutlich genug den guten jugendlichen Wuchs des Mannes erkannt. Er schloß also mit einer Folge blitzschneller Gedanken, daß der Fremde aus den Gemächern der Marquise gekommen sei, also ihr Liebhaber und folglich der Prinz von Sachsen sein müsse. Mit greller Deutlichkeit durchfuhr ihn diese gewisse Erkenntnis, und während sich plötzlich das Unwetter vom Himmel herab mit schauerlicher Gewalt über den Garten und die ganze Stadt warf, taumelte der Marquis mehr als er ging in sein Gemach und fiel in Delirien auf sein Lager. Der Arzt und der Diener eilten bestürzt herbei und es gelang ihnen, den Kranken so weit zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen, daß er sich Gewalt antat und sich äußerlich beruhigte. Er schickte den Arzt hinaus, befahl dem Diener, dem er in allem ganz vertrauen konnte, nahe heranzukommen und erklärte ihm mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenigen, heiser hervorgetriebenen Worten, was er gesehen und was er zu tun beschlossen habe.

„Nimm," so schloß er, „noch drei oder vier Kerle zu dir, die dich nicht fragen, wozu du sie gebrauchen willst, und sorge, daß jeder, der sich morgen oder in den nächsten Nächten der Gartenpforte nähert, noch auf der Straße und möglichst ohne Laut niedergestochen wird."

Der Diener schwor, alles vorzubereiten und entfernte sich sogleich, da er nur in der Nacht die Mörder, die er brauchte, zu gewinnen hoffen konnte.

Der Marquis blieb wie sinnlos mit zerrissenem Herzen und hämmerndem, fieberndem Hirn auf seinem Lager liegen. Draußen tobte unterdessen das Wetter vorüber und wich einem zartblauen reinen Morgenhimmel. Im Herzen des Marquis von Manzera folgte eine rote Welle der Qual und der Wut der anderen.

„Könnte ich sie mit Zähnen zerreißen," dachte er immer wieder und weidete sich an diesem Gedanken, den er doch immer aufs neue erstickte. „Erst muß dieser glatte deutsche Hund sterben! Er soll mir nicht scheu werden."

Nach einer Weile rief er den Arzt, der ihn auskleidete und nicht begreifen konnte, was den Zustand des Kranken so plötzlich verschlimmert hatte. Er schob es zuletzt auf die gefährliche Nachtluft und auf verderbenbringende Sterne und schickte sich an, ihnen mit allerlei Mixturen zu begegnen.

Als die Marquise gegen Morgen erfuhr, daß die Krankheit ihres Gemahls wieder zugenommen hatte, schrieb sie ihm einen besorgten und zärtlichen Brief, den er, um sich nicht zu verraten, mit gleicher Zärtlichkeit erwidern mußte. Er tröstete sie und versprach baldige, dauernde Besserung und schob alles auf das Unwetter der Nacht.

„Ich hoffe," schloß er, „daß die nächste Nacht mir und uns allen einen festeren Schlaf bringen wird."

Der Marquis hatte richtig gerechnet, als er annahm, daß der Prinz die wenigen Nächte, die ihm noch bis zur völligen Genesung des unbequemen Gemahls seiner Geliebten blieben, so viel wie möglich ausnutzen würde.

Kaum hatte am nächsten Abend der Diener des Marquis mit drei verwege-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nen Banditen den Hinterhalt besetzt, da sahen sie einen Menschen, der sich vorsichtig in einen Mantel gehüllt hatte, die Gasse herabkommen und auf die Gartentür zugehen. Sie brachen sogleich aus dem Dunkel heraus und stachen auf ihn ein, aber der Prinz, der sich wohl vorgesehen hatte, sprang, obgleich er ziemlich verwundet war, zurück und schoß mit seiner Pistole den vordersten der Angreifer durch den Kopf. Die übrigen hielt er sich mit dem Degen so lange geschickt vom Leibe, bis Vitzthum von dem Ende der Straße heranstürzte und ihm beistand. Die beiden Deutschen drangen so wütend auf ihre Angreifer ein, daß sie noch zwei töteten. Nur der Diener des Marquis, der sich mehr zurückgehalten hatte, entkam, obgleich ihn Vitzthum noch eine Strecke verfolgte.

Als der Junker wieder zu seinem Herrn zurückkehrte, fand er ihn an die Mauer gelehnt und bemüht, Blut, das ihm reichlich aus einer Brustwunde drang, zu stillen. Vitzthum erschrak, aber der Prinz raffte sich auf und eilte, da schon, durch den Schuß aufmerksam geworden, die Stadtwache die Gasse herablief, mit Vitzthum auf einem Umweg nach seinem Quartier.

Die Wächter fanden nur die drei am Boden liegenden Banditen, denen sie bald ansahen, daß sie in keinem ehrlichen Handwerk umgekommen waren. Sie hoben sie auf und bemerkten nun, daß der eine noch ein wenig Leben hatte, das aber auch kurz darauf entfloh. Doch brachten sie noch so viel aus ihm heraus, daß es sich um einen Überfall gehandelt, den der Marquis von Manzera angeordnet. Da es nun selbst für einen Gerichtsdiener nicht gut ist, sich in das Spiel hoher Herren zu mischen, trugen sie die Toten stillschweigend nach dem Gerichtshause hinweg, um sie da heimlich der Erde anzuvertrauen, die alle Geheimnisse so gut zu behüten versteht.

Als der Marquis von Manzera von seinem Diener, der verwundet und blutend sich eilends auf einem Umwege zu seinem Herrn begeben hatte, erfuhr, daß der Anschlag auf den Prinzen von Sachsen mißglückt war, verlor er alle Fähigkeit, seine Wut in Schranken zu halten. Er biß sich wie ein Rasender in die Hände und man darf, nach allem zu schließen, was er nun unternahm, wohl glauben, daß Schmerz, Wut und Eifersucht ihn völlig seiner Sinne und jeder Denkfähigkeit beraubten, und ihn in allem einem Wahnsinnigen gleichmachten, der mehr Mitleid als Verachtung

Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

verdient. Gleichwohl rächte sich jetzt an ihm die Enge seines Geistes und seiner Gesinnung, die keine andere Lösung als Mord und Verbrechen sah. Von dem Gedanken gepeinigt, daß seine Gemahlin, die sicher noch keine Meldung von dem Überfall erhalten, in diesen Augenblicken noch immer sehnsüchtig auf ihren Geliebten warte und, von dem teuflischen Vergnügen gereizt, sie mitten aus dieser schönen Erwartung heraus in ein tödliches Entsetzen zu reißen, eilte der Marquis, einen Dolch in der einen und eine Schale mit vergiftetem Wein in der anderen Hand nach den Zimmern der Marquise, die wirklich ohne jeden Argwohn noch mit Donna Lora plauderte und den Prinzen erwartete.

Der Marquis stieß mit dem Fuß heftig gegen die Türe. Donna Lora öffnete ihm und sank, als sie so plötzlich ihren Herrn mit leichenfahlem Gesicht vor sich sah, mit einem verzweifelten Schrei in Ohnmacht. Der Marquis sorgte durch einige rasende Dolchstiche dafür, daß sich niemand um ihr Wiedererwachen zu bemühen brauchte. Dann wandte er sich gegen die Marquise, die hochaufgerichtet mitten im Zimmer stand und mühsam um Fassung kämpfte.

„Hier," rief er und hielt ihr Dolch und Gift hin, „wählt, welcher Weg zum Tode Euch angenehmer scheint. Ihr sollt begreifen, was es heißt, den Marquis von Manzera zu beleidigen."

„Herr," sagte die Marquise mit Hoheit und erzwungener Ruhe, „Ihr richtet, ehe Ihr geurteilt habt. Wenn irgend etwas Euch beleidigt, so ist es diese Art, in der Ihr Euch rächen wollt, wie eine Bestie, die aus ihrem Kerker gebrochen ist."

„Wählt!" rief der Marquis und drang auf sie ein, „wählt schnell oder ich wähle den Dolch. Er ist dem ähnlich, der Eurem Liebsten drunten im Garten schon im Nacken sitzt. Beeilt Euch, er wartet schon, daß Ihr ihm nachlauft."

Der Marquis weidete sich mit wildem Haß an dem Entsetzen, das diese Lüge der Marquise beibrachte. Sie wankte, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte.

„Mein armer Freund," sagte sie leise, „mein armer, lieber Freund."

Dann griff sie rasch nach der Schale mit dem Wein und trank sie aus.

Der Marquis erwachte halb aus seinem Wahnsinn, schwankte einen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augenblick und wollte ihr den Becher vom Munde reißen, lief aber dennoch hinaus und schloß sich in seine Gemächer ein.

Die Marquise sank ohnmächtig auf den Teppich. Nach einer Weile wich die Ohnmacht und sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr. Ein entsetzlicher Durst quälte sie. Ihr Gaumen war wie ausgetrocknet. Sie wollte sich erheben, brach aber nur noch hilfloser zusammen und verlor zuletzt aufs neue das Bewußtsein.

Als der kleine Hund, den die Marquise besaß und immer um sich hatte, sah, wie seine Herrin und Donna Lora regungslos auf der Erde lagen, fürchtete er sich und lief winselnd zwischen der Türe und dem ausgestreckten Körper seiner Herrin hin und her. Auch scharrte er am Boden und heulte zuletzt so laut, daß die Dienerinnen aufmerksam wurden, hereinkamen und mit einem Blick sahen, daß die Marquise und Donna Lora ermordet waren. Da schrien sie laut und brachten sogleich das ganze Haus in Aufruhr. Einige bemühten sich um die Marquise, die noch schwach atmete, andere um Donna Lora, die aber kein Lebenszeichen mehr gab. Einige liefen auch zu den Gemächern des Marquis und nach der nahen Wohnung der Herzogin von Fernandino.

Der Marquis hielt seine Türen fest verschlossen und gab den Pochenden keine Antwort. Die Herzogin aber kam sogleich und bewahrte äußerlich in allem die Ruhe, die man von ihr erwarten konnte und die der Hoheit einer Oberkämmerin entsprach. Sie eiferte die Ärzte, die man geholt hatte, an, aber vergeblich, die Marquise starb, ohne aus ihrer Ohnmacht erwacht zu sein.

Obgleich der Herzogin niemand Aufklärung geben konnte, begriff sie nur zu gut, was geschehen war. Die Weigerung des Marquis, seiner sterbenden Frau zu Hilfe zu kommen, sprach deutlich genug. Als sie alle Hoffnung aufgeben mußte, ließ die Herzogin ihre Tochter auf ein Bett legen und verließ, noch immer starr und gefestigt, aber innerlich in völliger Verzweiflung zusammengebrochen das Haus.

Bei dem Marquis hatte unterdessen die Aufregung und die Reue über seine rasche Tat die Gewalt des Fiebers erneut und steigerte es in kurzem so sehr, daß der Arzt seinen baldigen Tod für gewiß ansehen mußte. Er schrieb ihn keiner anderen Ursache zu, als dem Schmerz über den plötzlichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verlust der Marquise, denn er war, wie viele seinesgleichen, ein kluger Diener seiner Wissenschaft, aber beschränkt und blind in allen Dingen, die nicht mit ihr zusammenhingen.

So grausam und wild der Marquis in seinem Zorn gewesen war, so sanft und reuevoll fühlte er sich nun. Nachdem er die getötet hatte, die ihm vordem das Liebste auf Erden gewesen war, begehrte er selbst nichts als den Tod. Doch beschwichtigte er alle Vorwürfe seines Gewissens, indem er dem Schicksal und seinem blinden Gang alle Schuld zuschob.

„Wir werden durch das Leben getrieben," sprach er zu sich selbst, „wie Wasser durch ein Flußbett. Wir sind ohne Widerstand. Alles ist voraus bestimmt. Wie wir uns auch sträuben, unsere Füße stehen auf Toten. Unser Wille ist ein lächerliches Spinngewebe."

Er begehrte noch die Herzogin von Fernandino zu sprechen, aber sie verweigerte es ihm. Er hätte ihr nichts sagen können, was sie nicht wußte und woran sie sich nicht mitschuldig gefühlt hätte. So starb der Marquis in den Armen seines Dieners und Arztes. Mitten in einer wilden Fieberphantasie brach er tot zusammen.

Als der Prinz von Sachsen und Vitzthum sich in ihr Quartier gerettet hatten, lief der Junker sogleich nach einem Wundarzt. Als er zurückkam, fand er den Prinzen bewußtlos auf seinem Lager und der Arzt, der die Wunde untersuchte, ließ wenig Hoffnung auf sein Leben. Vitzthum, aufs äußerste bestürzt, meldete nun Haxthausen, was geschehen war. Doch verschwieg er, auf welchen Wegen der Prinz seine Wunde erhalten hatte. Der Graf fand sich so plötzlich in der schlimmsten Lage, die er nicht einmal zu durchschauen vermochte und verlor darüber fast den Kopf. Doch beschloß er zunächst den Gang des ganzen Unglücks abzuwarten und weder an den Hof noch in die Heimat Nachricht kommen zu lassen.

Der Prinz, von dem reichlichen Blutverlust geschwächt, trieb mehrere Tage an dem Tod entlang und verschlimmerte seinen Zustand vor allem durch die Aufregung und Sorge um die Marquise, die er in den Händen ihres eifersüchtigen Gemahls wußte.

„Ich werde ihn umbringen," rief er, „wenn er sie anzurühren wagt."

Vitzthum beruhigte ihn, daß es ja noch nicht ausgemacht sei, ob die Angreifer überhaupt von dem Marquis bestellt gewesen, doch ließ sich der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prinz nicht überzeugen und bestand auf seiner Ahnung. Er sandte Vitzthum auf Erkundigung aus, in der Hoffnung, daß er durch Steffano oder Donna Lora eine Nachricht von der Marquise erhalten würde.

Vitzthum erfuhr nur zu bald den Tod des Marquis und der Marquise von Manzera, den man aber der Öffentlichkeit ohne den wahren Zusammenhang mitgeteilt hatte, den ohnehin niemand genau wußte, der es hätte verraten mögen. Vielmehr ging ein schönes Märchen um, daß die Marquise aus Kummer über den Tod ihres Gemahls, dessen Krankheit ja schon lange bekannt war, einem plötzlichen Herzkrampf erlegen sei, eine Nachricht, die alle glaubten.

Zu allem Überfluß traf Vitzthum auch noch auf Pater Steffano, der von der Base der Donna Lora deren Tod erfahren hatte. So wurde dem Junker der Zusammenhang aller Ereignisse klar. Mit tiefer Erschütterung erkannte er das Verderben, das der Prinz von Sachsen in das Haus Manzera getragen hatte. Voll Sorge und Grauen und willens, dem Prinzen alles zu verheimlichen, kam er nach Hause. Er traf den Grafen von Haxthausen am Bett des Schlafenden und winkte ihn ins Nebenzimmer. Dort erzählte er ihm, da nun weiteres Geheimhalten keinen Sinn mehr hatte, den ganzen Liebeshandel und den traurigen Ausgang. Der Hofmeister war um so mehr über das ganze Ereignis verzweifelt, als er seiner List, mit der er den Prinzen von Paris nach Madrid gelockt hatte, nicht wenig Schuld an dem Unglück zuschrieb.

Der Graf und Vitzthum kamen überein, dem Kranken alles zu verheimlichen, da die Nachricht im Augenblick ihm an das Leben greifen mußte. Sie beschlossen, alles zu tun, um sobald wie möglich Madrid zu verlassen, selbst auf die Gefahr hin, den Prinzen noch krank nach Venedig zu bringen, das als nächstes Ziel ihrer Reise gesetzt war.

Mochten sie nun zu laut gesprochen haben oder hatte irgendein geheimer Sinn, der oft die Verliebten und Kranken auszeichnet und ihnen die richtigsten Ahnungen beibringt, den Prinzen veranlaßt, aus seinem Bett zu steigen, jedenfalls hatte er von dem Gespräch genug gehört, um zu begreifen, was vorgegangen war, und stürzte nun plötzlich im Hemd, aber mit dem Degen in der Hand in das Gemach und fiel Vitzthum und den Grafen an.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Halunken," schrie er, „wollt Ihr mich betrügen? Warum rettet Ihr sie nicht? Warum habt Ihr keine Ehre im Leibe?"

Nur mit aller Anstrengung hielten die Angegriffenen den Rasenden von sich ab. Vitzthum und der Graf bluteten und waren fast wehrlos, da sie gegen den Kranken doch ihre Waffen nicht zu gebrauchen wagten. Plötzlich aber kehrte der Prinz den Degen gegen sich selbst und brachte sich einen Stich bei, dessen Kraft der Graf aber mit Geschick auffing. Auch gelang es ihm und Vitzthum, den Prinzen um die Brust zu fassen und festzuhalten. Gleichzeitig sank er ihnen besinnungslos in die Arme. Der Graf entwand ihm nun den Degen aus den verklammten Fingern, dann trugen sie den Leblosen auf das Bett.

Länger als vier Wochen lag der Prinz in den Phantasien eines wahnsinnigen Deliriums. Sein Geist schien völlig umnachtet und seine Wut war so maßlos, daß er, trotz seiner zunehmenden Schwäche, beständig von kräftigen Wärtern festgehalten werden mußte, wenn Vitzthum oder der Graf sich ihm näherten. Mehr und mehr aber überfiel ihn eine völlige Erschlaffung, wie sie gewöhnlich dem Tode vorausgeht. Die Ärzte gaben den Prinzen verloren. Aber nun, von keiner Medizin mehr bedrängt, erfrischte sich sein im Grunde gesundes und junges Blut langsam wieder und überwand die Krisis. Nach einigen weiteren Wochen konnte er, zu schwach, sich allein fortzubewegen, von Vitzthum und dem Grafen geführt, täglich in dem schönen Garten seines Quartiers sich einige Stunden zwischen sonnigen und schattigen Bänken hin und her schleppen. Mit inniger Liebe betrachtete er die üppige Pracht der fruchtbeladenen Bäume, die sich, schwer von den goldenen Ballen der Orangen, kaum noch aufrecht erhielten.

„Lieber Freund," sagte er eines Tages zu Vitzthum, „es ist unrecht, daß ich noch lebe. Wie die Früchte sollten auch wir Menschen nur einen Sommer haben, dann sind wir reif für den Tod. Ich habe meinen Frühling und Sommer mit einem Male hinter mir und ich bin, obgleich noch jung an Jahren, von der plötzlichen Glut, mit der mich das Leben beschienen hat, so überreif wie die Früchte, die hier vorzeitig von den Bäumen gefallen sind. Eure Sorgfalt rührt mich, aber Du wirst sehen, daß es vergeblich ist."

„Ach, Freundin," rief er und Tränen füllten seine Blicke, „Du warteſt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl längst auf mich und fühlst Dich betrogen. Aber nun bin nicht ich, Du bist mir davongegangen."

Vitzthum ließ den Prinzen solche Melancholien, die ihn immer wieder überfielen, ruhig zu Ende spinnen und schwieg dazu, denn er hoffte auf die Erneuerung allen Blutes und versprach sich von der Zeit und der sichtbar wiederkehrenden Kraft des Prinzen bessere Heilung, als von noch so guten Gegengründen. Vor allem waren der Graf und er nun von neuem bedacht, den Schauplatz zu wechseln und sie erreichten auch leicht von dem Prinzen, daß er Abschied von Madrid nahm.

„Wenn es Euch beruhigt," sagte er, „laßt uns gehen. Mir ist es gleich, wo ich bin und wo ich sterben werde. Ihr aber habt immerhin Eure Schuldigkeit getan."

So ließ der Prinz eines Tages den König und die Königin um eine letzte Audienz bitten. Der König verabschiedete ihn höflich, aber sehr förmlich. Er wollte dem Prinzen den Tod des Marquis von Manzera nicht verzeihen. Die Königin aber, die der Prinz wider alle Hofsitte allein in ihren Gemächern traf, umarmte ihn und küßte ihn mit mütterlicher Liebe.

„Vetter," sprach sie, „tut diese Trauer von Euch. Sie nützt zu nichts. In das Unabänderliche müssen wir alle uns fügen, nicht Ihr allein. Was sollte werden, wenn jeder sein Leben hinwerfen dürfte, sobald es ihm schwer geworden ist. Erst dann, meine ich, zeigt sich, was einer wert ist. Ich wenigstens will zu allen Zeiten mich im Ertragen üben und prüfen."

Als der Prinz in sein Quartier zurückkam, fand er dort allerlei ehrende Geschenke des Königs, seltene Edelsteine, kostbare Stoffe, Tapeten und seltsame Federarbeiten aus den indianischen Staaten, zugleich auch Sattelpferde und Maultiere, die diese Schätze in seine Heimat führen sollten. Die Königin sandte ihm nur ein kleines Medaillon. Als er es öffnete, blickten ihn, von einem Meister gemalt, die edlen, ernsten Züge der Marquise von Manzera an. Er umschloß das Bildnis mit beiden Händen und bedeckte es erschüttert mit Küssen.

Wenige Tage nachher reisten die Deutschen von Madrid ab und kamen durch Valenzia und Katalonien nach Barzelona. Hier wurden sie wieder zu einem längeren Aufenthalt gezwungen, weil der Prinz aufs neue ernstlich erkrankte. Er schwankte den ganzen Winter zwischen Tod und Leben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und erst der Frühling brachte ihm Genesung, nicht nur von der Krankheit, sondern auch von aller Müdigkeit des Geistes, die ihn vorher bedrückt hatte.

Mit wachsender Liebe schloß er sich wieder an das Leben an und als nun die Reise über Perpignan durch die blühenden Gefilde Südfrankreichs fortgesetzt wurde, berauschte er sich aufs neue an der Schönheit der Welt, fand alle Jugendlust und allen Übermut wieder und den Abscheu gegen den Tod, der der Jugend einzig natürlich ist.

Wir können allen, denen daran gelegen ist, nicht einmal sagen, daß der Prinz, durch das Schicksal der Marquise von Manzera gerührt, fortan seine Liebeshändel mit weniger Leichtsinn geführt habe. Er war zu jung, verwegen und schön, und die Zeit und ihre Sitten, nach denen auch die schönen Frauen lebten, waren nicht derart, ihn in einem tugendhaften Wandel zu bestärken. Eins aber ist gewiß: das Bild der Marquise von Manzera blieb immer heimlich und verehrt in seinem Herzen aufgestellt.

Der Prinz von Sachsen ist später, als er längst Kurfürst von Sachsen und König von Polen geworden war, berühmt gewesen wegen seiner vielen Liebschaften, die er zeitlebens gehabt hat. Niemand hat es ihm hierin gleich getan.

„Weißt Du," sagte er eines Tages zu Vitzthum, der immer sein Vertrauter blieb, „ich habe viele Frauen geliebt und ich glaube, manche verdammen mich darum. Aber, Dir die Wahrheit zu sagen, liebte ich wahrhaft nur diese eine." Er zeigte ihm das Bildnis der Marquise von Manzera, das er bis zu seinem Tode immer bei sich trug. „In den anderen suchte ich etwas, das mich an diese königliche Frau erinnern möchte. Alle, die mir lieb waren, schienen mir ihrem Wesen irgendwo verwandt. Aber noch habe ich sie bei keiner vollkommen wiedergefunden."

„So seid Ihr also untreu," sagte Vitzthum lächelnd, „weil Ihr allzu treu seid."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Auftakte zur Neuorientierung der ostasiatischen Politik

Eine alte Lebensregel für den Wildwest der Neuen Welt lautet: „Zieh niemals deinen Schießprügel, wenn du nicht schießen willst; schießt du aber, dann töte! So bleibst du gesund, und Segen ist bei deinem Erdenwallen."

Die Trapper-Politiker im innerasiatischen Wildwest der Alten Welt haben meist diesen goldenen Lehrsatz wenig beachtet — sehr zu ihrem Schaden. Namentlich die russische Diplomatie und ihr Troß unverantwortlicher beutesuchender Pfadfinder hat fast gewohnheitsmäßig dagegen gesündigt. So auch heute wieder. Kaum ist die Unabhängigkeitskomödie in Urga aufgeführt und nach Peking die liebenswürdige Aufforderung gerichtet, „die Eigenart der Mongolei" zu schonen, so wird an der Newa die Pistole der Drohpolitik neuerdings gelockert und ihr Lauf nach anderem Ziel hin gerichtet. Rußland müsse die gewonnene Position sofort folgerichtig durch Vorrücken nach Chinesisch-Turkestan und Tibet ausbauen. Beide Gebiete seien von fremden Völkern bewohnt, die mit dem chinesischen nichts gemein hätten noch gemein haben wollten und die zarischen Truppen als ihre Befreier freudig begrüßen würden (!): das eine gehöre der wirtschaftlichen wie politischen Natur nach zu Russisch-Turkestan, das andere sei infolge der Vertreibung seines geistlichen Fürsten und der Gewaltanmaßungen der Pekinger Regierung in einer tiefgreifenden Gärung, die eine „beruhigende Aktion" geradezu herausfordere. Von anderer Seite freilich wird diesen Hitzköpfen entgegengehalten, sie trieben Rußland, wie einst gegen Japan, so jetzt gegen das Reich der Mitte in die Irre; man wisse nicht, welche Kräfte in der Seele des chinesischen Volks schlummerten; sie zu wecken und zum Verzweiflungskampf gegen Rußland aufzustacheln, sei ein leichtsinniges und törichtes Beginnen. Vernünftigerweise solle man also statt des Raubs zweier Provinzen die günstige Gelegenheit nur dazu benutzen, sie sich wirtschaftlich durch Forderung besonderer Handelsvorrechte dienstbar zu machen und sich so Hypotheken zur späteren politischen Nutzbarmachung zu schaffen. Und diese Partei der nüchtern Denkenden und Gemäßigten wird ganz sicher das Oberwasser behalten: nicht wegen der Scheu vor allzu rücksichtsloser Beteiligung am Spiel der „internationalen Kleptomanie", sondern weil ein solches Manöver der Umfassung und Umflügelung des chinesischen Kolosses in seiner ganzen Westflanke die Operationsfähigkeit Rußlands weit übersteigen und eine lediglich den lauernden Gegnern willkommene Verzettelung der bei Kuldscha und an der Straße Kiachta-Urga so glücklich angesetzten Kräfte bedeuten würde. Immerhin bleiben alle die programmatischen Erklärungen wichtig als Symptome, wie beharrlich die zarische Politik den an dieser Stelle wiederholt erörterten Zielen in Mittelasien*) zustrebt. Die russischen Mühlen mahlen langsam, aber stetig und unaufhaltsam.

*) März IV, 17 (1910) und V, 10 (1911).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Japan, dessen politische Apostel durch die Predigt radikaler Freiheitsideen, die in ihrer eigenen Heimat keine oder höchstens papierne Bedeutung haben, soviel zur Beschleunigung des Ausbruchs der Revolution in China beigetragen haben, fühlt sich natürlich in erster Linie berufen, den Regisseur auf der ostasiatischen Bühne zu spielen und die Vorteile der verworrenen Lage einzuheimsen. Es verlangt neue bedeutende Zollzugeständnisse und Erweiterung der Bergbaurechte in seiner südmandschurischen Einflußzone und verstärkt die Bedeckungstruppen, die es hier zum Schutz seiner Eisenbahnen und industriellen Betriebe unterhält. Es unterstützt mittelbar die Umstürzler, indem es den Kaiserlichen die Bewegung ihrer Truppen auf der südmandschurischen Linie nicht gestattet und mit verschränkten Armen das Unwesen der „roten Räuber", der Hunghutzen, duldet, die plündernd und mordend Schöngking durchziehen. Es schickt einen seiner ältesten Admirale nach dem Jangtse, um den nach dem Altersrang über die hier vereinigte Flotte der Fremdmächte befehlenden britischen Offizier abzulösen und die Rolle der führenden Nation in der Machtsphäre der mongolischen Völker zu betonen. Es arbeitet überhaupt, wenn die in den Pekinger Regierungskreisen herrschende Anschauung richtig ist, systematisch und im Verein mit der britischen Diplomatie darauf hin, eine Trennung zwischen dem republikanischen Süden und dem monarchischen Norden herbeizuführen, um, da ein derartig zerrissenes China offenbar nichts als die allgemeine Anarchie bedeuten würde, dessen Unabhängigkeit in den Fundamenten zu unterhöhlen und es seiner Diktatur gefügig zu machen. — Indessen beginnen hier die verwickelten internationalen Probleme, die sicherlich nicht mit der Reduzierung auf so einfache Substrate und Antitheſen abgetan werden können.

Das britisch-japanische Bündnis ist durch die vorjährige Revision des Vertrags fast zu einer leeren staatsrechtlichen Formel herabgedrückt worden. Unmittelbare Wirkungskraft hat es nur noch für durchaus unwahrscheinliche Fälle wie einen neuen russisch-japanischen Krieg; selbst als Rückendeckung Englands in einem europäischen Krieg besitzt es wenig zuverlässigen Wert mehr, weil es in der heutigen Fassung Tokio die Möglichkeit gibt, durch Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen auch nach dieser Richtung hin seine Pflichtenlast beliebig zu erleichtern. Da ferner die nordamerikanische Union aus der Reihe der Mächte, deren etwaige Angriffe zu militärischer Hilfeleistung verpflichten, gestrichen, andrerseits als Äquivalent dafür das Mikadoreich von dem lästigen Zwang entbunden wurde, Großbritannien bei Konflikten an der indischen Grenze zu unterstützen, so muß jetzt Japan seinem gefährlichsten Wettbewerber um den Primat auf dem Stillen Ozean allein in die Augen sehen, und genau dasselbe gilt von England und seinen Feinden an der Peripherie des indischen Kaiserreichs, Rußland und China. Alles das nebenbei bemerkt ein interessanter Kommentar zu den Methoden, wie die idealistisch-pazifizistische Schiedsvertragspolitik zu einem neuen Mittel abgewandelt wird, um mit überzuckerter Geste nach dem Rezept alter Diplomatie den Gegner im Koalitions- und Allianzenspiel ums Ohr zu hauen. Im Gegensatz zu der japanisch-britischen Flaute liebt man heute in Petersburg den Hinweis, daß seit dem Abkommen von 1910 die Beziehungen zum Land der aufgehenden Sonne von der Linie des Korrekten auf die der Herzlichkeit hinübergerückt seien. Solche Gefühlswärme bedeutet natürlich ins Realpolitische übersetzt eine Reizwirkung nicht schöner Augen, sondern gleicher handgreiflicher Interessen. Welcher Art diese sind, ist seinerzeit aktenmäßig in dem bei Gelegen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit des Abkommens über die Eisenbahntarife abgeschlossenen Geheimvertrag umschrieben worden, der angeblich Rußland als Gegenwert für die Japan zugestandene freie Hand bei der Annektion Koreas gleichen Bewegungsspielraum in der Mongolei gewähren soll; in Peking munkelt man allerdings von noch viel weitergehenden Abmachungen über die Aufteilung von Gebieten chinesischer Oberhoheit. Wie dem sei: trotz allen offiziösen Beteuerungen der Herzbrüderlichkeit fließen unter deren Decke unverkennbar Unterströmungen, die, von Tag zu Tag an Kraft gewinnend, neue Spannungen bilden. Rußland baut das zweite sibirische Geleis unter möglichster Beschleunigung aus und läßt sich von der Durchführung des ungeheure Summen verschlingenden und rein militärischen Zwecken dienenden Projekts der chinesisches Gebiet meidenden Amurbahn trotz allen technischen Widrigkeiten nicht abschrecken. Wladiwostok wird mit einem Aufwand von Millionen zu einer Festung ersten Ranges ausgebaut und das Kontingent der in der Primorskaja und der Amurprovinz stationierten Truppen ständig vermehrt: in und um Wladiwostok stehen allein mehr als 120000 Mann und der jüngst erschienene Jahresbericht der Ostchinesischen Bahn weist nach, daß die Zahl der durch sie beförderten Militärpersonen von 173000 im Jahre 1908 auf 275000 und 340000 in den folgenden Jahren gestiegen ist. Japan hingegen bildet sich immer mehr zu einer aggressiven Festlandsmacht aus. Es richtet sich in Korea häuslich ein und die Nitschi Nitschi rät bereits dem Mikado, seine Residenz von Tokio nach Söul zu verlegen. Und noch in diesem Jahr werden die Brücken- und Bahnbauten vollendet sein, die es ihm ermöglichen, in kürzester Zeit und nach wenigen Stunden Seefahrt beliebig große Armeemassen durch das einverleibte Land der Morgenfrische nach der Nordmandschurei zu werfen.

Vor allem aber — ein Faktor, der wenig gewürdigt wird und doch sehr bedeutsamer Funktion ist: ein wirklich vitales Bedürfnis, das Japan drängt, in die chinesischen Wirren einzugreifen und unter Umständen die Rolle eines Ruhestifters zu spielen, liegt darin, daß seine ohnehin schwer kämpfende Industrie infolge ihrer einseitig auf die Ausfuhr nach dem asiatischen Festland hingerichteten Organisation durch eine lange Dauer der Revolution völlig ruiniert zu werden droht. Legt es aber aus diesem Grund auf weitere Teile der Mandschurei nach dem System friedlicher Durchdringung Beschlag, so kann es unmöglich dulden, daß Rußland es durch seine geplanten mongolischen Bahnbauten, den Handel nach bekannten Methoden monopolisierend und nach Innerasien ablenkend, um die Hälfte des Preises seiner Mühen bringt.

An diesem Schnittpunkt kreuzen sich nun wieder in seltsamem Wechselspiel die Zielstrebigkeiten einer anderen Macht zugleich mit denen Petersburgs und Tokios. Bekanntlich hat jüngst eine Londoner Telegraphenagentur den Text des Geheimvertrags veröffentlicht, den die Pekinger Regierung 1909 mit einer Gruppe amerikanischer Bankhäuser über Finanzierung und Bau der Linie Tschintschau-Aigun abgeschlossen hat zur Gewinnung eines Druckmittels gegen die „habgierige Politik“ — so heißt es in der beigegebenen Denkschrift ausdrücklich — Rußlands und Japans, die denn auch den Entwurf heftig bekämpften. Seitdem hat sich die Interessengemeinschaft zwischen Washington und Peking immer enger geknüpft, enger vielleicht, als man weiß. namentlich seitdem durch das Petersburger Drängen nach Reaktivierung der Sivertäge eine Privilegierung des russischen Handels, die den amerikanischen, über Tientsin auf dem Karawanenweg ziehenden Verkehr völlig lahmlegen würde, in Aussicht steht.

Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Wie sehr man an der Newa die Explosionsgefährlichkeit und -kraft der so entstehenden Reibungen würdigt, beweist eine Äußerung der Nowoje Wremja: „Wenn die Revolution in China den amerikanischen Interessenstreit in Fluß bringe, so könne am Stillen Ozean ein epochaler Kampf beginnen, im Vergleich zu dem alle Dinge der Revolutionäre klein erschienen." So erweitert sich die Bühne zur Exposition des gewaltigen in Ostasien sich vorbereitenden Völkerschicksalsdramas immer riesenhafter. Unter dem Zeichen des Sternenbanners ziehen sich Kriegsschiffe bei Cavite zusammen und in Manila werden Truppen mobilisiert. Die japanische Regierung aber veröffentlicht ein neues Flottenbauprogramm mit einem Kapitalerfordernis von 80 Millionen Yen, dessen Spitze gegen die Amerikaner nicht zu verkennen ist. Die Weltgeschichte liebt Analogien. Wird Japans Machtgewinnung auf dem asiatischen Festland eine ephemere Erscheinung bleiben wie einst die Englands auf dem europäischen Boden? Oder wird es statt dessen wie das britische Reich, den insularen Charakter wahrend, in nautischer Machtgewinnung das höchste Lebensziel suchen? Oder wird eine andere jugendliche Nation, fern vom Westen her aus der Neuen Welt herandrängend, ihm diese Entwicklung versperren? Das sind gleichsam die Dominanten in der Fuge von Problemen, deren Echo aus dem ostasiatischen Wetterwinkel heute nach Europa heraüberklingt. Und noch eine größere Frage unberechenbarer Tiefe tut sich auf. In drei Jahren soll der Panamadurchstich vollendet sein, und diese Heldentat der Technik wird nicht nur eine gänzliche Umbildung des Kräfteverhältnisses in der ostasiatischen Machtsphäre bedeuten, sondern auch die britische Seeherrschaft vor weit größere Gefahren stellen, als sie jemals ihr durch die deutsche Flotte bereitet werden könnten. Wohl oder übel wird die Politik Englands bald zuverlässigere und weniger paradoxe Bündnisse suchen müssen, als es seine gegenwärtigen Allianzen sind. Gibt sie Japan oder Rußland im ostasiatischen Wetterwinkel freie Hand, so verdirbt sie es entweder mit dem einen oder dem anderen der Ententefreunde, in beiden Fällen aber außerdem mit dem Schiedsvertragsgenossen Amerika. Sucht sie nach dem Rat der imperialistischen Londoner Presse „ihr Tripolis" in Tibet, so kontrekarriert sie die Absichten der zarischen Diplomatie, die gefürchtete innerasiatische Landgrenze von Persien um die Himalayakette herum bis zu den Toren von Nepal und Sikkim zu ziehen. Selbst in Paris machen sich merkwürdige Symptome der Unruhe und Reizbarkeit bemerkbar. Auch Yünnan hat sich „unabhängig" erklärt: eine günstige Gelegenheit, um Rache für 1896, als London den französischen Truppen herrisch am oberen Mekong Halt gebot, durch Bildung eines unter französischem Protektorat stehenden Pufferstaates zu nehmen.

Die Daily News versteigen sich am Schluß einer Kritik all dieser Verwicklungen in Mittel- und Ostasien zu dem Wehruf: „Nie zuvor ist die britische Nation so ohnmächtig und so erniedrigt gewesen. Nie hat ein Staatssekretär so konsequent gegen die Freiheit kämpfender Völker gearbeitet und so andauernd an der Zerstörung britischer Interessen gewirkt. Der Schlüssel zu Greys Politik ist der verhängnisvolle Gegensatz zu Deutschland; dort allein liegt die Wurzel unserer Demütigung und Ohnmacht ..." Glücklicherweise kann dieses Deutschland das Damaskus des Foreign Office mit Seelenruhe abwarten. In Ostasien wurden einst die Fundamente des Ententetrustgebäudes geschaffen; mit der Neuorientierung der Weltpolitik dorthin lockert sich, das ist schon heute unverkennbar, Stein um Stein seines Gefüges.

Dr. Frhr. von Mackay

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kolonialsturz

Was allzuoft und allzulaut gepriesen wird, muß die Skepsis wecken. Seit Dernburgs Kolonialtamtam ist die Regierung nicht müde geworden, uns ein Klondyke in Afrika zu malen und die Kapitalien en masse und aus der Masse in den schwarzen Erdteil zu locken. Gewarnt wurde genug. Aber diejenigen, die in Wahrheit für das Wirtschaftswohl Deutschlands besorgt sind, gelten ja bei uns nichts, wenn einer von der sella fiscalis spricht. Daß sich diese Herren auch schon mehr als einmal blamiert haben, das vergißt man und nimmt als Prophetie, was aus hohlem oder arrogantem Schädel kommt. So ist es bis jetzt dem deutschen Publikum mit unseren herrlichen Kolonien gegangen. Jedes kleine Exportplus, jede selbstverständliche Mehrung der Pflanzungsresultate wurden von den bestern-ten Lobrednern im Umherziehen als Prospekt benützt. Wenn ein armer Winkelschächer eine Liliputgründung mit der Trommel anpreist und das wenige Volk in die faule Bude lockt, so jammern die dreimalsoliden und irgend ein Geheimrat brütet auf dem Aktienei. Wenn jedoch die hohe Behörde Witwen, Lehrer, Handwerker, Hunderttausende armer Schlucker um ihre Groschen bringt, so ist das eine nationale Tat, und diejenigen, die man bei uns zu den politischen Mollusken zählen kann, scharen sich um die Fahne, die auf der Dernburg flattert.

Man wird mir zum Vorwurf machen, ich hätte das Thema schon genügend abgeleiert. Aber einmal ist dieses Thema augenblicklich wieder sehr aktuell und dann kann in der Tat nicht oft genug vor dem schädlichen Kolonialfieber gewarnt werden. Die paar Leutchen, die früh genug den Säckel gefüllt haben, sollen so viel wie sie wollen über meinen morbus demokraticus schreien, gerade sie haben den patriotischen Dusel in unerhörter Weise mißbraucht und Hintz und Kuntz in Ställe hineingetrieben, in denen zuerst das Futter glänzte, aber heute nichts mehr zu fressen ist. Achtzig Kolonialgesellschaften gibt es, die ein respektables Kapitalsquantum aufweisen, und von diesen achtzig zahlen über vierzig keine Dividende oder weisen sogar Verluste auf. Ebenso phantastisch wie die Schillernamen mancher Kolonialgründungen waren einst auch die Animiertraktätchen, auf die ja bei uns 90 vom 100 hereinfallen. Aber weniger glänzend präsentiert sich uns die Dividenden- und Kursskala, das Rentablitätsbarometer. Einst flatterten die Papiere der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika auf über 2000 Prozent, heute schweben sie in Regionen, die etwas tiefer liegen. Sie halten sich nämlich auf ungefähr 580 Pzt. Einst wurde es den Besitzern dieser Anteile vor lauter Gewinnen schwindlig, heute vor Verlusten. Es ist noch gar nicht so lange her, da ritt Herr Erzberger den Kursphantasus in das Fabelland. Er konstruierte für die Deutsche Diamantengesellschaft eine Dividende von 200 Pzt. Heute bleiben die Anteilhaber dividendenlos, und Herr Erzberger dürfte sich wohl nicht mehr gern an seine transzendentalen Spekulationen erinnern lassen. Ähnlich steht es mit den Territories, dem Rummelpapier der Berliner Kolonialjünglinge, den Otavianteilen der selig entschlafenen Hoffnung eines jeden Börsengents und so vielen, vielen andern. Wenn ich so die Prospekte der Unzahl von Kolonialgründungen durchgehe, die mir vorliegen, so sage ich mir, aus dem deutschen Publikum ist noch was zu machen. Naive Völker haben immer eine große Zukunft, denn in ihnen steckt Kraft. Wenn das deutsche Publikum bei seinen Kapitalsanlagen diese Kraft gerade umgekehrt anwendet, wie es geschieht, es

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

soll mal sehen, wie sich seine Taschen füllen. Bis jetzt aber hat das deutsche Volk immer nur die Taschen von anderen Leuten gefüllt, und zwar von solchen Leuten, die die Wurst drücken, solange was drin ist, die Pelle aber wegschmeißen. Diese Leute sind mit der Front liberal und wedeln mit dem Steiß nach oben. Das ist noch immer ein gutes Geschäft gewesen. Patriotismus und Volkshätscheln rentieren sich, wenn man sie richtig vereint und doch zur rechten Zeit getrennt verwenden kann. Man schickt die ausgeleerten Groschenkulis in die Wüste und pflückt selbst in der Oase die süßen Früchte. Das nennt man dann Kolonialpatriotismus zum Wohle des deutschen Volkes.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Der Assoziationsflüchtling

Der Kleistfeier soll das Satyrspiel nicht fehlen. Ein Psychoanalytiker hat den toten Dichter gestellt: mit suggestiven Augen und dem Notizblock in der Hand. In einer „pathographisch-psychologischen Studie" hat der Nervenarzt J. Sadger seinem Lehrer Freud bewiesen, daß man in der Wahl seiner Schüler nicht vorsichtig genug sein kann.

Die ethische Bedeutung seiner etwas allzufarbigen Resultate ist mir vollkommen gleichgültig. Moralische Werturteile liegen jenseits der Naturwissenschaft. Um so schärfer stellt sich das Auge auf die Exaktheit der Untersuchung ein. Aber das gibt man bald auf.

Im Jargon der Freudschüler ist die „Sexualität" ein mystischer Begriff geworden: etwa wie die „Kraft" der Materialisten oder die „Energie" des Naturphilosophen Ostwald. Wo eine Lücke im Kausalnexus ist, schiebt sie sich ein. Sie ist die eigentliche „Lebenskraft". Was sich nicht sexuell legitimieren könnte, würde abgewiesen werden: aber für den Psychoanalytiker gehört es zum Wesen der Existenz, sexuell legitimiert zu sein. Geistige Wandlungen sind nichts als Wechsel der sexuellen Einflußsphären. Die Persönlichkeit wird entgeistigt, in ein Bündel „Kräfte" aufgelöst, denen ein dumpfer Trieb mechanisch Farbe und Ziel einprägt. Ihrer Art nach müßte diese Wissenschaft Biologie sein: aber je nach dem Bedürfnis tritt sie bald mit dem Anspruch auf naturwissenschaftliche, bald auf geschichtliche Gültigkeit auf. Begriffe, die für eine Persönlichkeit durchaus begründend, konstitutiv sind, sollen von der Psychoanalyse auf noch einfachere Ursachen zurückgeführt werden: aber im gleichen Augenblick überschreitet sie das Gebiet der Biologie und nimmt die gesamte seelische Konstitution des Individuums in Anspruch: so wenn sie etwa als primäre Ursachen dieser Art den bestimmenden seelischen Einfluß „geliebter" Persönlichkeiten annimmt.

Aber ich möchte dieses Opus nicht so ernst nehmen. Es ist so erheiternd, zuzuschauen, wie sich für einen Psychoanalytiker die Dinge vereinfachen. Seit ein paar Jahren bemühe ich mich, die Bildungsquellen des jungen Kleist festzustellen: nun serviert man mir die Lösung in drei Zeilen. Seine „jugendliche Schwärmerei" für Tugend, moralische Schönheit, Würde — Fundamentalbegriffe der zeitgenössischen Popularphilosophie — sind natürlich nichts an-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deres als „die Reaktion auf die Onanie, der der Knabe und Jüngling so oft unterlegen." Aber das am heftigsten in Anspruch genommene Erklärungsmittel des Psychoanalytikers ist die sexuelle Liebe zur Mutter und der Haß gegen ihren Besitzer, den Vater. Die logische Unsauberkeit dieses Betriebs entlarvt sich bei dem Versuch, das Dasein dieser Grundgefühle in der Persönlichkeit nachzuweisen. Es ist etwan der Ehrgeiz als eine wesentliche Eigenschaft Kleists gegeben. Der Psychoanalytiker sucht eine noch ursprünglichere Quelle: „Wer seine Mutter erobern will, und den mächtigen Vater aus dem Sattel heben, der kann dies nur durch eine ragende Tat, der muß dem alten ruhmreichen Geschlecht erst neuen, und unerhörten Ruhm gewinnen." Für den inhaltsarmen Begriff „Ehrgeiz" wird als selbstverständlich ein kompliziertes Verhältnis eingesetzt: Mutterliebe und Vaterhaß, das ihm zugleich eine genau bestimmte Richtung verleiht. Und die so erschlichenen Inhalte werden einfach in die Ereignisse hineinanalysiert.

Immerhin ist damit eine Basis gewonnen, die die psychoanalytische Literaturforschung zu einem bequemen Gesellschaftsspiel macht. Kleists Haß auf „Goethe-Vater?" „So wenig wie jener im deutschen Dichtertum, soll dieser bei der Mutter als erster dastehen. „Seine Erbitterung gegen Napoleon? Sein Tod?" „Es ist minder die Not des Landes als die persönliche Hoffnungslosigkeit, den Vater jemals besiegen zu können, welche Kleist unter anderm die Waffe gegen die eigene Brust kehren läßt."

Seine Vertrautheit mit dem Objekt seiner Untersuchung erweist der Psychoanalytiker allein durch die Familiarität der Umgangsformen, in denen er mit Jung-Heinrich, mit Heinz verkehrt. Die verblüffende Banalität seines Stils sei schlicht angedeutet: ab und zu verfällt er in einen gehobenen klinischen Lyrismus: und dann heißt Kleist der Assoziationsflüchtling. Die Freudsche Methode ruht wie ein Fremdkörper in diesem Gehirn. Man hört Nachklänge der Traumdeutung seines Lehrers, wenn er recht armselig an der Vieldeutigkeit der Worte haften bleibt und zwischen Sexualität und mathematischem Studium eine Beziehung herstellt: „Die ‚reine' Philosophie, die ‚reine' Mathematik sind Lieblingsstudien des unreinen Onaniſten (natürlich nur dann, wenn auch ein gewisses Talent vorhanden) . . ." Und der Schrecken mündet in dem Versuch, Betrachtungen über Kunstwerk und Erlebnis anzustellen: „Im ‚Zerbrochenen Krug' bringt in das Zimmer der Geliebten gewaltsam der Richter — ein typisches Symbol für den eigenen Erzeuger, der ja auch tatsächlich dem Kinde der erste Richter ist — und wird von dem rechtmäßigen Liebhaber verjagt."

Die Beziehungen zur Nekrophilie stellt aber doch erst der Rezensent in dem „Zentralblatt für Psychoanalyse" her. Und sein Scharfsinn komplettiert auch endlich meine Vorstellung vom Psychoanalytiker. „Da die Reiselust eines der vielen Begehren ist, das sich in Fliegeträumen ausdrücken kann," äußert er, „ist es vielleicht bedeutungsvoll, daß die Frau, mit welcher Kleist die Reise ohne Wiederkehr unternahm, den Namen ‚Vogel' führte."

„Wir wissen es," steht es gesperrt in dem Festgruß an den dritten psychoanalytischen Kongreß, „daß unser die Zukunft ist." So sollen sie die Vergangenheit ungeschoren lassen. Die Lebenden werden sich zu wehren wissen.

Rudolf Kurtz

Renoir

Meier-Graefe tut nicht mehr mit. Er, den wir immer als den Verkünder des Aktuellsten, des letzten Pariser Stils zu betrachten gewohnt waren, hat sein neues

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Buch (Renoir, Verlag R. Piper u. Co.) weniger über Renoir als gegen die Jüngsten in Paris geschrieben, so sehr gegen sie, daß er sie nicht einmal nennt und nicht zu nennen braucht, und doch weiß man, was er meint. Er ist mit der letzten Entwickelung der französischen Malerei vom Impressionismus zum Expressionismus, wie sich diese Partei der Vereinfacher, Synthetiker, Flächentheoretiker gern nennt, nicht mehr einverstanden. Ein Duell beginnt, interessant für jeden Kenner: zwischen Meier-Graefe und der Moderne. Ein Duell zwischen einem ehemaligen Liebespaar. Wer wird siegen? — Vorläufig stehe ich noch mehr auf Seite Meier-Graefes. Um ihm Recht zu geben, braucht man nur einmal die (übrigens so ungeheizten) Säle des Pariser Salon d'automne durchwandert zu haben, diese barock mit den Fittichen schlagenden Saalwände entlang, deren Folge auch wie ein barocker Schnörkel schöne Wellen bildet — und in diesem Steinleben nur eines leblos: die steifen Bilder der Ausstellung, alle, sofern sie Landschaften sind, mit ein wenig unbemalter Leinwand (weil Cézanne seine Bilder mit diesen rohen Flecken gern wirken ließ) und, sofern sie schlimmerenfalls Figürliches sind, alle in ägyptischer Verrenkungs-Momentalität erstarrt, mit sehr bewegten Armen und Beinen, mit sehr leeren Gesichtern. Die ganze große Ausstellung, hundert Namen im Katalog, wie von einer einzigen Hand gemalt. So verheerend haben die Meister Gogh, Gauguin, Cézanne gewirkt. Ihre Nachfolger, die Matisse-Schule, haben alles Psychologische herausgeworfen, aber auch alles Technische dort, wo es schon kompliziert war. Sie malen so, als ob die Malerei morgen erfunden werden sollte. Sie betonen es mit Vorliebe, daß man von vorn anzufangen habe. Ihr Streben nach der einfachen Form bringt einen ihrer Zweige, die Cubisten, dazu, nicht viel mehr als Krystallgestalten von der ganzen vielfältigen Natur übrigzulassen. Aus ihrer Vereinfachung wird Vergröberung, selbst der berauschende van Dongen wirkt manchmal nur wie ein tölpelhafter Lautrec . . . Diese Strömung hat freilich auch tiefere Wirbel, gewaltigere. Man sieht sie, wie den jungen und doch schon legendenhaften Picasso, nicht in offiziellen Veranstaltungen, sondern in kleinen, geheimnisvollen Salons, bei Kahnweiler oder in jenem, wo die Bilder mit der Bildseite an die Wand angelehnt stehen und hängen, nur dem ernsten Käufer sich zuwendend . . . Gegen alle aber an einem Beispiel die sittigende Macht der Tradition gegenüber jäher Revolution nachzuweisen, das scheint mir die Absicht in Meier-Graefes Renoir-Werk. Und mit vollem Glück hat er gerade diesen gewählt, der als Porzellanmaler begann, der auf die Frage, wie man Kunst lernen müsse, zur Antwort gab: „Au musée, parbleu!" — „Wir mögen, selbst schrankenlos geworden, die erfinderische Kühnheit anderer höher schätzen. Der friedlichste unter den regierenden Fürsten unserer Kunst darf von sich sagen, daß seiner Herrschaft jede Gewalttat fernblieb." So wird er charakterisiert. Und in seinem an Schöpferfülle rubensartig überquellenden Leben bis auf unsere Tage verfolgt, wo der in der Schule des achtzehnten Jahrhunderts erzogene, mit den Mitteln der Impressionisten ausgestattete Virtuose in einigen Panneaux den monumentalen Dekorationsstil erreicht, den die Jüngsten (ohne diese Tradition — das ist für Meier-Graefe das entscheidende) vergebens anstreben. Er ist nach Meier-Graefe „einer der unendlich seltenen Hinweise unserer Zeit auf die Möglichkeit einer einfachen, ohne Kompromisse, ohne wesentliche Verzichte gewonnenen monumentalen Form". Ich würde sagen: auch ohne den Verzicht auf die Psychologie, der heute als unausweichlich von jedem Maler verlangt wird. Es ist Modesache geworden, daß das auf Bil-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern Dargestellte sachlich uninteressant sein muß. Seltsamer Fehlschuß: Weil einige Stümper sachliches Interesse an Stelle von malerischen Qualitäten gaben, glaubt jetzt die ganze Zunft, Psychologie schließe gute Malerei aus. Selbst Meier-Graefe meint Renoir gegen „eine novellistische Absicht" verteidigen zu müssen... Sein wir aber, da dieses Duell einmal begonnen hat, ganz kühn gegen die mißverständlich Revolutionären, die absichtlich Primitiven. Ich sehe aus den Renoirbildern an tausend Ecken die Novelle hervorleuchten, die Seele, die Komplikation, ich sehe die sorgfältig beobachtete Handhaltung eines, der sich die Zigarette anzündet oder den Spitzbart zupft oder mit dem Gucker zur Galerie hinaufschaut, ich sehe nirgends das tote geometrische Schema und das Allzutypische der Jüngsten. Renoir ist das klassische Muster einer über die Psychologie hinweg erreichten Synthese, im Gegensatz zu jenen gleichsam aprioristischen Rüpeln vor aller Psychologie. Max Brod

Zum Denkmalsbau

Der Sieg von 1870 war uns alter Generation in erster Linie ein Schlachtenerfolg. Uns löste sich der Begriff in Haufen von Soldaten und Kanonen, und aus ihnen ragten glorreiche Führer, Staatsleute und Könige als heldenhafte Recken empor. Ein Siegesdenkmal von 1870 mußte für unser Empfinden diese Männer verherrlichen, die für uns unlösbar mit dem Begriff von Sieg und Kaisertum verknüpft waren. Jeder, der fehlte, erschien vernachlässigt: unser Dankbarkeitsgefühl wäre verletzt. Wir standen noch so völlig in dem Erlebten, daß wir nicht genug des Einzelnen in realistischer Treue wiedergeben konnten. Das Denkmal sollte geschmackvoll sein, sicher, aber doch in erster Linie den Nachkommen — vielleicht in Wirklichkeit nur uns selbst — das Erlebte erzählen.

Wir hatten den Erfolg des Tages mit allen Einzelheiten erlebt, wir hatten noch keine Perspektive für die Gesamtleistung und ihre Folgen im Verhältnis zur Weltgeschichte.

Wie anders heute! Wir Alten machen nur noch einen Teil der deutschen Bevölkerung aus und die übrigen haben bereits in der Jugend die Erfolge als selbstverständliche, einheitlich geschlossene Tatsachen erlebt. Wie für uns die Freiheitskriege nur noch eine siegreiche Idee, ein Freiheitsidol sind und nur vereinzelte Namen, wie Blücher und Stein, wie Säulen eines zerfallenen Tempels bekannt blieben, so sind gar viele Helden des Franzosenkrieges, einst in aller Mund, heute nur noch dem Forscher geläufig. Wer scharf beobachtet, wird sogar finden, daß selbst Moltkes und Roons Ehrennamen zu verblassen beginnen. Prinz Karl und selbst der Kronprinz Fritz treten zurück, und um so mehr wächst die Gestalt Bismarcks ins Riesenhafte, Phantastische. Das Einzelne und der Einzelne schrumpft zusammen. Von hoher Warte sehen wir heute hinab in die Landschaft, und alle Häuser und Bäume, Wälder und Berge verschwimmen im Nebel zu einem großen Gebirgsblock, der uns als Symbol des auf Freiheit begründeten Kaiserreiches gilt. Die Zeit von 1870 ist uns ein historischer Begriff geworden, einheitlich und unteilbar.

Und so sucht auch das künstlerische Empfinden einen neuen Ausdruck für den neu entstandenen Begriff. Es interessiert nicht mehr das Einzelne, das Kleinliche und Persönliche. Selbst Bismarck ist uns nicht mehr der Mensch in hohen Stiefeln, Uniform und Pallasch, wie er bei Lebzeiten ausschließlich darstellbar erschien, sondern die symbolische Figur für das neu erstarkte Nationalitätsgefühl, für Patriotismus und Energie, für Kaiserreich und Deutschtum.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daher erscheint uns ein neuer „Roland“ von Deutschland klein und winzig — im Verhältnis zur Wucht unserer neuen Empfindung — wenn wir ihn in naturalistischer Treue auf einen Sockel stellen sollten. Wie er in unserer Phantasie ins Riesenhafte, Übermenschliche gewachsen ist, so wollen wir ihn auch im Bilde sehen. Lederer schuf in Hamburg den Bismarck, wie er heute im Volke lebt; wir können ihn uns kaum mehr anders vorstellen. Es ist das der legendenhafte Bismarck von 1900, wie die lebenswahren Statuen den Streiter und Kämpfer von 1860—70 darstellen.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich von selbst und gilt für alle Zeiten und Länder, und weiter für alle Entwicklung der Kunst: Große Ereignisse, wohl stets mit den siegreichen Kämpfen großer Männer verbunden, erzeugen den Wunsch, den Nachkommen die Erinnerung zu bewahren und den Toten ein Dankopfer zu errichten. Das Erlebte wird lebendig und naturalistisch, peinlich genau nach der Wahrheit, dargestellt. Die Zeiten ändern sich. Das Dargestellte wird im einzelnen unverständlich und uninteressant. Zusammenfassende Probleme entstehen und verlangen die symbolische Stilisierung. Die Idee siegt über die Materie, die, an Personen und Dinge gebunden, einst als Sieger galt, während sie nur als Träger einer Idee, als Werkzeug der Letzteren, dieser zum bleibenden Siege verhalf.

Umgekehrt, wo nicht die Idee, nur die Person siegte, findet diese Entwicklung nicht statt. Napoleons Größe als Mensch steht unerreicht da, aber er wurde und wird nur naturalistisch als Mensch dargestellt. Die Kunst kennt keine stilisierte Napoleon-Figur im Sinne des Roland. Er hat keine Idee zum Siege geführt, deren symbolischer Ausdrucksform sein Porträt dienen könnte.

So ist die Auffassung eines Denkmals kein Zufall, sondern diejenige Lösung, die dem Empfinden des Volkes zu einer bestimmten Zeit entspricht. Daher ist es nur ein folgerichtiger Schritt weiterer Entwicklung, wenn über Lederer hinaus einzelne neue Entwürfe ganz von der Figur Bismarcks absahen und statt des Erbauers das Werk in wuchtiger Architektur symbolisierten.

Die realistische Königsfigur Ägyptens wuchs ins titanenhafte und zur symbolischen Sphinx, aber als die höchste Ausdrucksform ägyptischer Macht werden uns nicht die Menschenfiguren, sondern die Pyramiden erscheinen. Der Künstler ahnt diesen Entwicklungsprozeß, aber das Volk folgt nur langsam.

Vielleicht ist daher die Zeit noch nicht reif für ein neues Bismarckdenkmal. Auf keinen Fall aber darf ein Rückschritt zur Figur stattfinden.

M. Rakso

Politik, Ästhetik und Persönlichkeit

Zu den beliebtesten Ausflüchten eines durch alle Bildungsschichten reichenden Philisteriums vor den Forderungen der Politik gehört die auf der Hand liegende Ohnmacht des Einzelnen gegen die Verhältnisse. Falsch wie alles, was auf der Hand liegt. Der Vertreter einer gewissen intellektuellen Oberschicht pflegt das ästhetische Moment in den Vordergrund zu schieben, wodurch er seiner Trägheit eine höhere Bedeutung unterlegt. Oder gar als grundsätzlicher Forderer des Alles oder Nichts lehnt er die Beschäftigung mit einer Sache ab, die er doch niemals vollkommen würde beherrschen können, und Pfuscherei in irgend einer Form zu leisten, hält er für einen größeren Frevel, als vollkommene Teilnahmlosigkeit. Allerdings fehlt gerade diesem Grundsatzhelden meistens die Legitimation auf irgend einem anderen Gebiete, und schwerlich wird er einen wirklich großen Mann vorschützen

Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

können, der nicht, ſofern er nicht ohnedies in der Lage war, an den öffentlichen Angelegenheiten mitzuarbeiten, ein entſchiedener Parteigänger geweſen wäre. Die, deren Blut nicht irgendwo den Takt der Allgemeinheit mitſchlägt, pflegen auch auf ihrem eigenen Gebiete Eklektiker und Kompromißler zu ſein.

Was ſoll das Wort Pfuſcherei in politiſchen Dingen? Iſt die Politik eine Offenbarung der höheren geſetzmäßigen Anſchauung des Weltweſens, wie Kunſt oder Philoſophie? Iſt der Politiker einem in ihm inkarnierten höheren Weſen verantwortlich, das, gleichſam eine Übervollendung ſeines natürlichen Organismus, nach Niederſchlag in der Welt der Erſcheinung ſtrebt? Iſt er der Steigerer einer allen ähnlich veranlagten Weſen innewohnenden Seelenverfaſſung, der ſein innerſtes Müſſen abſeits von ſeinem äußeren Daſeinskampfe zum Lichte trägt, um ſo rückſichtsloſer gegen ſein äußeres Schickſal, je lebhafter und echter ſein Offenbarungsdrang iſt? Nein, mit dieſem natürlich-vegetativen Seelenprozeß hat die Politik nichts zu tun. Sie iſt rein empiriſche Beantwortung der im äußeren Daſeinskampfe fort und fort emporgeworfenen Fragen. (Auch im Dienſte geiſtiger Güter vertritt ſie nur die äußere Aktualität). Das Recht, ſich als Politiker ernſt zu nehmen, hat ohne Rückſicht auf Veranlagung jeder, der ſeinen Kampf ums Daſein im Kreiſe ſeiner Mitmenſchen kämpft.

Wo wäre in der Politik das Pfuſchertum zu ſuchen? In Kunſt, in Philoſophie, in Wiſſenſchaft wird es als Verfehlung gegen die Geſetze den Kundigen alsbald bewußt, den Laien im Laufe der Zeit durch Mangel an Lebensdauer. Auf dieſen Gebieten verfallen ihm außer den eigentlichen Stümpern und Dilettanten auch die Tüchtigen, die in Nachbargebiete übergreifen. Ich erinnere an die kindiſche Stümperei erfolgreicher Naturforſcher in der Philoſophie, an die wiſſenſchaftliche Leichtgläubigkeit der Philoſophen, an die verfehlte Liebe großer Künſtler zu anderen Künſten. Ihre perſönlich bedingte Gebietsabſteckung auf die Politik zu übertragen, wäre ſinnlos. Im Ganzen der Kunſt kann der einſeitigſte Künſtler vollkommen ſein. Richtiger noch: ein Verhältnis der Einzelleiſtung zur Geſamtleiſtung kommt nicht in Frage. Die Vollkommenheit iſt eine für jeden Fall im ganzen Umfange geſtellte Forderung. In der Politik aber iſt die Unvollkommenheit geradezu Notwendigkeit, weil es in ihr eine Leiſtung außer dem Verhältnis zur Geſamtleiſtung nicht gibt. In ſich ſelbſt trägt die Leiſtung weder Maß noch Geſetz. Der Zwang zur Einſeitigkeit, der in den anderen Gebieten uns eben kein Hindernis für die Größe der inkarnierten Menſchheitsoffenbarung iſt, wird in der Politik geradezu Vorbedingung jeder perſönlichen Leiſtung. Die Politik kann nur Einzelfragen ſtellen und löſen, auch in ihren genialſten Vertretern.

Die Bequemlichkeit, ſich für oder gegen einen ſtarken Mann entſcheiden zu können, die dem Politiktreiben auch einen äſthetiſchen Beigeſchmack zu verleihen vermag, iſt nur ſelten gegeben. Der Kanzler zum Beiſpiel, der ohne Loſung in den Wahlkampf zog, wird wohl ſelbſt im zahmſten Opportuniſtenbuſen den Herzensanſchluß verpaßt haben. Aber iſt deshalb der Kampf minderwertig? Iſt nicht vielmehr die Möglichkeit für eine natürliche Auswägung der Kräfte bei Abweſenheit des perſönlichen Moments viel reicher? Bei aller Begeiſterung für die große Perſönlichkeitsleiſtung, ja bei aller Sehnſucht ſelbſt, deren möglichſt viele zu erleben, ſollte man doch auch den größeren Spielraum der eigenen Urteilskraft freudig willkommen heißen, den die unbeſtrittene Freiheit des Kampfeldes gewährt.

Aber da fühlt ſich der äſthetiſch gefirnißte Eigenmenſch von den Formen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gar übel angehaucht, in denen die gegnerischen Kräfte ihre Auswägung vollziehen. Jeder Wahlkampf zeigt es aufs neue, wie verrohend und gemütsvergiftend die Politik wirkt. So ein Flugblatt-Duell kann einem oft einen wahren Ekel bereiten, wenn man auch als ganz durchgesiebter Ästhet über alle ethischen Empfindlichkeiten längst hinaus ist. Vor solchen Anrufen und Äußerungen der Volksstimme zieht sich der Höhenmensch fröstelnd zurück. Mag er vor seiner Empfindung recht haben. Vergißt er aber nicht, daß es sein eigenes Schicksal ist, was dort gebraut wird?

Daß die jahrzehntelange Summierung dieser Roheiten eine Potenz, eine Realität bedeutet? Daß die Möglichkeit seiner äußerlich sorglosen Absonderung auf Realitäten beruht, die ohne sein Verdienst im längst Vergangenen wurzelnd, sich um ebensoviel vermindern? Daß jedes intellektuelle Kampfmittel, jeder Aufruf nach Wirksamkeit sucht, das heißt nach Einklang mit den innersten, handlungsbereiten Instinkten des Umworbenen, und daß das Sinken des ethischen Niveaus der Kampfesform einem Sinken der allgemeinen Persönlichkeitshaltung entspricht? Und daß schließlich dieses Sinken bei den den Gesellschaftsbau einzig und allein tragenden Massen einen fortschreitenden Verlust an rein materiellen Bürgschaften für die Begünstigten dieser Gesellschaft darstellt? Daß also mit dem sich zurückziehenden Einfluß der besser Erzogenen der Widerstand gegen den Verfall der Gesamterziehung nachläßt? Eine Gesellschaft, die ihre äußere Existenzbehauptung hinter eigensüchtigen Empfindeleien zurückstellt, will sie zuletzt etwas anderes, als ihre Existenz von den obsiegenden andersgearteten Kräften vorgeschrieben zu erhalten? Ist nicht die Ohnmacht des Einzelnen, im Wahlkampf mit besseren Mitteln, und eben durch die besseren Mittel zu wirken, schon ein Terrainverlust?

Nebenbei verleiten die Eindrücke des Wahlkampfes, die Abneigung der Empfindsamen vertiefend, zu einem grundsätzlichen Irrtum. Wäre die vom Wahlkampf gezeitigte Verrohung nicht ohne denselben da, so würde er nicht mittels ihrer zu wirken suchen, denn in keiner Zeit ist das Gefühl für augenblicklich wirksame Realitäten schärfer, die Aufmerksamkeit wacher. Bei einem Volke, in dem die Unantastbarkeit der Person verhältnismäßig so hoch gilt, wie beim Deutschen, der über einer empfangenen Beleidigung schon Erziehung und Gesetz vergißt (sofern er darf; innerlich auf jeden Fall), hat die persönliche Verunglimpfung im Wahlkampfe eine ganz entgegengesetzte Bedeutung. Im Grunde bleibt an keinem der Schurke hängen, als der er durch die Flugblätter der Gegner marschiert. Er trägt das Schicksal seiner Partei. Sein Gesicht allein ist es, worauf die Gegner zielen können, und je mehr er wirklich als Persönlichkeit gilt, umso sicherer kann er sein, daß die Achtung davor den Gegner besinnlich macht und das scheinbar Persönliche im Kampfe zurückhält. Aber durch die größere Persönlichkeit verliert auch der Parteikampf schon an Grundsätzlichkeit. Es ist deshalb ein ganz falsches Empfinden, den politischen Kampf mit seiner Form zu verwechseln. Je demokratischer er ist, um so persönlicher erscheint er.

Hermann Gottschalk

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Heisse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach der großen Wahl / Von Heinrich Hutter

Den 20. Januar 1912.

Heute beginnen die Stichwahlen. Nach denselben wird die politische Lage in Deutschland anders aussehen.

Die Rechte wird am 25. Januar eine schwere Niederlage erlitten haben. Die Partei des Herrn von Heydebrand ist zurückgeschlagen, die Reichspartei ist in der Auflösung begriffen. Der Bund der Landwirte ist seiner Führer beraubt und stark geschwächt. Die wirtschaftliche Vereinigung und die Antisemiten sind am schwersten getroffen.

Das Zentrum behauptet der alte Turm in der Mitte zu sein. Das ist falsch. Das Zentrum steht nicht mehr im Zentrum, seine Bundesgenossen sind so dezimiert, daß die Zentrumsabgeordneten von jetzt an auf der Rechten sitzen müssen. Das Zentrum selbst hat auch einige Verluste erlitten. Aber ein viel schwererer Schlag hat es getroffen. Das Zentrum kann mit der Rechten keine Mehrheit mehr bilden; selbst dann nicht, wenn es das elsäßische Zentrum beizieht und höchstwahrscheinlich auch dann nicht, wenn es die Polen zu Hilfe ruft. Das Zentrum ist nicht mehr „ausschlaggebend". Diesen schweren Schicksalsschlag hat das Zentrum selbst mit heraufbeschworen. Das Zentrum bringt jedem Verbündeten Unglück, das hat vor fünf Jahren die Sozialdemokratie, diesmal die konservative Partei zu fühlen gehabt. Das ist ein inneres Gesetz und eine schwere aber gerechte Strafe.

Die erfreulichen Ereignisse setzen sich fort. Die nationalliberale Partei wird sich behaupten und hat sich liberalisiert. Ihr rechter Flügel ist zersprengt und von der Parteileitung, die entschieden links gerichtet war, offen preisgegeben worden. Der Kampf Heyl-Bassermann ist von der nationalliberalen Wählerschaft zugunsten von Bassermann entschieden worden. Die Sozialdemokratie von Saarbrücken hat Bassermann als Stichwahlkandidaten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

akzeptiert und in der Begründung bezeugt, daß er ein ehrlich liberaler Führer sei. Das ist ein gerechtes Urteil.

Die fortschrittliche Volkspartei hat ihre letztmalige Stimmenzahl um 26% erhöht und auf 1 560 000 Stimmen gebracht; mit der nationalliberalen Partei, die über 1 600 000 Stimmen erzielte, besitzt die bürgerliche Linke ca. 3 200 000 Anhänger, die Sozialdemokratie, der die Gunst der politischen Verhältnisse am meisten zugute kam, ca. 4 200 000. Die gesamte Linke hat unter stark 12 Millionen deutschen Wählern mehr als 7 Millionen hinter sich. Die Mehrheit ist nicht auf der Rechten, sondern auf der Linken.

Die Volkspartei hat den Kampf in der ersten und in der zweiten Wahl klar und offen: „gegen rechts" geführt, sie hat auch die Konsequenz ihrer richtigen Haltung gezogen und in der Stichwahl für die Sozialdemokratie gestimmt. Zahlreiche Nationalliberale taten das gleiche. Die Sozialdemokratie hat in der Stichwahl für die Volkspartei und vielfach auch für die Nationalliberalen gestimmt. Damit hat sich wenigstens in der Stichwahl durch die Wähler eine politische Annäherung vollzogen, die auch im Parlament fühlbar sein wird.

Nun wird man die Linie der politischen Entwicklung erkennen und den letzten Reichstag als eine Übergangszeit auch da klar erkennen, wo man die Bedeutung von Durchgangsperioden aus Mißtrauen nicht gewürdigt hat. Der Bülowblock und sein Scheitern durch antiliberalen Trotz ist die psychologische Vorbedingung der Wählerstimmung von heute. Der Versuch einer politischen Modernisierung der Konservativen mußte den Wählern körperlich vorgeführt werden. Erst als die Urwähler die Weigerung der Konservativen, liberal und klug zu werden, durch Augenschein bewiesen sahen, war es möglich, sie auf der linken Seite zu sammeln. Sollte dieses politische Erlebnis aber wahrhaft überzeugend wirken, so mußte die bürgerliche Linke den Versuch *ehrlich* mitmachen. Jene Kombination und das Experiment einer Reformierung der Konservativen ist gescheitert. Darum ist von den Wählern selbst willig die Kombination einer Linken zur Erzielung von Reformen geschaffen worden. Die Linke hat die Pflicht, diese Willensrichtung ehrlich zu verstehen und zu „tätigen".

Der Reichskanzler hat an den *gewesenen* Reichstagspräsidenten Grafen Schwerin ein Telegramm gerichtet, er hoffe „die bürgerlichen Parteien

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden zur Besinnung kommen". Dieser geistige Prozeß sollte bei der Reichsregierung beginnen. Das Votum vom Januar 1912 ist so laut und mächtig. Es ist, wenn die Linke den Augenblick erfaßt, der Beginn und die Grundlage einer neuen politischen Epoche Deutschlands. Wie schrieb doch Goethe? „Und wir können sagen, wir sind auch dabei gewesen."

Don Quijote als Regent / Von Balder Olden

Wir lesen mit Aufatmen die offiziösen Nachrichten der auswärtigen Ministerien in Paris und Madrid: daß die Verhandlungen des französischen Gesandten mit dem Minister Spaniens befriedigend verlaufen, daß der englische Gesandte als Vertreter Eduards auf Erden an jeder ihrer Konferenzen teilnimmt, und daß Spanien seine Interessengebiete in Nordmarokko erhalten bleiben. England oder die Vorsehung des Gleichgewichts in Europa läßt kein Dorf aus dem spanischen Kolonialbesitz fallen, und die Gerechtigkeit feiert wieder einmal einen Sieg der reinen englischen Vernunft.

Aber Spanien wird ein trostloser Sieger sein! An diesem Triumph seiner guten Sache wird es schwer zu tragen haben, und es gibt im Lande seiner katholischen Majestät ein paar Tausend weitsichtigerer Patrioten, die während der Verteilung Marrokkos ein eisiges Gefühl nicht los werden, als schnitten in ihrer eigenen Heimat schon die diplomatischen Seziermesser kreuz und quer die Erbteile zurecht. Denn mit jedem Streifen afrikanischen Bodens, der dem spanischen Kultursegen zugesprochen wird, verkürzt sich das Leben der Monarchie um etliche Jahrzehnte. — Wie kommt es, daß heute fast all die Münder gestopft sind, die das noch vor drei Monaten ausschrien? Oder mit wieviel wurden sie gestopft? Es ist ein mathematisches Gesetz, daß die Schweiggeldfonds sich im umgekehrten Verhältnis zum Vermögen eines Landes entwickeln — wenn sie ihren höchsten Stand erreicht haben, ist der Augenblick nah, in dem es nichts mehr zu sagen gibt. In Spanien sind diese Fonds sichtlich im Wachsen. Ein degenerierter Don Quijote verteilt ihren Segen mit mächtiger Geste.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spanien ist also im Begriff, neue Kolonialgebiete zu erringen. Es ist seine alten Besitze alle los geworden; halb Südamerika, das ein paar Jahrhunderte lang seine Reichtümer diensteifrig nach dem Mutterlande verfrachtete, hat sich emanzipiert, und Amerika hat ihm vor fünfzehn Jahren die letzten Schätze weggerissen — jetzt erobert sich das Land unter englischem Schutz ein Stück nach seinem Blut durstender Wüste. Und das Planen der Patrioten geht dahin, Geld, Menschenleben, Arbeit in Massen zu opfern, um jenseits der Mittelmeer-Enge eine dürftige spanische Siedelung zu errichten, ein freies und unbehindertes Abschlachtfeld für die eigene Jugend — eine Guillotine des Volkes unter eigener Regie.

Don Quijote, der spanische „Konservative", der diese Politik des Fortschritts zum nationalen Tod predigt, weiß ganz genau, auf welchen Grundlagen er nach Innen und Außen kolonisieren will. Die Küstenstriche im Norden und Süden des Landes nähren mühsam Spaniens hinsterbenden Organismus — das ganze Innenland vermodert und vereinsamt. Wer jemals bei Tag von irgendeinem Küstenpunkt der Halbinsel nach Madrid gereist ist, hat durch ein paar Blicke aus dem Fenster gesehen, daß für Spanien nur ein Kolonisationsgebiet existieren darf: Spanien! Sand- und Lehmfelder fliegen an den Blicken vorbei, Dörfer, die wie grauer Kalk an der Bahnstrecke kleben, und das einzige Grün stammt von Kaktuskralen, in denen verhungerndes Vieh Unkraut rauft. So sieht es aus in Alt-Kastilien und Neu-Kastilien, im Norden Andalusiens, in Asturien. Die Regierung hat keine Mittel, Schulen zu unterhalten, und von den ausgehungerten Bauern, die alles verkaufen, um die Zwischendeckpassage nach Argentinien aufzubringen, sind die meisten Analphabeten. Auf dem Lande verhungern die Bauern, und in den Städten verhungern die Arbeiter. In Madrid, der ärmsten Stadt Europas, ist Teuerung in Permanenz erklärt. Ein Liter angerahmter Milch kostet 80 Centimos, und der Durchschnittslohn eines Arbeiters beträgt 2—3 Pesetas. Ein Volk von Bettlern macht Tag und Nacht die Straßen zur Wildnis und zum Panoptikum — die Krüppel und Kriegsinvaliden sind organisiert, ziehen in militärischer Ordnung durch die Stadt und besteuern den Ekel der Fremden, die ihnen mit abgewandten Gesichtern Kupfer vor die Füße werfen.

Die Armee besteht bis heute und noch zwei Jahre lang aus denjenigen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wehrpflichtigen, die weder das Geld zur Überfahrt, noch die 1500 Peseten Loskaufsteuer aufbringen konnten. Diese Rekruten stellen sich in der Kaserne wie Verbrecher zur Exekution — ich habe einmal das Einrücken einer zerlumpten, ausgehungerten, verzweifelten Schar Konskribierter mit angesehen. Und ich weiß, daß jedes Jahr ein paar Tausend Arbeiterfamilien sich bis auf die blanken Gerippe ihrer Häuser entblößen, um die Loskaufsumme aufzutreiben. Zum Heeresdienst eintreten heißt in einem unter drei Fällen: „Marokko", Fieber, Hunger und Wunden oder Tod. „Zum Heeresdienst verurteilt" ist die gangbare Redensart. Man muß deutsche Rekruten in ihren Possen und Räuschen mit diesen grauen Delinquenten vergleichen, ehe man der spanischen Kolonisation das Wort redet.

Das Rif, in dem die spanische Kultur hauptsächlich verbreitet werden soll, Alcazar, Larrasch — ein Staat wie Frankreich mit seiner Fremdenlegion, seinen Eingebornentruppen und unerschöpflichen Geldmitteln, hätte dort jahrzehntelang Arbeit, um einen staatähnlichen Zustand zu erzwingen. Bis man dem spröden Boden Überschüsse entreißt, dürfte mehr Zeit vergehen. Überall unter den Kabylen wird der heilige Krieg gepredigt, sie bekämpfen die Spanier mit ihrer ganzen fatalistischen Leidenschaft, die nur töten will und selbst den Tod verachtet. Eine Furt über den Kert wurde in diesem Sommer zehnmal erobert, und zehnmal wurden kostspielige Siege gefeiert — siebenundzwanzig Millionen Pesetas und unkontrollierbar viele Menschenleben hat Spanien in wenig Monaten im Rif verloren, um endlich seine Truppenreste gänzlich unverrichteter Dinge zurückzuziehen. Von den 120000 Mann der gesamten spanischen Armee haben 50000 bis zum Oktober dort gekämpft, ohne eine Handbreit Land zu erobern oder gar zu kolonisieren. Jetzt ruhen sie zwischen Verteidigungsscharmützeln gegen die nachdrängenden Harkas in Baracken oder Spitälern aus. Die Herbststürme im Mittelmeer haben die Verbindung mit den spanischen Häfen knapp vor der „letzten Entscheidung" unterbrochen und die Bewegung lahmgelegt. Zum hundertsten Mal. Jetzt aber ringt Don Quijote mit Frankreich um diesen kostbaren Besitz, von dem aus er sein Land regenerieren will.

Die Leitartikel der konservativen Blätter erkennen alles Elend im inneren Lande und selbst die für eine so blutlose Nation fast unbesiegbaren Schwierigkeiten im Eroberungsgebiet durchaus an. Ihr Plan, der nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blutigem Karneval klingt, geht hauptsächlich dahin, die Auswandererherde auf eigenen Boden abzulenken, und so die nationalen Kräfte der Nation zu erhalten. Natürlich würde die Reise nach Melilla billiger sein, als die nach Buenos-Aires — aber das ist schließlich auch das einzige, was einen der Hunderttausende von Verzweifelten dahin locken könnte. Nebenbei soll in Kabylenkämpfen die spanische Armee gestählt und zu einem europäischen Krieg tauglich gemacht werden — aber dieser europäische Krieg ist einer der Windmühlenflügel, gegen die der regierende Hildalgo Sturm reitet, denn Spanien genießt heute alle Sicherheit des Wehrlosen. Drittens soll der zum Teil sehr kolonisierbare Boden des Rif Reichtümer bringen, nachdem die Kabylen unterworfen sind. (!) Und endlich soll aus den unterworfenen Kabylenstämmen eine in eben diesem europäischen Windmühlenflügelkrieg schlagkräftige Kolonialarmee gebildet werden. Aber einstweilen sind noch die spanischen Kavallerieregimenter selbst unberitten. Der ganze Plan mutet an wie Hungerwahnsinn.

Neben den konservativen Eroberungsfanatikern besteht in Spanien ein Verein zur Kolonisation des Inneren und eine Partei unter Führung des Bautenministers Gasset, deren politisches Programm es ist, Kanäle und Landstraßen zu bauen. In den letzten Sitzungen der Kortes wurden die Kreditforderungen dieses Ministers zum letzten Male durch Obstruktion niedergerungen. Das war im Mai, und inzwischen hat die Niederlage im Rif das Budget so schwer belastet, daß er es auf lange Zeit hinaus nicht wagen kann, seine Vorschläge wieder anzubringen. Sie sind der Don Quijote-Partei ein Ärger und gehen dahin, durch eine große Anleihe — für den Anfang hätten die 27 Millionen genügt, die der Sommerkrieg gekostet hat — seine Kanalbauten zu beginnen und durch Arbeitsgelegenheit im Lande den Auswandererstrom zu dämmen. Dann in den neu bewässerten Gebieten wieder der Auswanderung verschriebene Bauern anzusiedeln, auf neuen Wohlstand neue Anleihen zu nehmen und so langsam das Land zu regenerieren. Für Don Quijote ist das die Politik Sancho Pansas. Die beiden haben sich verfeindet, und der Bauer ist niedergerannt.

Warum aber die Politik der Verzweifelten siegreich blieb, warum Spanien, statt seine Armee aufzulösen, das Recht auf Eroberungsniederlagen von Frankreich erstreitet, ist ein besonderes Kapitel Zeitgeschichte, und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das heißt: Schweigegeld. In diesem Sommer hat es die Entscheidung gebracht, als die Angst vor dem afrikanischen Krieg schon halb Spanien zum Generalstreik getrieben hatte. Und zugleich fiel damit eine andere Entscheidung: warum Spanien nicht Republik werden kann.

Die Fehler Frankreichs, Deutschlands und Englands / Von Conrad Haußmann

Nun hat der Marokkokongovertrag auch den Senat passiert. Die Differenzen, die ihm etwa entwachsen, gehören vor das Schiedsgericht. Frankreich und Deutschland haben einen völkerrechtlichen Vertrag behufs einer großen afrikanischen Grenzregulierung mit der Schiedsgerichtsklausel endgültig abgeschlossen. Die Gemüter fangen an, sich zu beruhigen.

Man kann jetzt offen reden, ohne die Stimmung zu beschweren. Man hat die Pflicht, auch von den Fehlern ehrlich und gerecht zu reden, und Fehler sind von allen drei Ländern gemacht worden.

Frankreich strebte das Protektorat an. Die Algecirasakte und die Deklaration vom 9. Febr. 1909 enthielten nicht das Protektorat, sondern nur den Keim zum Protektorat. Wenn dieser Keim wuchs, sprengte er das Gebäude von Algeciras. Die französische Staatskunst mußte das voraussehen. Die Konsequenz dieser Voraussicht mußte ein freiwilliges Anerbieten Frankreichs an Deutschland sein, und auf der Basis: Protektorat gegen Kompensation. Diesen Gedanken hatten „Temps" und „Débats" schon vor sechs Jahren angedeutet. Frankreich durfte nicht verkennen, daß die Konsolidierung des heimlichen Protektorats durch die militärische Expedition als Dupierung wirken und scharfe Verstimmungen erzeugen mußte.

Es war begreiflich, daß Deutschland, wenn Frankreich den Fehler beging zu schweigen und auf vorsichtige Anregungen hin taub blieb, seinen Protest anmeldete. Aber es war ein Fehler Deutschlands, dies in der Form der Besetzung von Agadir durch den Panther zu betätigen. Deshalb ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fehler, weil die in einem Kanonenboot liegende Gewaltandrohung Frankreich das Einlenken, Verhandeln und Entgegenkommen erschwert hat. War Frankreich die Kongokonzession dadurch verbittert und der moralische Erfolg eines Friedensvertrags, ebenso wie in der Größe der Konzession beschränkt, so war auch der Zeitpunkt des Vorgehens Deutschlands, wenngleich er durch den Marsch nach Fez nahegelegt schien, doch unglücklich gewählt. Am 1. Juli 1911 war Herr de Selves erst 3 Tage Minister des Auswärtigen. Ein neuer und noch unsicherer Minister konnte selbstverständlich weniger entgegenkommen als ein anderer. Die Lage wurde weiter dadurch erschwert, daß Deutschland, wozu es berechtigt war, und was unter anderen Umständen klug gewesen wäre, Englands Mitwirkung von vornherein für entbehrlich erachtete und erklärte.

Der große Fehler Englands war es, die Lage zu verkennen und zu verschärfen. Grey war verstimmt, daß man in Berlin selbzweit verhandeln wollte, setzte die Form über die Sache und wollte Deutschland fühlen lassen, wie wenig weit es durch die Ablehnung von Englands Mitwirkung komme. Die Rede Lloyd Georges, die Grey verschuldet, und Asquith geduldet hat, war als Denkzettel an Deutschland und als Steifung von Frankreich und von der öffentlichen Meinung Englands gedacht. Die Wirkungen gingen weit darüber hinaus. Die drei englischen Staatsmänner würden die Sache heute anders behandeln und ihre Landsleute wünschen, daß sie anders gehandelt hätten.

Aus drei Fehlern kann eine große Verwirrung und Schädigung entstehen. Sie ist entstanden.

Die Verhandlungen dauerten endlos und ein Geist der Verstimmung ging von diesem Unmut aus, so wie die Nebel zu Wolken werden können. Es entstand eine diplomatische Krisis, es vermutete jeder Teil Hintergedanken, jeder Teil hat sich auch auf die Eventualität dieser Hintergedanken eingerichtet. Dieses Sich-Einrichten erzeugte eine neue Erkaltung und die Wolken drohten Schloßen zu kristallisieren.

Das Unerhörte wurde abgewendet. Aber die Vorstellungen von 150 Millionen Menschen wurden wieder an die Möglichkeit des Unerhörten gewöhnt. Sogenannte kluge Menschen hüben und drüben haben die „Erstarkung des Nationalgefühls" im eigenen Land als ein Aktivum gebucht; wenn sie

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber nicht leichtfertig sind, müssen sie die korrespektive Erstarkung des Nationalgefühls im Nachbarland als Passivum buchen und dann bleibt der Saldo wieder gleich.

Die Behandlung des endlich geschlossenen Abkommens in den beiden Parlamenten war kein erfrischender Anblick. In Deutschland, und mehr noch in Frankreich, fanden sich zahlreiche Politiker, welche dem Vaterland den eigenen mimisch übertriebenen Zorn, ausgelassen an der eigenen Regierung, auf den Brettern vorführten. Dieser französische Tribünenpatriotismus hat uns so wenig imponiert, wie den Franzosen unser Tribünenpatriotismus. Und zwar deshalb, weil ein groß Stück innerer Unwahrheit in der Schaustellung durchschimmerte. Heimlich war in Deutschland und in Frankreich fast alles für den Vertrag und im Reichstag wäre er bei einer verantwortlichen Abstimmung ohne innerpolitische Nebenabsichten mit derselben Riesenmehrheit angenommen worden, wie in den französischen Kammern. Wozu also der kompromittierende Lärm gegen einen Akt, den man selbst genehmigt und den man sogar mit einer Atmosphäre von Vertragsfreude hätte umgeben können, wenn nicht so viele Fehler gemacht worden wären.

Werden die Völker insgesamt aus solchen Erfahrungen lernen? Man hat noch kein Recht, zu verzweifeln. Die Marokkokrisis erscheint vielleicht in Jahren der historischen Betrachtung als ein Beweis dafür, daß das Verantwortlichkeitsgefühl der Völkervertreter und der Völker trotz ihres Leichtsinns, den Ausbruch einer unfriedlichen Katastrophe immer schwerer macht. England trägt einen starken Bruchteil Schuld an der europäischen Stimmung von heute. Das hindert nicht anzuerkennen, daß die würdigste Form der Abrechnung mit ihrer eigenen Regierung das englische Parlament gefunden hat. Es wurde den Ministern so vernehmlich gesagt, sie hätten Fehler gemacht, daß sich eine stille Umbildung der öffentlichen Meinung in England angebahnt zu haben scheint. Aber diese stille öffentliche Meinung wird eine Änderung der in Deutschland abgelagerten Stimmungen, angesichts der im Sommer von England kundgegebenen Gesinnung erst erzeugen, wenn England die Taktik der Ausschaltung Deutschlands einer tatsächlichen und fühlbaren Revision unterzogen haben wird. Ich weiß nicht, ob das geschieht. Man konnte früher hoffen, Berlin und Paris werden sich bei der Fernverbindung über London weniger leicht mißverstehen. Das letzte Jahr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat gegenteilige Eindrücke gezeitigt. Erst wenn die Liberalen Englands zu der Weisheit Gladstones zurückkehren würden, dann erst wird in Deutschland ein merkbarer Umschwung eintreten.

Zwischen dem ersten und zweiten Akt des chinesischen Umsturzdramas

Von Dr. Freiherr von Mackay

Im Novemberheft der Fortnightly Review veröffentlicht J. Ellis Barker eine Studie über die chinesische Revolution, die ein scharfgeprägtes Charakterbild von deren Führer Sunjatsen auf Grund eines persönlichen Zusammentreffens mit ihm in Viktoria (Vancouver) enthält. „Der Doktor" — der, nebenbei bemerkt, zum Christentum übergetreten ist — trägt danach ein höchst schlichtes Wesen zur Schau, hinter dem aber eine außerordentliche Intelligenz und von hohem Idealismus getragene Tatkraft sich birgt. Seine Kleidung ist bescheiden, seine Wäsche dürftig. Seine Redeweise fließt monoton, ohne Pose und Geste, wirkt jedoch durch die Eindringlichkeit und Sachlichkeit der Darstellung. Er macht kein Geschäft aus seiner Propaganda. Peinlich hält er auf seine Hände; wenn irgendwo, so beweist er die Unrichtigkeit der Behauptung, die Chinesen seien insgemein schmutzige Materialisten, leer von Vaterlandsliebe und nur für Geldplusmacherei zu haben. Wie er selbst alles für die gute Sache opfert, so bezeigen auch seine Anhänger eine rührende Opferwilligkeit; viele haben ihr ganzes Vermögen hingegeben. Die Revolution ist, wenn ihr Ausbruch auch unerwartet kam, bis in kleinste Einzelheiten genau vorbereitet und organisiert, ein bis auf die Besetzung der einzelnen Stellen festgelegter Plan für den republikanischen Bund der Vereinigten Staaten Chinas entworfen worden. Barker ist nach allem geneigt, Sunjatsens Auftreten für sehr aussichtsreich, seine Entwürfe für vernünftig und politisch wohltätig zu halten.

Der Präsident der gegenwärtigen provisorischen Republik des Reichs der Mitte ist zwar, darin hat der britische Biograph recht, kein phantastischer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwärmer nach Art gewöhnlicher Revolutionshelden, aber dennoch ein Ideologe — einer von jenen selbstlosen Häretikern und prophetischen Naturen, die ein geschlossenes System politischer oder ethischer Weltanschauung sich aufbauen, das, abgerundet nach innen, doch nach außen tausenderlei Kanten und Paradoxien zeigt, die es mit den Wirklichkeiten des Lebens in polarische Gegensätze bringt. Um diesen seinen Charakter zu würdigen, braucht man nur zu lesen, welche Ideen er, der Bewunderer von Marx, Engels und Henry George, entwickelt, um das Übergreifen der Kapitalwirtschaft auf den Ackerbau zu verhindern und die Nutzung von Grund und Boden durch staatssozialistischen Zwang der „privaten Willkür" zu entziehen. Und genau wie alle Reformatoren seinesgleichen, läßt er sich, befangen in solchen Zirkeln des Theoretisierens, zu offenkundigen Ungerechtigkeiten und Entstellungen der Wirklichkeit verleiten. So zum Beispiel, wenn er den Mandschus jedes Verdienst um das chinesische Reich, obwohl die Geschichte auf allen Blättern ein anderes lehrt, abspricht, oder wenn er sein Urteil über die gegenwärtige Regierungsform in den Worten zusammenfaßt: „Das Volk hat nichts zu sagen, weder in der Behandlung der Reichsangelegenheiten, noch der nationalen oder örtlichen Fragen". Man kann das Kind gar nicht leichtfertiger mit dem Bade ausschütten.

Das konfutsianische patriarchalische Prinzip, auf dem heute so gut wie vor tausend Jahren das chinesische Staatswesen ruht, ist demokratisch in seinen Wurzeln, aristokratisch-monarchisch in seiner Stamm- und Fruchtbildung. Die sittliche Pflicht der Pietät gegen die Eltern weitet sich zum Gebot unbedingten Gehorsams, der Ehrerbietung und Treue gegen den Kaiser und die Regierung und der genauen Befolgung der Gesetze aus, schließlich zum Imperativ freundwilliger und friedfertiger Humanität im Verkehr mit allen Mitmenschen. Nicht ein Nationalstaat, sondern ein universalistischer Kulturstaat ist es so, auf dessen Begründung letzten Endes das Werk des großen Philosophen hinausläuft: seine sammelnde magnetische Kraft ist das wechselseitige Verantwortlichkeitsgefühl, das tatsächlich alle Mitglieder der chinesischen Volksgemeinschaft als Bewußtwerdung der Zugehörigkeit zu einem großen, die persönlichen Wünsche und Begierden bindenden und unterordnenden sittlichen Organismus in einer uns kaum verständlichen Art und Innigkeit aneinandergeknüpft hat. Aber eben dieser

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kräftigen ethisch-zivilisatorischen Bindung steht, eine notwendige Folge des merkwürdigen Systems metaphysischer Orientierung, ein verhängnisvoller Mangel realer politischer Verkittungen gegenüber. „Mehr als in irgend einem europäischen Staat regiert in China das Volk sich selbst", hat ein Chinese, auch ein Demokrat, in schroffem Gegensatz zu Sunjatsens Meinung, stolz dem Westen zugerufen. Jedes Dorf, jeder Flecken, in den Städten jedes Quartier hat seinen von den Gesippen und Bezirksgenossen gewählten Ältesten, der der Behörde für das Wohlbetragen und den Schutz seiner Mündel verantwortlich ist und, von der Regierung bestätigt, im übrigen dieser gegenüber völlig unabhängig dasteht. Ebenso verwesen die kaufmännischen Gilden und die Gangs, die Arbeitergewerke, ihre Geschäfte in weitgehendster Autonomie selbst; ohne Übertreibung kann man sagen, das Reich der Mitte sei ein aus Millionen beruflicher Miniatur-Republiken zusammengesetztes Artefakt. Dieser Atomisierung des Staats, dessen einzelnen Partikeln die Tatsache einer einheitlichen obersten Regierung fast unter die Schwelle des Bewußtseins gesunken ist, setzte vernunft- und naturgemäß die von Tschsi und Jüanschikai eingeleitete Reform das zentralistische Prinzip entgegen, um einen geschlossenen politischen Organismus einheitlich geregelten Blutumlaufs zu schaffen, der den Lebensbedingungen einer modernen, rings von gewaltigen Gegnern umlagerten Großmacht entspräche. Die Revolutionäre wollen das eben an das Gebiß des Zentralismus herangehende Reichspferd nun wieder am Schweif aufzäumen. Sie möchten eine Republik nach kanadischem oder unionistischem Muster gründen, deren einzelne Bundesstaaten in allen örtlichen Angelegenheiten selbständig verfügten, während der Zentralregierung lediglich die Kontrolle und die Ordnung der nationalen Angelegenheiten durch ein oberstes Reichsparlament verbliebe. Auf welches schlimme Ende diese radikale Demokratisierung des Staats hinauslaufen würde, läßt sich leicht absehen trotz allen tiefsinnigen mit psychologischen und kulturgeschichtlichen Schnörkeln ausgestatteten Beweisführungen über „die Reife Chinas für die Republik", in denen sich merkwürdigerweise gerade die Presse der Monarchien Japan und England gefällt und die, entweder aus Torheit oder um der Parteibuhlerei willen, um den springenden Punkt herumreden. In einer schicksalschweren Zeit wie heute können noch weniger als sonst Kathedertheorien den Ausschlag an der politischen Wage geben, der viel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr allein den harten Staatsnotwendigkeiten und kategorischen Forderungen nationaler Erhebung gebührt. Der Norden würde sich niemals einer vom Süden diktierten Republik unterwerfen. Die Realisierung des Programms Sunjatsens bedeutete also nichts als die Schaffung einer Mainlinie entsprechend dem großen geschichtlichen Gegensatz, der im Reich der Mitte seit alters wirksam ist: der Feindschaft der nicht einmal sprachlich sich verstehenden Völker rechts und links des Jangtse. Die radikale Demokratie würde sich auf den Süden beschränken und hier, da dessen Bevölkerung mit ihrem leicht beweglichen und leidenschaftlichen Temperament bisher jegliche Eignung zur Aufrechterhaltung staatlicher Ordnung hat vermissen lassen, zum Ausbruch zügelloser Willkürherrschaft führen, während der isolierte Norden ein Spielball auf gute Beute lauernder Nachbarn würde. Ein altchinesisches Volkswort sagt: „Lang getrennt einigen wir uns, lang geeint trennen wir uns." Die Zeiten der Einigung und der Zersplitterung Chinas halten sich ungefähr die Wage: auf beide Seiten entfallen rund neun Jahrhunderte. Aber regelmäßig ist die zerreißende Triebkraft das Spielen mit radikalen antidynastischen Ideen gewesen, als Pol der Sammlung bewährte sich einzig die Kräftigung des monarchischen Gedankens.

Der revolutionäre Geist, so behaupten die Monarchisten und die der Monarchie freundlichen Kritiker, ist kein Produkt chinesischer Keimung, sondern ein Kunsterzeugnis ausländischer Propaganda. Sachlich ist die Behauptung unbestreitbar richtig. Der Durchschnittschinese weiß nichts von Mandschuhaß. Denn dieser mongolische Zuwanderer spricht dieselbe Sprache wie er, trägt dieselbe Tracht wie er und dieselben Ämter, die jenem, sind auch ihm zugänglich trotz allem, was über die Privilegien der Mandschukaste geredet wird. Den heruntergekommenen Mandschupensionär beneidet er um sein Los nicht. Mit den Einfuhrgütern republikanischer Ideen weiß er erst recht nichts anzufangen. Denn er ist von Natur der denkbar konservativste Mensch der Welt. „Das Alte ist das Gute": der Satz ist der Kern, das A und O seiner Lebensweisheit. Er schneidet gutwillig sich den Zopf nicht ab trotz des feierlichen Erlasses der Pekinger Regierung über die Entbehrlichkeit dieses Zierats und trotzdem die Mode ihn an die Errichtung der Mandschuherrschaft erinnert. Im Grund ist ihm selbst der Fremde

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht verhaßt, sondern willkommen, wenn er mit ihm Geschäfte machen kann, gleichgültig, wenn er von ihm durch herrisches, anmaßendes Auftreten nach Art nur zu vieler Missionare westlicher religiöser und wirtschaftlicher Kultur gestört wird. Er lebt überhaupt das Leben eines Eigenbrödlers, der, solang seine Füße ihn tragen, möglichst viel für sich und seine Sippe in die Scheuern sammelt, um Peking, das weit entfernt im Nebel liegt, überhaupt nicht, um Politik nur, soweit der Kirchturm sichtbar ist, um Religion nur, so weit die Nützlichkeiten der Ahnenverehrung es geraten erscheinen lassen, sich kümmert. Die Revolution ist also keine eigentliche Volksbewegung, sondern ein Literaten- und Studentenaufstand, dessen Keime 1894 sich bildeten, als nach dem Vertrag von Schimonoseki die chinesische Jugend in Scharen zuerst nach Japan, dann nach England, Amerika, Deutschland auszuwandern begann, um sich mit Wesen und Gesetzen europäischer Kultur vertraut zu machen. In dieser Quelleitung des jungchinesischen Empörergeistes aus fremden Reservoirs liegt aber nichts Anormales. Dieselbe Übertragung hat in Japan, in der Türkei, in allen orientalischen erwachenden Staaten dem Fortschritt die Wege geebnet; wollte man immer warten, bis die Volksmassenseele sich gegen Tyrannei und Reaktion aufbäumt, so würde deren Herrschaft wohl vielfach ewig besiegelt sein. Aber im übrigen liegt die Inkongruenz der politischen Entwicklungsformen im Reich der Mitte und in dem des Mikado und des Sultans zutag. Im Land der aufgehenden Sonne handelte es sich beim Meidsi im Grund gar nicht um Volksrechte, sondern um die Niederwerfung der Daimios, der blutsaugerischen Landesfürsten, durch den Schwertadel der Samurai, in der Türkei wollte ein verschlagener Despot von keinerlei Preisgabe seiner Willkürrechte etwas wissen, in Peking dagegen stellte sich die Dynastie durchaus ehrlich, wenn auch unter mancherlei Seitensprüngen, an die Spitze der Reformbewegung. Daraus erwuchs den Radikalen die Pflicht der Mäßigung. Ein chinesischer Patriot hat den Umstürzlern gleich im Anfang ihrer Waffenerhebung warnend zugerufen: Entweder ihr werdet die größten Freunde oder die größten Feinde des Reichs sein! Nach der bisherigen Entwicklung der Dinge scheint es, als ob die Kominghang nur die Rolle der Reichszerstörer zu spielen gesonnen seien. Alle ihre wesentlichen Forderungen waren bewilligt mit Ausnahme des einen Idols der chinesischen Republik. Aber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prinzipienreiter, wie alle Radikalen sind, beharrten sie gerade darauf; unbeugsamen Ehrgeizes, wollen sie dem Namen entsprechend, den sie sich gaben, „das Mandat an sich reißen."

In ihrem bisherigen Verlauf zeigt die Empörung der Kominhang auffallende Parallelismen mit dem größten und gefährlichsten Aufstand, der Chinas Boden bisher aufgewühlt hat: der Taipingrevolution. Im Namen des Dreiklang-Geheimbundes entfaltete damals ein Schwärmer Hungsiutsun das Banner des Aufruhrs, brandschatzte in Kwangtung Städte und Dörfer, zog mit den beutelustigen Truppenhaufen, die sich alsbald um ihn sammelten, nach dem mittleren Jangtse, wo er Hankau nnd Wutschang eroberte, breitete sich dann über den unteren Jangtse aus, errichtete in Nanking unter dem Titel eines Himmlischen Königs Tienwang ein Hoflager, und glaubte sich nun stark genug, Peking anzugreifen, mußte aber vor der ihm ziffernmäßig unterlegenen, taktisch und der Ausrüstung nach überlegenen Macht der Kaiserlichen zurückweichen. Bis dahin also verlaufen alle Peripetien des Dramas fast genau wie heute. Jetzt aber laufen die Linien auseinander. Damals schlugen sich die Mächte, sobald sie von dem Taipinggeneral Tschungwang in Schanghai belästigt wurden, entschlossen auf die Seite der rechtmäßigen Regierung. England und Frankreich hoben, unterstützt von den geängstigten chinesischen Kaufleuten, das unter dem Namen der Ewig Siegreichen Armee bekannt gewordene Hilfskorps aus, das, nachdem der Oberbefehl von Ward, Forester und Burgevine auf Major Gordon übergegangen war, der damals die ersten Proben seiner genialen Befähigung ablegte, 1863 dem Aufstand nach vierzehnjähriger Dauer im südchinesischen Herd ein Ende machte. Heute glauben die Kabinette gewisser Großmächte klug zu tun, wenn sie einer entgegengesetzten Taktik sich befleißigen. Der New York Herald hat jüngst in einem sensationell aufgeputzten Kabeltelegramm ausposaunt, was man längst wußte, daß England, verbrüdert mit Japan, in jenen entscheidenden Tagen, als die Kaiserlichen Hanjang genommen und sie beste Aussicht auf einen tötlichen Schlag gegen die Revolutionäre durch die Rückeroberung Wutschangs hatten, die finanzielle Unterstützung der Pekinger Regierung durch die Viermächte-Bankgruppe unter rechtsverdrehender Berufung auf das Neutralitätsprinzip zu verhindern gewußt hat, worauf sofort das im vorigen Heft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschilderte Riemenschneiden aus dem Fell des ohnmächtigen Reichs durch dessen Gegner einsetzte — eine Taktik, die ganz dem in Persien und Marokko bewährten Geiste Greyscher weltpolitischer Gelegenheitsmacherei und Ententen-Regisseurkünste entspricht, aber gerade hier auch am schärfsten ihr gefährliches völkerverhetzendes Wesen offenbart.

Der erste Akt des chinesischen Revolutionsdramas endet mit der Bankerotterklärung der Mandschudynastie, die, wenn sie nicht gestürzt wird, jedenfalls zu einem Schattendasein verurteilt ist. Unter all den Tsinwang, Künwang, Beileh und Beitse und wie die Prinzen höherer und niederer Ordnung des entarteten Mandschuhofes alle heißen, scheint kein einziger zu sein, der das Herz am rechten Fleck hätte und energisch die Rechte der Krone zu wahren wagte. So beschränkt Jüanschikai, der sich in diesen Tagen allgemeiner Verwirrung mehr denn je als der klügste und befähigtste Staatsmann, über den das Reich verfügte, bewährt und dabei eine ehrenvolle Gesinnungstreue bewiesen hat, notwendig sein Programm auf das Ziel: „Ich kämpfe nicht für die Aufrechterhaltung des Mandschuthrons, sondern für Gesetz und Ordnung, welche die erste Grundlage jeder Regierung sein müssen." Aber wo wird er das Granitgestein zum Aufbau solcher Fundamente finden? Rechnet er vielleicht mit der Möglichkeit der Errichtung einer eingeborenen Dynastie aus einer jener wenigen Familien erblichen chinesischen Adels wie der des ‚Heiligen Herzogs' Jen, des Abkömmlings von Konfutse, oder des Marquis Tseng, des Deszendenten Tseng Kwofangs? — Jedenfalls sind schwere entscheidende Schläge in der weltpolitischen und völkischen Schicksalsfügung für nächste Zeit mit dem Beginn des zweiten Akts der Umsturztragödie zu erwarten. Wie die Mächte, so ziehen die Revolutionäre ihre Kreise immer enger um Peking. Und in jeder Stadt des Reichs der Mitte sind die, Festungen gleich bewehrten Pfandhäusern und Banken warnende Wahrzeichen dessen, daß das seit alters an anarchische Sturmperioden gewöhnte chinesische Volk, so ruhig und bedächtig seiner gewöhnlichen Lebensführung nach, so unberechenbarer in elementarer Leidenschaft, sich selbst und alles, was ihm in den Weg kommt, zerfleischend und vernichtend, sich aufbäumen kann. Unheildrohende Wolkenberge türmen sich am Horizont des fernen Ostens auf; vielleicht sehr bald wird ihr Donnergrollen den Waffenlärm im nahen Osten übertönen. Denn die Interessen der Weltwirtschaft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſind heute zu vielfach und eng mit der Ordnung in China verknüpft, als daß die Mächte ruhig der Verheerung des Landes durch die vom revolutionären Vulkan ausſtrömenden Lavamaſſen zuſehen könnten.

Von der literariſchen Schamhaftigkeit

Von Herbert Stegemann

Das ausſchlaggebende Kennzeichen der vornehmen Seele iſt die Schamhaftigkeit; die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt; die Scheu, ſich zu vulgariſieren und zu profaniſieren; das Mißtrauen gegen die laute Stimme des Marktes; das Zurückgezogenſein auf die arrière boutique, die Montaigne als die letzte Zuflucht des Weiſen rühmt.

Unſere Zeit iſt typiſch unvornehm. Die ariſtokratiſchen Ideale, wie ſie in mehr oder weniger deutlichen Ausprägungen über dem Horizonte früherer Epochen ſchwebten, ſind längſt abgeſtorben. Man braucht das nicht zu beklagen und vergangene Zeiten zurückzuſehnen. Denn jede Zeit iſt das Reſultat ſehr verſchiedenartiger, ſich kreuzender Kräfte; ein Reſultat, dem man ſich nicht entgegenſtemmen, ſondern das man mit klarer Überlegenheit erkennen und ſeiner eigenen Individualität dienſtbar machen ſoll. Wir ſind nicht nur demokratiſcher geworden — das wäre ſo übel nicht, da es dabei eben auf die Beſchaffenheit des Demos ankommt — ſondern proletariſcher, plebejiſcher, flacher, nützlicher, betriebſamer als frühere Jahrhunderte, denen das Leben ein geiſtreich-heiteres oder kühn-vornehmes Spiel, ein transſcendentales Problem, eine myſtiſch-innige Hingabe an erträumte Welten bedeutete. So werden alle Kräfte und Fähigkeiten des Menſchen, mit denen frühere Zeiten prachtvoll-verſchwenderiſch umgingen, ausſchließlich praktiſchen Zwecken dienſtbar gemacht. Das gilt in erſter Linie von dem Geiſte, der gegenwärtig nahezu der beliebteſte Handelsartikel geworden zu ſein ſcheint. Wenn man ſich einmal die Maſſe des Papiers vergegenwärtigt, das an jedem einzelnen Tage mit Druckerſchwärze bedeckt und in die Welt hinausgeſchickt wird, ſo wird einem das einigermaßen klar werden. Hier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird der Geiſt in allen Formen und in den verſchiedenartigſten Aufmachungen an der Börſe des Lebens gehandelt, emſige Zeilenberichterſtattung ſteht neben überquellender Romanproduktion, und alles geſchieht mit haſtiger, mit unanſtändiger Eile: man keucht, man ſchwitzt im Dienſte des unerbittlichſten Herrſchers, des Publikums, das eifrige Bemühungen um ſeine Gunſt denn ſchließlich auch durchweg mit klingender Münze zu lohnen pflegt.

Es kommt bei dieſen ganzen Zuſammenhängen, die im einzelnen nicht leicht zu enträtſeln ſind, noch die wirtſchaftliche Entwickelung des literariſchen Lebens der Gegenwart hinzu. Der Schriftſteller — vom ſchaffenden Dichter bis zum armſeligen Penny-a-liner herab — iſt heutzutage durchweg auf Erwerb angewieſen. Vor etwa hundert Jahren gab es das nicht; der Nachdruck war frei, und literariſche Bedürfniſſe, wie ſie dem heutigen Zeitalter der Preſſe natürlich ſind, Bedürfniſſe nach Senſation, hurtiger und leichter Unterhaltung exiſtierten nicht. Seit dem Aufblühen der Tagespreſſe, ſeit der Einführung geſetzlicher Maßregeln zum Schutze des geiſtigen Eigentums haben ſich die Verhältniſſe von Grund aus geändert. Zwar hat es ſchlechte, minderwertige Literaturerzeugniſſe zu allen Zeiten gegeben, aber ihre Zahl iſt erſt im Laufe des verfloſſenen Jahrhunderts ins Ungemeſſene geſtiegen, und ein allgemeines Sinken des geiſtigen Niveaus iſt trotz aller poſitiver Reſultate auf den verſchiedenſten Gebieten nicht zu verkennen. Schon Schopenhauer hat es einmal in aller Deutlichkeit geſagt: „Honorar und Verbot des Nachdrucks ſind im Grunde der Verderb der Literatur. Schreibenswertes ſchreibt nur wer ganz allein der Sache wegen ſchreibt. Welch ein unſchätzbarer Gewinn würde es ſeyn, wenn, in allen Fächern einer Literatur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher exiſtierten. Dahin aber kann es nie kommen, ſo lange Honorar zu verdienen iſt. Denn es iſt, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge; jeder Schriftſteller wird ſchlecht, ſobald er irgend des Gewinnes wegen ſchreibt. Die vortrefflichſten Werke der großen Männer ſind alle aus der Zeit, als ſie noch umſonſt, oder für ein ſehr geringes Honorar ſchreiben mußten. Alſo auch hier bewährt ſich das ſpaniſche Sprichwort: honra y provecho no caben en un saco. (Ehre und Geld gehen nicht in den ſelben Sack.) — Der ganze Jammer der heutigen Literatur in und außer Deutſchland hat zur Wurzel das Geldverdienen durch Bücherſchreiben. Jeder, der Geld braucht, ſetzt ſich hin und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schreibt ein Buch, und das Publikum ist so dumm, es zu kaufen. Die sekundäre Folge davon ist der Verderb der Sprache."

Das ist die eine Seite der Sache. Die andere ist eine unverkennbare Beeinträchtigung der Vornehmheit des Charakters bei den Schriftstellern. Die künstlerische Schamhaftigkeit, die Reinheit der Empfindung, das intellektuale Gewissen des Schaffenden muß notwendig bei dieser Lage der Verhältnisse leiden. Nehmen wir zunächst den Journalisten, von dem gleichfalls Schopenhauer das ketzerische — und auch objektiv nicht völlig gerechte — Wort sagt: „Eine große Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist: — die Journalisten. Treffend benannt: Verdeutscht würde es heißen ‚Tagelöhner'. Unparteiischerweise wird man zugeben müssen, daß der Journalismus eine Notwendigkeit unserer auf Dampf und Elektrizität gestellten Zeit ist und daß er aus ihren Bedingungen heraus verstanden und gewürdigt sein will. Typen wie Pietro Aretino und Jonathan Swift können als die Väter des Journalismus gelten, Persönlichkeiten wie Heine und Börne als seine glänzendsten und begabtesten Vertreter in neuerer Zeit. Der Journalismus ist nicht, wie Schopenhauer meint, notwendig eine schlechte Art der Schriftstellerei, er ist nur eine ganz besondere Abart und Ausprägung der Literatur, die schon darum nicht zu tadeln ist, weil sie notwendig ist. Der moderne Mensch hat etwas Hastiges, Erregtes, Nervöses in seinem Wesen, er will alle Gebiete des Erkennens und des Wissens durchfliegen, die Forderungen des Tages treten stärker und leidenschaftlicher als jemals an ihn heran, und so steht der Schriftsteller, der aus dem Tage heraus und für den Tag schreibt, ganz von selbst im Mittelpunkt des literarischen Lebens. Hier wird viel Geist, hier werden sogar starke positive Kenntnisse verschwendet, und diese zeitlich begrenzte Literatur hat neben der die Jahrhunderte überdauernden ihre nicht hinwegzuleugnenden Vorzüge. Warum soll es denn schließlich nicht neben Fixsternen auch Planeten und Sternschnuppen geben?

Aber der journalistische Betrieb — und darauf kommt es in diesem Zusammenhange an — nimmt dem, der ihn ausübt, die Sicherheit, die Reinheit, die Größe und die Einheitlichkeit des Empfindens und Schaffens, die letzten Endes den Künstler ausmacht. Der Künstler ist vom Jour-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nalisten durch die tiefste Kluft geschieden, die es gibt, und gerade die oberflächliche Ähnlichkeit zwischen beiden, die kritiklose Menschen so leicht blendet, ist ein Ausdruck der gar nicht zu überbrückenden Gegensätze, die zwischen ihnen liegen. Was dem Journalisten, dem vielgewandten Causeur, dem geistreichen Feuilletonisten, der aus einem Laubblättchen eine anmutige Plauderei zu machen weiß, in alle Ewigkeit fehlt und fehlen muß, wenn anders er ein rechter Journalist sein will, das ist die eigentlich schöpferisch-künstlerische Genialität, die Einfühlung in lange und halb verborgene Linien menschlicher Schicksale, der „Fleiß, den keine Mühe bleichet," die Stetigkeit des auf ein großes, heiliges, fernes Ziel gerichteten Blickes. Und vor allem: die Ehrfurcht vor sich selbst, die Lust an der Verborgenheit, am Geheimnis, am Rätsel, an der Dunkelheit, am Schweigen. Der Journalist ist für andere da, der Dichter für sich selbst, und selig ist die Welt, wenn ihr ein freundliches Schicksal gönnt, an seinen geheimen Freuden und Leiden teilzuhaben.

Wie steht es nun mit unseren lebenden „Dichtern"? Ich habe in dieser Hinsicht nicht selten meine Zweifel gehabt und zuweilen gedacht, ob sie nicht zum vorwiegenden Teile verkappte oder verunglückte Journalisten sein möchten — mehr oder weniger geistreiche Hausmarschälle und Hofnarren Seiner Majestät des Publikums, harmlose Geschäftsleute, tüchtige Zeilendreher, deren bürgerlich-brave Physiognomie durch eine Lorbeerdrapierung nicht verschönt, sondern karikiert wird. Und dieser schwarze Verdacht, den zu äußern nicht ungefährlich ist, wurde bei mir mehr als je bestärkt, als ich vor wenigen Tagen in einer großen deutschen Tageszeitung eine zum lieben Weihnachts- oder Neujahrsfeste veranstaltete Umfrage las, die sich so betitelte: „Unsere Schriftsteller bei der Arbeit". Da hatte die findige Redaktion, die genau weiß, daß die Leser nichts mehr lieben, als die banalsten und gleichgültigsten Dinge aus dem Leben irgend einer Berühmtheit zu erfahren, an alle bekannteren Autoren eine Anfrage gerichtet, was sie zur Zeit arbeiteten oder, wie der fachmännische Ausdruck dafür lautet, unter der Feder hätten. Und sie kamen alle, alle — jeder machte dem geneigten Publikum seine Reverenz und meldete schmunzelnd, mit welchen Meisterwerken er das deutsche Volk im Jahre 1912 zu regalieren gedenke. Eine solche Liste hat etwas Tragikomisches: alle Nuancen sind in ihr vertreten —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von der einfach-sachlichen Mitteilung, die ja noch am erträglichsten wirkt — bis zur triumphierenden Naivität oder zur sentimentalischen Rührseligkeit aufwärts. Wie mancher Name treibt uns die Schamröte ins Gesicht — Namen, die einst jung und voller Hoffnungen in die Welt hinausklangen und die sich nun selbst — dem bißchen Publikum zum Gefallen — zu einer abgeschmackten Reklame-Farce hergeben! Wie manches Talent begegnet uns, das überschwänglich und stürmisch begann und das sich nun selbst durch die traurige Lohn- und Vielschreiberei ruiniert hat, um nur noch als eine klägliche Ruine dazustehen, als seine eigene Karikatur, als eine peinlich anzusehende Mißbildung mit einer Hypertrophie aller Schwächen und Banalitäten und einer Verkümmerung aller großen und freien Instinkte! Und das ewig Mittelmäßige drängt sich wie immer selbstgefällig in den Vordergrund — kurz, es ist ein Anblick, der auf die Dauer entschieden gegen den guten Geschmack geht.

Man wird bei den Dichtern — an dieser vieldeutigen Terminologie müssen wir zunächst noch festhalten —, die sich an einer solchen Umfrage beteiligen, von vornherein zwei Gruppen unterscheiden: die eine handelt mala, die andere bona fide. Das will sagen: die einen sind sich vollkommen klar darüber, daß es sich hier einfach um eine Reklame handelt, um nichts mehr und um nichts weniger; sie machen diese aus rein praktischen Erwägungen mit einem sardonischen Lächeln mit. Darüber läßt sich reden, das kann man sogar bis zu einem gewissen Grade verstehen. Denn der Dichter lernt allmählich die Menschen kennen, er überzeugt sich davon, welch ein Gelichter diese hochgepriesene Rasse ist; sein Bestes bleibt unverstanden, und nur in seiner Conscendenz zur Banalität findet er Anklang. Es begreift sich, daß er da auch praktisch zur Ironie, zur schmerzlich-boshaften Menschenverachtung gedrängt wird. Die andern handeln bona fide: sie sind aufrichtig entzückt über die ihnen dargebotene Gelegenheit, vor dem großen Publikum, das für sie doch im tiefsten Grunde die höchste Instanz alles künstlerischen Bestrebens bedeutet, ihre Pläne, ihre Hoffnungen auszukramen, und sie tun das mit einer Naivität, die beinahe dazu angetan ist, den peinlichen Eindruck ihrer Handlungsweise bis zu einem gewissen Grade zu verwischen. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen diejenigen, bei denen die mala und die bona fides sich mischen, die hin und her schwanken und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dabei einen recht beluſtigenden Anblick gewähren. Den erſten Fall, der ausgeſprochenen mala fides, wird man praktiſch nicht allzuſehr in Betracht ziehen dürfen, obwohl ſich natürlich bei jeder Umfrage dieſer oder jener wirkliche Dichter unter den Antwortenden befinden wird. Für uns ſcheidet dieſer Fall ſchon aus dem Grunde aus, weil der Dichter, der ſeine künſtleriſche Individualität — mit Bitterkeit und Groll im Herzen — aus materiellen Rückſichten heraus preisgibt, ſie dadurch zwar nicht notwendig verliert, wohl aber ſich ihrer im Einzelnen bewußt enteignet. Es bleiben im weſentlichen nur die bona-fide-Dichter übrig — eine Klaſſe, die wir hier etwas näher unterſuchen wollen.

Es wird bei einer ſolchen Unterſuchung — um das gleich vorwegzunehmen — eben nur die bona fides und durchaus nichts Dichteriſches übrig bleiben. Iſt es denn im Ernſte denkbar, daß ein Dichter ſo wenig Stolz, Selbſtachtung und Würde beſitzt, um die Intimitäten ſeines Schaffens, ſeine Träume, ſeine Hoffnungen öffentlich auszuplaudern? Welch ein Mangel an Schamhaftigkeit liegt darin, von ſeinen künftigen Werken im voraus zu ſprechen! Wer ſein Werk in ähnlichem Sinne wie das Weib ihr Kind als die Frucht ſeines Organismus betrachtet, als ein geheimnisvolles Wunder, das durch die Gnade des Himmels wächſt, wie ſollte der es über ſich gewinnen, von dieſem Schöpfungsmyſterium einige Monate zuvor der Welt auf ſchwarzgedruckten Lettern Kunde zu geben? Wenn ein deutliches Gleichnis geſtattet iſt: würde ein Weib ihre freudige Hoffnung der Öffentlichkeit, der breiteſten Öffentlichkeit in einer ähnlichen Weiſe kund tun, wie die Dichter es in dieſem Falle zu tun pflegen? Das Gleichnis hinkt wie jedes, aber cum grano salis verſtanden, beleuchtet es die Sachlage ziemlich erſchöpfend. Es zeigt die Trivialität, die Nüchternheit, die gegenwärtig über unſerer Dichtung lagert, die Vulgarität, die den meiſten Dichtern bei der Auffaſſung ihres Berufes eigentümlich iſt. Ich will wahrhaftig nicht der pompöſen Poetengeſte, dem in ſchönem Wahnſinn rollendem Auge das Wort reden oder eine myſtiſch-träumeriſche Entrücktheit als das unerläßliche Kennzeichen des Dichters aufſtellen: aber eine gewiſſe edle Sublimität der Empfindung und Haltung, ein deutliches Gefühl davon, daß dem Künſtler die höchſte Weihe auf Erden verliehen und die erhabenſte Aufgabe auf der Welt zugewieſen, daß er in Wahrheit auf den Höhen der Menſch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit zu wandeln und zu außerordentlichen Freuden und Leiden berufen iſt, das möchte ich doch nicht vermiſſen. Ein Dichter, der nicht fühlt, daß er in irgend einem Sinne von ſeinen Mitmenſchen geſchieden iſt, daß für ihn andere Geſetze gelten, als für die vielen, die in Arbeit und Genuß die Wege des Lebens dahin wandern, daß auf ihm ein ungeheurer Fluch und ein ungeheurer Segen zugleich liegt — ein Dichter, der das nicht fühlt, iſt keiner. Es iſt die Empfindung, die Baudelaire ausdrückt:

„Soyez béni, mon Dieu, qui donnez la souffrance
Comme un divin remède à nos impuretés
Et comme la meilleure et la plus pure essence
Qui prépare les forts aux saintes voluptés!

Je sais que vous gardez une place au Poëte
Dans les rangs bienheureux des saintes Légions,
Et que vous l'invitez á l'éternelle fête
Des Trônes, des Vertus, des Dominations."

In der ſyſtematiſchen Ausmerzung dieſer Stimmung aus der Pſyche des Dichters liegt das charakteriſtiſche Moment unſeres gegenwärtigen literariſchen Lebens. Früheren Zeiten war der Poet wie der Komödiant rechtlos, ehrlos oder doch in irgend einem Sinne außerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft: entweder unter ihr oder über ihr, aber niemals in ihren behaglich-ſoliden Leib eingefügt. Das iſt anders geworden: der heutige Hofſchauſpieler iſt durchweg Doktor phil., womöglich noch Leutnant der Reſerve, und von dem armen Komödianten, der alle Süßigkeiten und Bitterkeiten ſeines verfemten Daſeins im geſteigerten Gefühl eines einzigartigen Schickſals auskoſtete, gründlich verſchieden. Der Poet iſt ein fleißiger, ſolider Bücherſchreiber, Honorare und Tantièmen ſtrömen auf ihn, wenn er ſich als einen willigen und brauchbaren Diener des Publikums erwieſen hat, in Hülle und Fülle ein, gegen den Nachdruck ſchützt ihn der Herr Staatsanwalt, in reiferen Jahren wird er unweigerlich Profeſſor, auch Orden ſtellen ſich in den meiſten Fällen ein — kurz, die Lebenshaltung und dadurch natürlich auch die Pſyche des Dichters wird unaufhaltſam verbürgerlicht. Wir tun uns viel darauf zugute, wir modernen Menſchen, den Dichter aus der ſozial gedrückten Lage früherer Epochen zu öffentlicher Anerkennung und Ehre emporgehoben zu haben und fühlen uns, ſo oft wir das konſta-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tieren, mit doppelter Inbrunst als das Volk der Dichter und Denker. Wobei wir freilich leider nur vergessen, daß einerseits, wie schon gesagt, der Geist gerade heutzutage im Gegensatze zu vergangenen Perioden einen wirklichen Börsenkurs erhalten hat — worauf wir uns selbstverständlich nicht das Mindeste einzubilden brauchen — und daß andererseits eine derartig praktische Bewertung des künstlerischen Schaffens mit Notwendigkeit zu einer inneren Verflachung und Verarmung der Schaffenden führen muß.

Diese scheint denn in der Tat auch in hohem Maße eingetreten zu sein. Gewiß haben wir unter unseren lebenden Dichtern Talente, die über eine beträchtliche Summe künstlerischer Qualitäten und technischen Vermögens verfügen. Aber die ganz Großen sind von uns gegangen. Das allein dürfte uns freilich nicht stutzig machen, da wirklich große Erscheinungen überaus selten sind, und jeder mit einigen solchen Phänomenen begabten Epoche eine solche ohne diese zu folgen pflegt. Bedenklich dagegen ist eine gewisse Unlust, eine gewisse Sterilität und eine unter allerhand forcierten Allüren nur unvollkommen verborgene Verdrossenheit und Hoffnungslosigkeit der wenigen, über das Mittelmaß hinaus ragenden Talente, die wir gegenwärtig haben. Das typisch-dichterische in diesen Leuten sträubt sich gegen die literarische Atmosphäre, gegen diese große Garküche des Geistes, in der wir leben, und dieses Sträuben ist vielleicht das Beste an den wenigen Menschen, die in unserer Zeit des großen Namens eines Dichters mit geringerem oder größerem Recht gewürdigt werden. Les dieux s'en vont: es liegt über allem eine graue Staubschicht, ein melancholischer Himmel, es stehen keine Gestirne mehr in der Höhe, denen der Mensch sehnsüchtig nacheilt. Die Wunder der alten Welt sind tot — und die der neuen noch nicht erfunden. Während der Dichter in den letzten Jahrzehnten vielfach Caféhaus-Bohème war, das heißt ein höchst plumper Nachahmer des echten, rechten, über der Welt und den Dingen stehenden Bohèmiens, ist er heutzutage meist ein organisierter Philister, ein solider Schlafrock- und Pfeifenmensch, der morgens am Schreibtisch seine Pflicht mit derselben Pünktlichkeit tut, wie der brave Bureaukrat unter seinen Aktenfascikeln. Daß sich hin und wieder einer, wenn ihm die Gunst des Publikums die Taschen mit Geld gefüllt hat, eine mittelalterliche Burg kauft, ändert daran nichts; er wird darum noch lange kein Ritter. Im Gegenteil. Der Schlafrock im Ahnen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

saal wirkt besonders erheiternd; selbst dann, wenn man dieses Dichtergewand mit Smoking und Cutaway vertauscht. Der Charakter als Philister nämlich ist im verwegensten Sinne ein Charakter indelebilis.

Braucht man nach dem allem noch zu sagen, daß es mit der literarischen Schamhaftigkeit unserer Zeit nicht aufs beste bestellt ist? Daß ein Dichter schon vorneherein einer gewissen Indezenz verdächtig erscheint? Das gegenwärtige Deutschland und Europa ist kein Land, in dem Dichter gedeihen könnten. Ausnahmen werden sich finden, aber sie werden doch nur die Regel bestätigen. Der Pseudo-Dichter dagegen schießt überall blühend und lustig auf, er schämt und grämt sich nicht, er schlägt seine Purzelbäume, er beantwortet jede Umfrage, die man nur an ihn richten kann, prompt und sicher. Und im Grunde tut er wohl daran, denn was wäre er, wenn es ihm nicht vergönnt wäre, das Publikum zu unterhalten — so oder so?

Geraubte Kinder (Eine Parabel)

Von Christian Wagner-Warmbronn

Ist ein Liebes deinem Aug' entschwunden,
Suche nimmer nach ihm Nacht und Tag;
So du findest was dich lieben mag,
Hast du das Verlorne neu gefunden.

Es war eine Zeit großer Verfolgung wie einer Glaubensverfolgung, und man nahm da und dort Eltern ihre Kinder weg und tat sie in Anstalten, um sie in anderem Glauben, anderen Sitten und selbst in anderer Sprache zu unterrichten. — Und eine Mutter, die den Verlust ihres lieben Kindes nicht verschmerzen konnte, machte sich auf den Weg es zu suchen. Da sie nun in die Stadt kam da die Kinder untergebracht waren und dieselben sah, kam es ihr vor, ob sie fast fröhlicher als früher zu Hause wären, auch meist schöner gekleidet, aber ganz nach ausländischem Schnitte, mit ganz anderen Sitten und Manieren und ganz fremder Sprache. — Und so kam es, daß sie ganz irre wurde und sich fragte: Wie werde ich mein Kind finden unter dieser Menge? — Und nach langem Suchen und Vergebensfragen traf sie einen alten Mann, den einzigen der ihre Sprache verstand und erzählte ihm

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr Anliegen. Und der alte Mann sprach also: „O du gutes einfältiges Weib: das wundert mich gar nicht, daß du dein Kind nicht gefunden hast, im Gegenteil: Es wäre zum Todwundern, wenn du es gefunden hättest. Hier ist das Mädchen, denn ich weiß gewiß, daß alle hier untergebracht sind und noch leben. — Möglicherweise, daß du ihr schon begegnet bist. — Aber was willst du eigentlich hier tun, so du das Unmögliche begehrest? — Unterhalten kannst du dich nimmer mit ihr, auch wenn du sie wirklich erkenntest. Auch kannst du nirgends nach ihr fragen, da ihr wie jedem andern ein anderer Name gegeben worden und der alte vergessen ist. — Darum rate ich dir: Bleibe noch einige Tage hier und betrachte die Kinder, erfreue dich ihres Anblickes, ihrer holden Schönheit, ihrer Fröhlichkeit und ihrer Kraftfülle und denke: Mein Kind ist auch darunter. — Und so du ihm willst Gutes tun, so tue es an dem nächsten besten, denn du kannst nicht wissen ob es nicht das Deinige ist. Und so du eines siehest, holder, schöner, blühender als die andern, so magst du denken: Dies ist das Meinige. — Denn:

Darum nur sollst du es nicht erkennen
Dein Verlornes in dem bunten Spiel,
Daß du alles mögst das Deine nennen,
Statt des Wenigen lieben künftig Viel.

Und da sie auf dem Heimweg war, flog ihr eine Klette ins Haar, und darum mußte sie fort und fort, immer und immer wieder die Worte des Alten wiederholen, da er gesagt hatte: Dein Kind ist auch darunter. — Und auf den Wiesen da drüben blühten die Blumen, die Lerchen jubelten neben ihr drin im Felde, im Walde rauschten die Wipfel und die Lippen des Weibes murmelten unbewußt wieder und wieder: Dein Kind ist auch darunter! — Und die Schmetterlinge schwärmten auf von dem Fahrgeleise der Straße, und die Lippen des Weibes murmelten: Dein Kind ist auch — — — darunter, wollte sie sagen, aber ein gewaltiger Donner, wie eine Stimme vom Himmel vollendete und bekräftigte die Rede des Weibes und brüllte daß der Erdboden zitterte: Drunter! — — Drunter! — — Darunter! — —

Und da sie ihren Hof betrat, flog ein wunderschöner Schmetterling ihr entgegen in einem schwarzen Sammetkleidchen mit weißer Einfassung und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

himmelblauem Halstuch, einem Waisenmädchen gleich, wie um sie beim Eintritt in ihre Wohnstätte zu begrüßen.

Du weißt es gar nicht, welche nahe Hand
Dich oftmals segnet;
Du weißt es gar nicht, wie oft ist verwandt
Was dir begegnet.
Du starrst es an, als ob's was Fremdes sei,
Auf einmal grüßt dich's als ein Bruder treu. —

Warmbronn, 15. Januar 1912.

Gedichte / Von Franz Karl Ginzkey

Von Ginzkey ist in unsrem Blatt mehrmals gesprochen worden. Als Erzähler hat er mehr gute Schule und Haltung als starke Eigenart, als Lyriker aber ist er ein ausgesprochener Charakter. Er ist der Dichter der gestillten Männlichkeit, der Klarheit und leisen Resignation, und er hat sich in Entsagung und stiller Bescheidenheit auch zu einer eigenen Art von Humor durchgefunden. Die folgenden Gedichte sind aus seinem Buch „Das heimliche Läuten (Verlag Staackmann, Leipzig). Seither erschien noch im gleichen Verlag der Band „Balladen und neue Lieder". Beide Bücher seien den Lesern empfohlen. Der zweite Band bringt viele vortreffliche Proben des Ginzkey'schen Humors, vor allem in den lustig drolligen altwiener Balladen.

Hermann Hesse

Der Wanderer

Ihn hat der Ewigkeit Gebrause
Verlockt mit sehnsuchtsvollem Ton.
Ein mitternächtig Sturmgesause
Entriß der väterlichen Klause
Auf ewig den verlornen Sohn.

Er fragt sich nicht: was soll nun werden?
Es taugt ihm keine Heimat mehr.
Sein Heim ist überall auf Erden,
Ihm winkt mit seligen Gebärden
Der Sterne unermeßlich Heer.

So schreitet er, ein Auserkorner,
Das Haupt umkränzt von Firnenglanz,
Als ein zur Wanderschaft Geborner —
Den Brüdern gilt er als Verlorner,
Die Ewigkeit gewann ihn ganz.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dagegen hat ein Vöglein

Mir winkt aus tausend Büchern
Die Weisheit vieler Welten,
Die Sehnsucht vieler Völker,
Ihr Frühling und ihr Tod;
Doch hat mir all dies Wissen
Nicht viel an Trost geboten
In Nächten, da die Seele
Aufschrie in ihrer Not.

Dagegen hat ein Vöglein
Auf einem Ast im Walde
Mir jüngst ein Lied gesungen,
So töricht schlicht und klar,
Daß alle Zweifel schwanden
Aus meiner wunden Seele
Und mir so wohl zumute
Wie einem Kinde war.

Das dünkt mir wirklich seltsam!
Wie kann ein kleines Vöglein
Mir mehr an Tröstung bieten
Als all die weise Welt?
Das wird nur jener wissen,
Von dem die Frommen sagen,
Daß seine Hand die Sterne
Und die Geschicke hält.

Der Weg zum Brunnen

Den Weg zum Brunnen, der so einsam war,
Ging, Haupt zu Haupt geneigt, ein junges Paar.

Er sprach zu ihr von seiner Liebe Mut,
Die unerschöpflich sei an Kraft und Glut.

Geliebte, sprach er, über Raum und Zeit
Gehn wir umschlungen nun in Ewigkeit.

Frohlockend schließt sich aller Sehnsucht Kreis,
So stark und sicher, wie die Seele weiß:

Dies ist ein Baum, der hier im Wind sich wiegt,
Dies ist ein Stein, der hier am Wege liegt —

Da schwieg er still und hielt betroffen ein.
Was dort am Wege lag, das war kein Stein.

Es war ein Stück von einem weißen Krug,
Der einst in Trümmer ging dem, der ihn trug.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mein Stern

Am Abend, wenn es dunkelt,
Tritt Stern für Stern hervor.
Das glitzert und das funkelt
Aus dunklem Himmelstor.
Die Fürsten sinds im Reigen,
Die hier zuerst sich zeigen,
Dann naht des Volkes Chor.

Und tiefer wird das Dunkeln,
Bald wird es völlig Nacht,
Da wird ein Stern zu funkeln
Beginnen, fern und sacht.
Er wird ganz still beginnen,
Nicht lodern von den Zinnen
Hellauf in Siriuspracht.

Er wird zu leuchten wagen
Ganz still, mit sondrem Schein.
Die Leute werden sagen:
Der Stern ist fern und klein!
Er aber sagt den Leuten:
Nie wollt' ich mehr bedeuten,
Laßt, wie ich bin, mich sein!

Der Stern, von dem ich singe,
Ist meines Lebens Stern,
Und daß ich ihn erringe,
Liegt in der Hand des Herrn.
Ich pflege meinen Garten
Und will geduldig warten,
Ob nah er ist, ob fern!

Rundschau

England und Frankreich

Genau so wie es gekommen, war es zu erwarten.

Auf den sommerlichen Honigmond, dessen raffinierteste Würze in Deutschlands ertrotzter Nachgiebigkeit bestand, ist ein kleiner Witterungswechsel gefolgt, der bei aller Gefühlsverschleierung und Angst vor Blamage einer Enttäuschung verflucht ähnlich sieht.

Frankreich war wieder einmal die naivgläubige Braut, die nach seliger Brautnacht zwar nicht gerade sitzen gelassen wird, sich aber doch etwas vernachlässigt fühlt, weil der unromantische Hochzeiter nun wieder seinen eigenen Geschäften nachgeht. Und es kommt sogar bisweilen vor, daß die Mitgift der Daheimsitzenden das Kapital dieser Spekulationchen liefert. Denn was ist das famose Marokko-Protektorat anders als ein eingebrachtes Gut Mariannens in die etwas ungleiche Ehe mit Mister Bull? Und wenn nun der Eheherr im eigenen Interesse ein Stückchen davon weitergibt, so bleibt das durchaus rechtens. Man ist doch nicht umsonst verheiratet!

Solche Ehen können wohl bei aller aufdringlichen Ehrbarkeit doch nicht restlos glücklich sein. Selten freilich hört man, zumal von einer wohlerzogenen Dame, ein offenes Geständnis, doch verraten heimliche Seufzer dem scharfsinnigen Lebenskenner etwas vom geheimen Weh, das die Nestgemeinschaft des Turteltaubenpaares zu einem früh verlorenen Paradies macht.

Oh, von Herzen hätten wir, mit der treuen, rostgefeiten Zuneigung einer alten Jugendliebe, der schönen Marianne ein echtes Eheglück gewünscht! Denn sie kommt bereits in die Jahre, wo die tollen Extratänze aufhören müssen und sittsame Einkehr nottut.

Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Doch wenn sie sich getäuscht haben sollte, dann ist es nicht an uns, sie zu bedauern. Denn schließlich war sie kein so unerfahrenes Jüngferlein mehr, als Brautvater Delcassé sie verkuppelte, und hatte etliche Jahrhunderte Zeit gehabt, sich ihren Bewerber genauer anzusehen. Und wirklich: wenn man so zurückdenkt, stellt man sich schwer vor, daß sie sich ausgerechnet den aussuchen mußte!

Nein, das historische Verhältnis zwischen England und Frankreich ist gewiß nicht angetan, die jüngste Entente, die sich gar euphemistisch eine „herzliche" nennt, besonders nahezulegen. Und wenn sich die Franzosen die Mühe geben wollen, in den Annalen ihrer Weltpolitik zu blättern, werden sie wohl etwas verlegen nach dem Vorratskämmerchen suchen, aus dem sie den plötzlichen Überfluß ihrer Anglophilie eigentlich hernehmen. Sie brauchen dabei keineswegs allzutief in die Ahnengruft zu steigen, brauchen weder den lilienweißen Geist ihrer Jeanne d'Arc, noch den drohenden Schemen des alten Nelson heraufzubeschwören. Das waren Zeiten harten Männerstreites, die sich mit Blut auf Ruhmesblätter schrieben! Und ihre Erinnerung darf heute höher stehen als Groll und Rache. Und selbst wenn sich nicht vergessen läßt, daß Englands Aufstieg ausschließlich von Frankreich bezahlt ward, so dürfte diese Erinnerung die politische Wage nicht allzuschwer belasten; denn immerhin könnte sich seit Trafalgar und Waterloo Englands verhängnisvolle Gegnerschaft in eine echte Herzensbrüderschaft verwandelt haben. Solche Dinge kommen nicht bloß in schlechten Romanen vor!

Aber leider zeigt gerade die Geschichte des letzten Jahrhunderts bis in allerjüngste Zeit hinein nicht die Spur einer solchen romanesken Bekehrung. Gerade diese Zeit scheinbaren Friedens mit England ist vielmehr eine ununterbrochene Folge französischer Niederlagen unrühmlichster Art. Ein kleines Resumé dieser ihrer schrittweisen Entsagungspolitik wäre gerade jetzt den Franzosen sehr heilvoll. Aber diesem verdienstlichen Apostolate der Selbstbesinnung entzieht sich heute die französische Presse. Und was früher einmal, etwa zurzeit Faschodas, in diesem Sinne geschrieben ward, ist längst verstaubt. Wir aber wollen ein bißchen darin kramen.

Wir wissen heute, wie richtig Napoleon Englands keimende Weltstellung erfaßt und wie zielbewußt er diesen Keim zu ersticken versucht hat. Was waren seine Schachzüge um den Besitz Maltas und Ägyptens anders, als weitschauende Versuche, Englands Vorherrschaft im Mittelmeer zu verhindern und ihm die vieltausendjährige Völkerstraße nach Asien zu verlegen? Doch scheiterte bekanntlich sein letzter, verwegenster Trumpf, die Kontinentalsperre, auf den Schneefeldern Rußlands, und England nahm in Trafalgar und Waterloo eine bittere Revanche.

Es sind dies die letzten blutigen Entscheidungen einer Erbfeindschaft von sechs Jahrhunderten. Mit dem Wiener Frieden setzt eine neue Periode englisch-französischer Rivalität ein, eine Zeit schleichender Konkurrenz, in der jede Etappe eine französische Schlappe darstellt. Und diese Schlappen sind um so unentschuldbarer, als England durchaus nicht immer eine tatsächliche Übermacht in die Wagschale werfen konnte. Es hat im neunzehnten Jahrhundert Momente gegeben, da sich Englands Prestige wohl hätte aus den Angeln heben lassen. Bekannt ist, wie schwer es sich unter Lord Cockburns borniertem Einfluß zur Einführung der Dampfkraft entschloß, und wie es erst 1882 zu den modernen Hinterladergeschützen überging, mit denen die französische Marine schon seit sieben Jahren ausgerüstet war!

In den vierziger Jahren hat ein besonders regsamer französischer Marineoffizier, der Prinz von Joinville, deutlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf die Möglichkeit hingewiesen, französischerseits Englands Tyrannei zur See zu brechen. Doch der maßgebende Minister antwortete damals, solche Prinzen müßten beschäftigt werden, damit ihnen keine Zeit zum Phantasieren bleibe — und er betraute den vorlauten Draufgänger mit einem Geschwader. Sonst aber blieb alles beim alten.

Und doch war es just die Zeit, da zum erstenmal die ägyptische Frage zwischen England und Frankreich auftauchte. Louis-Philippe und Thiers hatten wohl ein bißchen napoleonische Machtpolitik zu spielen versucht, aber es fehlte der kaiserliche Degen, Europa willig zu machen. Und so mußte Frankreich schließlich zusehen, wie England den ersten Fuß auf jenen Boden setzte, den der Säbel Bonapartes einst geweiht. Der andere sollte bald nachfolgen. Denn England liebt es nicht, auf einem Bein zu stehen.

Nichts könnte für die Franzosen lehrreicher sein, als das hübsche Geschichtchen dieser englischen Besitzergreifung. Noch in den siebziger Jahren war der Einfluß der französischen Erbauer des Suezkanals in Ägypten vorwiegend. Aber der englische Commis-voyageur verstand es, auf Schleichwegen in den Besitz der Anteilscheine des Pascha zu kommen. Und wo der Engländer einmal sitzt, da ist keine Bank breit genug. Stückweise ließ sich Frankreich den politischen Einfluß entwinden, und als schließlich (1882) eine kleine, wie gerufene Palastrevolution ausbrach, da beging die ziel- und verständnislose pariser Regierung den allerletzten Fehler, der ihr noch übrig blieb: sie zog ihr Geschwader zurück und lieferte so auch noch die letzten schmalen Reste ihrer wohlerworbenen Rechte an England aus.

So sinnlos das auch heute klingen mag, es ist doch keineswegs verwunderlich. Leidet doch die gesamte französische Kolonialpolitik, bei aller soldatesken Unternehmungslust, an zwei Grundmängeln: an ihrer Planlosigkeit und ihrer Englandfurcht. Diese Politik äußerte sich immer wieder in romantischen Seitensprüngen, die im heimischen Parlamentarismus stets nur schwankenden Rückhalt fanden. Der einzige, der diesen dunklen Abenteuerdrang zur konsequenten Leitlinie seiner Politik auszubauen suchte, Jules Ferry, ist darüber gestrauchelt.

Ja, England hat wahrhaftig ein Recht darauf, sich über Europa lustig zu machen. Denn jedesmal, wenn ihm selber sein Weg nicht ganz klar war, hat ihm der Kontinent, mit Frankreich an der Spitze, diesen Weg seines Egoismus bereitwilligst gezeigt und dafür gesorgt, daß dieser schließlich das richtige Maß Selbstvertrauen erlangte.

Statt das Gefühl unzweideutiger Gegnerschaft, die aus seiner kontinentalen Vormachtstellung logisch entsprang, klar und stark zu empfinden, hat sich Frankreich jeder englischen Zumutung gegenüber stets in untertänigster Nachgiebigkeit erschöpft. Schon der alte Guizot glaubte einen Geniestreich zu tun, als er so etwas wie die erste Entente cordiale zuwege brachte, deren unmittelbarste Folge war, daß England dem französischen Vordringen an der marokkanischen Grenze ein ebenso freundschaftliches als energisches Veto entgegenstellte. Und seither hat Frankreich wohl eine Reihe von verwegenen kolonialen Anläufen gewagt, keinen entscheidenden Schritt jedoch ohne englische Erlaubnis. Überall, wo es mit stolzem Ungestüm zu erobern versuchte, zog ihm Englands nüchternes Rechentalent schließlich die Grenze.

So wurde ihm einst Neu-Seeland vorweggeschnappt. Und als es ein andermal fern von Europa, irgendwo im Stillen Ozean, sein Banner aufpflanzen wollte, da grinste ihm das englische Gesicht jenes etwas komödienhaften Mister Pritchard entgegen, der um die heidnische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seele der eingeborenen Königin buhlte und schließlich gegen ein ganzes französisches Geschwader auch geschäftlich recht behielt!

Heute noch dürfen sich die Franzosen vor die Stirne schlagen, wenn sie sich fragen, was in aller Welt Napoleon III. bewogen haben mag, England seinen Arm zu leihen, lediglich um bei Sebastopol den — Frankreich gegenüber — einzig neutralen Europäer und demgemäß geradezu vorbestimmten Verbündeten für lange Zeit zu entfremden.

Und das Abenteuer von Tongking? Viel zu spät eingeleitet, zu einer Zeit, da der ganze Seeweg nach Ostasien, einschließlich der Schlüssel der — von Frankreich geöffneten — Suezpforte, bereits voll und ganz in englischen Händen war, konnte es nur unter Anerkennung der von England gesteckten Grenzpfähle vollendet werden.

Und schließlich die jüngste Etappe: das Wettrennen um Afrika? Im Erobern und Erschließen waren auch hier die Franzosen unter den ersten Pionieren Europas. Bei der endgültigen Abrechnung aber war, mit gelassener Selbstverständlichkeit, stets auch der Engländer ungerufen zur Stelle. Das Abkommen über das weite Nigergebiet, das dem französischen Gockel, laut Lord Salisburys freimütigem Geständnis, nur den „leicht aufzuscharrenden Wüstengrund" überläßt, bleibt ein Monument französischer Einfalt.

Und wie hätte schließlich nach all den ermutigenden Erfahrungen England mit der letzten, definitiven Ohrfeige von Faschoda zurückhalten sollen? Es brauchte sich um so weniger zu genieren, als ihm der liebenswürdige Gegner reichlich Zeit gelassen hatte, seine Seeherrschaft inzwischen tatsächlich endgültig zu festigen.

Das liberale Ministerium Gladstone war schon am Ausgang der achtziger Jahre über der »Home-Rule« gestürzt, und an seine Stelle war das schroff imperialistische Regime der Chamberlain und Salisbury getreten. Lord Beresford, der spätere Kommandant der Kanalflotte, hatte seinen aufreizenden Appell an die Nation gerichtet, und seit 1889 war auch bereits die epochemachende »Naval Defence Act« in Kraft, die Englands Seeherrschaft auf eine neue, fortan unerschütterliche Basis stellen sollte. Das doppelte Resultat dieser Renaissance des britischen Bewußtseins war die glänzende Flottenschau von Spithead (1897) und Englands Arroganz, auf die Frankreich die Antwort schuldig bleiben mußte.

Und damit war es zu Ende. Frankreichs Vasallenschaft war entschieden. Es nahm jüngst Marokko zwar aus deutscher Hand, jedoch als englisches Lehen in Empfang. Und es wird es, so der Meister will, auch noch mit dem Spanier teilen. Pauvre France!

Doch einstweilen fühlt es sich, trotz dieser jüngsten Enttäuschung, immer noch wohl dabei, derweil Europas Schwäche durch die tragikomische Undenkbarkeit einer deutsch-französischen Versöhnung besiegelt bleibt.

Doch was nützt es, als zweiter Greger Werle mit dem Argumente der Lebenslüge einen Bund sprengen zu wollen, den des Geschickes zäheste Ironie zusammenhält? Dr. René Prévôt

Die neuen Anleihen

Mitten in den Wahltumult kamen die Fisci des Reichs und Preußens mit der Ankündigung einer neuen Anleiheemission. Die Regierungen müssen also das Geld sehr nötig haben, sonst hätten sie bis nach der Schlacht gewartet. In Geldsachen hört eben die Gemütlichkeit auf, und auch die Regierungen müssen sich, wenn die Kassen leer sind, der metallischen Notwendigkeit beugen. Herr

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wermuth sucht der Anleihe das Mäntelchen der Harmlosigkeit umzuhängen. Er behauptet, er wolle gar keine Anleihe emittieren, sondern nur 80 Millionen von den im laufenden Jahre fälligen Schatzanweisungen fundieren. Er vergißt dabei, daß diese Transaktion ja nichts weiter bedeutet als eine langfristige Prolongation der schwebenden Schuld, was harmloser aussehen mag, in Wirklichkeit aber nichts anderes ist als ein Pump. Denn ob die Regierung 1912 sämtliche Schatzanweisungen im Betrage von 240 Millionen Mark einlöst und später eine Anleihe aufnimmt oder ob sie durch eine Fundierung den zukünftigen Pump umgeht, ist im Resultat einerlei. Allerdings braucht Herr Wermuth nur 80 Millionen Mark, eine Summe, die nicht sonderlich ins Gewicht fällt, jedenfalls gegenüber den Anforderungen Preußens nur eine kleine Quote bedeutet. Denn Preußen emittiert 420 Millionen Mark Konsolidierte Staatsanleihe, die ebenso wie die neue Reichsanleihe 4prozentig und bis zum Jahre 1918 unkündbar ist. Den Zeichnungstermin haben die Regierungen auf den 29. Januar gelegt, und bieten dem Publikum durch Vermittlung des üblichen Bankenkonsortiums die Anleihen zum Kurse von 101,40 Prozent an. Der Zeitpunkt ist nicht ungeschickt gewählt und auch der Preis nicht unangemessen. Zum letztenmal kamen Preußen und das Reich mit 140 Millionen resp. 340 Millionen 4prozentiger Anleihe am 5. Februar 1910 an den Markt. Das Publikum mußte damals 102 Prozent bezahlen, hatte allerdings den Vorteil, daß die Anleihen zwei Jahre länger als die jetzigen unkündbar waren. Daß die beiden Regierungen schon gleich beim Jahresbeginn den Geldmarkt in Anspruch nehmen, hat seinen Grund einmal in der Dringlichkeit des Bedarfs, dann aber in der Befürchtung, daß andere Geldbedürftige vorher die Kapitalistentaschen auspumpen. Schon ist ihnen Württemberg zuvorgekommen, und die preußischen Minister des Innern und der Finanzen haben sich erst vor einiger Zeit durch eine Rundfrage überzeugen können, daß der Geldmarkt wieder einmal vor einer Anleiheüberschwemmung steht. Die Städte, Kreise und Provinzen werden bald ihre Ansprüche geltend machen, und auch die anderen Bundesstaaten werden nicht mehr lange auf sich warten lassen. Es hieß also, frühzeitig die Wiesen abzugrasen, sonst wären die Portemonnaies leer gewesen. Auch die Konkurrenz der Industriepapiere setzt im Vorfrühling gewöhnlich mit besonderer Intensität ein, und man weiß ja, daß der Deutsche lieber 5 oder 6 Prozent mit Risiko, als 4 Prozent ohne Risiko nimmt. Die Liebe für unsere Staatsrenten hat sich ja im letzten Jahrzehnt merklich abgekühlt, was weniger auf eine politische Verschnupfung, als auf wirtschaftsgenetische Motive zurückzuführen ist. Denn wenn die Bundesstaaten und das Reich $4^1/_2$ Prozent oder gar 5 Prozent böten wie die exotischen Pleitefisci, so würde das Publikum einen Run auf die Zeichnungskassen machen. So aber sind die Subskriptionserfolge nicht sonderlich beglückend und die Banken können froh sein, wenn sie nicht auf einem Teil der Bestände sitzen bleiben. Denn auch die Marge gegen den Kurs der schon notierten Anleihen ist kein reizvoller Leckbissen für ein Publikum, dem die Effektenemissionen ganz andere Bezugsvorteile bieten.

Über die Notwendigkeit des 4prozentigen Typs habe ich an dieser Stelle schon mehrfach gesprochen. Der Gwinner-Rheinbabenstreit und die daranschließende lebhafte Kurs- und Stützungsdebatte gaben reichlich Gelegenheit, den Gründen nachzuforschen. Noch im Jahre 1908 wurde darüber gejammert, daß das Reich und Preußen zum 4prozentigen Typ überschwenkten, obwohl nach dem System Goschen eine automatische Konversion

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf $3^{3}/_{4}$ Prozent vorgesehen war. 1909 schloß man ein Kompromiß und emittierte die eine Hälfte der Anleihen 4prozentig, die andere Hälfte $3^{1}/_{2}$ prozentig. Der Zeichnungserfolg bewies klar, wo die Tendenz des Publikums hinging. Gezeichnet wurden damals auf 800 Millionen Mark 1491 Millionen, davon 832 Millionen für 4prozentige, und nur 659 Millionen für $3^{1}/_{2}$prozentige Stücke. Damit war der strikte Beweis geliefert, daß die Zeit der niedriger verzinslichen Anleihen für Deutschland vorläufig vorüber ist. Das Reich und Preußen haben denn auch schon im folgenden Jahre nur noch den 4prozentigen Typ herausgebracht. Sie hatten eben eingesehen, daß das Publikum nur noch mit höheren Zinssätzen zu gewinnen ist. Dabei nimmt es lieber die preußischen Anleihen als die des Reichs, wohl aus einem politischen Instinkt und aus der Erwägung, daß die fundamentalen Unterlagen des preußischen Anleihedienstes für absehbare Zeit unerschütterlich sind.

Die beiden Regierungen haben in früheren Zeiten viel experimentiert. Im Jahre 1885 schon schuf das Reich eine 4prozentige Anleihe, durch die der Gesamtbetrag der 4prozentigen Reichsanleihen auf 450 Millionen Mark stieg. Diese 450 Millionen Mark wurden im März 1897 mit Wirkung ab 1. Oktober 1897 in $3^{1}/_{2}$prozentige Anleihen konvertiert. Zur gleichen Zeit nahm auch Preußen eine Konversion seiner 4prozentigen Anleihen auf $3^{1}/_{2}$ Prozent vor. Längere Zeit behielt man den $3^{1}/_{2}$ prozentigen Typ bei, bis die riesenhafte industrielle Entwickelung Deutschlands die Emissionsflut der Dividendenpapiere brachte, deren Rentabilität unbeschränkt war. Dieser Übermacht mußten die niedrig verzinslichen Anleihen weichen, und die Regierungen bekamen nach verschiedenen Versuchen, zu denen auch das oben skizzierte Goschensche Experiment gehörte, endgültig auf den 4prozentigen Typ zurück. Die Miquelzeit der Anleihebegeisterung scheint heute schon soweit hinter uns zu liegen, daß man sich fragt, ob die Regierungen nicht bald dazu übergehen müssen, den Zinssatz bei relativ niedrigem Emissionskurs noch höher zu stellen. Wer die Kursskala unserer Anleihen durchgeht, muß erschrecken. Aber Notwendigkeiten muß man sich fügen; und in unserer Zeit gehen die hohe Quote und der schnelle Gewinn selbst der goldensten Sicherheit vor.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Die Stimmzettel

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, ist der Stichwahlhandel vorüber und die Mandate verteilt. — Hier soll nur von der Urform des Wahlresultats: den Stimmzahlen, die Rede sein.

$14^{1}/_{4}$ Millionen Deutsche waren diesmal wahlberechtigt: Neunmalhunderttausend mehr als ein Jahrfünft zuvor. 12,2 Millionen haben gewählt. Die Zahl der Uninteressierten ging von 2,09 auf 2,05 Millionen, prozentual von 15,3 auf 14,4 v. H. zurück. Was hat diese Ziffer zu bedeuten? Zivilisatorisch gesehen, ist sie verblüffend. Wie durchzivilisiert, durchschult, durchdrillt, wie wach von dem „Schlaf der Welt“ muß eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nation sein, die sechs Siebentel aller zur Wahlurne schickt! Man erwäge und messe es an unsernen Denkgewohnheiten: Ein bedruckter Zettel ist abzugeben. Auf dem Zettel steht der Name eines Unbekannten, zumindest Gleichgültigen. Der Name bedeutet das Abstrakteste des Abstrakten: ein Programm. Fünf Jahre Mitregierung im fernen Berlin, im Kreise ungreifbarer Kompetenzen, im Namen einer unpersönlichen Verfassung ... Dennoch: sechs Siebentel wählen. Da sicher manch Hunderttausend der „Nichtwähler" aus andern Gründen beiseite steht, als aus dem der Stumpfheit: aus Prinzip, Opposition, Zufall, Bequemlichkeit — bleibt kaum der zehnte Volksteil zurück, der für die komplizierten Voraussetzungen des Wahlakts zu einfach ist. So wenig zahlreich sind unter dem Schulzwang die Ursprünglichen. Ich bin nicht versucht, diesen papiernen Erfolg als Kulturgipfel zu preisen und kann den verstehen, der die unhemmbare Literarisierung mit allen andern als frohen Gefühlen ansieht: Hier gilt es nur, festzustellen. Festzustellen, daß der Glaube an ein schlechtgefesseltes Millionenheer Wilder zum fünfzigsten Male als Märchen erwiesen ist; daß die — nennen wirs einmal: Bildung — nicht die schauende, gestaltungsreiche des Analphabeten, wohl aber die zählbare und meßbare, die lesende und schreibende des zivilisierten Menschen in unserem Lande die ungeheure Majorität hat. Selbstverständlich? — Viele würden es begreiflich, manche erquickend finden, wenn im Deutschen Reich eine Dreiviertelmehrheit lebte, in deren Hirn die Zettelabstraktion nicht paßt. Vor hundert Jahren noch wird es so gewesen sein: eine Riesenmajorität Wilder, allem Unpersönlichen fremd. Heute nicht der Zehnte von allen. Glück oder Unheil: es ist so.

Zwei Abstrakta: Interesse und Weltanschauung haben die Zettel zusammengebracht. Wunderlich zu denken, daß man Weltanschauung zählen kann. Doch wird sie gezählt. Und sie kommt auf höhere Zahlen, als Realitätengläubige jemals ahnen würden. Die katholische Partei hat, mit den wahrscheinlich „Abkommandierten", 2,2 Millionen Stimmen erzielt. Nach dem Prozentsatz der Katholiken in Deutschland könnte es das Zentrum auf viereinhalb Millionen bringen: das ist sein theoretisches Maximum. Die Hälfte aller katholischen Wähler also zog unbekümmert um wirtschaftliche und politische Interessen — für eine Weltanschauung in den Streit. Ein ander Bild. Wo kommen die immer noch gewaltigen Massen nationalliberaler Stimmen her? Als Interessengruppe wäre die Partei eine Vertretung der Großindustrie: also einiger weniger. Die deutschen Steuerlisten zählen etwa 200000 Personen mit mehr als zehntausend Mark Einkommen; davon 70000 (höchstens) aus der Großindustrie. Macht 50000 Wahlstimmen; mit sämtlichen Akoluthen allenfalls eine Viertelmillion. Es sind aber 1670000. Woher die anderthalb Millionen? Das alte Zauberwort „Liberal" ihrer Väter, der Reichsgedanke der Söhne hält sie fest: sie fechten für einen Glauben.

Vier Weltanschauungen stehen zur Wahl; vier Interessengruppen. Kirche, Nation, Unabhängigkeit, Sozialisierung; Agrarstaat, Handel, Industrie und Handwerk. Es ist natürlich, daß ihre Kreise sich schneiden. Am auffälligsten in der Sozialdemokratie, wo Berufszugehörigkeit und Weltanschauung sich annähernd decken. „Sie wird," hieß es am 5. Dezember in diesen Blättern von der Partei, „in die kommende Wahl voraussichtlich mit 4 bis $4\frac{1}{4}$ Millionen gehen." Die obere Grenze dieser Schätzung hat sie erreicht: 4,24 Millionen. Da in ihren Berufskreis 29 Millionen Deutsche gehören, ist eine Wählerzahl von 5,4 Millionen ihr theoretisches Maximum. Nicht

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allzuweit blieb sie dahinter zurück. Immerhin: eine Million hat jenseit des Interesses gewählt.

Das theoretische Maximum der Agrarier ist: $3^1/_4$ Millionen; der Handeltreibenden: 1,8 Millionen; der Handwerker: 1,3 Millionen. Sie alle gaben: die einen zwei Millionen, die andern eine halbe Million, die dritten eine Million an ihre Weltanschauung ab.

In allem: Fünf Millionen, mindestens viereinhalb, stimmten frei von den „Realitäten" ihrer Wirtschaftsgruppe für eine allgemeine politische oder religiöse Überzeugung (um dem Worte „Weltanschauung" einmal Ruhe zu gönnen). Für Dinge, die jenseit der Zeitbedürfnisse, zuweilen jenseit des Irdischen liegen. Vielleicht ist es gut, auch diese Statistik des Gefühls einmal zu überdenken.

Hermann Friedemann

Der Reichstag und die Verhältniswahl

Die diesmaligen Hauptwahlen zum Reichstag konnten in fortschrittlich gesinnten Kreisen zunächst nur Enttäuschung hervorrufen. Man hatte sich von diesem „Tag von Philippi" etwas anderes erwartet. Den reaktionären Parteien waren bereits, einschließlich der Polen, 131 Mandate zugefallen, oder 136, wenn man auch die fünf gewählten Elsässer und den einen bereits gewählten Lothringer hinzurechnete. Ihnen standen zunächst nur 64 Sozialdemokraten und 4 Nationalliberale gegenüber. Der Opposition im weitesten Sinne war also die Aufgabe gestellt, in den 190 Stichwahlen nicht weniger als 135 Mandate zu gewinnen, um die Hälfte aller Mandate zu erlangen. Ein wie ganz anderes Bild aber ergab ein Überblick über die für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen! Es stellte sich heraus, daß die liberalen Parteien mit ansehnlich vermehrten Stimmenziffern aus dem ersten Wahlgang hervorgegangen waren; sie hatten einen Zuwachs von 403000 Stimmen zu verzeichnen, wovon allein 323000 auf die fortschrittliche Volkspartei entfielen. Ihre Stimmenzahl betrug zusammen 3285000, fast soviel wie das Zentrum und die beiden konservativen Parteien mit rund $3^1/_2$ Millionen zusammen erlangt hatten. Insgesamt hatten die Parteien der Linken einen Zuwachs von rund 1400000 Stimmen erzielt, während die Blockgruppen 300000 Stimmen verloren hatten.

Die erste Regung, die dieses Mißververhältnis zwischen den Wahlergebnissen und den Stimmenziffern in liberalen Gemütern hervorrufen mußte, war Erbitterung über die ungerechte Wahlkreiseinteilung. Eine nähere Betrachtung mußte aber lehren, daß ihr nicht allein die Schuld an dem mageren Anteil des Liberalismus an den Ergebnissen des ersten Wahlgangs zuzuschreiben war. Warum erlangten die Sozialdemokraten, die doch die falsche Wahlkreiseinteilung am meisten beeinträchtigt, dennoch mit 4238919 Stimmen gleich im ersten Anlauf 64 Mandate, die Nationalliberalen mit 1671197 Stimmen dagegen nur 4 und die fortschrittliche Volkspartei mit 1556549 Stimmen gar keins? Die Stichwahlen können manches, aber nicht alles wieder gut machen, was der erste Wahlgang verfehlte. In den fünf Berliner Wahlkreisen, die in der Hauptwahl der Sozialdemokratie wieder zufielen, wurden 65000, in den drei Hamburger Wahlkreisen, die ebenfalls aufs neue die rote Partei eroberte, mehr als 80000 Stimmen für die liberalen Parteien abgegeben; diese wie viele weitere starke liberale Minderheiten in andern Kreisen, deren Mandate im ersten Wahlgange von andern Parteien genommen wurden, zählen bei den Stichwahlen nicht mehr mit; sie sind vergeudete Kräfte und an dem End-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ergebnis der Wahlen wäre nicht das mindeste geändert, wenn die betreffenden Wähler überhaupt nicht wahlberechtigt sein würden. Eine Neueinteilung der Wahlkreise würde diese Verhältnisse wenigstens in den Großstädten für die liberalen Parteien eher verschlimmern als verbessern; sie würde hier nur die Zahl der sozialdemokratischen Mandate, kaum die der liberalen vermehren. Helfen kann in dieser Hinsicht nur die Verhältniswahl.

Die Sozialdemokratie tritt bekanntlich schon längst für die Proportionalwahl ein. Nun aber scheint die Erkenntnis, das darin der beste Ausweg aus der Ungerechtigkeit des bisherigen Wahlverfahrens zu suchen sei, auch in liberalen Kreisen aufzudämmern. Als das „Berl. Tageblatt" im Februar vorigen Jahres einem auf die Proportionalwahl hinzielenden Reformvorschlag seines jüngst verstorbenen Mitarbeiters Friedrich Dernburg Raum gab, hob die Redaktion ausdrücklich ihre gegensätzliche Meinung hervor; die Verhältniswahl, bemerkte sie, würde, so blendend ihre Vorzüge auch im ersten Augenblicke erschienen, doch mancherlei schwere Nachteile im Gefolge haben und vor allem zu einer weiteren Zersplitterung unseres Parteiwesens führen. Eine gerechte Neueinteilung der Wahlkreise sei der Proportionalwahl bei weitem vorzuziehen. In einem besondern Leitartikel wurde diese Ansicht dann noch gegenüber Dernburg eingehend zu begründen gesucht. Hätte Friedrich Dernburg noch einige Monate länger gelebt, so würde er mit inniger Genugtuung im Leitartikel der Morgenausgabe des „Berliner Tageblatts" vom 17. Januar 1912 folgende Sätze lesen können: „Besonders in den Großstädten, die mehr und mehr der Sozialdemokratie anheimfallen, hat die Fortschrittliche Volkspartei viel Mühe und viel Geld nutzlos aufwenden müssen. Man darf annehmen, daß selbst innerhalb der Sozialdemokratie das Unrecht empfunden wird, das in der völligen Ausschaltung des Liberalismus in den Großstädten liegt. Selbst wenn man an sich einem proportionalem Wahlsystem über das ganze Land hinweg nicht ohne Bedenken gegenübersteht, wird man sich der Erwägung nicht verschließen können, daß für die Großstädte die Proportionalwahl zu einem unumgänglichen Bedürfnis geworden ist, damit nicht das liberale Bürgertum durch die proletarischen Massen völlig an die Wand gedrückt wird."

Friedrich Dernburg wollte das ganze Deutsche Reich als einen Wahlkörper behandelt wissen, damit so die ideale Einheit hergestellt würde, aus der Vertreter der ganzen Nation hervorgehen. Die Erfahrungen in andern Ländern haben gelehrt, daß die Anhänger der Verhältniswahl, um mit ihrer Propaganda praktischen Erfolg zu erzielen, sich nicht gleich auf einen so radikalen Vorschlag versteifen dürfen. In England hat es wenigstens der Bewegung viel geschadet, daß einer ihrer ersten Vorkämpfer, Thomas Hare, im Jahre 1857 anregte, daß das ganze Vereinigte Königreich einen einzigen Wahlkreis bilden solle. „Diese Anregung", meint John H. Humphreys, der Sekretär der „Proportional Representation Society", „richtete eine Barre von Vorurteilen gegen alle Vorschläge zur Verhältniswahl auf, die selbst heute noch nicht ganz beseitigt ist, und führte dazu, daß man sich weigerte, irgendeinen Versuch, eine Verbesserung der bestehenden Methoden in bescheideneren Grenzen herbeizuführen, überhaupt ernst zu nehmen." Heute fordern die Führer der englischen Bewegung nur eine bedeutende Vergrößerung der vorhandenen Wahlkreise, derart, daß die Wahlen wenigstens annähernd eine verhältnismäßige Vertretung ergeben müßten.

In irgendeiner der vielen Formen, in denen eine Annäherung an eine voll-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständige Verhältniswahl durchzuführen ist, und in manchen Ländern schon durchgeführt ist, dürfte sie auch einmal für den deutschen Reichstag angewandt werden. Heute begegnen darauf gerichtete Vorschläge noch zu vielen Widersprüchen. „Verbesserungen fehlerhafter und durch das Leben überholter Zustände", schrieb Friedrich Dernburg seinerzeit, als er seinen Vorschlag im „Berl. Tageblatt" vorgetragen hatte, „ziehen sich oft lange genug hin. Doch wenn sich die Mängel allzusehr gehäuft haben, dann führt manchmal ein Ruck die in der öffentlichen Meinung vorbereiteten Verbesserungen über die hindernde Barre hinweg zum Sieg." Vielleicht wird dieser Ruck noch eher kommen, als er es sich gedacht hatte.

Otto Corbach

Schiedsgerichte

In der neueren Zeit bemüht man sich, Kriege zwischen den verschiedenen Staaten zu vermeiden und drohende Konflikte durch Schiedsgerichte zu erledigen. Es sei z. B. erinnert an den Streit um die Karolineninseln zwischen Deutschland und Spanien. Immerhin werden sich kriegerische Konflikte nie ganz vermeiden lassen, da es sich bei Kriegen oft um Fragen handelt, die nur durch den Waffensieg der einen oder andern Partei zu lösen sind, wie z. B. die drohende Vorherrschaft Rußlands im Stillen Ozean nur durch einen siegreichen Krieg von den Japanern abgewendet werden konnte. So bilden Streitigkeiten zwischen zwei Völkern wohl manchmal den Anstoß zu einem Kriege (wie z. B. die spanische Thronkandidatur im Jahre 1870), aber die schiedsgerichtliche Lösung eines solchen Streitfalles wäre zwecklos, da die tiefere Ursache, welche zum Kriege führt, auf eine Entscheidung durch die Waffen drängt. Deutschland mußte im Jahre 1870 sich seine Einigung und Großmachtstellung mit dem Schwerte erkämpfen, und ob die eine oder andere Streitfrage zum Ausbruch des Krieges führte, war ganz nebensächlich. Man wird also sagen können: Schiedsgerichte zwischen Staaten sind zweckmäßig und erfolgversprechend überall da, wo nicht aus allgemeinen Gründen ein Waffengang unvermeidlich erscheint.

Wie steht es nun mit Streitigkeiten im bürgerlichen Leben? Die Differenzen unter den einzelnen Bürgern, den Firmen und Gesellschaften sind entweder persönliche oder sachliche. Nur mit letzteren wollen wir uns hier beschäftigen.

Wer jemals genötigt war, sachliche Differenzen auf dem Prozeßwege zu verfolgen, der kennt die enormen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten eines Rechtsstreites. Zunächst bringt die Aufstellung und Informierung eines Rechtsanwaltes Zeit- und Geldverlust; dann kommt die langwierige Prozedur des gerichtlichen Verfahrens in den verschiedenen Instanzen. Es sind fortwährend Konferenzen nötig, Schriftsätze müssen verfaßt und gelesen werden, vom Gegner werden oft unsachliche Einwendungen gemacht und es dauert oft sehr lange, bis man das beruhigende Gefühl hat, daß der Richter bzw. das Richterkollegium überhaupt weiß, worauf es eigentlich ankommt. Wie man im Märchen sich erst durch einen Berg von Reisbrei durchessen muß, um in das Schlaraffenland zu kommen, so muß man bei Prozessen sehr oft sich durch einen Wust von Mißverständnissen, unsachlichen und falschen Angaben, Nebensächlichem usw. durchbeißen, bis der eigentliche Streitgegenstand klar zutage liegt. Es dauert oft jahrelang, bis das Gericht den Kern eines Streitfalles herauszuschälen in der Lage ist, woran die Schuld natürlich größtenteils bei den Parteien bzw. deren Anwälten liegt.

Was geschieht nun, wenn man endlich so weit ist und die Quintessenz unzähliger Schriftsätze, Zeugenverhöre, Plaidoy-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ers usw. in einigen Sätzen zusammengefaßt hat? Jetzt wird meist ein Sachverständiger zugezogen, der ein Gutachten abgibt. Im Publikum ist man über die enorme Bedeutung dieser Gutachten oft im unklaren; man erwartet alles vom Richter. Tatsächlich fällt aber der Richter sein Urteil nach dem Gutachten des Sachverständigen in allen Dingen, bei welchen eine besondere Sachkenntnis erforderlich ist — und dies gilt sicher für alle Rechtsstreite auf technischem und gewerblichem Gebiet.

Die vom römischen Recht ausgehende Vorbildung unserer Richter war zunächst eine mehr philologische; man mußte die römischen und griechischen Gesetze lesen und auslegen können; später wurde sie eine juristische in dem Sinne, daß der Richter die zum Rechtsprechen nötige formalistische Bildung erhielt. Eine sachliche Ausbildung auf allen Gebieten des praktischen Lebens ist übrigens auch nicht möglich; Spezialgerichtshöfe und gemischte Gerichtshöfe bestehen aber nur vereinzelt; somit ist der Sachverständige der Hauptträger der Entscheidung, wenn auch nicht formell, so doch reell.

Ist es nun nötig und zweckmäßig, erst jahrelang bei Gericht zu prozessieren, bis man dazu kommt, die eigentliche Streitfrage durch einen Sachverständigen entscheiden zu lassen?

* * *

In Dänemark bestehen technische Schiedsgerichte, zusammengesetzt aus einem Juristen und zwei technischen Richtern, welche von der Schiedsgerichtskommission des dänischen Ingenieurvereins ernannt werden. — Auch in Deutschland, besonders in Hamburg, kommt man mehr und mehr zu der vernünftigen Auffassung, bei allen Verträgen von vornherein eine Schiedsrichterklausel aufzunehmen. Auftretende Differenzen werden damit sofort an die richtige Schmiede gewiesen.

Ein neues Feld für unsere Anwälte: nicht Prozesse vor Gericht zu führen, sondern Verträge so abfassen zu helfen, daß Konflikte schnellstmöglich sachlich erledigt werden; noch besser: Konflikte zu verhüten, dem Hygieniker gleich, der die Keime der Krankheiten ausrottet, ehe sie zur Wirkung kommen.

* * *

Zweifellos wird das Schiedsgerichtswesen eine immer größere Rolle spielen. Aber es ist noch in seinen Anfängen und muß sich ausreifen. Zunächst muß man sich darüber klar sein, daß im bürgerlichen und gewerblichen Leben Zivilprozesse als gänzlich unproduktiv möglichst vermieden werden sollten. Denn bei derartigen Streitigkeiten kommt es nicht auf allgemeine Fragen an, welche schließlich durch das Schwert oder einen Machtspruch entschieden werden müssen, sondern auf Differenzen, welche schneller und billiger durch Schiedsgerichte erledigt werden können. Allerdings gibt es auch im industriellen Leben Kämpfe um die Vorherrschaft, aber diese Streite lassen sich ohnehin nicht im Gerichtssaal entscheiden, sondern nur auf dem Weltmarkt. Dr. R. Escales

Aussprüche Friedrich des Großen

Ich wundere mich über die englische Politik; sie sehen ganz Europa als eine große Republik an, die dazu da ist, ihnen zu dienen; sie gehen niemals auf die Interessen der anderen ein und bedienen sich keiner anderen Beweisgründe als ihrer Guineen.

An den Etatsminister von Podewils, 7. Februar 1747

*

Die letzten Siege machen die Engländer stolz und hochmütig, und ihr Reichtum flößt ihnen Verachtung gegen alle Nationen ein, welche weniger wohlhabend sind als die ihrige. Glücklich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unser Vaterland, wo jedermann eine ehrenvolle Freiheit genießt, wo der Sieg menschlich und maßvoll ist, wo Sittlichkeit noch mehr gilt als die Güter des Glückes und wo der Titel eines Ehrenmannes ruhmvoller ist als der eines Millionärs! Man muß die Wahrheit sagen und loben, was lobenswert ist. Unsere Deutschen sind den Engländern durchaus gleichwertig, und von jenen Sachsen stammt ohne Zweifel die Tüchtigkeit, die ihnen so viele Vorteile über die Franzosen verschafft hat.

An den Erbprinzen von Braunschweig in London; Potsdam, 10. Februar 1766

*

Die Römer waren in der glücklichen Zeit der Republik die klügsten Räuber, welche jemals die Erde verwüstet haben; sie wußten, was sie erwarben, mit Klugheit zu erhalten; aber endlich passierte diesem Volke, was jedem Usurpator passiert, es wurde seinerseits unterdrückt.

Antimachiavel, Cap. III

*

Ich kann ihnen nicht sagen, wie sehr mich ihre Franzosen ergötzen. Diese so sehr nach Neuigkeiten begierige Nation bietet mir unaufhörlich neue Szenen dar: bald sind es die vertriebenen Jesuiten, bald Glaubensdekrete, das aufgelöste Parlament, die zurückgerufenen Jesuiten, neue Minister alle drei Monate; kurz sie allein liefern Unterhaltungsstoff für ganz Europa.

An d'Alembert, 7. Mai 1771

*

Je größer die Armeen werden, um so weniger Kriege wird es geben, weil die Mittel nicht mit den Kosten in Einklang stehen.

An den Prinzen August Wilhelm von Preußen: Potsdam, 15. April 1756

*

In der Politik geht man um so sicherer, je langsamer man geht.

An den Erbprinzen von Braunschweig; Potsdam, 10. Februar 1766

Je älter man wird, um so mehr überzeugt man sich, daß Seine heilige Majestät der Zufall drei Viertel der Geschichte in dieser elenden Welt besorgt und daß die, welche die weisesten zu sein glauben, die größten Narren der Gattung von Wesen mit zwei Beinen und ohne Flügel sind, zu welchen zu gehören, wir die Ehre haben.

An Voltaire; Breslau, 12. März 1759

*

Die Großen, wenn sie von sich sprechen, sagen „Wir"; sie werden dadurch nicht vervielfacht.

An Voltaire, 1752

*

Die einen haben in der Welt die Macht ohne den Willen, die andern den Willen ohne die Macht.

An Voltaire; Berlin, 10. Januar 1740

*

Ich habe nachgedacht über die Art, wie man mit denen umgeht, welche eine sogenannte Rolle spielen, und ich habe mir gesagt, man behandelt uns wie Kinder; wenn wir kaum stammeln, sagt man, wir redeten wie Cicero; wenn es uns passiert, am Ende einiger Wörter einen Reim anzubringen, ist man erstaunt über unser großes Talent; und wenn wir schwerfällig marschieren, vergleicht man uns mit Seiltänzern.

An d'Alembert, 29. Januar 1771

*

Ich bin weder jemals geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, über das ich disponieren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates immer wie die Bundeslade angesehen, die keine unheilige Hand zu berühren wagte.

Testament vom 8. Januar 1769

Aus der Sammlung von „Prof. Dr. A. Kannengießer, Friedrich der Einzige." Ein Charakterbild des großen Königs in seinen Worten. Dresden 1912.

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Bedeutung der Reichstagswahlen

Von Professor Otto Harnack

ie Reichstagswahlen sind beendet, und sie haben tatsächlich einen „Ruck nach Links" gebracht. Hätten wir aber eine gerechte Wahlkreiseinteilung, so hätte dieser Ruck noch weit stärker sein müssen. Bestimmt man die Zahl der Sitze nach der Zahl der für die einzelnen Parteien abgegebenen Wählerstimmen, so müßten erhalten:

Die Sozialdemokraten	138	Sitze
Das Zentrum	64	„
Die Nationalliberalen	54	„
Die fortschrittliche Volkspartei	50	„
Die Konservativen	37	„
Die Polen	14	„
Die kleineren konservativen Gruppen	13	„
Die Reichspartei	12	„ usw.

Hieraus ergibt sich, daß Fortschrittlern und Sozialdemokraten nur 11 Stimmen an der absoluten Majorität (199) fehlen würden, und daß sie mit den Nationalliberalen eine starke, allen Zufälligkeiten gewachsene Majorität bilden würden. Und das Zentrum würde nur wenige Sitze mehr haben als die Nationalliberalen! So ist es nun nicht geworden, und kann es nicht werden, so lange die für ein ackerbautreibendes Deutschland 1867 und 1871 entworfene Wahlkreiseinteilung für das industriell gewordene Deutschland weiter bestehen und als ein schlecht sitzendes, alle Glieder einschnürendes Kleid getragen werden soll.

Die auffallendste Differenz zwischen dem Soll und dem Haben zeigt sich bei den Sitzen des Zentrums; fast anderthalb mal soviel Abgeordnete als ihr nach der Zahl der Wahlstimmen zufallen müßten, wird diese Partei im neuen Reichstag aufweisen. Es liegt das offenbar daran, daß sie in vielen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wahlkreisen unbedingt alleinherrschend ist und dort auch schon mit einer geringen Stimmenzahl ihre Kandidaten als gewählt proklamieren kann. Hieran läßt sich erkennen, wo die Hebel für eine politische Weiterentwickelung Deutschlands einzusetzen sind, in diese toten, vom Kaplan beherrschten Wahlkreise politisches Leben zu tragen, das wäre eine Aufgabe, die bisher leider fast nur die Sozialdemokratie zu erfüllen gesucht hat.

Die Sozialdemokratie! Die große Masse der ihr zugefallenen Sitze bringt jetzt manchen dazu, über den Ausfall der Wahl zu klagen. Und doch spricht sich in dieser Klage nur die Sehnsucht nach einer jetzt unmöglich gewordenen Selbsttäuschung aus. Die „Genossen" haben ja noch nicht einmal soviel Wahlkreise erobert, als ihnen nach dem Stimmenverhältnis zukämen; in Wirklichkeit hat mehr als ein Drittel der deutschen Wähler sozialdemokratisch gestimmt. Das ist allerdings eine Tatsache, die — nach Bethmann-Hollwegs unfreillig wahrem Wort — die „bürgerlichen" Parteien zur Besinnung bringen sollte! Aber wozu soll diese Besinnung führen? Doch wohl nicht dazu, daß sich alle sogenannten Bürgerlichen (ein Name, für den sich Herr von Heydebrand gewiß nicht erwärmen wird) zu einer unterschiedslosen Masse vereinigen, um die bisherige Politik solange fortzusetzen, bis die Hälfte der deutschen Wähler sozialdemokratisch geworden ist, — sondern doch wohl, um von einer Politik abzulassen, die zugleich aussaugend und aufpeitschend auf die Massen gewirkt hat. Leider ist zu einer *solchen* Besinnung bei der Mehrheit der „Bürgerlichen" keine Aussicht vorhanden, sondern es wird lediglich die Sache der Fortschrittlichen und Nationalliberalen sein, im Verein mit der Sozialdemokratie, die Wirtschaftspolitik von ihren schlimmsten Auswüchsen zu befreien und dafür zu sorgen, daß sie nicht wieder nachwachsen können; es wird zugleich Sache dieser Parteien sein, dafür zu sorgen, daß der Begriff des Bürgertums im Deutschen Reich die herrschende und allgemeine Bedeutung erhält, die ihm im modernen Staat zukommt und die die Bevorzugung oder Zurücksetzung irgend einer Klasse von „Bürgern" ausschließt; es wird endlich ihre Pflicht sein darüber zu wachen, daß der Volksvertretung im ganzen das Gewicht in der Reichspolitik eingeräumt wird, das ihr einesteils nach der Verfassung schon zukommt, anderenteils durch das berechtigtermaßen erstarkte Selbstgefühl des deutschen Volkes gefordert wird.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für all diese Aufgaben ist zwar nicht eine Mehrheit von so entschiedener Stärke vorhanden, um in jedem Fall auf einen sichern Erfolg zählen zu können; noch viel weniger aber ist auf der Gegenseite eine solche Mehrheit vorhanden; eine konservativ-klerikale Politik ist unmöglich geworden; dieser negative Erfolg kann schon das Gefühl der Genugtuung bei allen, die gekämpft haben, erwecken! Inwieweit Positives in liberalem Sinn zu erreichen möglich ist, das wird in erster Linie davon abhängen, wie weit die Sozialdemokratie Einsicht in die politische Lage beweisen wird, und in zweiter Linie davon, wie weit die nationalliberale Partei imstande sein wird, alle ihre Mitglieder, auch die weithin nach rechts geneigten, auf die Bahn einer entschieden liberalen Politik zu führen.

Jedenfalls ist diese Bahn jetzt aber frei! Wenn die Parteien der Linken entschieden wollen, können sie auf ihr vorschreiten. Der Druck, der seit dem erneuten konservativ-klerikalen Bündnis vom Sommer 1909 auf unserem politischen Leben lastete, ist abgeworfen! Der deutsche Reichstag kann jetzt die Bedeutung und den Erfolg gewinnen, die im modernen Kulturstaat dem Parlament zukommen. Die Mittel sind da; es handelt sich nur darum, sie mit Willenskraft und taktischem Geschick zu gebrauchen.

Zur Methode der deutschen Diplomatie

Von Julius Sachs (Wien)

Wenn man die Erinnerungen Bismarcks liest, so sieht man deutlich, daß er es sich zum größten Ruhm angerechnet hat, nie auf Konferenzen gegangen zu sein und stets die diplomatische Einmengung dritter Faktoren in die deutschen Angelegenheiten vermieden zu haben. Es war sein Stolz, daß er 1866 die Intervention Napoleons und 1871 die Einmischungsversuche Englands zurückschlagen konnte neben dem Erfolge, daß er seinen König zur kriegerischen Aktion zwang. Man weiß, daß schon in der ersten Debatte, die der deutsche Reichstag dem zustandegekommenen Marokkovertrag widmete, der Reichskanzler einen ähnlichen Standpunkt hervorhob. Und in der zweiten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Debatte leitete Bethmann-Hollweg seine große Rede als Ausgangspunkt für seine Erklärungen mit der These ein, die deutsche Reichsregierung habe von allem Anfang an den größten Wert darauf gelegt, zu einer Verständigung über die Marokkofrage in direkter Auseinandersetzung mit Frankreich zu gelangen. Und man kann sagen, daß dieses Prinzip, die Durchführung von Auseinandersetzungen à deux zu erzielen, ohne eine allgemeine europäische Aussprache zu pflegen, einer der Hauptgrundsätze der Bismarckschen Politik — von der deutschen Reichsregierung mit Erfolg im Laufe der Marokkoverhandlungen durchgesetzt worden ist — und ebenso in der Konversation mit Rußland — und diese beiden Resultate hängen zusammen in einer Verknüpfung, die für die Methodik der modernen Diplomatie bedeutsam ist. Leicht ist ihr die Aufgabe nicht gemacht worden, denn den Versuch einer Einmischung stellte ja der englische Anspruch, mitbefragt zu werden, dar.

Dies und ein zweites Prinzip, das wir nach einem englischen Parlamentsausdruck das der Abpaarung nennen möchten, hat auch das arg verkannte Verhalten der österreichisch-ungarischen Diplomatie gegenüber den zwischen Deutschland und Frankreich gepflogenen Marokkoverhandlungen bestimmt.

Man hat gegen die Aehrenthalsche Politik in Erinnerung an das Verhalten Deutschlands zur Zeit der Annexionskrise den Vorwurf erhoben, sie habe Deutschland im Stich gelassen, während eine eklatante Kundgebung gleich jener von der „schimmernden Wehr" am Platze und erwartet gewesen sei. — Bekanntlich hat das Ressentiment seinen schärfsten Ausdruck in den heftigen Worten gefunden, die in der sächsischen Kammer der Führer der Konservativen, Abg. Geheimrat Dr. Opitz, an die österreichische Adresse für angezeigt erachtete.

Nun mag Graf Aehrenthal vielleicht eine durch mangelnde Information verursachte Übereilung begangen haben, als er zu Beginn der Marokkoaffäre, unmittelbar nach Entsendung des „Panther", sich auf den Standpunkt stellte, sämtliche Mächte müßten Marokko verlassen und man solle zur Algecirasakte zurückkehren. Ganz unanfechtbar und selbst unfreundlicher Deutung entrückt war aber jedenfalls die Absicht, in der jener Grundsatz aufgestellt wurde: er war ein sehr deutschfreundlicher. Man war damals in Österreich der Meinung, daß das Deutsche Reich mit seinem Eingreifen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur den Zweck verfolge, seine wirtschaftlichen Interessen gegen eine Schädigung durch das Überhandnehmen der politischen Stellung Frankreichs zu sichern. In diesem Falle erschien der österreichischen Regierung als die einfachste Lösung die Forderung, auch Frankreich und Spanien möchten Marokko räumen. Und hätte sie diesen deutschfreundlichen Standpunkt in einer Weise geltend gemacht, der wie eine einseitige Parteinahme ausgesehen hätte, so wäre er seiner Wirkung beraubt worden. Diese Erwägung führte damals zu der durchaus objektiveren und für die deutsche Attitude insofern nützlicheren Parole: alle Mächte müssen Marokko verlassen. Der Leiter der österreichisch-ungarischen Politik scheint aber damals der Meinung gewesen zu sein, daß Deutschland selbst den Grundsatz „Zurück zur Algecirasakte" durchsetzen könne, wobei er übersah, daß eine von Kiderlen-Wächter geleitete Politik sich unmöglich in dieser Richtung bewegen konnte, da sich der deutsche Minister ja im Jahre 1909 präjudiziert hatte. Als dann die Aufklärung über Deutschlands Absichten erfolgte, die schwebende Frage nach dem Prinzipe des „do ut des" mit Frankreich selbst zu regeln, befolgte Graf Aehrenthal jene Politik der weitestgehenden Reserve, die in der deutschen Öffentlichkeit vielfach mißverstanden worden ist und zu Auslassungen wie jener in der sächsischen Kammer geführt hat.

Heute aber ist es wohl klar, daß sein Vorgehen den Absichten wie den Interessen Deutschlands entsprochen hat. Man darf nicht vergessen, daß Deutschland zur Zeit des Beginnes der Marokkoaffäre mit Rußland in Verhandlungen stand. Wenn Deutschland wollte, daß die Abmachungen mit Rußland zustande kamen, mußte ihm dann vor allem daran gelegen sein, zu vermeiden, daß Rußland in eine Situation gebracht werde, in der es für Frankreich hätte Partei ergreifen müssen. Und jeder aktive Schritt, den Österreich-Ungarn im Laufe der Marokkoverhandlungen unternommen hätte, ja selbst nur ein irgendwie betontes Interesse an diesen Verhandlungen hätte Rußland vor die Notwendigkeit gestellt, seinerseits sich auf die Seite Frankreichs zu stellen. Es wäre bei einem aktiven Eingreifen Österreich-Ungarns in den Lauf der Marokkoverhandlungen nicht nur unmöglich gewesen, die Verhandlungen mit Rußland im Sommer zu dem bekannten erfolgreichen Ende zu bringen, sondern die ganze Situation hätte eben jene europäische Diskussion hervorgerufen, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seinerzeit Bismarck verabscheute und die heuer mit richtigem Blicke auch die deutsche Regierung vermeiden wollte. Gerade die Haltung Österreich-Ungarns, die zu einer entsprechenden Haltung Rußlands führte und diese überhaupt ermöglichte, hat die deutsche Politik in die Lage versetzt, den Versuch Englands, als Dritter in der Marokkanischen Affäre mitzusprechen, mit Erfolg zurückzuweisen. Und nur dank dieser Haltung Österreich-Ungarns konnte jene Konferenz vermieden werden, die nach der Annexion von Bosnien Graf Aehrenthal auch für die österreichische Politik als das Schlimmste vermieden wissen wollte. So erklärt sich der Passus in der Rede, die der Leiter der österreichisch-ungarischen Politik am 28. Dezember vor den Delegationen hielt: „Deutschland hat von Anbeginn an deutlich die Absicht kundgegeben, die Verhandlungen ohne Beiziehung einer anderen Macht mit Frankreich allein zu Ende zu führen. Dieses Ziel hat Deutschland vollkommen erreicht."

Man übersieht das große Prinzip der deutschen Methode, das in dieser besonderen Anwendung der Auseinandersetzung mit Mächten des anderen Systemes auf die einzig gedeihliche Weise die unvermeidliche Annäherung der Allianzen fruchtbar machen kann, wenn man jenen Vorwurf gegen die österreichische Politik erhebt. Man übersieht, daß die Tätigkeit der Bundesgenossen in der modernen Zeit doch wohl vor allem darin besteht, bei Komplikationen mildernd einzuwirken.

Man sieht bei der Erinnerung an die „schimmernde Wehr" zu sehr auf den letzten Schritt, den die deutsche Diplomatie in der Annexionskrise unternahm, und man vergißt, was für die damalige Situation viel charakteristischer war: daß beim Verschärfen der Differenz zwischen Rußland und Österreich die beiderseitigen Verbündeten, die sich damals ziemlich scharf gegenüberstanden, nämlich Deutschland und Frankreich, sich möglichst rasch über die eigene Differenz im Marokko-Abkommen vom Febr. 1909 einigten.

Ja, es besteht in diesem Sinne ein kausaler Zusammenhang zwischen der eben abgeschlossenen und der Krise von 1909. Denn die Unzulänglichkeit des Marokkoabkommens vom Februar 1909, das die vorjährige Krise veranlaßte, hatte seinen Grund in der übereilten Abfassung durch die beiden damals um den Frieden besorgten Mächte. Es hat damals Frankreich auf Rußland ebenso mäßigend eingewirkt wie Deutschland auf Österreich. Und wie 1909 bestand auch 1911 ein Zusammenhang durch das Mitspielen Rußlands.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diesmal haben Österreich und Rußland auf die beiderseitigen Verbündeten mildernd eingewirkt und sich sozusagen abgepaart in einem stillschweigenden Abkommen — man weiß auch nicht, ob dieses bloß ein stillschweigendes war. Denn jedenfalls ist in dieser Zeit auch eine Besserung in den Beziehungen zwischen Rußland und Österreich eingetreten. Diese stark betonte Reserve der beiderseitigen Verbündeten ermöglichte das Zustandekommen des Abkommens mit Frankreich, und die Zurückhaltung Österreich-Ungarns hat wieder den Abschluß des Abkommens mit Rußland möglich gemacht.

Die Vorwürfe, die man gegen die österreich-ungarische Politik in der Zeit der Marokkokrise erhebt, würden in der schärfsten Fassung lauten müssen: „Wie hat sich England gegenüber Frankreich verhalten? — und wie schlecht erscheint da die Haltung Österreich-Ungarns!" — Wir wählen absichtlich diese extreme Fassung, denn sie erst zeigt, wie unrichtig die Fragestellung ist, wenn man die diplomatische Sachlage überblickt.

Man darf nicht die Attitude Österreich-Ungarns mit der Englands, man muß sie vielmehr mit derjenigen vergleichen, die der Verbündete der Republik dieser gegenüber einnahm. Österreich hatte seine Stellung zu Deutschland jener anzupassen, die Rußland gegenüber Frankreich einnahm; Rußland desinteressierte sich so sehr von der Marokko-Angelegenheit, daß es, gerade als diese am verwickeltsten schien, mit Deutschland das Abkommen über Persien treffen konnte. Wenn das Desinteressement Österreich-Ungarns es ihm im Laufe der Marokko-Verhandlungen ermöglicht hätte, mit Frankreich zu irgendwelchen Vereinbarungen — z. B. über die Heranziehung des französischen Kapitals bei österreichischen und ungarischen Staatsanleihen — zu gelangen, so hätte man in Deutschland der Monarchie diese Vorteile, die sie aus der Situation ziehen konnte, nicht vorzuhalten Ursache gehabt. Aber es ist Tatsache, daß Österreich-Ungarn es versäumt hat, sich einen derartigen Vorteil zu sichern, und daß man ihm alles eher als eine egoistische Politik vorwerfen kann. Egoistisch war im letzten Sommer ausschließlich die Politik Englands, das in der Marokkoangelegenheit nicht Frankreich zu Hilfe gekommen ist, sondern im Gegenteil Marokko dazu benutzt hat, sich Frankreichs Hilfe zu sichern.

Deutschland hat in kurzer Zeit zwei Abkommen mit den beiden Mächten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Gegensystems abgeschlossen. Man vergleiche die Art, in der seine Resultate erzielt wurden, mit dem Unbehagen Frankreichs, das sich von Rußland im kritischen Moment verlassen sah und in der Furcht lebt, man wolle es unter dem Deckmantel von Sonderabkommen allmählich von seinen Freunden und Verbündeten trennen und die Entente „dislozieren"! — „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," das Wort gilt auch von den Allianzen.

Spionage / Von Richard Gädke

Sie ist unheimlich, ist niedrig, gemein und ehrlos. Sie ist ein Übel und unserer Gesittung unwürdig. Sie wird von allen Staaten der Welt getrieben, von den gesittetsten am meisten. In erster Linie gegen die Nachbarn, mit denen man gelegentlich in Krieg geraten könnte; der Übung wegen auch gegen andere. Nicht selten gegen die besten Freunde. Man kann schließlich nie wissen. „Und ein bisserle Lieb und ein bisserle Treu und ein bisserle Falschheit ist allweil dabei". Solange es Polizei und solange es Heere gibt, wird es auch Spionage geben.

Wer beschäftigt sich mit der Spionage? Die höchsten Männer des Staates in erster Linie. Sie sind die Auftraggeber. Leute, die jede Indiskretion in privaten Angelegenheiten als unfair, als ehrenrührig empfinden würden, werden die hartgesottensten Sünder, sobald es sich um öffentliche Angelegenheiten handelt. Man bespitzelt die Verbrecher, man bespitzelt die inneren Gegner, bespitzelt die politischen Parteien und bespitzelt die Nachbarn. Weiß natürlich, daß man auch selbst bespitzelt wird. Bismarck hatte stets einen fest verschließbaren Papierkorb, damit Lakaien selbst fortgeworfene Entwürfe, Briefe, Notizen nicht stehlen konnten. Denn im diplomatischen und militärischen Nachrichtendienste mag auch das Unbedeutende wertvoll werden.

Die Kriegsminister, die Chefs der Generalstäbe, sie sehnen sich alle nach unerlaubten Nachrichten. Je größere Geheimnisse sie enthalten und je weniger sie kosten, um so liebevoller werden sie empfangen. Es soll Leute geben, die in alle Zustände geraten, wenn für die Kriegsformation eines benachbarten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenzkorps zweihundert Mark angelegt werden. Die Spionage ist meist nicht so teuer als der Laie denkt. Die Konkurrenz drückt auch hier die Preise. Einzelne besonders hohe Summen, die durch die Presse veröffentlicht werden, beweisen nichts für den Durchschnitt. In früheren, besseren Zeiten war es anders! Als man noch Prinzen, Herzöge, Generalfeldmarschälle bestechen konnte, war der Scherz viel kostspieliger. Jetzt ist das Handwerk gewöhnlicher geworden. Allerdings die Organisatoren gehören meist dem Offiziersstande an; aber sie verdienen dadurch nicht mehr als ihr Gehalt, machen im allgemeinen nicht einmal eine besonders hervorragende Karriere. Und doch gehören zu ihrem Beruf nicht geringe Fähigkeiten: Vorsicht, große Gewandtheit, eine gute Menschenkenntnis, die allgemeine Kenntnis der fremden Heere, und besonders die Gabe, einem Schuft verbindlich die Hand drücken zu können. Auch die Militärattachés pflegen meist kleine Mittelpunkte des Kundschaftswesens zu bilden; doch müssen sie doppelt vorsichtig sein. Man nimmt es ihnen sehr übel, wenn sie abgefaßt werden. Ab und zu schießt auch einmal ein fremder Herrscher auf sie — wie das vor vielen Jahren in Petersburg geschah. Solche kleinen Abenteuer werden dann vertuscht: ein Unglücksfall, ein Jagdabenteuer! Und erledigt ist die Angelegenheit.

Unter den Leitern des Nachrichtenwesens arbeiten zwei Arten von Kundschaftern; die einen treiben das ehrlose Handwerk aus ehrenhaften Beweggründen, bei den andern decken sich Gesinnung und Handwerk. Die ersten kann man auch die Liebhaber-Spione nennen; es sind Offiziere, die der Ehrgeiz treibt, ihrer Verwaltung wichtige Nachrichten zu bringen, die oft auch durch ihre Erfolge die Augen ihrer Vorgesetzten auf sich lenken wollen. Sie haben natürlich zwei große Vorteile für ihre Auftraggeber: ihre unbedingte Zuverlässigkeit und ihre Sachkunde. Man wird ihre Mitwirkung darum nur sehr ungern vermissen. Aber sie haben auch einen großen Nachteil: sie können nur selten in ihrem Gebahren den Offizier vollkommen verbergen und erregen dadurch leichter den Verdacht. Sie müssen sich auch sehr häufig an Orten bewegen, deren Betreten verboten ist, die unter besonderer Aufsicht stehen, oder wo fremde Leute an und für sich auffällig werden. Manchmal können sie sich durch Geistesgegenwart aus heiklen Lagen herausziehen; ich hörte von jemand, der am Glacis eines Sperrforts von einem Gendarmen betroffen, hinter einem Busch schnell die Hosen herunterzog, um ein mensch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches Bedürfnis zu verrichten. Er kam mit einer scharfen Zurechtweisung über sein unpassendes Verhalten davon.

Nicht immer aber laufen die Dinge so glücklich ab; der englische Offizier Trench kann ein Lied davon singen. Eine besondere Gefahr liegt auch in schriftlichen Aufzeichnungen jedweder Art. Ein Kundschafter muß sich soweit als irgend möglich auf sein Gedächtnis und seinen guten Ortssinn verlassen. Kleine, möglichst unverfängliche Hilfsmittel müssen dies unterstützen; gelegentliche Tintenflecke auf einer Karte, besser noch auf einem Löschblatt, das mit der Karte abgepaßt ist, und andere Zeichen können dem Verdacht entgehen. Um Maß- und Zahlenangaben zu verdecken, können fingierte Rechnungen und Ausgabennotizen dienen.

Die wichtigsten Angaben erhält man wohl nur selten auf diesem Wege; sie werden in größtem Maßstabe durch die eigentlichen Verräter geliefert. Gelegentlich ist verletztes Ehrgefühl, erlittene Kränkung und Zurücksetzung, mit einem Wort der Wunsch nach Rache der Beweggrund, der sie zu Spionen werden läßt. In den meisten Fällen aber ist es die nackte Geldgier und Verschuldung, hervorgerufen durch noble Passionen allerlei Art. Solche Leute braucht man nicht immer mühsam zu suchen; sie bieten sich zahlreich genug an. Allerdings oft naht ihnen auch der Versucher in der oder jener unauffälligen Gestalt. Man findet die schwachen Charaktere, für die die Vaterlandsliebe ein leerer Schall ist, in allen Ständen. Am häufigsten werden sie in den Geschäftsstuben gesucht. Da gibt es die Werften, wo die Kriegsschiffe gebaut werden; ihre Pläne kommen notwendigerweise in viele Hände, in viel mehr als man oben gewöhnlich glaubt. Wichtig sind die Geschäftsräume der Militärbehörden, nicht nur die der großen Kommanden, sogar unter den Regiments- und Bataillonsschreibern geht der Verführer umher. Die Fortifikationen sind natürlich ein beliebtes Ziel der Spionage, aber noch mehr vielleicht diejenigen Eisenbahnbehörden, durch deren Hände alle Beförderungsvorbereitungen der Truppen im Kriegsfalle gehen. Auch die Verwaltungsbehörden, auch die Aufseher der Waffendepots, gelegentlich selbst einfache Soldaten können mit schmachvollen Anerbietungen heimgesucht werden.

Denn jeder öffentliche oder private Dienstzweig, der irgendwie mit militärischen Dingen zu tun hat, erregt die zärtliche Aufmerksamkeit und die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Begehrlichkeit der Nachbarn. Unzählbar sind die Gegenstände, die ausgekundschaftet werden sollen, genau so zahlreich wie die, die mit dem Schleier amtlichen Geheimnisses unberufenen Blicken entzogen werden sollen. Fragt man nun aber, was wirklich verborgen bleibt, so wird man ohne Zögern antworten dürfen: Dem eigenen Volke so ziemlich alles, den Nachbarn — nichts!

In erster Linie wünscht man die Festungen kennen zu lernen, nicht nur die genaue Lage aller ihrer Werke, sondern auch deren Größe, Stärke, Armierung und alle Einzelheiten ihres Baues. Die Führung, Tiefe, Breite der Gräben, Grabenbestreichungen, Panzerkuppeln, Minenanlagen, Bombensicherheit und Lage der Unterkunftsräume! Noch wichtiger vielleicht sind alle Angaben, die einen Rückschluß gestatten auf die Größe und Gliederung des Kriegsheeres, seine Reservetruppen, seine Ersatztruppen, seine Landwehrtruppen. Sogar die Formierungsorte aller Neuformationen möchte man kennen. In dieser Beziehung kann das scheinbar Unbedeutendste wichtig werden. Z. B.: Die Militärpapiere der Leute des Beurlaubtenstandes. Sehr viel wird man auch aus den Verpflegungsvorbereitungen ersehen können, und aus diesem Grunde erstreckt sich eben die Sehnsucht der Nachbarn auch bis zu den geheimsten Fächern der Militärverwaltungen.

Von Interesse sind natürlich die Eisenbahnen des Staates; jede neue Linie wird sorgfältig verzeichnet, besonders wenn sie in die Nähe der Grenzen führt. Man sucht festzustellen, wo sich große Laderampen befinden; aus ihrem Vorhandensein schließt man auf die Entladung von Truppen im Mobilmachungsfalle. Eisenbahnbrücken und Tunnels können unter Umständen Zielpunkte von Zerstörungsversuchen sein; darum werden ihre Lage und ihr Bau möglichst eingehend festgestellt.

Über den wahrscheinlichen Aufmarsch eines feindlichen Heeres an den Grenzen wird man noch größere Sicherheit als durch die Lage der großen Rampen und die Zahl der Nebengeleise dann erhalten, wenn es glückt, den vorbereiteten Transportplan der gesamten Streitkräfte oder wenigstens erheblicher Teile käuflich zu erwerben oder im Notfalle zu stehlen. Hier handelt es sich natürlich um ein besonders ängstlich gehütetes Staatsgeheimnis, das nur in die allerzuverlässigsten Hände kommen darf. Ob es trotzdem auch für die Nachbarn immer ein Geheimnis bleibt? Gold dringt be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanntlich durch die diebessichersten Schränke hindurch und öffnet die kunstreichsten Schlösser. Übrigens pflegen befreundete Staaten in einem gewissen Kartellverhältnis zu stehen und die Funde gegenseitig auszutauschen, die sie durch so edlen Sport bei den Nachbarn ergattert haben.

Zu diesen eifrig begehrten Funden gehört natürlich auch der gesamte Mobilmachungsplan eines Heeres. Obwohl all' das nur in einer beschränkten, gewöhnlich mit Nummern versehenen Zahl gedruckt zu werden pflegt, wird man beinahe darauf schwören dürfen, daß im Schubfach des französischen Generalstabschefs z. B. die Mobilmachungspläne der benachbarten Staaten wie ein kostbarer Schatz ängstlich behütet werden.

So ist also nichts vor den spähenden Augen der Fremden sicher, jedes Geheimnis von vornherein verraten? Man wird leider damit rechnen müssen, daß in der Tat alle Staatsgeheimnisse, alle militärischen Geheimnisse nur einen engbegrenzten Zeitraum hindurch vor dreister Neugier der Nachbarn geschützt werden können. Darum liegt in der Tat die einzige verhältnismäßige Sicherheit im öfteren Wechsel der grundlegenden Vorschriften, in ihrer, aus dem Zwang der Verhältnisse entstehenden dauernden Fortentwicklung (Änderung der Heeresorganisation, der Zahl der vorhandenen Mannschaften und damit der Kriegsformationen, der Bahnen und ihrer Leistungsfähigkeit, der Befestigungsanlagen und dergl.). Man wird zu dem melancholischen Schlusse gelangen müssen, das Geheimnisse, die das respektable Alter von einigen Jahren erreichen, nur noch — secrets de polichinelle bleiben. Es gibt kaum irgend etwas, was menschlicher Niedertracht nicht zugänglich wäre.

Vielleicht darf man darum die Frage aufwerfen, ob wir von Staatswegen nicht immer noch zuviel Dinge mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben trachten, und nicht besser fahren würden, wenn wir das weniger wichtige ruhig preisgeben, dafür aber die entscheidenden Sachen mit um so größerem Mißtrauen hüten würden.

Man darf übrigens damit rechnen, daß letzten Endes auch plötzlich auftretende Besorgnisse vor der Verletzung der Neutralität eines Staates oder vor einem drohenden Überfalle seitens irgend einer Macht selten vollständig aus den Fingern gesogen sind. Meist beruhen auch sie auf Kundschafternachrichten irgend welcher Art — diese mögen nun wahr oder unrichtig sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weil man mit letzterer Möglichkeit bei allem Kundschaftswesen stets zu rechnen hat, pflegt jeder Spion durch einen andern beaufsichtigt zu werden. Manchmal verständigen sich beide miteinander — nicht zu ihrem Schaden.

Das Gebiet des Kundschaftswesens ist in der Tat voller Klippen und Dornen für alle darin verwickelten; es ist ein recht mühseliges Gewerbe und reich an Gefahren! Vielleicht findet man gerade darum so zahlreiche Adepten der edlen Zunft.

Aber — noch keinen sah ich glücklich enden!!

Weltsprache oder Weltsprachen?

Von Dr. A. Dirr (Tiflis)

In der Schule nämlich; so möchte ich die Frage stellen. Daß eine einzelne Weltsprache, möge sie nun Esperanto oder Ido, oder Novolatin oder sonstwie heißen, keine Lösung der immer verwickelter werdenden Sprachenfrage ist, das liegt doch auf der Hand. Denn erstens unterliegt eine solche künstliche Sprache als menschliches Produkt dem Gesetz der Konkurrenz; es hat keinen Nutzen für uns, wenn wir mehrere Weltsprachen lernen müssen oder alle fünf, zehn Jahre eine andere uns aneignen müssen. Schleyers Volapük ist nicht nur an seiner verrückten, aller indogermanischen Sprachpsychologie hohnsprechenden Grammatik zugrunde gegangen, sondern auch an dem Aufkommen von Besserem, am Esperantismus. Esperanto stirbt am Ido, wenn sich auch beide fast decken. Und Ido wird an etwas anderm sterben; es wird den Konkurrenzkampf ebensowenig aushalten, wie lebende Sprachen es tun, die auch der stärkeren, von einer höheren Kultur getragenen weichen müssen. Zweitens befreit uns eine Weltsprache so lange nicht vom Studium der andern Sprachen, als diese von jener nicht verdrängt wird — und damit können wir noch lange warten. Wer nach Paris reisen will, kommt mit einem gebrochenen Französisch immer noch leichter durch als mit dem elegantesten Ido, denn es wird noch lange dauern bis dort jeder dritte oder vierte, ja jeder zehnte und zwanzigste es auch spricht. Irgendein Hilfsmittel, sei es auch eine internationale Hilfs-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprache, hat doch nur Sinn, wenn es seinen Zweck wirklich erfüllt, wenn es wirklich allseitige Verwendung gestattet und damit die Verwendung anderer Hilfsmittel ausschaltet. So lange es aber Nationalsprachen gibt, müssen sie gelernt werden. Aus ganz einfachen Gründen: der Gelehrte, um sich auf dem laufenden zu erhalten; der Kaufmann, um seine ausländischen Kunden nicht zu verlieren; der Soldat, um den Gegner besser kennen zu lernen. Man übertreibt die Wichtigkeit dieser Hilfssprache gewöhnlich; wer eine solche braucht, der braucht eigentlich was ganz anderes, nämlich die Nationalsprachen und würde sie trotzdem brauchen wenn die Hilfssprache auch viel verbreiteter wäre, als sie es bis jetzt ist und in absehbarer Zeit werden kann. Nehmen wir einen ganz alltäglichen Fall: einen Industriellen, der sich irgendwo im Auslande einen neuen Kundenkreis erwerben will. Gesetzt es gelingt ihm auf Ido oder Esperanto mit einigen Abnehmern im Ausland Verbindungen anzuknüpfen. Mit einigen, denn es wird noch viel Wasser die europäischen Ströme hinablaufen, ehe er das Experiment mit vielen wagen kann. (Und was bis dahin?) Er muß also zunächst seine Kataloge übersetzen lassen. Sein Geschäftsfreund muß sie für seine Kunden wieder übertragen in die Nationalsprache. Nun will er, der deutsche Industrielle, sich selbst informieren über die Bedürfnisse und allgemeine Geschäftslage des Landes in dem sein Abnehmer lebt. Dazu braucht er die Nationalsprache. Oder er schickt einen Reisenden hin, der sie ebenfalls braucht, denn es ist immer noch nicht so weit, daß die Hilfssprache Gemeingut geworden ist. Oder er hat Verwicklungen mit einem säumigen Zahler. Soll seine Esperantoklage erst wieder in die Nationalsprache übersetzt werden, und die Verhandlungen aus der Nationalsprache wieder ins Esperanto? Oder er will den Vermittler abschütteln und direkt mit den Kunden in Verbindung treten. Kann man sich ernsthaft einen Geschäftsreisenden vorstellen, der bloß mit der Kenntnis einer Hilfssprache ausgerüstet, nach Paris, London, Rom oder St. Petersburg wandert und dort Geschäfte machen will? Von kleineren Orten ganz zu geschweigen? Oder er will sich informieren, was in seiner Branche in dem Lande geleistet wird, mit dem er in Verbindung treten will. Wird ihm da die Hilfssprache auch nur vom geringsten Nutzen sein? Man sieht, es bleibt ihm nicht anderes übrig, als die Nationalsprache.

Oder nehmen wir einen andern Fall: einen Gelehrten, der sich über die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fortschritte seiner Wissenschaft auf dem laufenden halten muß. Er liest vielleicht Englisch, Französisch, Italienisch, aber er empfindet drückend seine Nichtkenntnis der slavischen und skandinavischen Sprachen, von anderen, wie Ungarisch, Rumänisch, Finnisch ganz zu schweigen. Nun machen wir ein Zauberstückelchen: Vom Jahre 1915 an werden alle Fachzeitschriften auf Ido geschrieben oder ihr Inhalt wenigstens in dieser Sprache resumiert (daß auch größere Arbeiten und Bücher darin erscheinen, das Kunststückchen bring' ich nicht fertig). Hat unser Gelehrter dabei etwas Ernstes gewonnen? Wohl kaum. Er braucht das, was bis zum Jahre 1915 geschrieben worden ist, noch viel notwendiger, denn unsere gesamte Kultur ruht in der Vergangenheit, und das ist eben nicht Ido. Erst ein später Urenkel von ihm könnte sich mit der Literatur von 1915 an begnügen. Also wieder einmal .. der Wert der Weltsprache ist noch recht fragwürdig.

Vom Offizier, der über den Gegner von morgen informiert sein will, können wir ja schweigen. Er wird sich auf solche Mätzchen ja schon garnicht einlassen. Es wäre wirklich not, daß einmal eine gründliche Rundfrage erginge an Leute, die mitten im Leben stehen, das heißt hier an solche, die fremde Sprachen brauchen, und sie einmal zu fragen, was sie von der ganzen Sache denken. Es ist trotz gegenteiliger Behauptung von Seite der Verfechter der Weltsprachen wahrscheinlich, daß gerade die Leute, die sie am notwendigsten brauchen könnten, sie aus praktischen Gründen ablehnen. Das ist ja die Gefahr der ganzen Bewegung, daß sie uns blind macht gegen unsere wirklichen Bedürfnisse.

Ob Hinz und Kunz Esperanto oder Ido können, darauf kommt es ja gar nicht an. Sie brauchen auch kein Französisch und kein Englisch. Sie sollen nur erst einmal ihr Deutsch ordentlich lernen. Aber darauf kommt es an, ob dem zukünftigen Gelehrten, Offizier, Kaufmann, Ingenieur, Politiker eine todgeborene Sprache eingepaukt, oder lebendige, wirkliche Sprachkenntnis beigebracht werden soll.

Man kann in dieser Frage überhaupt keine zwei Meinungen haben. Wer nicht den Sinn für jede Realität verloren hat, wird für die lebenden Sprachen optieren. Sie sind eine ganz andere Waffe im Dasein, als Volapük, Esperanto oder Ido. Wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß sich Nationalsprachen mit unwiderstehlicher Gewalt aufzwingen, während keine Macht der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt im Stande ist, eine künstliche Sprache einem seiner Nationalität bewußten Volke aufzudrängen. Nicht einmal als Hilfssprache. Die vom hell erwachten Nationalgefühl diktierte Richtung ist so: Bevorzugung der eigenen Sprache mit Ausschluß aller andern, selbst der stolzesten Weltsprachen. Ich, der ich seit zwanzig Jahren im Auslande lebe, habe das so ziemlich verfolgen können. Kleine und kleinste Nationen, die früher überhaupt kaum eine geschriebene Literatur hatten, haben sich auf sich selbst besonnen und behaupten das Recht auf ihre Muttersprache in Literatur und Wissenschaft. Ihre Söhne sind hinausgegangen und haben etwas gelernt in Paris und Berlin, London und Wien. Eine Zeitlang zehren sie noch vom Fremden, dann aber geben sie Eigenes. So ist es mit allen Lehrlingen. Es ist noch nicht so lange her, da gab es weder eine russische, noch eine japanische wissenschaftliche Literatur, jetzt existiert sie. Und die paar Millionen Georgier und Armenier haben hier in Transkaukasien sogar ihre eigenen ethnographischen Zeitschriften. Nur ein kategorisches Verbot in eingeborenen Sprachen zu drucken könnte sie daran hindern, ihre Arbeiten in ihrer Muttersprache zu veröffentlichen; aber wo ist die Regierung, die so etwas wagen würde?

Freilich, bei uns seufzt Alles unter dem Drucke der „Sprachenfrage". Aber eine künstliche Sprache ist keine Lösung derselben, wenn auch noch so viele Stimmen für sie sprechen. Auch die Adoption einer lebenden Weltsprache ist keine Lösung, denn sie läßt sich nicht aufdrängen und die lebenden steigen und fallen mit der politischen und geistigen Macht der Nation, der sie angehören. Bleibt also zur Bekämpfung der Sprachennot nur das alte Mittel: Vielsprachigkeit.

Das ist nun ein Wort, das bei Vielen einen mehr oder minder kalten Schauer erweckt. Mezzofanti hat mit seinen 54 Sprachen so manches Unheil angerichtet. Man faselt von Verlieren des Sprachgefühls für die eigene Muttersprache, von Ausländerei und dergleichen. Das tut man aber eigentlich bloß in einsprachigen Ländern. In vielsprachigen merkt man davon viel weniger, oft gar nichts. Mitunter stupende Sprachkenntnisse bei ganz einfachen Leuten werden als ganz selbstverständlich hingenommen. Hier zum Beispiel sind Leute, die fließend Russisch, Armenisch, Georgisch, Tatarisch sprechen, etwas ganz gewöhnliches. Ich habe mit Levantinern zu tun gehabt, die Französisch, Italienisch, Griechisch, Türkisch, Arabisch sprachen. Ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:41 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kenne Konsuln, die fünf, sechs Sprachen können und einer meiner Sprachlehrer, ein Mulla aus dem Herzen Daghestans, der nie die Grenzen seiner steinigen Heimat überschritten hatte, sprach fließend Artschinisch, Lakisch, Awarisch, Agulisch, Tatarisch, Schriftarabisch und ganz gut Russisch. Man beachte, daß es sich im letzteren Falle zum Beispiel um vier total verschiedene Sprachtypen handelt, Semitisch, Uralo-Altaisch, Kaukasisch, Indogermanisch. Das hat dieser einfache Mann, der sonst keine besondere Bildung hat, alles in seinem Kopfe vereinigt.

Freilich, er hat es mit Ausnahme des Arabischen nicht in der Schule gelernt, sondern im lebendigen Leben und so steht er den sprachlichen Anforderungen seiner engeren Heimat vollkommen gerüstet gegenüber. Es muß auch unser Ziel sein, uns für dergleichen Forderungen des Lebens genügend auszurüsten. Kein Volapük, kein Esperanto und kein Ido, sondern lebendige lebende Sprachen. Nur so kommen wir vorwärts und können uns im Wettbewerbe der Völker behaupten. Jede künstliche Weltsprache ist wie die Stute Rolands: sie ist wunderschön und hat alle möglichen guten Eigenschaften, nur daß sie eben tot ist.

Es nützt alles nichts, wir müssen weiter Sprachen lernen, weitere Sprachen lernen. Unser Französisch und Englisch genügt nicht mehr, selbst wenn man noch das bißchen Italienisch hinzunimmt, das alle die zahlreichen Italienreisenden zu können glauben. Schon wird uns Russisch von Tag zu Tag notwendiger, und von den orientalischen Sprachen sind uns mit der Ausbreitung unserer Interessen eine ganze Reihe nähergerückt, an die man zu der Zeit, als Arabisch-Türkisch-Persisch das Alpha und Omega aller Orientalistik ausmachten, kaum dachte: Kurdisch, türkische und tartarische Dialekte, ostarmenisch, arabische Dialekte von Syrien bis Marokko, persische Dialekte vom persischen Golf bis an das Südufer des Kaspi. Wie lange wird es dauern und mit dem Aufschwung des Kaukasus wird noch Ossetisch und Georgisch notwendig werden, vielleicht auch noch die eine oder andere jetzt kaum beachtete Sprache*). Kann man sich einen Großkaufmann oder Groß-

*) Der Kaukasus läßt sich ganz gut in drei oder vier Verkehrssprachen — Provinzen einteilen. Osttranskaukasien mit Daghestan und Tschetschnia — Verkehrssprache Aderbeidshanisch-Tatarisch und Kumykisch-Tatarisch. Westtranskaukasien — Georgisch, Südtranskaukasien — Armenisch und Aderbeidshanisch, Nordkaukasus — Ossetisch und Tatarisch. Überall ist natürlich die Kenntnis des Russischen unentbehrlich.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unternehmer denken, der in Zentralasien an der chinesischen Grenze oder im Kaschgarischen ohne Chinesisch, Osttürkisch und Russisch auskommen will? Oder in der Gegend um Wan- und Urmiasee ohne Armenisch und Kurdisch, von Persisch und Türkisch ganz zu schweigen. Wie lange wird es noch dauern, bis der Verleger eines praktischen Handbuches des Tibetischen auf seine Kosten kommen wird?

Natürlich sollen solche Sprachen nicht wie der Anfang dieses Artikels es vielleicht vermuten ließe, an der Schule bei uns gelehrt werden, aber Bayern sollte sich wirklich auch um Orientalia etwas mehr kümmern, als es das bisher getan hat. Wir Bayern müssen immer noch nach Berlin oder Paris wandern, wenn wir orientalische Sprachen nicht bloß von der rein wissenschaftlichen Seite her studieren wollen. Die Pflege unserer Kolonialsprachen in allen Ehren, aber der Orient ist uns doch auch recht nah und könnte gerade uns noch viel näher gerückt werden.

Wie könnte nun unsere Mittelschule den gesteigerten Anforderungen gerecht werden? Einerseits durch Einführung einer der wichtigsten Sprachen des Ostens, des Russischen, andererseits durch etwas kräftigere Betonung der vergleichenden Sprachwissenschaft und durch gründlichere phonetische Schulung. Man glaube nicht, daß dadurch Überbürdung geschaffen würde, nein, die Zeit die darauf verwendet wird, macht sich beim praktischen Unterricht vielfach bezahlt. Ich habe das deutlich bei meinen Schülern an einem hiesigen Gymnasium bemerkt, wo ich mit einem bunt aus Armeniern, Georgiern, Tataren und Russen zusammengesetzten Menschenmaterial zu tun habe. Ich breche den Jungen in den ersten Wochen die Zungen, sie müssen mir tadellose ü, ö, h, ch, ei, äu fertig bringen. Und ich habe es so weit gebracht, daß sie eine fehlerhafte Aussprache bei einem neu eintretenden Schüler etwa belachen und tadeln. Eine gute Aussprache gehört bei uns zum guten Ton.

Phonetische Übungen gehören an den Anfang der ersten fremden Sprache. Sie sind da rein praktisch anzustellen. Reiferen Schülern aber müssen die Grundgesetze der Phonetik beigebracht werden; sie sollen die Grundlage bilden für alles weitere Sprachstudium. Auch das Hauptsächliche der vergleichenden Sprachwissenschaft ist erst reiferen Schülern, wohl in den obersten Klassen beizubringen, wenn sie schon aus ihren Sprachstudien Vergleichungsobjekte sich angeeignet haben. Lateinisch ist immer noch die beste Einführung ins

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Studium der Romanischen Sprachen, allerdings ohne Klassikerochsen, also da, wo es nicht im Lehrplan ist, unter steter Bezugnahme auf Französisch und Italienisch. Es soll nur gezeigt werden in welchem Verhältnis das Lateinische zum Französischen, Italienischen, Spanischen und so weiter steht, durch Aufweisen der hauptsächlichsten Lautgesetze und der wichtigsten syntaktischen Verhältnisse. Man glaubt gar nicht, wie ein Akkusativ mit Infinitiv oder ein absoluter Ablativ das linguistische Denken schärfen, viel mehr als alle unregelmäßigen Verben des Französischen.

Kurz gesagt, die Schule soll das geben, was für das weitere Sprachstudium und besonders das Selbststudium (denn auf das werden wir immer mehr angewiesen) die Grundlage bildet: die nötige phonetische und allgemein sprachwissenschaftliche Bildung. Wer mit dieser ausgerüstet ist, für den wird der Übergang von einer romanischen Sprache zur andern oder zum Beispiel vom Russischen zum Polnischen, vom Dänischen zum Schwedischen viel leichter sein; er hat sich auf der Schule die Kenntnisse angeeignet, die er sich sonst erst mühsam aus Büchern zusammenholen müßte. Auch für exotische Sprachstudien ist sie die beste Vorschule.

Mir schwebt etwas vor: die heilige Dreieinigkeit: Deutsch — Geographie — Geschichte aufzulösen und daraus zwei zu machen: Deutsch — Phonetik — allgemeine Sprachwissenschaft und Geschichte — Geographie — Völkerkunde (über dies jetzt sehr notwendig werdende Lehrfach ein andermal; übrigens ist diese Zusammenstellung vernünftiger und logischer als die alte). Der Deutschlehrer müßte also schon die nötige Vorbildung in Phonetik und Linguistik mitbringen und sein Fach könnte dadurch nur gewinnen. Er könnte den Lehrstoff auf die ganze Lehrzeit und Lernzeit verteilen, für die ersten phonetischen Übungen zum Beispiel den Unterschied zwischen dialektischer und hochdeutscher Aussprache heranziehen. Das ist auch den kleinsten Schülern schon zugänglich. Er könnte auch das Sprachgefühl schon an dem Ausdrucksunterschied zwischen Volks- und Schriftsprache schärfen. Nicht den Dialekt bekämpfen, sondern ihn dienstbar zu machen, das ist pädagogisch. Er müßte auch an den fremdsprachlichen Unterricht anknüpfen und ihnen etwa durch Vergleichung ganz gewöhnlicher Wörter wie Herz, heart, cœur, cor, Genitiv cordis, cuore, oder Salz, salt, sel, sal die ersten Geheimnisse des Indogermanischen erschließen. Er braucht deswegen noch keinen Sanskrittext lesen zu können und das Littauische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann ihm eine terra incognita bleiben. Der ſprachliche Unterricht gewinnt dadurch an Lebendigkeit, das Denken und Sehen wird geſchärft, das Vergleichen, dieſe Grundtätigkeit aller wiſſenſchaftlichen Arbeit wird zur Gewohnheit.

Wir Deutſche ſind ja immer gute Philologen geweſen. Wir ſind immer noch Lehrer anderer Völker. Das Ausland wimmelt von tüchtigen, deutſchen Kräften. Wir werden immer mehr von unſeren jungen Leuten hinausſchicken müſſen. Im Oſten dehnt ſich ein ungeheures Gebiet aus; Rußland, das von jeher von deutſcher Kultur zehrte, wird noch viel mehr davon brauchen, um am deutſchen Weſen zu geneſen. Geben wir denen, die hinausmüſſen eine Waffe mehr mit, keine Weltſprache, ſondern Weltſprachen!

Gepolſterte Kutſcher und Rettiche

Von Hans Böttticher

Gerechtigkeit, Höflichkeit, Ängſtlichkeit und andere Kommandanten ordnen die Leute vor dem Poſtſchalter zu einer Reihe.

„Sieh mal, Alice, dort ſteht der Alte von geſtern, der ſo komiſch war," flüſtert ein Blondinchen einer vor ihr ſtehenden Dame zu. Alice antwortet über die Schulter zurück: „Jawohl — aus dem Kabarett, der die Speiſekarte komponierte — Hugo Pielmann heißt er."

Drei Glieder voraus in der Kette dreht ſich darauf ein hoher, breitſchultriger Herr um, mit ſchwarzem Schnurrbart, ſchwarzen dicken Brauen und weißem Haupthaar. Die Lippen und alle Muskeln in ſeinem Geſicht arbeiten, er will ſprechen, aber es kommt nicht heraus. Zudem wird vor ihm gerade der Schalter frei. Pielmann bringt, herantretend, nur einen krächzenden Laut hervor, welcher aus Heiterkeit und Verachtung gemiſcht ſcheint. Er ringt wieder nach Worten um eine Poſtanweiſung zu verlangen, und ein Nachbar dolmetſcht zuvorkommend, weil der Beamte nicht deutſch verſteht. Am Nebentiſch füllt Pielmann die Anweiſung aus. Zuerſt ſetzt er 15 Rubel ein, dann ändert er das in 10 um, endlich ſtreicht er die 10 aus und malt eine 14 darüber. Bei Abfaſſung der Adreſſe an ein Fräulein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tilly so und so verfährt er sehr umständlich; er schreibt sie, obwohl zitterig, doch deutlich, kürzt weder „Straße" noch „Hinterhaus" ab und fügt an die Stockwerkzahl in Klammern die Bemerkung „vis-à-vis dem Starkastel". Den Abschnitt bedeckt er flüchtig mit Stichworten: „Letzter Vorschuß! Klavier: Wehe, wenn es losgelassen! Akustik: Horch! Da dringt verworr'ner Ton. Trotz Applaus mir gekündigt (weil ein Tag ausgesetzt, um Konzert Walter zu hören, Beeth. 9.!!! Symph.), Knopp begibt sich weiter fort. Neuen Hut gekauft. Soll ich Dir eine Troika oder einen Hermelinpelz aus Rußland mitbringen? Herzlichst, der Alte, der gestern so komisch war."

Wohl eine Stunde lang streift Pielmann durch Straßen und Gassen, aufmerksam Schaufenster betrachtend, um etwas zu besorgen, was er Tilly mitbringen wird. An keine Troika und keinen Hermelinpelz denkt er, sondern wählt mit vorzüglichem Geschmack eine kleine, naive Schnitzerei, eine Bauernarbeit, weil sie örtliche Spezialität ist, und weil sie zufällig eine sinnige Bedeutung für Tilly hat, und weil sie gerade einen Rubel kostet. Der Verkäufer lächelt über Erscheinung und Sprache des Käufers. Dieser eilt, dem belebten Stadtviertel zu entrinnen und schimpft über die kauderwelsche Sprache und die Hieroglyphen auf den Straßenschildern, auch über ein dickes Weib, das wie ein Mehlsack gegen ihn geprellt ist, so daß er es fürder für geraten hält, die Hand vor die Tasche mit Tillys Geschenk zu breiten.

Bei den Quais in einem hellen, verwitterten Holzverschlag steht ein Standbild des heiligen Christoph aus Holz über Lebensgröße. — Armer Christoph! Die Witterung hat ihm tiefe Wunden am ganzen Körper beigebracht und wenig von dem Gold und Blau seines Mantels übriggelassen. In seiner roh ausgehauenen Linken wiegt er das Christkindlein, welches wirkliche Kattunkleider trägt, doch was er einst in der Rechten schwang, erfährt man nicht, denn es ist abgebrochen. Vor dem Denkmal kniet ein Flößer, mit schmutzigem Schafpelz und hohen Stiefeln bekleidet und küßt abwechselnd die plumpen Füße des Heiligen. Nun zieht er ein neues, wollenes Hemd unter dem Schafpelz hervor, entfaltet es und hängt's bedächtig dem hölzernen Christoph über.

All dem hat Pielmann zugeschaut, wobei er die Lippen ganz zusammen-

Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

gepreßt und mehrmals den Kopf geschüttelt, sehr tief Atem geholt hat. Als nun der Flößer, umkehrend, ihn anbettelt, ist Pielmann für Augenblicke ganz bestürzt. Er wird rot an der Stirn, sprengt, indem er seine Taschen durchwühlt, einen Westenknopf los, und er schenkt dem Kerl schließlich eine Zigarettenspitze aus Meerschaum. Der Bettelnde will ihm die Hand küssen, doch jener reißt sich los, und fortrennend krächzt er wieder laut, diesmal nur unsägliche Verachtung, keine Heiterkeit.

Diese kehrt ihm erst draußen zurück auf dem freien breiten Wege, der sich zwischen hügeligen Kiefernwäldern im weiten Bogen von der Stadt zum Badestrand hindehnt. Geschäftige Personen und müßige Spaziergänger überholen ihn oder begegnen ihm. Er hat keine Geschäfte, hat nicht auffallende Kleider zur Schau zu stellen; er spürt auch keine Neigung, Mitmenschen zu studieren. Die Sonne fühlt er behaglich; er atmet die reine Luft bewußt. Während er zwei Hunde beobachtet, die sich um den Rest eines Fischkorbes balgen, und später, da Pielmann einem spielernsten uniformierten Jungen, der vor ihm Front gemacht hat, mit militärischem Gruße dankt, überkommt ihn so ein — gutes Lächeln.

Indem er sich an dem sommerfrohen, unbedrängten Spätnachmittag zufrieden und mit seinen Gedanken genügend beschäftigt fühlt, strebt er unwillkürlich möglichst unbemerkt durch den regen Verkehr zu lenken, doch seine straff gehaltene Gestalt und das ausgeprägte Gesicht, mit dem breiten, in den Winkeln eingekniffenen Mund fallen vielen Passanten auf. Pielmann hat einen eigentümlich schwankenden Gang. Es ist, als ob er nur auf den Hacken stelze; dabei wirft er die Fußspitzen stark auswärts und fuchtelt, etwa in der Bewegung des Mähens, mit den Armen. Seinen Sprachfehler hinzugerechnet, kann man Pielmann leicht für einen Trunkenbold ansehen, oder anders gesagt, man weiß nie, ob er berauscht ist oder nicht, denn sehr häufig ist er wirklich betrunken. Seine nächsten Freunde vermögen das oft nicht zu unterscheiden.

Eine seidene, parfümierte Dame, die bald vor, bald hinter, bald neben ihm herschreitet und kritische Ubung besitzt, wird sich indes bald über ihn klar: „Er ist ein nüchterner, lustwandelnder Herr in den hohen Fünfzigern, von ordentlicher, gediegener, wenn auch unmoderner Kleidung; er ist ja, wie sein Hut meldet, Künstler. Die Dame bittet ihn mit gewöhnlichen Phrasen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um Angabe der Zeit, der Künstler macht eine übertriebene Verbeugung und entgegnet mit scharfen Betonungen und häufiger Unterbrechung: „Es t—t—tut mir leid, mein verehrtes Fräulein, meine Uhr ist beim Uhrmacher. Der ging's nämlich wie Ihnen. Bald ging sie vor, bald ging sie nach, bald blieb sie stehen, aber, wissen Sie, was bei meiner Uhr Tiktak war, d—d—das scheint bei Ihnen Taktik." Ohne weiteres verläßt er damit die Dame, krächzt und freut sich, einen älteren Witz gut angebracht zu haben.

O, er hat an diesem Tage besondere Erlebnisse. Abends, am Meer, oberhalb des Abhanges, erkennt er eine Freundin, welche einst — es mag zehn Jahre zurückliegen — in München eine wechselreiche Künstlerzeit mit ihm durchgemacht hat. Sie haben niemals etwas wie Liebe füreinander empfunden, aber sind sich doch recht vertraut geworden, indem sie die gleichen Gesellschaften von Künstlern und Scheinkünstlern, die gleichen Atelierfeste, Maskeraden und Trinkhäuser besuchten, manchmal zusammen kochten und sich gegenseitig aushalfen in allerlei Nöten.

Pielmann hält den Ausdruck vergnügter Überraschung zurück, um erst einmal ruhig zu prüfen, was ein Jahrzehnt aus der übermütigen, begeisterten Malerin, aus dem braven, schwächlichen Mädel entwickelt hat. Jetzt gewahrt er eine gesunde, volle, elegante — — auch die Art, wie sie sich im Sande gelagert hat und achtlos mit dem Ärmel einer Spitzenjacke spielt, verrät Wohlbefinden. Ihr zur Seite ereifert sich ein Knabe damit, ringförmige Aufstufungen aus Sand zu bauen. Außerdem steht dort ein vernickelter Spielwagen, auf welchem ein Buch und ein Butterbrot in bedenklich enger Freundschaft beisammen sind.

„Pielmann? Piel—mann!"

„Sascha, hä, hä!"

„Wahrhaftig, Pielmann. Wie geraten denn Sie hierher? Mein Gott, leben Sie denn überhaupt noch? Ich dachte, Sie wären längst gestorben."

„Daß ich nicht wüßte."

„Famos! Nein, welch ein Zufall! Sie in Rußland! Was tun Sie denn hier? Sind Sie denn noch am Kabarett? Und noch ganz wie früher! O, Sie müssen uns besuchen; ich bin nämlich verheiratet."

„Piink! pink!" Pielmann singt zwei hohe Töne und steckt ein unverständliches Lächeln auf, so eine seiner merkwürdigen Angewohnheiten.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Hm, ich bin Frau. Mein Mann ist der Baron Rostostowsky. — Ja, ja, das ist unser Junge. — Roby, du hast wieder dein Butterbrot nicht gegessen; jetzt bekommen's die Vögel und du kriegst zur Strafe heute kein Nachbonbon. Steh auf und gib dem Herrn die Hand." Das verwöhnte Kind schiebt sich trotzig heran und streckt unartig die Hand aus. Der Weißhaarige drückt diese unter einer pompösen Verneigung: „Ah, es fr—fr—freut mich, Baron St—St—St—Stofstoffstoffsky, Euer Hochwohlgeboren beim Wiederaufbau des Kollisseums anzutreffen. D—d—darf ich alte Ruine mich daneben setzen?"

Frau von X. lacht, eigentlich über Pielmanns Schuhe. Es fällt ihr ein, daß er niemals auf der Bühne stottert. „Nein, wie Sie drollig aussehen. — Haben Sie Kinder gern?"

„Ich sehe, spreche, erziehe sie gern. — Und Ihnen geht's also gut?"

„Nun ja, so, so, man hat viele Sorgen mit den Dienstboten, und Roby ist unfolgsam, und jetzt wird unsere Wohnung tapeziert. — Und Sie? Sind Sie ein berühmter Mann geworden?"

„Dann würden Sie wohl nicht fragen. Als wir uns zuletzt sahen, war ich schon ein geschiedener Gatte und beinahe ein halb Jahrhundert alt; von solcher Höhe steigt man nicht mehr. Was macht denn Ihre Malerei?"

„Die habe ich aufgegeben, aber Sie, etwas müssen Sie doch erreicht haben?"

„Ja, ja, natürlich, selbstverständlich, zum Beispiel, diesen prächtigen Filzhut. — Wohnen Sie am Strand?"

„Wir haben hier ein Sommerhaus, mein Mann wird sich ungemein freuen, Sie kennen zu lernen. Er fuhr zur Stadt um Billette für — —" und sie berichtet weiteres und fragt dazwischen mancherlei. Ihr alter Bekannter unterbricht sie nur selten, schaut sie auch nicht an, sondern starrt auf Roby, auf den Spielwagen, über das Meer und ins Gewölke. Sie weiß die strengen Falten seiner Miene gar nicht zu deuten und fragt gelegentlich: „Pielmann, trinken Sie eigentlich noch immer?"

„Ja, Lethe."

„Das kenne ich nicht; ist das Schnaps?"

Er sagt nichts darauf.

„Haben Sie die arme kleine Tilly einmal wiedergesehen? Wie gefällt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihnen, vor allem, meine Heimat, der Strand, diese roten Kiefern im Abendglühen, das Meer und alles was ich Ihnen so oft schilderte; nicht wahr, das ist doch unvergleichlich?"

Keine Antwort erfolgt.

„Pielmann? — Pielmann, Sie müssen überhaupt du zu mir sagen."

Da wendet er ihr schnell sein Gesicht zu: „Sie ha—ha—haben also nicht vergessen, daß wir mitunter in armseligen Dachstuben recht lustige Kameraden gewesen sind, daß wir manchmal Rettiche als Mittag geteilt haben?"

„Wie könnte ich das vergessen! Nein, nein, die Staffeleien, die Gitarren, die Lieder — nein, ich behalte das alles, und die Feste, und die Heimgänge am Morgen nach so gleichgültig verbummelten Nächten — — ach, es war doch wunderschön!"

Nun entsteht eine Pause in dem Zwiegespräch. Bunte Leute promenieren am weich, melodisch bespülten Ufer. Von da, wo die Sonne verschwunden ist, wandeln feurig rote Wolken und Wölkchen in die matte Bläue des Himmels hinaus. —

„Hugo?" beginnt die Baronin von neuem und ganz leise; „bemerkst du den goldenen Streifen am Horizonte, ganz unten, ganz fern? Ich denke immer, dahinter müßte noch etwas unausdenkbar Glückseliges sein — etwas, so verstehst du mich nicht?"

Er schweigt. Unterhalb, nicht weit von ihnen, knirscht eine Equipage. Auf einmal springt Sascha auf. „Da hält ja die Fürstin; die muß ich begrüßen. Entschuld'ge mich einen Moment." Sascha klopft eilig den Sand vom Kleid und ordnet dasselbe. „Sieh dir mal den dicken Kutscher mit den Pfauenfedern an — echt russisch! Im Winter ist er noch dicker; da polstert man ihn mit Kissen aus. Das gilt hier für vornehm; so einen haben wir auch, na, verzeihe einen Augenblick, ich bin — —." Sascha läuft den Abhang hinunter. Sie ist eine hübsche Frau.

Auch Pielmann erhebt sich. „So, Roby, jetzt wollen wir die Vögel füttern," krächzt er besonders scharf aber mehr zu sich selbst als zu dem Jungen, und als dieser unbeirrt weiter schaufelt, nimmt der Alte das Butterbrot vom Spielwagen und schlendert, wie gelangweilt, etwas abseits hinter eine Fischerbude.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und dort, ohne nach Vögeln auszuschauen, reißt er mit zwei Fingern ein Bröckchen Brot ab und wirft es auf den Boden. Dann reißt er einen großen Bissen ab und stopft ihn in den Mund und kaut sehr schnell und würgt und lauscht dabei und späht aufgeregt umher, und wirft wieder ein Kleines vom Brot zur Erde und stopft wieder ein Großes vom Brot in den Mund. — — —

Es dauert geraume Zeit, bis die Baronin von der Fürstin an ihren Lagerplatz zurückkehrt. Pielmann ist nicht mehr dort. Sie entdeckt nahebei eine langgestreckte Inschrift mit großen Buchstaben, die er in eine glatte Sandfläche gefurcht hat. Da steht: Vergessen Sie nicht den goldenen Streifen. Dort wird es keine gepolsterten Kutscher geben, auch keine Rettiche. —

Roby spielt mit einem Bauernschnitzwerk und behauptet, die Vögel hätten es ihm beschеert.

Rundschau

Das schweizerische Nationaldenkmal

Das Initiativkomitee für das schweizerische Nationaldenkmal versendet den Bericht über die abschließenden Ergebnisse seiner Beratungen und Versuche. Nachdem zuerst Kißlings Kriegerfigur im Vordergrund des Interesses gestanden hatte (wegen einer gewissen hergebrachten Volkstümlichkeit der Gestalt), entschloß man sich für das bessere Projekt und wählte Eduard Zimmermanns harmonischen und einfachen Entwurf (das Einfache ist immer das Größte!) zur Ausführung. Die Bundesversammlung wird nun zu entscheiden haben, ob man die Mittel für einen solchen Monumentalbau auswerfen will oder nicht. Sie wird zuversichtlich auswerfen. Wenn ein Staat, wie die Schweiz, jährlich vierzig Millionen für seine Rüstung aufbringt, so ziert es ihn, auch einmal eine Million zu einem eminenten Friedenszweck flüssig zu machen. Davon abgesehen, daß man von einer fünfzigjährigen Rüstung nichts übrig behält, als eine nationale Rumpelkammer von alten Kanonen und Gewehren, während ein Denkmal vom Wurf des Zimmermannschen einen Zuwachs an nationalem Besitz bedeutet.

Das Projekt ist einer grundsätzlichen Betrachtung würdig. Wir sollen nämlich nicht ein aus Deutschland importiertes größeres Kriegerdenkmal bekommen, auch nicht eine französisch pathetische Republique, sondern ein Denkmal, wie keine Nation eines besitzt, ein Volksdenkmal. Darin liegt die revolutionäre Idee des Zimmermannschen Wurfes. Wenn man in Deutschland ein Denkmal errichtet, so ehrt man damit ein Datum, einen Fürsten oder einen Staatsmann.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Volk hat damit nichts zu tun, als daß es zahlen muß und sehen darf; im günstigsten Fall kann man darin hinaufsteigen und die Aussicht bewundern. Der monarchistische Gedanke frißt jeden innerlichen Volksanteil weg. Kein Denkmal in Deutschland steht zu Ehren des Volkes da; jedes hat den einzigen Zweck, den Staat zu verherrlichen, der in der Dynastie erscheint. Es fällt auch niemand ein, eine Fürsten-Statue volkstümlich zu machen, etwa durch das kleine Mittel, sie mit einer Steinbank zu umgeben, auf der man nachbarlich sitzt, schwatzt, liebt oder nachts schläft. Die einzige Anwendung ist noch, daß man einen Brunnen daraus bildet, aber einen Luxusbrunnen, nicht einen Volks- und Mägdebrunnen. Die politischen Denkmäler stehen abstrakt und hart in Straßen und auf Plätzen, und das Leben treibt sich fremd an ihnen vorbei. Sie leben nicht in der Volksphantasie und im Volksgemüt. Das ist nur zu erreichen, wenn man für das Volk baut, statt für die Dynastie, für Mann, Frau und Kind, statt für den Staat.

Das soll bei unserm Nationaldenkmal anders werden. Erstens dient es freilich der Staatsidee, die aber Volkshoheit, Freiheit und Gerechtigkeit ist. Zweitens wird der Mittelbau als Archiv ausgestattet, das die alten Freiheitsdokumente und Bundesbriefe aufbewahrt, umringt von historischen Bannern und Trophäen. Die Flügel sind als schweizerisches Pantheon gedacht, wo die Büsten verdienter Schweizer aufgestellt werden. Vor dem Monument dehnt sich ein großer Platz, eine Arena hin, eingerahmt von einer Doppelreihe von Bäumen und von zweiundzwanzig Statuen bestanden. Hier werden sich Volksversammlungen, Feste, freie Landsgemeinden unter offenem Himmel abspielen, werden Beschlüsse gefaßt, Andachten gehalten, wird Jugend ermahnt und das Alter geehrt, und soll sich ein Mittelpunkt nationalen Lebens und Verkehrs entwickeln. Da das Denkmal ganz auf Ruhe und Harmonie gestellt und allen sittlichen und kulturellen Kräften gewidmet ist, die Hauptbetonung auf die nationale Freiheit und auf den wirkenden Frieden gelegt wird und die kriegerischen Vorgänge der Geschichte nur die Folie und den Hintergrund bilden, muß die Wirkung auf die Volkspsyche, die sich hier Antrieb und Maßstäbe holt, notwendig irgendwie der Absicht entsprechen, die in Stein gestaltet erscheint. Ein Kloster gibt unter Umständen einer Provinz, ein Tempel einem Land den Charakter. Das Kind und der Mann aus dem Volk, das Mädchen und die junge Mutter, alle müssen irgendwie Maßstäbe von dem schönen und feierlichen Bau im Kopf nach Hause tragen, und da man nirgends seßhaftere Eindrücke empfängt und fortnimmt, als wo man sich betätigte, sei es im Spiel, in der Beratung, in der Andacht (die Landschaft eines Feldgottesdienstes ist mir mit Griffeln ins Gedächtnis gerissen), so muß mit der Zeit das Denkmal einen Bestandteil der schweizerischen Volkspsyche bilden. Dabei ist es wichtig und erfreuend, daß dieser Bestandteil eine Kultur- und Arbeitsidee, keine Kriegsstimmung oder ein blinder Großvatertrotz ist. Man muß den prächtigen psychologischen Handstreich wohl ins Auge fassen: dadurch, daß das Volk auf der schönen Arena und vor dem Denkmal feiert, berät und wettkämpft, nimmt es unbewußt Maßstäbe des Kunstwerks und Begriffe von Kulturarbeit mit nach Hause, die sich ihm nicht einprägten, wenn es nur kommen und sehen könnte und dann fertig wäre.

Was das schweizerische Nationaldenkmal vor andern Bauwerken seiner Art ferner auszeichnet, liegt in dem Umstand, daß es nicht das Werk eines einzigen, individuellen Künstlers sein wird. Die Anlage, das Monument und die Idee sind Zimmermanns; die Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmückung, die innere Belebung und Ausdeutung sollen die Arbeit der gesamten schweizerischen Künstlerschaft ausmachen. Innere Friese, Fresken, Kunstschränke, Büsten, Mosaiken, Glasfenster, Statuen werden nach der Vollendung des Ganzen zeigen, was die schweizerische Kunst von 1910 bis 1920 vermochte; mit den Darstellungen aus dem modernen Leben, aus Industrie, Technik, Arbeit jeder Art, wird das Ganze zugleich ein Kulturdenkmal der schweizerischen Gegenwart des genannten Zeitraums werden. Das ist eine zweite Revolution in der Denkmalsidee. Wir sind bekannt vor allem als die Söhne unsrer Väter; von den Söhnen weiß niemand etwas Authentisches. Das verdrießt uns auf die Dauer. Wir bauen Maschinen. Wir weben Seide. Wir konstruieren Uhren, fabrizieren Spitzen, kochen Chemikalien und Farben, züchten Vieh, selbstverständlich, treiben mit Glück Wissenschaften (es gibt Schweizernamen von hellem Klang in Deutschland), machen Musik, malen Bilder, schreiben Romane, meißeln Statuen und bauen moderne Häuser (Bernoulli in Berlin und andere): sind wir jetzt zuerst die Söhne unsrer Väter, oder die Väter unsrer Söhne? Das Ausland besteht in Massen von Augentieren; es will sehen. Bis jetzt sieht es bei uns das Rütli, das Telldenkmal in Altdorf, den Schwur der drei Eidgenossen auf Schokoladetafeln, und das Denkmal bei Sankt Jakob. Danach bildet sich ein Ausland eine Anschauung von der Schweiz und dem Schweizer. Wer die Erkenntnis hoch treibt, weiß, daß wir aus einem Volk von Hirten ein Volk von Wirten geworden sind; der Reporterwitz ist unsterblich wie jede Dummheit. Wir sind aus einem Volk von Hirten ein Volk von Arbeitern geworden, Technikern, Unternehmern, Bahnbauern, modernen Potenzen, Denkern und Grüblern. Wir haben gegenwärtige Interessen und höchst aktuelle Probleme. Unser Tag raucht und hämmert Seite an Seite mit dem deutschen und dem französischen Tag. Unser Boden zittert wie irgend ein heutiger Boden. Unser Geist treibt und wirkt im modernen Wollen, Werden und Sein, aus dem wir gar nicht wegzudenken sind. Aber wo haben wir das auf so simple und einleuchtende Weise versinnbildlicht, wie das Leben unsrer Alten auf dem Rütli und in Altdorf dargestellt ist? Das neue Nationaldenkmal wird uns diesen Dienst tun. Welches Augentier von Deutschland, England und Amerika kommt und das neue Werk sieht, aus dessen Kopf ist die Anschauung nicht mehr heraus zu reißen, daß die Schweizer ein modernes Volk sind, kein historisches, nicht die biedern Söhne ihrer Väter, sondern die vielversprechenden Ahnen ihrer Urenkel. Darum sollen alle Kräfte an dem Werk mitarbeiten und keine dahinten bleiben; der schweizerische Geist und die schweizerische Kraft des zwanzigsten Jahrhunderts sollen sich vor aller Augen einmal monumental demonstrieren. Und da wir heute die Künstler dazu haben, wollen wir heute das Monument anfangen. Wir bauen auf den Gräbern unsrer Väter, über die Wiege unsrer Freiheit hinaus herzhaft in den blauen Himmel der Zukunft hinein, planvoll, doch unbesorgt, zur Ehre der Vergangenheit, zur Bestätigung der Gegenwart und zur Wegweisung der Zukunft. Schließlich sind auch wir Augentiere und müssen sehen. Wir wissen noch lange nicht gut genug um den fundamentalen Unterschied zwischen der Situation unsrer Väter und unsrer Gegenwart, ihrer Arbeit und unsrer Arbeit. Wir stellen ihn uns in einem Denkmal vor Augen, und er wird allmählich in unsre Anschauung eingehen. Wir werden anfangen, mehr an unsre Kinder zu denken, als an unsre Ahnen, fleißiger an unsre Aufgaben, als an ihre Verdienste, und so gestimmt werden wir auch weiter kommen in unsrer natür-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Mission, die den besten von uns immer im Gewissen lebte: das Salz Europas zu sein. Das neue Zivilgesetzbuch ist ein Salzkorn.

Man muß Denkmäler bauen als Kulturdemonstrationen, nicht als versteinerte Daten, für das lebendige Volk, statt einem abstrakten Geschichtsbegriff, mit dem doch niemand wirklich lebt, als Instrument, nicht als Dokument.

Jakob Schaffner

Interdependence

Schon düsterte im Sommer 1911 der Kriegsfackelrauch über Deutschland. Noch sprang kein Funke herab. Ein kleines Lodern in Afrika, ein wildes Prasseln in Asien — wir blieben verschont. Doch kaum war die Beklemmung gewichen, hatten die fremden Schürer geschwiegen, da begann das Rasseln bei uns. Einige der bekannten Ventilverbrecher wollen die Freiheitsglut mit Menschensaft ersticken. Weil sie Entwicklungsnotwendigkeiten nicht begreifen, Kinderfurcht vor Eigentumserschütterungen haben, ohne Folgeskrupel und Humangewissen sind, schreien sie nach Offensive. Sie holen aus altgermanischen Rumpelkammern den Wortschatz der Heldensagen, schwingen die Keule und den Stabreim. Einen politischen Unmut zu kühlen, setzen sie Milliarden aufs Spiel und planen, mit Blut zu kitten, was die Vernunft getrennt. Kein für das Gesamtwohl innig Besorgter wird faul stehen, wenn die Not des Landes nach Pulver und Stahl ruft. Aber auch kein Gutgesinnter wird die Gewalt locken, wenn noch der Friede lächeln darf. Wahlresultate zu Kriegsgründen machen, heißt Leben und Wirtschaft meucheln und die sind schlechte Patrioten, die zu solchen Verbrechen die Staatsgewalt treiben wollen.

Noch fächelt die Palme, frischt den Erwerbsgeist auf und senkt sich segnend über ein Millionenheer friedlicher Schöpfer. Diese Armee erobert schnell und beutelustig die Welt. Noch rascher, noch erfolgreicher würde sie marschieren, wenn nicht der Kleinmut der Heimatsbehörden ihr nachhinkte: Nicht Wegbahner ist die Regierung dem Wirtschaftsintellekt, kaum vermag sie das rechtlich zu fixieren, was der deutsche Kaufmann faktisch schon längst erreicht. Und doch hätte sie das größte Interesse an solchem Schutz, denn den Frieden, welchen sie zu wahren sich bestrebt, sichert keiner so sehr wie der Weltkaufmann. Er verwebt und versippt die Wirtschaftsinteressen von Land zu Land und bringt es dahin, daß selbst der Sieger besiegt sein kann. Die Fanfarenhelden haben nie einen Blick in diese internationale Kapitalsgemeinschaft getan. Hätten sie es, sie wüßten, was selbst der Stärkste heut verlieren kann. Im Londoner Institute of Bankers hat kürzlich Norman Angell der internationalen Friedensmission des Kaufmanns, des Bankiers, einen Vortrag gewidmet. Er nannte die Wirtschaftsverkittung, die neue Weltbrüderschaft „Interdependence"; Finanzfäden hin und her haben die Nationalökonomien zu einer Weltökonomie verquickt. Das internationale Finanzkapital verscheucht den Krieg hüben und drüben. Wir haben keinen Kolbertismus mehr und das Neomerkantilistische unserer Zeit läßt auch die siegreichsten Vernichtungskampagnen verlustbringend werden. Gewiß, Frankreichs Zeugungskraft stagniert, aber seine Geldkraft befruchtet unsere Industrie und unseren Handel. Die Sucht, den nationalen Grenzenschutz zu fördern, bedeutet nichts anderes als den Ausdruck einer immer intimeren internationalen Versippung. Der Neomerkantilismus will nur die Werte erhalten, die aus dem Weltentausch in die Heimat strömen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir sperren uns, um international sein zu können. Die Separation ist national und weltwirtschaftlich und damit durchaus modern. „Interdependence" geschützter Nationalwirtschaften, das ist das Wirtschaftszeichen unserer Zeit.

Auch Englands Superiorität beginnt in die Gemeinsamkeit überzugleiten. Auch diese stolzeste Wirtschaftsmacht wird sich in diese Interdependence eingliedern müssen, je mächtiger andere Volkswirtschaften, besonders die deutsche, werden. Sie wird sich schützen müssen und unter dem Schutze noch internationaler werden als zuvor. Was die Volkswirtschaften so hinter Mauern aufbauen, ihre Kaufmannsstärke, ihre Finanzkraft, kommt der Welt zugute. Nordisch, mitteleuropäisch, exotisch, so getrennt wie abhängig. Von Land zu Land fließt der Geldstrom aus den Reservoirs und in sie hinein, je nach der Forderungskonstellation. Das Manometer an einem Kessel braucht nur Spannung zu zeigen, gleich reagiert die Welt darauf. Vor jedem Kriegsgerücht in England, in Frankreich erzittern die Börsen aller Länder. Siegfreudige Wirtschaften wie einst gibt es nicht mehr. Der kalte Mörder, das Geld, ist der wärmste Fürsprecher des Friedens geworden. Keine Menschlichkeitsmotive walten hier, aber darauf kommt es zunächst nicht an. Das Faktum der Interessenverquickung genügt, wie es auch erreicht wurde. Diesen Prozeß soll man nur in Zeiten äußerster Not unterbrechen. Dummköpfe haben nicht das Recht, mit rauhem Schwert zu trennen, was die Wirtschaftsintelligenz vereint.

Dr. Alfons Goldschmidt

Die Beamten und der Streik

Seit auch bei uns in den Kreisen mittlerer und unterer Beamten mit verstohlenem Eifer an den Ketten gerüttelt wird, mit denen man an das staatliche Autoritätsprinzip gefesselt ist, fangen unsere Politiker schüchtern langsam an, sich vorzustellen, daß es selbst in Deutschland gewissen Beamtenverbänden einmal einfallen könnte, wie gewöhnliche, — sozialdemokratische Arbeiter durch Arbeitseinstellungen für ihre Forderungen zu kämpfen. Allzu groß ist freilich solche Furcht zunächst noch nicht; denn man glaubt, der deutsche Beamte sei denn doch a priori ein ganz anderes, und zwar ein moralischeres Wesen als etwa der französische, so daß, selbst wenn das soziale Milieu bestimmter Beamtengruppen in Deutschland einmal noch jämmerlicher würde, als es in Frankreich geworden ist, der deutsche Beamte seine gute Erziehung gewiß nie soweit vergessen könnte, um etwa alle Räder und Räderchen, Hände und Füße auf den Bahnen und in den Postbetrieben stillstehen zu lassen. Man bedenkt indes, daß Vorsicht besser sei als Nachsicht und scheut die Mühe nicht, deutsch und theoretisch zu erwägen, ob ein Beamter an und für sich, sittlich, streiken „dürfe" oder „nicht dürfe", im vorhinein überzeugt, daß, wenn er es „nicht darf", er bei uns es entweder nicht tun werde, oder doch leicht vermöge der Staatsgewalt daran zu hindern sei. Bis zu den am äußersten links Stehenden sind in den Reihen unserer Politiker Männer wie Professor Alfred Weber selten wie weiße Raben, der auf der wiener Tagung des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1909 zu sagen wagte, der Beamte „dürfe" das „Streikrecht" beanspruchen. Das traut sich sonst mancher Sozialdemokrat noch nicht zu behaupten, und von den bürgerlichen Parteipolitikern

Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

hat jüngst noch selbst Friedrich Naumann in einer Versammlung der Festbesoldeten in Leipzig mit Emphase erklärt, vom „Streikrecht“ seien die Beamten „im Interesse der Allgemeinheit auszuschließen“.

In Wirklichkeit ist alles Kopfzerbrechen darüber, ob ein Beamter streiken dürfe oder nicht sinn- und zwecklos, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil von Dürfen und Nichtdürfen beim Streik überhaupt nie die Rede sein kann. Es handelt sich ja um ein Ding, das wirklich jenseits von Gut und Böse liegt, um eine kriegerische Erscheinung. Solange der Einzelne in einer Friedensordnung lebt, tut er das eine und meidet das andere, je nachdem die herrschenden Mächte zwischen Gut und Böse unterscheiden. Sobald er sich aber von ihr auch nur vorübergehend lossagt, so betritt er jenes friedlose Gebiet, wo nur ein Prinzip herrscht, nämlich das: es ist alles erlaubt. Das Wort Streikrecht enthält daher auch eine contradictio in adjecto, einen Widerspruch im Beiwort. Streik ist Krieg und Recht ist Friede. Man kann mit Friedensbestrebungen Kriege überwinden, wie man mit Wasser Feuer löschen kann, aber so wenig wie sich Wasser und Feuer vertragen, so wenig vertragen sich Krieg und Frieden, Streik und Recht.

Alles was man sich ausgetiftelt hat, um behaupten zu können, der private Arbeitnehmer dürfe streiken, der amtliche aber nicht, kann einer vorurteilsfreien Nachprüfung nicht standhalten. Der Beamte, hören wir, dürfe es nicht, weil er als Diener der Allgemeinheit deren Interessen vertrete. Wie kann man im Zeitalter der Maschine, einer immer umfassenderen, über Sonderbestrebungen ganzer Völker- und Völkergruppen brutal sich hinwegsetzenden Arbeitsteilung noch eine so törichte Unterscheidung machen! Die besonderen Produktionsverhältnisse in der Landwirtschaft bringen es mit sich, daß sich umfassende Landarbeiterausstände sehr schlecht, wenn überhaupt organisieren lassen. Aber einmal angenommen, das wäre möglich! Was wäre da selbst ein großer Eisenbahner- und Poststreik im Vergleich zu einem großen Ernteſtreik? Eisenbahnen und Posten kann man zur Not noch entbehren; aber den Bauern kann niemand missen. Der Bauer ist der eminenteste Diener der Allgemeinheit; im Vergleich mit ihm schrumpft die gemeinnützige Bedeutung des Beamten zu einer winzigen Kleinigkeit zusammen. Interessen der Allgemeinheit werden durch jederlei Streik verletzt. Man denke an die vorjährigen Vorgänge im berliner Druckereigewerbe. Weil ein paar Dutzend Maschinenmeister streikten, wurde einigen Millionen Menschen tagelang die gewohnte tägliche geistige Nahrung vorenthalten. Jeder gewöhnliche Industriearbeiter ist heute ein Diener der Allgemeinheit, und zwar um so mehr, je größer der Kreis der Abnehmer jener Produkte ist, die er herstellen hilft. Es gibt keinen Streik, der nicht unter Umständen nachteilige Folgen für das gesamte Wirtschaftsleben eines Volkes haben könnte, nämlich immer dann, wenn die durch seinen Ausgang bewirkte Änderung in der sozialen Kräfteverteilung eine Minderung statt Steigerung der durchschnittlichen Produktivität der Arbeit ergibt. Dann sinkt infolge des Produktionsausfalls dauernd die Kaufkraft des Geldes, die Preise für die notwendigsten Unterhaltsmittel steigen und alle Sorten Arbeitsverkäufer helfen die von einer kleinen Gruppe gemachte Zeche bezahlen. Wenn nun ferner gesagt wird, der Beamte fühle sich mehr als Diener der Allgemeinheit und neige schon deshalb nicht dazu, gegebenenfalls zu streiken, so ist daran wohl etwas richtig, aber man täuscht sich doch, wenn man

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unbedingt auf die Dauerhaftigkeit dieses Gefühls zählt. Gibt es einen Beruf, dessen Psychologie sich mehr auf den Altruismus gründete als der der Ärzte! Und doch hat die soziale Bewegung eine große Anzahl unserer Ärzte schon dahin gebracht, vor dem Gedanken an Arbeitseinstellungen nicht zurückzuschrecken. Auf der jüngst in Stuttgart stattgehabten Tagung des Leipziger Ärzteverbandes sagte der Vorsitzende Doktor Hartmann aus Leipzig in einer Rede zur Reichsversicherungsordnung: „Sicherlich werden viele neue schwere Kämpfe entstehen. Um diese mit großer Entschiedenheit durchführen zu können, beantrage ich die Bestellung eines Beirats, zu dem aus allen 22 Bezirken Vertreter gewählt werden müssen. (Beifall.) Der Beirat wird auch zu prüfen haben, ob im gegebenen Falle von dem Mittel der Aussperrung Gebrauch gemacht werden soll. Nachdem der Gesetzgeber keine Rücksicht auf die Interessen der Ärzte genommen hat, bleibt uns nur übrig, uns selbst zu helfen. Mit den Fünfgroschenhonoraren muß aufgeräumt werden, die freie Arztwahl muß überall durchgeführt werden." (Stürmischer anhaltender Beifall.) Die Ärzte haben mehr Bildung als das Gros der Beamten. Die Rücksichtslosigkeit in der Verteidigung materieller Interessen, deren sie fähig sind, kann man also dem mittleren und unteren Beamten erst recht zutrauen; denn es ist doch schließlich noch viel weniger human, Kranken die ärztliche Hilfe zu versagen, als Gesunden den Dienst der Bahnen und Posten.

Die Erklärung dafür, weshalb der Beamte bei uns vorerst noch kein Bedürfnis dafür entwickelt hat, das Mittel des Streiks anzuwenden, liegt in seinem Privileg. Er ist ein Festbesoldeter, lebenslänglich Versorgter und der Staat sorgt zum Teil obendrein noch über seinen Tod hinaus für Witwen und Kinder. Der Wert des Beamtenprivilegs schrumpft indessen heute auch bei uns immer mehr zusammen, weil infolge des maßlosen Anwachsens des Beamtenheeres für Staaten und Gemeinden die Möglichkeit schwindet, die materielle Lage der Beamten in dem Tempo aufzubessern als die Lebensverhältnisse, zum Teil gerade infolge der durch Steuern aufgebrachten Kosten der Verwaltungsapparate teurer werden. In dem Maße als auf diese Weise der Wert des Privilegs durch eine schwierigere wirtschaftliche Lage aufgewogen wird, lockert sich die Disziplin. Die sogenannte Standesehre, mit der unter Beamten Streikerwägungen nicht vereinbar sein sollen, steht überall in Personalunion mit der Macht der höchsten Vorgesetzten, ihre wirtschaftlichen Ansprüche zu befriedigen. Daß auch unseren Beamten der kategorische Imperativ der Pflicht nicht a priori innewohnt, lehren die Erfahrungen in Kolonien, wo sie sich nicht so leicht einem Disziplinarverfahren ausgesetzt, auch nicht so leicht ersetzbar wissen als zu Hause und deshalb auch unbotmäßiger gegen Vorgesetzte sind. Die Beamten sind auch Menschen, und wo sie finden, daß die Vorzüge ihres Standes die wirtschaftlichen Nachteile nicht mehr auszugleichen vermögen, werden sie geneigt sein, aller Tradition zum Hohn, das Mittel des Streiks für sich in Anspruch zu nehmen, sobald sie sich stark genug hierzu fühlen.

Den Herrschenden bleibt gegenüber der Beamtenbewegung nichts übrig, als zu versuchen, die natürlichen Ursachen der Unzufriedenheit in der Beamtenschaft zu überwinden, und, soweit ihnen das nicht möglich ist, Gegenmaßnahmen nach dem Grundsatze zu treffen, daß die Beamten nicht streiken *sollen*, weil *sie*, die Herrschenden, es nicht haben wollen; denn diese befinden sich dann im Zustande der Notwehr, der alles erlaubt. Freilich darf man sich darüber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von vorhinein nicht täuschen, daß sich gegen organisierte Staatsbeamte, die einmal zu rücksichtslosem Kampf um ihre soziale Stellung entschlossen sind, mit Gewalt auf die Dauer nicht viel ausrichten läßt. Wenn Tausende von Post- oder Eisenbahnbeamten streikten, so kann man sie weder alle entlassen, noch einsperren. Ganz müßig ist aber jedenfalls jeder Streit darum, ob die Beamten streiken dürfen oder nicht dürfen. Jeder humorfähige Zeitgenosse wird sich das Entsetzen dieser sonderbaren Käuze ausmalen können, das sie erfassen wird, wenn eines Tages bei uns doch ein Verkehrsstreik ausbricht, obgleich er es nach ihnen nicht „durfte"; es wird dem Entsetzen der Gluckhenne gleichen, die ein Entenei ausgebrütet hat und nun toll am Rande des Teiches herumläuft, auf dem der Wechselbalg vergnügt herumschwimmt.

Otto Corbach

Glossen

Recht oder Unrecht

Von England kam das Wort. Es kam, als angelsächsische Lebensmoden immer schneller die französischen verdrängten und das Wort „Chauvin" den Imperialisten schon altfränkisch klang; zur Zeit der „Jingos". „Recht oder Unrecht — mein Vaterland". Daß Parteien ihre Bannerworte vom Gegner beziehen, ist ein gewohnter Anblick — die rasche Adoption des Heydebrandschen „Es geht aufs Ganze" durch unsere Liberalen mag ein Beispiel für viele sein. So lehrte Marokko die deutschen Heißsporne das Right or wrong aussprechen. Wenn man das Entzücken sah, mit dem Alldeutsche und Kriegmacher die trotzige Formel abwandelten, konnten einen schlimme Ahnungen beschleichen; und mancher mochte der Besorgnis nicht wehren, nur dumpfsinnigen Patriomanen sei die neue Waffe geschmiedet . . .

Es ist nicht an dem. Das Wort ist klug und tapfer. Die sich dagegen, als einen Jingospruch auflehnten, haben in guter Meinung fehlgegriffen. Sie hörten aus der Formel: „Recht oder Unrecht — mein Vaterland" nur die Knechtung des Geistes unter einen Parteiwillen heraus. Umgekehrt liegt es: Der Spruch ist gescheit und aufrichtig genug, die Erkenntnis aus dem Spiele zu lassen. Er gibt zu, daß man Unrecht haben darf. Darin eben unterscheidet sich der Freie vom Unfreien, der Patriot vom Chauvin: daß er an seine Erkenntnis nicht rühren läßt. Daß er nie, im Augenblick des bittersten Kampfes nicht, sein besseres Wissen an eine stiere „Gesinnung" verrät. Und dennoch seiner Fahne treu bleibt. „Wir sehen," sagt Goethe, „daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie, sämtlich in Parteien geteilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmut wird lächerlich." So sprach der Kosmopolit. Fügte freilich hinzu, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er auch den Reiz des Renegatentums zu begreifen wisse. Im Grunde ist es ja so einfach. Der Wille muß patriotisch sein oder antipatriotisch; so er überhaupt etwas will. Die Erkenntnis ist keines von beiden; denn sie läßt sich nicht kommandieren. Ausdauern da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Was hat dieser Entschluß mit einer Meinung, einem Eindruck, einem Denkresultat zu tun? Man kann sehr objektiv sein, und doch nach einem Parteiwillen handeln. Wer im Alltagsleben seine Interessen für heilige Rechte hält, ist ein Narr; wer, als Geschäftsmann, sich nicht entschließen kann, den Konkurrenten zu bekämpfen, er hielte ihn denn für einen Schurken, ist zumindest ein Schwächling. Unseren Patrioten aber ist es eigen, daß sie das sacrificium intellectus fordern. „Man muß auch glauben". . . Tagtäglich wird uns vorgepredigt, der Deutsche schmeichle dem Ausland, vergöttere das Fremde, verachte das heimische Gut. Unsinn. Er hat des Dünkels schon viel zu viel. Wann immer fremde Gedanken, fremde Produkte geschätzt waren, verdienten sie's auch; höchstens daß, nach menschlichem Trägheitsgesetz, die Geltung das Verdienst um einige Jahre überwährt. So unpatriotisch ist keiner, daß er auf die Dauer vom Auslande teurer und schlechter kauft. Man kann finden, daß englische Nadeln besser nähen und dennoch, der heimischen Industrie zuliebe, deutsche beziehen; daß wäre dann patriotisch. Ob sie besser sind, die Frage hat, scheint mir, mit dem Patriotismus blutwenig zu tun. Ich sah aber Wutausbrüche, weil jemand die Fahrtgeschwindigkeit der Eisenbahnen für einen Kulturmesser erklärte, obwohl — England darin den Vorsprung hat; las Proteste, weil ein Ähnliches von der — Seife verlautete. Man sollte vermuten, die Wahrheit sei nicht schon acht Eisenbahnstunden westwärts Lüge; was in Nancy noch dumm ist, könne in Metz nicht gescheit sein, die Abgeschmacktheit von Mülhausen werde so rasch nicht zur Weisheit von Belfort ... Gefehlt! Nicht nur mit Warenmustern und billigen Angeboten, nötigenfalls mit dem Gewehr: auch mit der Vergewaltigung seines Intellekts soll der reisende Deutsche für das Vaterland kämpfen. So will es der „nationale Stolz." Ein Franzose erklärt, in deutscher Gesellschaft, Bismarck für einen niedrigen Charakter: und wird ob seines vorbildlichen Patriotismus belobt. Als ob eine Dummheit durch Übersetzung ins Französische klüger würde. Das geht bis auf die banalsten, kontrolierbarsten Dinge. Man spricht über die mehr oder weniger komfortable Einrichtung eines französischen Dampfers: und ein Musterdeutscher zieht sich grimmig zurück, weil mit Ausländern über dergleichen nicht zu reden ist. Nun, wenn gebildete Menschen nicht einmal über Kabinen sachlich bleiben können, dann sind sie, um Verzeihung, Idioten. Ein Schritt noch, und die Zugspitze ist höher als der Montblanc. Aus Gründen des nationalen Taktes.

Darum sei uns der Grundsatz gelobt, der mit der voluntas nicht die ratio fälscht. Der zwischen Recht und Unrecht den Weg in die Offenheit des Wollens findet. Von dem Standpunkt der Deutsch-Orthodoxen unterscheidet er sich nur durch eine Kleinigkeit: etwa so, wie das englische: My house is my castle unterschieden ist von dem Spruch über den Waschtischen unserer Bürgerstuben: „Mein Haus ist meine Welt . . ."

Hermann Friedemann

Vita nuova

„Nomina sunt consequentia rerum."
Vita nuova.

Was ist Dante im modernen Italien? Eine Bitte um Verzeihung, eine Tröstung, eine schöne Reminiszenz. Der Glanz sei-

Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

nes Namens vermochte uns fast noch das schmutzigste Bett Toskanas zu läutern; und wenn uns die völlige Ohnmacht des Insektenpulvers schon in die Nacht der Verzweiflung versinken lassen wollte, klammerte unsre Phantasie sich krampfhaft an die Grauensbilder des Inferno, und die vorgestellten Höllenqualen ließen uns die wirklichen kleinen Stiche und Bisse kaum noch wie die leichteren Fegefeuerschmerzen erscheinen. Überall in den Gassen, den Osterien und besonders den vornehmen Hotels gedachten wir seiner. Die erlösende Reinheit Beatrices, ach wie unendlich hoch und fern erstrahlte sie, und nirgendwo verstanden wir inniger die inbrünstige Sehnsucht des Dichters, aus dem Dreck herauszukommen, als auf diesem klassischen Boden.

Dem modernen Italiener ist Dante nicht mehr ganz so lebendig. Diese Sehnsucht z. B., sie ist ihm ziemlich unverständlich, er fühlt sich außerordentlich wohl in dem minder geläuterten Milieu, dem ja allerdings einige malerische Effekte nicht abzusprechen sind. Aber auch sonst, was ist ihm Dante? Auf Italienisch: Bringt Dante etwas ein? Es ist allerdings beschämend wenig. Ist er es, der die deutschen Plünderungsobjekte nach Italien zieht? Wer seinen Dante genießen will, kann das zu Haus hinterm Ofen auch; auf die Laster, die der Dichter malt, versteht man sich ja Gott sei Dank in allen Ländern, und die infernalischen Verfluchungen der politischen Ausbeuter kann man mit einiger Phantasie sogar in unserm preußischen Paradiese nachempfinden, wo doch die agrarische Tugend und Gerechtigkeit herrscht. Nein, Dante kann sich durchaus nicht mit der bildenden Kunst messen; und am wenigsten mit der gefälschten, die doch noch mehr abwirft als die Fresken Michelagniolos.

Darum kann er auch keinen Anspruch auf besondere Pietät erheben. Überhaupt Pietät, überhaupt der alte Kram, (wenn man nichts damit verdienen kann). Neues Leben! rief ein Redner auf der Turiner Ausstellung, Italien braucht nicht mehr vom Ruhm der Vergangenheit zu zehren, es hat neue Taten der Welt zu zeigen! Und das war sogar noch vor Tripolis. Wo soll man jetzt Platz hernehmen für die neuen Ruhmesdenkmäler, wenn überall die alten Erinnerungen herumstehen? Am meisten entbehrlich ist dieser Dante (mit dem doch nichts zu verdienen und dessen politischer Ernst überhaupt sehr veraltet ist und geradezu störend wirkt). Und so zog das begeisterte Volk hin und riß in dem alten Stadtwinkel, wo des großen Dichters Wiege stand, die alten Straßenschilder mit den berühmten Namen aus Italiens größter Dichtung herunter und ersetzte sie durch neue mit den Ruhmesnamen aus dem berühmten Tripoliskriege. Es sind nur Namen, aber die Namen sind die Symbole der Dinge.

Diese kleinen schmutzigen wunderlichen Gäßchen, die so etwas seltsam Unwirkliches haben, wie Kulissen. Daß dem Fremdling, der sie betritt, wohl zumute werden kann, als ginge er auf einer Bühne umher, und mit wunderlicher Empfindung las er an den Straßenschildern die Szenerie: Inferno, Limbo und Paradiso.

Wenn wir jetzt mal wieder in diese alte Gegend kommen, vielleicht haben wir auch wieder diese wunderliche Vision. Und wenn unser Auge die großen Namen buchstabiert: Benghasi, Tadtschura, Ainzara, wird es uns nicht schwer fallen an Theater zu glauben. Wieder ist es die Szeneriebezeichnung einer Komödie. Einer Komödie allerdings, der die bewundernde Nachwelt gewiß nicht das Beiwort „divina" geben wird. Und sollte sie diese Tripoliskomödie mit ihren seltsamen Heldentaten eine „menschliche" nennen, so dürfte diesem Worte nicht einmal der leise ethische Beiklang zu eigen sein, den es ja manchmal, manchmal in unsrer Zeit noch haben soll.

Erich Vogeler

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gemäldegalerie

Sonntag nachmittags in die Gemäldegalerie zu gehn, wenn man Bilder sehen will, ist nicht ratsam. Wer aber die Gemäldegalerie kennen will, muß sie auch am Sonntag nachmittag kennen. Es ist nicht gut, ein Ding immer von einer Seite zu betrachten.

Die Reichen, die Weisen, die Gebildeten — sie machen alle sechs Tage der Woche Anspruch auf die Kunst. Am Sonntag aber leisten sie Verzicht und überlassen alles dem Volk. Von Montag bis Sonnabend, da geht der zukünftige Dr. phil. von Bild zu Bild, vergleicht von nah und fern, notiert und sieht im Geiste schon ein dickes Buch entstehn. In Scharen ziehn Reisende vorbei, möchten gern alles sehen und schauen alltäglichen Hantierungen zu, um nicht zu viel Zeit mit dem Wesentlichen verlieren zu müssen. Da steht der Andächtige, den die Menge bei der „Erhebung" stören würde, bleibt sehr lange vor jedem Meisterwerk und wird bald nervös. Da bewegt sich der Ästhet herum, der den Kaviar der Kunst zu würdigen versteht und sehr lang und gut über jeden Meister zu reden weiß. Und hin und wieder steht da auch ein vernünftiger Mann, aber selten.

Da kommt der Sonntag.

Verächtlich sieht der Galeriediener, mit den blanken Knöpfen auf dem Rock, in das hereindrängende Volk. Die Kabinette sind bald mit den verschiedensten Gruppen angefüllt, der Freund der Kunst flüchtet sich. Die unsterblichen Bilder, die gestern von dem langen Dienst der Woche etwas gelangweilt aussahen, scheinen frisches Leben erhalten zu haben. Ihr Aussehen ist jugendlicher und unnahbarer als sonst. Das mag von der Atmosphäre kommen, die sich allmählich verbreitet und unter deren Hauch die Bilder farbiger werden. Es wird sehr wenig gesprochen, was erklärlich ist, denn wer weiß denn etwas? Man hat nichts darüber gelesen, folglich kann man auch nicht darüber reden. An Wochentagen ist das freilich anders.

Eine Art Bann lastet auf der Menge. Sie wissen es, fühlen es wohl auch hie und da wie von fern, daß sie vor etwas Entrücktem, Unalltäglichem, Unbegreiflichem stehen. Vor den berühmten Werken großer Künstler. Ihnen ist das Wort vom großen Künstler noch etwas Unbekanntes, es haftet etwas Fabelhaftes daran, wie an den Magiern aus dem Morgenlande. So wie uns allen dieser Begriff einmal erschien, in der Kindheit. Die angeborene Scheu vor dem Unbegriffenen und Ungewohnten, ja Unzugänglichen, steht fast auf jedem Gesicht geschrieben. Da ist der Vater mit seinen kleinen Söhnen, die eben so große Augen machen wie er. Da sind zwei Freunde, die vielleicht irgendwo in der Lehre sind. Zwei Freundinnen, die sich kein Urteil gegenseitig unterschlagen. Ein Liebespaar, das sich immer dicht zusammenhält. Dazwischen ein einsamer Mann, vielleicht ein Handwerker, der gern „sinniert". Er geht mit würdigem Antlitz von Rahmen zu Rahmen und betrachtet vor allem historische und religiöse Darstellungen. Dann wieder eine ganze Familie, Kind und Kegel, in verschiedenem Tempo. Das starrt, flüstert, kichert wohl einmal, aber bleibt im allgemeinen bei einem verantwortungsvollen Ernst. Man fühlt sich dem Orte etwas schuldig.

Seltsamer Anblick! Die Bilder an den Wänden, ein gereinigtes Widerspiel des Lebens, und der dunkle Strom bedürftigen, leidenden, verworrenen Lebens, der sich dazwischen ergießt. Ein Abbild des Wesens einer schopenhauerschen Welt.

Doch lassen wir die pessimistische Weltausdeutung! Eine Frage scheint uns wichtiger. Wir können uns nicht enthalten nachzuforschen, was diese unsre Kunst, wie die Gebildeten am liebsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagen würden, der großen Menge eigentlich bedeutet.

Die Frage ist nicht ungefährlich, denn man muß wohl oder übel zuvor wissen, was sie für die Gebildeten ist.

Wenn die Kunst mehr als Luxus und äußere Dekoration sein soll, dann muß sie einem wahrhaft gefühlten Bedürfnis entgegenkommen. Sie hat nur für den einen Sinn, der sie zu seiner innern Existenz nicht entbehren kann. Es soll nichts über jene gesagt werden, die ohne Kunst leben: wie groß ist die Zahl derer, die die Kunst wahrhaft brauchen? Sie wird sich, wie groß sie auch sei, gewiß nicht mit der Zahl der Gebildeten decken.

Wenn die Zahl aber klein ist und klein sein muß, was haben dann die Gebildeten „über eine Treppe", was hat ferner das Volk an der Kunst? Welches ist die Stellung der echten Kunst in der Öffentlichkeit, im Staat?

Verschließen wir die Augen nicht! Unsere Gemäldegalerie verdanken wir nicht einer wahrhaften Schätzung der Kunst, sondern einem Mißverstehen der Kunst. Die kleine Menge, für welche die Kunst eigentlich da ist, wäre niemals fähig Galerien wie die staatlichen zu schaffen. Dazu bedarf es der Gesamtheit, und die Art, auf die der Staat, die große Menge dazu gebracht wird, ist die des Mißverständnisses.

Denn was jene in der Kunst erblicken, ist nicht das Wesen. Was sie bewundern sind Nebenerscheinungen. Nur die Materie, nicht die geformte Materie sehen sie in der Kunst. Sie ist ihnen eine Zeitung, die Neues, Unerhörtes erzählt. Ein willkürliches Stück Leben, wie es von Zeitungsberichten auch dargeboten wird. Die Kunst bleibt für sie innerhalb der übrigen Erscheinungen des Lebens, als eine neben vielen andern. Der Gedanke, daß sie Zweck und Krone des Lebens sein könne, hat hier keinen Raum. Für die Naiveren erschöpft sich das Interesse an einem historischen oder patriotischen Stoffe, für die Feineren sind die allgemein menschlichen und poetischen Darstellungen. Die echte Wirkung der Kunst verspüren beide nicht.

Die Kunst kann auch nach der inhaltlichen Seite hin etwas sein, und besser wir freuen uns über ihre Vielseitigkeit als wir jammern über falsches Verstehen. Wenn auch der Sinn der Kunst nicht in dieser Wirkung liegt — sie kommt ihr dennoch dadurch zugute, daß sie eine größere Zahl an ihrem Dasein interessiert als ihre eigentliche Wirkung je vermöchte.

Kurz: es ist anzunehmen, daß Volk und Gebildete auf gleiche Weise die Kunst mißverstehen. Ein Unterschied liegt nur darin, daß die Gebildeten, weil sie mehr Zeit und Geld haben, allmählich vertraut mit den Werken werden und dadurch, daß sie über Kunstwerke lesen, oft zu ungeheucheltem Interesse kommen. Aber es mag mancher täglichen Umgang mit den auserlesensten Bildern haben, ohne daß ihm ein einziges je sein innerstes Wesen anvertraut hätte. Was tut's? Die Kunst ist für ihn trotz alledem eine Macht und er kann ihr dienen, ohne seine Herrin zu kennen. —

Das klingt illusionslos und mag einer Zeit mißtönend sein, die vom Kunstfieber ergriffen ist und das zerbrechliche Ideal einer Volkskunst krampfhaft in Händen hält. Es ist so schön auf Dürers Zeit zu verweisen und zu schließen, was damals möglich war, müsse es auch heute sein. Es fragt sich aber, was damals war. Dürers Marienbilder wurden gewiß nicht wegen ihres künstlerischen Wertes geschätzt. Sondern weil man nach Darstellungen verlangte, um der Neugier des Auges einen weiteren Horizont, als der nächste Umkreis bot, zu eröffnen, kaufte man seine Stiche. Dürers erste Arbeiten erzählen von diesem Verlangen nach dem Niegesehenen und Ungewöhnlichen genug. Nicht nur seltsame mythologische Szenen sticht der von der Umgebung noch zu beeinflussende junge

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Künstler, auch ein sechsfüßiges Schwein wird auf der Kupferplatte verewigt. Heute wird die Neugier und Schaulust vom Photographen befriedigt, im Mittelalter war der darstellende Künstler der einzige, der dem entgegenkam. Und nur der wahre Künstler! Denn damals lag der Gedanke, das Malen zu erlernen, nicht so nahe wie in der Zeit der Kunstschulen und Akademien.

Man will heute die Kunst in alle Hütten tragen und glaubt, daß die Menge höher zu führen sei, wenn man ihr gute Bilder statt der gewohnten schlechten, und dichterische Bücher an Stelle nichtswürdiger Romane darreicht. Hier liegt ein Grundirrtum vor. Derselbe Instinkt wählt in dem guten wie in dem schlechten Buch, und er wird sich aus einem Roman von Wilhelm Raabe ungefähr dasselbe herausholen wie aus irgendeinem sentimentalen und spannenden Machwerk. Er wird eine Madonna aus der italienischen Renaissance kaum mit wesentlich andern Gefühlen betrachten als die Madonna des bescheidensten Kitschmalers. Und wenn einer Raffael höher schätzen sollte, so ist eher an einen Zufall zu glauben als an ein Verständnis für den überlegenen Wert.

Es gäbe zwar einen Standpunkt, von dem aus die Popularisierung der Kunst wünschenswert bleibt. Nur ist er der des äußersten Egoismus, und es ist fast anstößig, ihn zu bezeichnen. Im Interesse der ästhetischen Empfindsamen liegt es nämlich, daß überall gute Bilder an den Wänden hängen, denn schlechte fallen auf die Nerven. Bei andern verlangt eine sentimentale Humanität, ihre schönen Bücher in möglichst vielen Händen zu wissen, damit sie nicht die einzigen Genießer sind; Gemeinsamkeit entlastet. Schließlich mag es auch Menschen geben, die an eine Erziehung durch die Kunst ehrlich glauben. Es müssen gute Menschen sein, und dieser Glaube wird nicht der einzige sein, der sie enttäuscht. — —

Ein letzter Blick auf das zwischen den Bildern sich drängende Volk führt uns in die Wirklichkeit zurück. Wie eine leuchtende Abendwolke schweben die unsterblichen Werke über den Köpfen der Menge. Und vielleicht sagen wir uns, daß möglicherweise doch nicht Mißverständnis allein die Galerie erbaut hat: ein wenig hat vielleicht auch die heimlich wirkende Kraft jeder rein geistigen Erscheinung daran Anteil.

Albin A. Baeumler

Aussprüche Friedrich des Großen

Das Privatleben würde meiner Freiheit besser zusagen. Sie wissen, daß ich die Unabhängigkeit liebe und daß es sehr hart ist, auf sie zu verzichten, um sich einer mühsamen Pflicht zu unterwerfen. Was mich tröstet, ist einzig der Gedanke, meinen Mitbürgern zu dienen und meinem Vaterlande nützlich zu sein.

An Voltaire; Berlin, 23. März 1740

*

Die Fürsten sind nur in der Welt, um die Menschen glücklich zu machen.

Antimachiavel, Cap. XXVI

*

Der Fürst, weit entfernt davon, der unumschränkte Gebieter der unter seiner Herrschaft stehenden Völker zu sein, ist vielmehr nur ihr erster Bedienter.

Antimachiavel, Cap. I, 1739

*

Menschlichkeit, diese so empfehlenswerte Tugend, welche alle übrigen in sich schließt, sollte nach meiner Ansicht bei jedem vernünftigen Menschen anzutreffen sein, und wenn sie auf der ganzen Welt ausstürbe, müßte sie doch bei den Fürsten unsterblich sein.

An Voltaire; Rheinsberg, 11. September 1738

*

Alle Menschen, von denen die Erde wimmelt, sind Kinder eines Vaters und bilden eine Familie; und trotz allen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hochmutes, den euer Rang euch gibt, sind sie euch gleichgeboren, sind von eurem Blut. Öffnet stets das Herz ihrer ungestümen Klage und bedeckt ihr Elend mit eurem Glück; wollt ihr wirklich über ihnen stehen, zeigt euch menschlicher, sanfter, tugendhafter!

Épitre à mon frère de Prusse, 1736

*

Unser Leben ist ein flüchtiger Übergang vom Augenblick unserer Geburt bis zu dem unseres Todes. Während dieser Spanne Zeit hat der Mensch die Bestimmung, zu arbeiten für das Wohl der Gemeinschaft, der er angehört.

Anfang des Testaments vom 8. Januar 1769

*

Wenn man mit eitlen Leuten zu tun hat, muß man noch mehr Hochmut zur Schau tragen, als sie selbst besitzen; das ist das einzige Mittel, sie zur Vernunft zu bringen.

An die Prinzessin von Oranien und Nassau; Potsdam, 6. Dezember 1768

*

Was man in der Welt Ehre nennt, ist ohne Zweifel ein Vorurteil; aber es hat sich festgesetzt und ist die Norm, nach der man die Handlungen der Menschen beurteilt.

An d'Alembert; Landeck, 20. August 1765

*

Die Religionen müssen alle tollerieret werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen Abbruch tut; denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden.

Randverfügung, 22. Juni 1740

*

Die Welt ist unsere Stiefmutter, die Philosophie unsere Mutter; ich rette mich in die Arme dieser Mutter, wenn meine Stiefmutter mich mißhandelt.

An den Marquis d'Argens; Strehlen, 11. November 1761

Aus der Sammlung von „Prof. Dr. A. Kannengießer, Friedrich der Einzige." Ein Charakterbild des großen Königs in seinen Worten. Dresden 1912.

Holbein

Über den größten deutschen Maler war bisher seltsamerweise keine ausreichende, populäre Monographie vorhanden. Es gab die teuren, schönen Reproduktionen seiner Handzeichnungen und einige, meist verwahrloste und überarbeitete Wiedergaben seines Totentanzbüchleins, darunter auch eine gute, wohlfeile im Verlag Fischer & Franke. Jetzt endlich gibt der fleißige Holbeinforscher und Kenner Paul Ganz in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart einen guten, vollständigen Holbein in 252 Bildern, mit einem kurzen, trocken sachlichen Text, eine solide und bescheidene Arbeit, an der jedermann seine helle Freude haben muß. Es gibt ja immer wieder Leute, die Holbein gar zu kühl und zu sachlich und zu wenig süß oder sentimental finden oder die gar Dürer gegen ihn ausspielen, gerade wie sie es mit Goethe und Schiller auch machen. Nun, dieser kühle Hans Holbein ist weiter nichts als ein Maler und Zeichner, er ist kein Poet und kein Prophet, er kann so viel wie irgend ein Italiener und hat dazu die ehrlichen, scharfen, unerbittlichen Beobachteraugen des Schwaben, dem man Neigung zu Mißtrauen nachsagt und darum wohl auch Talent zum Beobachten zugestehen muß. Das schöne Buch zeigt uns wohl, daß auch er zu lernen hatte, daß es mit dem Malen nicht vom ersten Tag an ging, und es ist wirklich ein weiter Weg, der zwischen dem reinen Zeichner der genialen Silberstiftblätter und dem großen Maler der englischen Bildnisse liegt. Rätselhaft steht der Mann da, der nur 45 Jahre alt wurde, von dem man wenig Menschliches erfahren hat und der unter allen deutschen Künstlern als einziger jene italienische Vollendung und reine Form gefunden hat, die allen ein Ideal gewesen ist. Daß er dabei nicht auch ein ungewöhnlicher und geistiger Mensch gewesen sei, läßt sich nicht wohl glauben, denn

Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sonst wäre es ein reiner Zufall, daß gerade er eine ganze Reihe der geistig führenden Menschen seiner Zeit gemalt hat und daß wir an ihn denken müssen, sobald Erasmus oder Thomas Morus genannt wird. Jedenfalls gebe ich aus meiner Bibliothek eine ganze Menge von schönen Reproduktionswerken aller Zeiten eher wieder weg als diesen Holbeinband.

Hermann Hesse

Thule

Vor tausend Jahren führten die Dichter noch ein ganz anderes Leben als heutzutage, wenigstens in Island. Der große Skalde Egil, der Sohn des Skallagrin, begann seine Laufbahn damit, daß er mit sieben Jahren seinen Gegner im Ballspiel mit einer Hellebarde totschlug. Mit elf Jahren erschlug ihm der Vater seinen Freund, ebenfalls beim Spiel, und der junge Dichter antwortete darauf dadurch, daß er am Abend in der Küche seines Vaters Haushofhalter und Lieblingsfreund erschlug. Bald darauf zog er auf Wikingfahrt und ward in einem Leben voll Krieg, Raub und Gewalttat der berühmteste isländische Skalde. Seine „Geschichte vom Skalden Egil", ein schönes Stück altisländischer Dichtung, kann man in einer Übersetzung lesen, die F. Niedner bei Diederichs in Jena bringt. Das kräftige Buch eröffnet schön und vielversprechend eine Sammlung „Thule", die weiterhin die Eddadichtungen und eine Menge isländischer und andrer nordischer Altertümer bringen soll. Man kann sich darüber freuen, um so mehr als wir in den Schulen von diesen Dingen doch nichts erfahren haben, während doch das germanische Heidentum und die alten nordischen Geschichten das geheimnisvolle Buch unsrer eignen Kindheit sind. Ich weiß kaum eine Quelle, aus der wir über Leben und Art der nordischen Germanen so schön und anschaulich belehrt würden wie aus den schlichten Siedelungsgeschichten von Island.

Hermann Hesse

Eine chinesische Geschichte

Der Herzog Wen von Dsin zog aus, um die Reichsfürsten zu versammeln, denn er wollte den Staat We bekämpfen. Da blickte der Prinz Tschou zum Himmel empor und lachte.

Der Herzog sagte: „Was lachst du?"

Er sprach: „Ich lache über einen Nachbar von mir, der seine Frau auf einem Besuch nach ihrem Elternhaus begleitete. Unterwegs sah er ein Mädchen, das Maulbeerblätter pflückte. Die gefiel ihm, und er plauderte mit ihr. Als er sich aber nach seiner Ehefrau umblickte, da hatte die auch einen gefunden, der ihr zuwinkte. Das ist der Grund, warum ich zu lachen wagte."

Der Herzog verstand den Wink und hielt ein. Er führte sein Heer zurück, aber noch ehe er angekommen war, waren an der Nordgrenze seines Staates die Hunnen eingefallen.

(Dies als Probe aus dem altchinesischen Weisheitsbuch „Vom quellenden Urgrund", das bei Diederichs in Jena in einer vortrefflichen Übersetzung von R. Wilhelm erschienen ist.)

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Volters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roesler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Miniſterium Caillaux und die öffentliche Meinung in Frankreich

Von Graf de Pouvourville

Mitglied des „Conseil Supérieur des Colonies Françaises“ und des Internationalen Kolonialinſtituts

Dem Miniſterium, an deſſen Spitze der Abgeordnete der Sarthe, Herr Joſeph Caillaux, ſtand, iſt es beſchieden geweſen, das europäiſche Intereſſe wie kein anderes franzöſiſches Kabinett ſeit den Tagen der großen Miniſterien Gambettas und Freycinets in Anſpruch zu nehmen. Und dies Intereſſe, das die öffentliche Meinung bis zur leidenſchaftlichſten Stellungnahme führte, galt nicht nur dem bewährten und ſchöpferiſchen Finanzgenie an ſeiner Spitze und den ſtaatsmänniſchen Qualitäten des Herrn Caillaux, die ihm ſelbſt die erbittertſten Gegner nicht abzuſprechen wagen. Nein, dies Intereſſe war ganz beſonders durch die Tatſache bedingt, daß die Amtsdauer dieſes kurzlebigen Miniſteriums vollſtändig von internationalen Problemen beherrſcht war, und daß die Arbeit des leitenden Staatsmannes — nur Näherſtehende können ihre unermüdliche Zähigkeit richtig einſchätzen — faſt reſtlos in den Fragen der auswärtigen Politik aufging. Schließlich fand ja auch die kleine Verſchwörung, der das Miniſterium zum Opfer fiel, ihren Ausgangspunkt in einer Angelegenheit der auswärtigen Politik. Und eben dieſer tragiſche Rahmen hebt die Amtsführung Caillaux als international bedeutſames Ereignis, zumal für Deutſchland beſonders ſcharf hervor.

Aber dies Intereſſe verdient nur dann fortzuleben, wenn wir vollkommene Klarheit und Wahrheit über die Grundſätze der auswärtigen Politik Frankreichs in dieſer kritiſchen Zeit gewinnen. Das wird nicht ganz leicht ſein.

Denn einmal iſt denen, die die Wahrheit kennen, durch ihre amtliche Stellung gar oft der Mund verſchloſſen, während andere, die volle Rede-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freiheit haben, die Wahrheit nicht kennen oder ſie nicht bekennen, weil ihnen das unangenehm oder gar nachteilig iſt.

Was hier vor allem offen ausgeſprochen werden muß: Selten noch hat die franzöſiſche wie die deutſche Preſſe eine verhängnisvollere Rolle als in dieſen Zeitläuften geſpielt. Die deutſche Preſſe hat es, zumal wenn es ſich um Reichsintereſſen handelt, nicht leicht, zu einem klaren Ausdruck ihrer Wünſche und der Meinung der Majorität des deutſchen Volkes zu gelangen. Die Blätter, die mit der Regierung oder einem Staatsſekretariat Fühlung haben, bewahren in ſolchen Fällen ein eiſiges Schweigen, das beunruhigender wirken kann als das dümmſte Geſchwätz ungeſchickter Konjekturpolitiker.

Und die Parteiblätter extremer Richtung gar, alldeutſche auf der einen, ſozialiſtiſche auf der anderen Seite, geben dem Ausland eine vollkommen falſche Vorſtellung von der Stimmung der deutſchen Nation, die doch wie keine zweite eine geiſtig ausgeglichene, einheitliche, logiſch denkende und allem Überſchwang abholde iſt.

Auf der anderen Seite vertreten die großen franzöſiſchen Zeitungen, wie der Temps, der Figaro, das Journal und Journal des Débats (ich nenne nur die im Ausland vornehmlich geleſenen) in großen Zügen doch ziemlich genau die Meinung der höheren, intellektuellen Schichten des Landes. Den leidenſchaftlichen Ton ihrer Sprache — in dem a priori alle franzöſiſch geſchriebenen Blätter gehalten ſein müſſen — mildert ein ſicheres Gefühl für Würde, für Recht und Gerechtigkeit, und man darf der Aufrichtigkeit ihrer Meinungsäußerungen unbedingt volles Zutrauen ſchenken. Leider verhindern gerade dieſe Vornehmheit des Tons und kluge Mäßigung des Gedankens, dazu ſchließlich ihr ziemlich hoher Preis dieſe Blätter in die breiteren Schichten der Bevölkerung einzudringen, deren geiſtige Tageskoſt die Fülle der leicht und ſeicht geſchriebenen und zerfahrenen Soublättchen bildet.

Man muß das feſtſtellen, weil es manches Dunkel erhellen wird; die franzöſiſche Preſſe zweiten Ranges hegt zu viel Leidenſchaften, als daß ſie immer wirklich loyal und patriotiſch einſichtig ſein könnte. Gewiß, daß das franzöſiſche Volk in Fragen der auswärtigen Politik nur ein Herz und eine Seele iſt, hat ſich gezeigt und wird ſich bei nächſter Gelegenheit wieder zeigen. Aber die Blätter der Oppoſition, die durch die rückſichtsloſen Me-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

thoden der innerdiplomatiſchen Taktik des parlamentariſchen Syſtems verſeucht ſind, ſehen immer nur das eine Ziel: den blinden Kampf gegen die derzeitige Regierung und den Sturz des herrſchenden Miniſteriums. Dies Ziel zu erreichen, iſt ihnen kein Mittel zu ſchlecht; ſie nehmen die erſte beſte Waffe, wo ſie gerade zu finden iſt, bedenken nicht, welches Gift auch daran klebt, und fragen nichts danach, ob Anſehen und Intereſſe des Vaterlandes unter der Wirkung des Giftes leiden müſſen.

Und dieſer Geiſt des Journalismus zweiten Ranges iſt auch charakteriſtiſch für gewiſſe inferiore Parlamentarier, ja ſelbſt für einzelne Regierungsmänner, die, wie Ariſtide Briand ſich ausdrückte, aus den „Moräſten" des Journalismus emporkamen und von der Unſauberkeit ihres früheren Milieus nicht rein geworden ſind. Wenn man genau zuſieht, ſo wird man in den aus dieſem Geiſt geborenen Konflikten die Urſache der Schwierigkeiten und des Sturzes des Miniſteriums Caillaux erkennen. Und deshalb war es gut, dieſen kurzen Einblick in die politiſche Pſychologie vorauszuſchicken.

Ich will hier keine diplomatiſche Monographie ſchreiben. Alles was ſeit dem „Streich von Agadir" bis zum Abſchluß des deutſch-franzöſiſchen Vertrages und ſeiner Diskuſſion in den Parlamenten beider Länder auf diplomatiſchem Wege geſchehen iſt, iſt in offizieller und definitiver Form unverrückbares hiſtoriſches Dokument geworden. Und das iſt es auch nicht, worauf es zur Stunde vor allem ankommt.

Was tatſächlich wichtig iſt, das iſt die Aufnahme des Vertrages durch die national geſtimmte öffentliche Meinung hüben und drüben und der Ausdruck, den dieſe Aufnahme beiderſeits gefunden. Den Staatsmännern, die ihrer Pflicht und Aufgabe bewußt ſind, darf es nicht nur darauf ankommen, Verträge abzuſchließen. Es gilt auch, ihre Annahme und gerechte Würdigung ſeitens der beteiligten Völker durchzuſetzen, ja ſogar den tatſächlichen Wert des Erreichten in ihren Augen womöglich noch zu ſteigern.

Nun war freilich Deutſchlands Verzicht auf alle politiſchen Abſichten in Marokko kein eigentliches Geſchenk an Frankreich. Denn ſchenken kann man nur, was man beſitzt. Und Marokko zu verſchenken, war niemand in der Lage. Aber Deutſchland übte gegenüber Frankreich, dem einzigen und unvermeidlichen Protektoratskandidaten, eine Politik der Entſagung, die ihm ſchwer fallen mußte, und ſowohl moraliſche als materielle Kompenſationen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchaus rechtfertigte. Und ich geſtehe, daß man ſich in Frankreich darüber völlig einig war.

In dem Moment alſo, da man unzweifelhaft wußte, daß Deutſchland in das franzöſiſche Protektorat einwilligte, was 1909 nicht der Fall geweſen war, daß es aber als Preis ſeines Desintereſſements einige Vorteile forderte, in dieſem Moment war die Situation völlig klar und die Löſung der Frage in zweimalvierundzwanzig Stunden möglich. Ich möchte mir hier erlauben, an die beiden Wortführer in dieſem Zwiegeſpräch, die Herren von Kiderlen-Wächter und Jules Cambon die ganz ehrerbietige Frage zu richten, ob es nicht bisweilen zu den Liebhabereien einzelner Diplomaten gehört, die Vorgänge künſtlich größer erſcheinen zu laſſen und ganz klare Situationen zu verdunkeln, lediglich um ſich den wohlfeilen Ruhm zu gönnen, ſelbſt aufgeſtellte, oberflächliche Hinderniſſe überwunden zu haben. Das iſt ein gefährliches Spiel, denn die Nationen verſtehen ſich nicht auf die Spitzfindigkeiten des diplomatiſchen Handwerks. Doch halten wir uns dabei nicht auf.

Es gab indeſſen tatſächlich ein bedeutendes Hindernis, das überwunden werden wollte und dieſes Hindernis lag in unſerer verſchiedenen nationalen Sinnesart begründet. Daran hat aber kein Menſch gedacht, und daher kam dann auch in der Folge alle Enttäuſchung und Erbitterung.

Die deutſche Nation ſagte ſich mit bewußter Überlegung: „Wir überlaſſen den Franzoſen Ruhm und Recht des marokkaniſchen Protektorates und das iſt doch ſehr hübſch von uns. Laßt uns nun auch an unſere wirtſchaftlichen und finanziellen Intereſſen denken. Es gilt alſo, unſere Konzeſſionen mit allen wünſchenswerten Garantien zu umgeben, auf daß zwiſchen unſeren wirtſchaftlichen Freiheiten und unſerer politiſchen Zurückhaltung eine klare Grenzlinie gezogen wird. Das wollen wir nicht überhaſten. Und in Wirklichkeit ſetzt das den Wert unſeres „Geſchenkes“ in keiner Weiſe herab.

Die franzöſiſche Nation aber ſagte ſich in ihrer gefühlsorientierten Sprunghaftigkeit: Endlich haben wir's alſo, dies Marokko! Das Geſchäft iſt gut und der Alpdruck vorüber. Dank dem deutſchen Verzicht wird man in zwei Tagen nicht mehr davon ſprechen. Immerhin war es ganz nett von ihnen und wir ſchulden ihnen anderweitig ein paar Gegenvorteile. Sie ſollen ſie kriegen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man ſieht: die Standpunkte ſind verſchieden. Man brauchte ſie nur ſchärfer zu betonen, um ſchließlich bis zu völliger, feindſeliger Unvereinbarkeit zu kommen. So ging's bis zum Abſchluß des erſten Teiles des Abkommens, anfangs November 1911.

Mehr noch als den Wert einer Gabe würdigt das franzöſiſche Volk die Art, wie ſie geboten wird. In ſeiner unzweifelhaft dankbaren Geſinnung hatte es auf ſpontane Klarheit, auf eine gewiſſe Eleganz der deutſchen Zuvorkommenheit gerechnet. Und an Stelle dieſer ritterlichen Art, für die ſie ſicherlich ſehr empfänglich geweſen wären, ſahen ſich die Franzoſen mit einemmal langwierigen und vielfach aufregenden, wenn auch durchaus ehrlichen, Verhandlungen über ökonomiſche und finanzielle Detailfragen gegenüber. Ich bitte mir das aufs Wort zu glauben: das iſt nun einmal der Grundzug des franzöſiſchen Volkscharakters. Die Vorſichtsmaßregeln, Vertagungen und Spitzfindigkeiten, mit denen die Affäre umgeben und geſpickt wurde, verhüllten den Franzoſen ſchließlich den unzweifelhaft wertvollen Kern des Abkommens. Marokko war ihnen durch das endloſe Feilſchen verleidet und den endloſen Verſchleppungen war ihre Geduld nicht gewachſen. Und als man ſchließlich einig wurde, hatten die Franzoſen, man darf mir's glauben, ihr Marokko teurer bezahlt als durch eine Gebietsabtretung. Alle ihre Geduld war draufgegangen und, ſo glaubten ſie, auch etwas von ihrer Würde. Das war ſchon zu viel für ſie! Sie wähnten ſich an der Grenze des Erträglichen angelangt. Und wahrlich, ſie waren es!

Sie waren alſo längſt nicht mehr in der günſtigen Gemütsverfaſſung, die ich oben ſchilderte, als die Kongo-Verhandlungen, dieſes Gegenſtück des marokkaniſchen Abkommens, einſetzten. Und weil in Frankreich die Regierung die öffentliche Meinung nicht umſtimmen konnte, entſtand eine Oppoſition gegen das Miniſterium Caillaux, die ganz ſpontan aus Gefühlselementen ohne irgend welche logiſche Unterlage herauswuchs. Und ſo begannen die Verhandlungen über den afrikaniſchen Gebietsaustauſch in einer bereits getrübten Luft und unter höchſt mittelmäßigen Auſpizien.

Hier iſt der Ort, es offen und laut zu erklären, und ich wünſchte meine Freimütigkeit möchte jedermann überzeugen, daß nicht ein wahres oder auch nur die Wahrheit ſtreifendes Wort an den verleumderiſchen Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rüchten ist, die seinerzeit über die beiden gegenüberstehenden Staatsleiter verbreitet wurden. Und ich möchte diese Männer hier von jeder Verdächtigung rein waschen, sofern das in den Augen der ehrlichen Leute beider Länder auch nur einen Augenblick notwendig erscheinen könnte. Es sind niemals — ich bin sehr wohl in der Lage dies frank und frei auszusprechen — weder vor den politischen Besprechungen noch gleichzeitig mit diesen Unterhandlungen finanzieller Natur gepflogen worden, die erstere gefährden konnten. Die Tatsache, daß bei Herrn Caillaux der Finanzpolitiker im Staatsmann dominiert, gestattet keineswegs die Unterschiebung, er habe im Laufe seiner Ministertätigkeit je an andere Interessen als an die seines Landes gedacht. Gewiß tritt Herr Caillaux nach der Beendigung seiner Amtsführung in die finanzielle Karriere zurück, und diese hat ihm die Wahrung mannigfaltigster, individueller wie allgemeiner Interessen in die Hand gelegt. Aber während seiner Amtszeit hat er stets unabhängig von diesen Interessen gewirkt; bisweilen sogar, unter dem Zwang höherer und edelster Auffassung, gegen sie. Ich könnte das beweisen, aber ich halte es für genügend, es hier auszusprechen, daß es wenige Politiker gibt, die einen gleich strengen Maßstab vertragen können — um so mit Verachtung die Verdächtigungen zurückzuweisen, die nicht weiter und nicht höher reichen als ihre Urheber.

Das allgemeine Unbehagen, unter dessen Druck die Kongoverhandlungen eröffnet wurden, reichte übrigens bis in die französische Regierung hinein, die von den Einzelheiten der Aussprache über Marokko etwas enttäuscht war. Der Grund dafür ist folgender. Caillaux, der ein politischer Kopf mit umfassenden Ideen, ein aufbauender und bejahender Geist ist, sah in der deutsch-französischen Verständigung die Gelegenheit zu einer vernünftigen Neugruppierung der europäischen Interessen- und Einflußsphären in Afrika, die heute so zusammenhanglos liegen, daß die afrikanische Landkarte einer gebrechlichen Intarsiaarbeit gleicht. Sein lebhafter Wunsch war auch, daß die Verhandlungen mit Deutschland, die ersten seit über 40 Jahren, eine neue Zeit der gegenseitigen Achtung, des Zutrauens und in gewisser Beziehung sogar gegenseitiger Hilfeleistung eröffnen möchten. Jedenfalls erhoffte er davon die Beseitigung aller Reibungsflächen.

Der beste Weg dazu ist nun aber in dem Bemühen gegeben, die Möglich-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keiten eines Zusammenstoßes zu vermindern. Die französischen Interessen in Nordafrika zusammenzufassen und Deutschland dafür die Möglichkeit zu geben, in Südafrika dasselbe zu tun, und damit auf einmal alle Vorwände und Veranlassungen für gegenseitige Übergriffe wegzuräumen, das war der Leitgedanke unseres Premierministers; und er war bereit, berechtigte Opfer dafür zu bringen. Man muß zugeben, daß dieser Gedanke der Würde und dem Ehrgefühl beider Nationen Rechnung trug, und daß er die beste Gewähr für den europäischen Frieden der Zukunft barg.

Doch dieser Plan war nur noch ein leerer Traum von dem Augenblick an, da die deutscherseits durchgesetzten diplomatischen Einschränkungen und wirtschaftlichen Klauseln Frankreich nur mehr ein bedingtes und beschränktes Protektorat überließen. Und so kam es, daß Frankreich, aus einer bedauerlichen aber begreiflichen Reaktion heraus mit seinem Kongoopfer zu wuchern begann, genau wie vordem Deutschland mit seiner marokkanischen Verzichtleistung gewuchert hatte. Eine so unvollkommene Realisierung eines so schönen Planes läßt sich nur bedauern. Aber dies Bedauern wird wohl erst an jenem — leider wohl nur allzu naheliegendem! — Tage tiefere Wurzel schlagen, wenn alle Unannehmlichkeiten des Doppelabkommens zutage treten werden, deren wichtigste eben die Vermehrung der Reibungsflächen ist, die Caillaux hatte beseitigen wollen.

Unter solchen Umständen angebahnt, konnte das Kongoabkommen niemanden befriedigen. Es befriedigte zunächst Deutschland nicht, und Herr von Lindequist zog sich ostentativ zurück, um es nicht billigen zu müssen. Aber auch Frankreich hatte wenig Freude daran. Hier fand die öffentliche Meinung selbst die geringste Gebietsabtretung noch zu groß, einige Mitglieder des Kabinetts schlossen sich dieser Ansicht an, und diese Unstimmigkeit führte schließlich den Sturz Caillaux' herbei.

Ich will mich hier klar und restlos aussprechen: Dem Widerspruch des Kolonialministers Lebrun, der nur in den Beratungen der Regierung zum Ausdruck kam, lagen die ehrlichsten, achtbarsten Motive zugrunde, und das Betragen dieses Mannes darf als Muster persönlicher Würde und disziplinierter Selbstbeherrschung gelten. Frankreich hat es so aufgefaßt und Herrn Lebrun volle Anerkennung dafür gezollt. Dieser Widerspruch konnte und sollte übrigens nichts in Frage stellen: weder die Annahme des

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abkommens, noch die Stellung des französischen Kabinetts gegenüber dem Ausland.

Anders stand es um die scharfe Opposition eines anderen Ministers; bald lärmend, bald greinend entbehrt sie ebensosehr der persönlichen Überzeugungstreue als jeder diplomatisch gerechtfertigten Grundlage. Sie gab sich als fortwährende Stichelei, als kleine politische Konspiration gegen den Chef des Kabinetts. In dieser greisenhaften Entartung, die keine Rücksicht auf das Interesse des Staates kennt, ist Starrköpfigkeit keine Stärkung mehr, die den Rücken steift — sie wird vielmehr zur Gliederstarre, die am Gehen hindert!

Ich will mich über das Verhalten dieses Inhabers eines unserer wichtigsten Ministerportefeuilles nicht weiter verbreiten, der da am Morgen die geheimsten Aktenstücke einsah und mit dem Ministerpräsidenten die Antworten festlegte, um dann abends diese selben, ihm anvertrauten Akten fremden Augen preiszugeben und mit kindischer Einfältigkeit einem gefürchteten Mitglied der parlamentarischen Arena sein Leid zu klagen, in der eingestandenen Absicht, den Chef der Regierung, der er selbst angehörte, zu gefährden. Nur soviel muß gesagt werden: daß hier leider eine schmerzliche Lücke in der achtungswerten Tradition französischer Loyalität und Würde festzustellen ist. Und während so Herr Caillaux mit bewunderungswürdiger Konsequenz und Arbeitsenergie der äußeren Schwierigkeiten und inneren Intrigen Herr zu werden suchte, erlag die öffentliche Meinung Frankreichs, die heute noch keine Ahnung von der Bedeutung und dem praktischen Wert des äquatorialen Afrika hat, dem Ansturm reiner Gefühlsmotive. Tagtäglich, wenn die Zeitungen an der Hand der neuen Vorschläge künftiger Grenzregulierungen die fremden Namen bisher allgemein unbekannter Gegenden und Flüsse brachten, fragte das französische Publikum mit keinem Wort danach, ob die Kapitalien der großen Kongo-Gesellschaften gesichert, ob die abzutretenden Gebiete reich seien an Kautschuk und Elfenbein, oder ob die famosen Verbindungswege zwischen Tschadsee und Kongo gangbar und jemals benutzt worden seien. Nein, dies französische Volk wollte nur das eine wissen: ob die Gräber der französischen Afrikaforscher, der ihm vertrauten Helden, von denen es so gerne spricht, auf französischem Boden bleiben sollten oder nicht! Eine rein aus dem Gefühl geborene Sorge, von der ich hier jedoch nicht spreche, um mich darüber lustig zu machen, sondern nur um zu

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeigen, wie es in jenen Tagen um die franzöſiſche Volksſtimmung ſtand, wie ſie faſt ganz aufging in jener idealen Forderung, deren Kultus im Laufe der Jahrhunderte die eigenartige Größe des Volkes geſchaffen hat, dem ich entſtamme.

Und doch mußte man Deutſchland zufriedenſtellen, das wohl gegen uns loyal geweſen war, den Eindruck der Großmut aber hatte vermiſſen laſſen. Man mußte ihm einen Hafenplatz am Atlantiſchen Ozean einräumen und einen, wenn auch noch ſo ſchmalen Zugang zum belgiſch-franzöſiſchen Kongoſtrom.

Aus dieſem wirren Zuſammenprall edler Gefühle, dunkler Machenſchaften und mißverſtandener Forderungen erwuchs alſo ſchließlich das Kongoabkommen, mit ſeinem Landſtreifen im Süden Spaniſch-Guineas und ſeinen zwei langen ſchmalen Fühlern, dem mittleren Kongo zu. Vergleichen wir damit den urſprünglichen Leitgedanken, der das Prinzip des Doppelabkommens annehmbar gemacht hatte, dann werden wir alle rückhaltlos eingeſtehen, daß dies eine recht mittelmäßige Löſung iſt. Sie iſt nämlich die denkbar wenigſt gut fundierte und muß faſt unmittelbar eine neue nach ſich ziehen, während ſie eigentlich berufen ſchien, auf lange Zeit die afrikaniſchen Beſitzſtände Frankreichs und Deutſchlands gegenſeitig zu gewährleiſten.

Immerhin iſt das Miniſterium Caillaux weder über dem Marokko- noch über dem Kongoabkommen zu Fall gekommen. Nach einer überaus vornehm gehaltenen Rede des Grafen de Mun, nach einer ſehr präziſen des Miniſterpräſidenten hatte die Kammer das Abkommen ratifiziert. Und es beſtand kein Zweifel, daß der Senat ebenſo verfahren würde. Seine hervorragenden Mitglieder hatten aus ihrer Anſicht kein Hehl gemacht.

Doch das paßte jenen „Fiſchern im Trüben“ nicht, die wohl das Werk des Miniſterpräſidenten ſanktionieren, ſich ſeiner Perſon aber gleichzeitig entledigen wollten. Der Hauptintereſſent, jener greiſe und doch ewig jugendliche Senator, dem wir es verdanken, daß die Abſchlachtung unſerer Staatsmänner beinahe zu einer ſtändigen Einrichtung geworden iſt, und den wir den „Tiger“ genannt haben, gewann ſeine Helfershelfer ſowohl in der Senatskommiſſion, deren Neugier er aufſtachelte, als im Miniſterium des Auswärtigen ſelbſt, deſſen ſchon etwas ſtark überſpannte Nerven er noch weiter reizte. Dieſe drei politiſchen Mächte fanden ſich zuſammen, und es gelang ihnen leicht, das allgemeine Mißbehagen, von dem ich ſprach, noch zu ſteigern. Und ſo kam

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es, daß man, ohne daß der geringste Beweis dafür zu erbringen war, davon sprechen konnte, daß die Politik Caillaux', die just eben um ein Haar den Bruch mit Deutschland herbeigeführt hätte, nun auch noch die englische Freundschaft trüben würde, und daß die „Entente cordiale" in Gefahr sei.

Ich werde im Schlußwort ausführen, was von diesen Unterstellungen zu halten ist. Sie hatten jedenfalls zur Folge, daß Herrn Caillaux' Stellung in der breiten Öffentlichkeit, sowohl wie auch im Schoße einer Spezialkommission durch eine kleine, sorgsam gezüchtete Verschwörung schwer erschüttert wurde, was nach einigen weiteren Zwischenfällen tags darauf den Rücktritt des Ministeriums herbeiführte. Man braucht hier weder zu erklären noch zu kondolieren. Herr Caillaux dürfte es eher wohl als eine Ehre ansehen, just an dem Tage, da er Frankreich eben den Besitz Marokkos gesichert hatte und just von den gleichen Händen gestürzt worden zu sein, die einen Jules Ferry am Tage nach der Eroberung Tongkings zur Strecke gebracht haben. Aber der Mangel an patriotischer Würde dieses parlamentarischen Überfalls aus dem Busch, die Quertreibereien und heimlichen Fäden, die das Ministerium umspannen, schließlich die verlegene und widerspruchsvolle Haltung des Herrn de Selves, sein unbeholfenes Gestammel, seine Irrtümer, seine Vergeßlichkeiten, seine Widerrufe, kurz die ganze innere Haltlosigkeit einer Situation, in der unter dem gespannt blickenden Auge Europas der Chef der Regierung in einer internationalen Frage von seinem wichtigsten Mitarbeiter hinterrücks überfallen wurde, — all das zeigt mit überwältigender Deutlichkeit, daß wir zwar noch immer Staatsmänner besitzen, kluge und erfahrene Diplomaten und charaktervolle Vertreter haben, daß aber die große Tradition der französischen Diplomatie dahin ist, und daß es keinen Quai d'Orsay mehr gibt!

Man weiß in Frankreich wohl, was dieser Satz besagen will, und auf wen die schwere Verantwortung für diesen Prestigeverlust fällt. Diesem Niedergang, den er stets geringschätzig zu ignorieren wußte, verdankt Herr Caillaux seinen Sturz. Und es scheint nicht, als habe der Urheber dieses Sturzes ein zureichendes Gefühl dafür gespürt, wie sehr er dem Ausland gegenüber die Würde seines Landes gefährdet hat, wenn überhaupt ein Mann, und hieße er selbst Clemenceau, die Würde Frankreichs antasten kann!

Auf alle Fälle ist es niemals ehrenhaft, eine Frage der auswärtigen Politik,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wäre sie noch so untergeordneter Natur, zur Heraufbeschwörung einer inneren Krisis zu benutzen. Und es bleibt immer verwerflich in einer inneren Krisis Männer und Einrichtungen als Werkzeuge zu benutzen, die einzig und allein für die auswärtigen Geschäfte da sind und deren Schiebung im politischen Schach in den Augen der ganzen Welt als eine moralische Niederlage wirken muß.

Die Laufbahn des Herrn Clemenceau wimmelt von solchen schweren Vergehen gegen Frankreich. Dieser letzte Streich krönt sie — und beschließt sie wahrscheinlich.

In der Tat weiß in Frankreich jedermann, daß diese Erniedrigung unserer diplomatischen Zentrale, wo es soweit gekommen ist, daß man wichtige Kundgebungen einfach vergißt und daß man selbst keine chiffrierten Depeschen mehr zu redigieren versteht, noch andere Folgen als den Sturz des Kabinetts Caillaux gezeitigt hat, und daß die spanische Unverschämtheit von El Ksar und die italienische Unvorsichtigkeit von Cagliari auf diese Krisis altbewährter französischer Tradition in diplomatischen Dingen zurückzuführen sind.

Denn der Abgang Caillaux' bringt Frankreich angesichts des noch zu erledigenden spanisch-französischen Abschnitts der marokkanischen Frage in eine ziemlich schiefe Situation. Darüber möchte ich mich noch kurz aussprechen. Ich komme damit zu dem delikatesten Teil dieses delikaten Artikels, und ich hoffe richtig verstanden zu werden, wenn ich mich im Ausdruck einer Zurückhaltung befleißige, die durch die Umstände geboten erscheint.

Zweifellos hatte Caillaux Spanien gegenüber völlig eindeutige und in dieser Eindeutigkeit durchaus französische Absichten. Absichten, die von den Ereignissen diktiert waren.

Im Verlauf der mühevollen Unterhandlungen im Sommer und Herbst 1911 ist das Ministerium Caillaux dazu geführt worden, sämtliche möglichen Lösungen der marokkanischen Frage ins Auge zu fassen, selbst die äußerste und tragischste. Die Behauptung, daß es sich darin gefallen hätte, ist jedoch ebenso beleidigend, als die andere, daß es ihm ängstlich davor gebangt hätte. Die Deutschen kennen und würdigen heute ihren französischen Nachbarn zur Genüge, um mir zu glauben, daß wir zwar die Hiebe nicht provozieren, uns aber doch keineswegs davor verkriechen. Und in dieser Überzeugung ist die hohe Achtung, die uns Deutschland, wie ich genau weiß, entgegen-

Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

bringt, mitbegründet. Danken wir den Göttern, daß um einer rein afrikaniſchen Angelegenheit willen Europa eine ſolche Konſtellation erſpart geblieben iſt.

Man muß aber auch wiſſen, daß ein ſo klarblickender, kühler und energiſcher Staatsmann wie Caillaux, der in beſtimmten Momenten zum furchtbaren Gegner werden kann, durch die gleichen Eigenſchaften wie kein zweiter die zuverläſſigſten Garantien für den Weltfrieden bietet. Und gewiß hätte dieſer Mann, ſtark durch das gute franzöſiſche Recht an der zu Frankreichs und Spaniens gemeinſamen Gunſten, doch allein durch Frankreichs Opfer abgelöſten marokkaniſchen Hypothek, das die Forderung einer Reviſion des ſpaniſch-franzöſiſchen Abkommens von 1904 zweifellos in ſich ſchließt, mit dem ſpaniſchen Volk in einer Sprache geſprochen, wie ſie einer ritterlichen Nation mit ruhmreicher Vergangenheit gegenüber am Platze iſt. Aber dieſe Sprache wäre doch auch unbedingt klar und eindeutig geblieben, ganz unabhängig davon, ob Spanien bewußt auf die Unterſtützung einer anderen Macht rechnen durfte, einer Macht, mit der auch wir verbündet ſind, deren Dienſte wir aber keinesfalls höher anſchlagen dürfen als die Rechte, Intereſſen und Kulturaufgaben unſeres eigenen Vaterlandes.

Sicherlich war die Behauptung, das Kabinett Caillaux habe ſich um die „Entente cordiale“ nicht gekümmert, gänzlich unbegründet. Der Chef dieſer Regierung wußte beſſer als irgend einer, wie wertvoll für Frankreich und für die Wahrung des Weltfriedens Großbritanniens Unterſtützung werden konnte. Aber er war der — meines Erachtens richtigen — Anſicht, daß eine Belaſtungsprobe dieſer „Entente cordiale“ wegen einer ſpaniſch-franzöſiſchen Affäre, in der England doch nur in der Rolle eines unbeteiligten Zeugen zu erſcheinen hat, nicht in den Bereich der Möglichkeit kommen konnte. Sollte das trotzdem der Fall geweſen ſein, ſo wäre ein Politiker wie er ſich darüber klar geweſen, daß der Moment gekommen, wo die Entente aus dieſem oder irgend einem anderen Anlaß brüchig werden mußte.

Und hier handelte es ſich um einen Moment, wo es die Geſchichte allein iſt, die mit ernſter und unfehlbarer Stimme zu uns ſpricht und uns lehrt. Es iſt für keine Nation ein großer Ruhm, Englands Unterſtützung zu genießen. Denn England iſt, aus politiſcher Lebensnotwendigkeit, immer nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Freund und Bundesgenosse der schwachen Völker gewesen und wird es immer bleiben. Um die Auswägung des Gleichgewichts zwischen den europäischen Nationen aufrecht zu erhalten, der es seine Allmacht verdankt, wird England immer zum Schwachen gegen den Starken halten. Sobald das europäische Gleichgewicht auf der Kräftegleichheit der Großmächte selbst beruht, zieht sich England wieder in „splendid isolation" zurück.

Man kann dem genialen Egoismus dieser Politik, die sich seit dem Bestehen Europas noch nicht einmal geirrt hat, seine Bewunderung nicht versagen. Aber man darf sich nicht mit ritterlicher Freundschaft und Banden der Opferwilligkeit an eine Nation binden, die so erfolgreich mit einer Politik kühlster Herzlosigkeit triumphiert und auch gar kein Hehl daraus macht.

Nun glaube ich — ohne freilich mehr als meine persönliche Ansicht hiermit aussprechen zu wollen — bestimmt behaupten zu dürfen, daß das Ministerium Caillaux den Wert der englisch-französischen Entente durchaus richtig einschätzte, ohne ihr jedoch, und sei es auch zugunsten eines Dritten, das Opfer französischer Interessen bringen zu wollen, auch nicht in Marokko. Die laute Freude der englischen Blätter, und die Schmähungen, mit denen sie das gestürzte Ministerium überschütteten, bestärken mich in meiner Überzeugung.

Es sind Zweifel daran erlaubt, ob das gegenwärtige Kabinett, das gewiß von reinstem Patriotismus beseelt ist, den Nachweis einer ebenso würdigen Sicherheit des Urteils und gleich großer Unabhängigkeit des Handelns erbringen kann. Und unter diesem speziellen Gesichtspunkt wird die Abkehr von der Politik Caillaux' unser Land empfindlich schädigen, denn es wird, um sein gutes Recht zurückzuerobern, nun zuwarten müssen, bis Spaniens kolonisatorische Unfähigkeit sich wieder einmal in altgewohnter Weise bewährt.

Vielleicht hat man in Mitteleuropa keine ganz richtige Vorstellung davon, wie Caillaux' Politik auch die europäischen und speziell die deutschen Interessen ganz anders förderte, als die minder kühne und lautlose Taktik dieses oder jenes seiner Vorgänger. Ich persönlich hege den dringenden Wunsch, daß der Charakter dieses Staatsmannes besser und allgemeiner gewürdigt werden möchte. In einer Zeit, wo das wirtschaftliche und finanzielle Leben über alle Grenzen flutet und sich die nationalen Interessen ständig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verschieben und umlagern, kann keiner ein großer Staatsmann für sein eigenes Land sein, ohne zugleich wahrhaft europäische Politik zu treiben. Und ich glaube, gerade Caillaux mit seinem weiten Blick und Sinn für Totalitäten verkörperte diese Wahrheit in besonderem Maße und suchte ihr sein Denken und Tun anzupassen. Das wäre für ihn schon ein hinlänglicher Ruhmestitel, und würde ihm volle Anwartschaft auf die europäische Achtung sichern, selbst dann, wenn ihm sein noch nicht hohes Alter und die starke Strömung in der französischen Auslandspolitik keine neue politische Zukunft in Aussicht stellten.

Neues vom Radium / Von Hans Dominik

ie Erforschung der Radioaktivität kann als junge Wissenschaft heute auf ein Alter von fünfzehn Jahren zurückblicken. Entdeckte doch der französische Physiker Becquerel im Jahre 1896 die geheimnisvolle Strahlung der Uranerze und gab damit den Anstoß zu einer ganz neuen Forschung und Wissenschaft.

Man weiß, daß recht bald andere Gelehrte in aller Herren Länder die Bearbeitung des neuen Gebietes begannen. Die beiden Curies in Paris, Ramsay, Soddy, und Rutherford in England, Geitel, Elster, Giesel und andere in Deutschland stürzten sich mit Eifer und Erfolg auf dies neue Forschungsfeld.

Überblicken wir das, was nun in fünfzehn Jahren geleistet wurde, so ist es vornehmlich nach drei Richtungen hin bemerkenswert. Erstens haben unsere Anschauungen über den Aufbau der allerkleinsten Teilchen der Materie, über ihre Zusammensetzung aus dem einfachen Lichtäther unter Beifügung gigantischer Energiemengen eine ganz neue Form bekommen. Zweitens sind für jene neue Wissenschaft ganz neue Untersuchungsmethoden und Apparate geschaffen worden, die eine gewaltige Verfeinerung, einen großen Fortschritt gegen das früher Erreichte darstellen. Und drittens endlich hat sich die praktische Heilkunde des Radiums bemächtigt und die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wunderbaren Eigenschaften der neuen Stoffe sind heut der großen Allgemeinheit für billiges Geld zugänglich.

Beginnen wir mit dem letztgenannten. Da steht auf dem Tisch ein einfacher Apparat, der ein wenig an einen Selterswasser- oder Biersyphon erinnert, ein sogenannter Radiogen-Trinkapparat. Sein unterer Teil wird von einem glasierten Tongefäß gebildet. In diesem befindet sich in einer porösen Tonkapsel eine winzige Spur eines wasserunlöslichen Radiumpräparates. Dies große Gefäß enthält einen Zapfhahn und es steht ferner durch Röhren und Hähne mit einem oberen offenen Gefäß in Verbindung. Das offene Gefäß wird mit gewöhnlichem gutem Leitungswasser gefüllt. Dann läßt man das Wasser durch die Verbindungsröhren in das innere Gefäß laufen und schließt die Hähne wieder. Und nun beginnt das Radiumpräparat auf das Wasser zu wirken. Unaufhörlich stößt es eine elektrisch wirkende Gasmenge, die sogenannte Emanation aus, die vom Wasser gelöst wird. Nach vierundzwanzig Stunden kann man damit beginnen, das Wasser glasweise aus dem unteren Gefäß abzuzapfen und für eine Trinkkur zu benutzen.

Das Wasser unterscheidet sich äußerlich nach Geschmack, Geruch usw. in gar keiner Weise von gewöhnlichem Leitungswasser. Dagegen zeigt eine physikalische Untersuchung sofort die starke Radioaktivität. Wird zum Beispiel ein solches Glas Wasser in einen Glaskasten gebracht, in welchem ein geladenes Elektroskop steht, so fallen dessen Goldblättchen beinahe momentan zusammen.

Ein solcher Trinkapparat kostet 100 Mark. — Das Radiumpräparat bleibt zehn Jahre wirksam und man kann jeden Tag drei große Becher Radiumwasser abzapfen. Der einzelne Becher Radiumwasser stellt sich also nur auf einen Pfennig, selbst wenn man sehr ungünstig annimmt, daß der ganze Apparat nach zehn Jahren wertlos sei. Physik und Technik liefern das Radiumwasser also recht wohlfeil, obwohl das Radium selber ja bekanntlich der bei weitem teuerste aller Stoffe ist, viel teurer als Gold, Diamanten und Perlen. Und die Ärzte behaupten, daß die Radiumemanation eine wunderbare Heilkraft besitzt, daß die Leute, die dies Radiumwasser trinken, und dadurch ihr Körperinneres dem Bombardement von Milliarden von elektrisch geladenen Partikelchen aussetzen, von allen nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denkbaren Leiden geheilt würden, daß die Heilkraft aller berühmten Mineralquellen auf ihrer natürlichen Radioaktivität beruhe.

Und nun zweitens die neuen Apparate und Methoden für das Laboratorium. Da ist, um etwas aus der großen Fülle herauszugreifen, beispielsweise der piezoelektrische Quarz, das heißt ein Kristall, der auf einen bestimmten Druck oder Zug hin eine ganz bestimmte Elektrizitätsmenge frei werden läßt und abgibt. Aus einem großen Bergkristall ist eine riemenartige Platte von etwa 10 cm Länge, 1,5 cm Breite und 0,5 mm Dicke in einer bestimmten Richtung zu den Achsen des Kristalles herausgeschnitten, geschliffen, poliert und auf den beiden flachen Seiten fein versilbert. Und dann ist dies Kristallstück mit dem oberen Ende fest aufgehängt und am unteren Ende mit einer kleinen Schale versehen. Nun legen wir ein bestimmtes Gewicht auf die Schale und sofort sitzt eine ganz bestimmte Elektrizitätsmenge frei in den beiden Silberbelägen. Wir verdoppeln das Gewicht und im Augenblick verdoppelt sich auch die Elektrizitätsmenge. Wir nehmen die Gewichte fort und momentan ist auch die Elektrizität verschwunden.

Diese druckelektrischen Kristalle haben bei der Radiumforschung vorzügliche Dienste geleistet. Aber auch darüber hinaus sind sie ungemein wertvoll. Sie bilden die besten Beweise für eine mechanische Elektrizitätstheorie, derzufolge elektrische Spannungen nichts anderes als Druckdifferenzen des Lichtäthers sind. In dem Maße, in welchem der mechanische Zug oder Druck den Äther aus den Kristallen herauspreßt, sammelt er sich auf den Silberbelägen und wird als elektrische Ladung bemerkbar.

Und dann die Gewichtsmengen, mit denen die Radiumforschung exakt arbeitet. Was ist hier die feinste Apothekerwage, mit der noch der zehnte Teil eines Milligrammes gemessen werden kann, für ein plumpes und unhandliches Instrument. Der bekannte schottische Radiumforscher Soddy hatte für seine klassischen Vorträge drei Zentigramm Radium zur Verfügung. Nun ist weiter bekannt, daß das Radium, während es zerfällt, in ein Gas, die sogenannte Emanation übergeht. Man weiß ferner, daß das Radium etwa zweitausend Jahre existiert, während die mittlere Lebensdauer der Emanation nur fünf Tage und einige Stunden beträgt. Daher wird sich in einer bestimmten Radiummenge nicht etwa eine unbegrenzte Ema-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationsmenge ansammeln. Vielmehr wird nach einigen Tagen ein Gleichgewichtszustand erreicht, derart, daß dann ebensoviel Emanation weiter entsteht, wie gleichzeitig zerfällt. Man weiß, daß in den 0,333 Gramm, die in einer Tonne Uran stecken, höchstens ein fünfhundertstel Milligramm Emanation vorhanden sein könne. Und weiter hatte Soddy nur 0,03 Gramm Radium zur Verfügung. Er hatte also nur ein fünftausendstel Milligramm oder den fünfmillionsten Teil eines Grammes von dieser Emanation zur Verfügung, eine Gasmenge, die räumlich etwa dem fünfzigsten Teil eines winzigen Stecknadelknopfes entspricht. Dies Gas befand sich in einer Glasröhre mit Luft gemischt. Und nun stellte Soddy damit seine klassischen Experimente an. Er blies die Luft, welche die radioaktive Gasmenge enthielt, durch allerlei Röhren und sofort erglühten die Willemitkristalle in diesen Röhren in grünem Lichte. Er führte den Gasstrom durch ein Rohr, welches in flüssiger Luft lag und sofort zeigte es sich, daß die Emanation bei 150 Grad Kälte flüssig wird und in Form eines mikroskopischen Tröpfchens in diesem Rohre liegen blieb, während die Luft ohne jegliche Radioaktivität weiter strömte.

Mit einer unerhört geringen Menge Materie war es also möglich, den Verflüssigungspunkt und bei weiteren Versuchen auch noch das Atomgewicht und die chemischen Eigenschaften eines neuen Stoffes, nämlich der Emanation, nachzuweisen.

Aber das ist noch bei weitem nicht die geringste Gewichtsmenge. Auch die Emanation schleudert wiederum elektrisch geladene Teilchen von sich und geht dabei in einen anderen festen Körper, das Radium A über. Das Radium A hat nur eine Lebensdauer von 4,3 Minuten. Professor Soddy konnte mit der ihm zur Verfügung stehenden Emanationsmenge daher nur ein zehnmillionstel Milligramm dieses Stoffes erzeugen, eine Menge, die so winzig ist, daß man sie sich nicht mehr vorstellen kann. Und doch konnte er die Wirkungen dieser kurzlebigen radioaktiven Substanz genau nachweisen, konnte weiter das Gewicht aus der Lebensdauer genau anlagen.

Denn das ist ja das Typische der Radiumforschung, daß die einzelnen Substanzen desto aktiver und wirksamer werden, je schneller sie zerfallen, je energischer ihre Zersetzung vor sich geht. Dann kann man ihre Gegenwart auch bei minimalen Mengen immer noch deutlich nachweisen, ihre Lebens-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dauer genau feststellen. Und eine einfache Betrachtung ergibt, daß die Lebensdauer umgekehrt proportional der vorhandenen Menge ist. Man denke etwa an einen Baum, dessen Blätter im stetigen Fall zu Boden sinken. Wenn die Blätter zehn Jahre gebrauchen, um auf der Erde zu verwesen, so wird man sehr viel größere Blättermengen auf dem Boden finden, als etwa für den Fall, daß schon ein Monat genügt, um alles Laub auf der Erde weiter verrotten zu lassen.

Und einen solchen herbstlichen Laubfall, ein solches Vergehen und Verschwinden uralter, einst für die Ewigkeit gezimmerter Substanzen, stellen ja die radioaktiven Vorgänge dar. Mit dem Uranmetall beginnt diese Reihe, soweit wir es heute überschauen können. Aber eine Uranmenge wird ungefähr 7,5 Milliarden Jahre existieren, bevor sie sich vollkommen in Radium zersetzt hat. Eine Radiummenge aber lebt im Durchschnitt nur zweitausend Jahre und ist dann völlig in Emanation übergegangen. Und nun geht es durch einige acht Stufen weiter, bis wir zum allerletzten inaktiven Rest kommen, der sich uns als gemeines Blei repräsentiert. Das Blei existiert, soweit wir die Dinge überschauen können, wiederum unbegrenzt lange und deswegen finden wir davon auch gewaltige Mengen auf der Erde.

Eigenartige Gesichtspunkte eröffnen sich, wenn man diesen neueren Forschungsergebnissen mit ein wenig Philosophie zu Leibe geht. Zunächst einmal bekommt man es mit Zeiträumen zu tun, die auch für den Geologen, der mit Millionen von Jahren zu rechnen pflegt, gewaltig groß sind. Und dann trifft man auf mehr wie ein Dilemma. Man kann annehmen, daß alles Blei aus solcher Uranverwandlung stamme. Dann müssen früher ungeheure Uranmengen vorhanden gewesen sein. Aber aus dem Verhältnis der augenblicklich vorhandenen Mengen der beiden Metalle kommt man weiter zu dem Schluß, daß die Entstehung, die Schöpfung des Urans, wenn man so sagen will, doch nur eine beschränkte Anzahl von Milliarden von Jahren hinter uns liegen kann. Oder aber man nimmt an, daß auch das Uran erst wieder durch einen noch viel langsameren Zerfall aus irgend einem noch schwereren Muttergestein entstanden sei. Dann bekommt man Zeiten, die nach Hunderten von Milliarden Jahren rechnen müssen. Dann aber tuen sich wiederum neue Rätsel auf. Denn auf der Erde wenigstens kennen wir einstweilen noch keine Substanz, deren Atomgewicht größer als dasjenige des Urans ist.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So grenzt die Radiumforschung hier an Dinge und Fragen, die unserer Erkenntnis einstweilen noch dicht verschleiert sind, die aber in Jahrzehnten oder vielleicht auch erst in Menschenaltern zu einer wesentlichen Erweiterung und Vertiefung unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauung führen dürften.

Einstweilen ist besonders genau nur jener eine Zerfallsprozeß geprüft worden, der vom Uran zum Blei führt. Aber bereits sind mit Sicherheit auch bei zwei anderen chemischen Gruppen der Materie radioaktive Vorgänge nachgewiesen worden. Nicht mit Unrecht spricht Madame Curie daher von radioaktiven Familien und setzt neben die Uranfamilie, deren Stammbaum vom Uran zum Blei führt, die Thoriumfamilie und die Aktiniumfamilie, über deren Stammbäume bereits ziemlich viel Material vorliegt. Und während die Forschung hier bestimmten Spuren nachgeht, sind bereits andere Elemente in den Verdacht der Radioaktivität geraten. Schon ist man auf der Suche nach einem neuen radioaktiven Erdmetall, welches dem Kalium oder Caesium verwandt sein muß, und zu einer bisher noch unbekannten Zerfallreihe, zu irgend einem anderen Stammbaum der Materie gehören muß.

Der allgemein wissenschaftliche Erfolg solcher Forschung läßt sich kurz zusammenfassen: Im Laufe von zehn Jahren hat unsere physikalische und chemische Erkenntnis eine ganz ungeheuere Erweiterung erfahren. Wir wissen heute sicher, daß auch das chemische Atom nicht das letzte Ende der Materie ist. Wir müssen vielmehr annehmen, daß auch die winzigen Bausteine des Weltalles, die Atome, wiederum kunstvoll aus unendlich viel kleineren Dingen, den Elektronen und Lichtätheratomen, zusammengesetzt sind, daß auch in diesen kleinsten Bauten noch wunderbare und mannigfache Kräfte wirken. Wir stehen heute auf dem Standpunkt, daß das Atom, so lange als Grundbegriff betrachtet, ein höchst kompliziertes Etwas ist, dessen weitere Erforschung noch manchen Schweiß kosten wird.

Die praktischen Folgen einer solchen zunächst noch rein wissenschaftlichen Forschung können aber ungeheure sein. Sie können der Menschheit neue Energiespeicher und neue Lebensmöglichkeiten erschließen, so daß kommende Jahrtausende auf unser Zeitalter der Steinkohle und der Dampfmaschinen vielleicht zurückschauen, wie wir heute auf die Leute der feuerlosen Steinzeit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die philosophischen Probleme der Sprache

Von Adolf Lapp

Zur Philologie muß man geboren sein, wie
zur Poesie und Philosophie.
Friedrich Schlegel

Wenn selbst ein ausgesprochener Gegner der Philologie wie Wilhelm Ostwald unter der Fragilität der Sprache seufzt, so kann das bei vorurteilsfreier Überlegung eher als Aufforderung zur Untersuchung der sprachlichen Probleme gelten, denn als vernünftige Begründung eines zeitgemäßen Philologenhasses. Allerdings ist die Kenntnis, die wir in der Schule vom Organismus der Sprache empfangen, durchaus nicht dazu angetan, dem sprachlichen Ausdruck durch die Einsicht in das Wesen der gedanklichen Kommunikation eine schärfere Präzisierung zu verleihen. Die Schulphilologie ist bis heute überhaupt noch nicht so weit gekommen, das Wesen der Sprache in ihrer Bestimmung zur exakten Übertragung der Gedanken von einem Individuum auf das andere zu erkennen. Sie wäre sonst kaum des ererbten Primates beraubt und durch die Naturwissenschaften verdrängt worden. Denn die Gesetze, nach denen sich die exakte Kommunikation durch Wort- oder Satzgebilde vollzieht, sind ähnliche, wie die Gesetze der naturwissenschaftlichen Erfahrung. Ihre Erforschung ist sogar insofern von einzigartiger Wichtigkeit, als erst unter der Voraussetzung eines exakten sprachlichen Verkehrs die Aufstellung von Gesetzen und abstrakten Formeln möglich und sinnvoll ist. Nachdem wir uns aber daran gewöhnt haben, das Wesen der Sprache mit ihrer grammatischen und ethymologischen Vivisektion für entdeckt und erledigt zu halten, wird es einigermaßen schwer fallen, unter der etwas moderigen philologischen Staubschicht noch nach jenen Problemen zu suchen, die notwendig die Verbindung der sprachlichen Erkenntnis mit jeder anderen — auch der naturwissenschaftlichen — Erkenntnis darstellen. Auch durch Gewöhnung und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dadurch, daß wir die Sprache schon viel früher gebrauchen lernen, als wir in ihre Probleme einzudringen vermögen, ist es der naiven Betrachtung erschwert, das Wesen der Sprache und damit zugleich einen der wichtigsten Teile menschlicher Erkenntnis zu begreifen. Verhältnismäßig spät wurde darum die Forderung ausgesprochen, die prinzipielle Erforschung der Sprache jeder wissenschaftlichen Erkenntnis zugrunde zu legen. „An das Studium wissenschaftlicher Methoden herantreten, — sagt John Stuart Mill in seiner Logik — bevor man mit der Bedeutung und dem richtigen Gebrauch der verschiedenen Arten von Worten vertraut ist, dies hieße nicht minder verkehrt handeln, als wollte jemand astronomische Beobachtungen anstellen, ehe er das Fernrohr richtig gebrauchen gelernt hat."

Die Sprache ist tatsächlich der Hebel des Denkens. Durch geheimnisvolle, assoziative Vorgänge bringt ein Wort das andere zum Mitklingen, schiebt die Gedanken oft in einer Richtung, die ihnen erst durch die prägnante Formulierung ihrer spontanen, unbewußten Erscheinung gewiesen wird, ordnet das Chaos kreisender Gefühle, Empfindungen und Wahrnehmungen zu bewußten Erfahrungen, Erkenntnissen und Urteilen und — was das Geheimnisvollste an ihr ist — überträgt die von Augenblick zu Augenblick wechselnden psychischen Erlebnisse in gleichsam konsistenter Form aus dem einsamen Seelenleben auf den Zuhörer und in ihrer schriftlichen Fixierung auf Tausende und Abertausende aller Zeiten. Sie prägt das flinkste, flüchtigste, subtilste Gebilde — flüchtiger als Neon, zerbrechlicher als feinsplittriger Glimmer — den „unsagbar" heiklen Hauch des psychischen Erlebnisses in die unerschütterliche, scharf umrissene, ewige Gestalt des sinnerfüllten Ausdruckes, sie verleiht den abstrakten Symbolen der Erkenntnis — wie den Zeichen und Zahlen der Mathematik und den rätselhaften Hieroglyphen der Logistik — Inhalt und Wert, löst die sichtbare Erscheinung der mörderischen Spitze eines <-Zeichens, welches bedeutet: das erste Glied ist kleiner als das zweite (zum Beispiel 1 < 2), oder die mollige Rundung eines >-Zeichens, welches bedeutet: das erste Glied schließt das zweite ein (zum Beispiel das Ganze > seine Teile) aus ihrer unbegreiflichen, starren Gebundenheit in einsichtige, klare Bedeutung auf, — ist die erste Forderung der simpelsten Wahrheit und das letzte Ergebnis tausendfältiger Erfahrung.

Wollte man das Wesen dieses feingliedrigen Organismus mittels gram-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

matikalischer Formeln auffinden, so würde man zu einer Teilung ins Unendliche kommen, wie ein Anatom, der das Leben aus einer Muskelfaser heraus zu präparieren versucht. Nach dem oben Gesagten ist es sogar offenbar, daß es sich bei der fundamentalen Untersuchung der Sprache überhaupt nicht um die Untersuchung irgendeiner historischen Sprache handeln kann, sondern um die der Sprache an sich, der Sprache als Trägerin oder Vermittlerin psychischer Akte. Daher mögen auch zunächst die Fragen der ästhetischen Wertung und der Wortdefinition als Kompromißprobleme historischer und philosophischer Sprachforschung zurückgedrängt werden und die Untersuchung sich vorderhand darauf beschränken, ob und wieweit gewisse sprachliche Ausrücke, die an konkrete psychische Erlebnisse gebunden sind, von einheitlicher Bedeutung erfüllt sind.

Um dieses Problem einigermaßen zu durchschauen, ist es notwendig, das Wesen des Ausdrucks etwas aufzuklären. Mit dem physischen Phänomen der Sprache (den artikulierten Lauten, den Schriftzeichen und dergleichen) verbindet sich ein psychisches Erlebnis in doppelter Hinsicht: einerseits hat der gesprochene oder geschriebene Ausdruck seinen „Ursprung" in einem psychischen Akt, andererseits löst er einen psychischen Akt bei demjenigen aus, der den Ausdruck empfängt oder wahrnimmt. Also: ein rein physisches Phänomen, das als solches und für sich genommen eine objektive Existenz außer uns führt, wird, zum Beispiel von mir, mit Bedeutung inspiriert und von meinem Zuhörer wird diese Bedeutung „herausgehört". Einzig und allein unter der Voraussetzung, daß der aus dem physischen Wort gezogene Inhalt genau identisch sei mit dem in ihn gelegten, kann der kommunikativen Rede Sinn beigemessen werden; der ursprüngliche, wie der ausgelöste psychische Akt sollen sich — das ist die Absicht der kommunikativen Rede — inhaltlich gleich sein. Nun entsteht aber die zweite wichtige Frage: ob durch die wirklich vollzogene Aussprache eines bestimmten Wortes stets und notwendig für jeden Zuhörer eine unzweifelhafte, nicht schwankende, identische Bedeutung erweckt werde. Der naiven Betrachtung wird es selbstverständlich scheinen, auf diese Frage mit einem energischen Ja zu antworten. Sobald man aber bedenkt, daß die Bedeutung eines Wortes je nach dem Zusammenhang, in dem es steht, wechselt, daß sie sogar erst durch diesen Zusammenhang inhaltlich erfüllt wird, erhebt sich die Frage von neuem.

Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der Name „Rom" hat zum Beispiel eine vollständig kontrastierende Bedeutung in den beiden Sätzen: „Rom ist aus Steinen gebaut" und in dem emphatischen Ausruf: „Los von Rom!" In beiden Sätzen ist ein und dasselbe Wort „Rom" völlig bedeutungsverschieden.

Aber auch losgelöst aus bedeutungsverleihenden Wortkomplexen ist jedes Wort — dies kann man bei einigermaßen scharfer Selbstbesinnung erfahren — in seinem Sinn kleinen Schwankungen ausgesetzt, oder — was das Gleiche ist — ein und derselbe Satz kann für uns, wenn er nicht gerade ein evidenter ist, zu verschiedenen Zeiten je nach unserer Stimmung, Aufmerksamkeit, überhaupt psychischen Disposition einen verschwommenen oder prägnanten Sinn haben. So kommen wir zu der Ansicht, daß die bedeutungserfüllten Wort- oder Schriftzeichen in der kommunikativen, wie monologischen Rede kleinen Schwankungen unterworfen sind, die zwar die spezifische Bedeutung nicht gerade verwischen, ihr aber im aktuellen Erlebnis einen individuellen Zug verleihen.

Es ist merkwürdig, daß der Spiritualismus, wenn irgend er ernstlich an sich selbst geglaubt hat, nicht durch eine Kritik der Sprache seine Thesen zu stützen versucht hat. Allerdings hätte er damit bei einiger Konsequenz auch seine eigene Polemik ad absurdum führen müssen, was der entschuldigende Grund sein mag, daß er sich nie mit dem Problem der Sprache befaßte. Die voreilige skeptische Folgerung, daß eine exakte Kommunikation durch Rede oder Schrift infolge der möglichen Verschiedenheit der intendierten und erfaßten Bedeutung eines Wortes illusorisch sei, muß jedoch abgewiesen werden. Denn wie wäre es sonst möglich, daß wir nicht ewig mißverstanden, sondern zuweilen auch verstanden werden? Wie wäre es sonst möglich, daß „Wahrheiten", die allen einsichtig sind, in Tausenden von Büchern niedergelegt werden, und sogar dann noch „*ihr* Sinn" klar ist, wenn sie längst zu den Irrtümern gelegt wurden? Und doch steht unerschütterlich fest, daß kein notwendiger Zusammenhang zwischen den idealen Einheiten, die faktisch als Bedeutungen fungieren, und den Zeichen, an welche sie gebunden sind, besteht. Wie ist es nun möglich, daß die Bedeutung an sich durch den individuellen Zug, der ihr im Ausdruck im allgemeinen und im perzipierten Ausdruck im besonderen zukommt, *nicht* getrübt wird?

Die Antwort hierauf führt in ein Gebiet, das in seiner ganzen Aus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dehnung sich mit dem der Möglichkeit *jeder* Erfahrung deckt, und das von solch fundamentaler Bedeutung ist, daß ohne seine Kenntnis auch die Naturwissenschaft zu keinem Gesetz, zu keiner „Wahrheit" gelangte.

Es ist klar, daß es Bedeutungen — wenn man so sagen darf — gibt, die bestehen, ohne daß sie jemals ausgesprochen wurden, zum Beispiel die unendlichen Zahlen. Husserl schreibt hierüber in seinen grundlegenden logischen Untersuchungen: „Wie die Zahlen in dem von der Arithmetik vorausgesetzten idealen Sinn — nicht mit dem Akt des Zählens entstehen und vergehen, und wie daher die unendliche Zahlenreihe einen objektiv festen, von einer idealen Gesetzlichkeit scharf umgrenzten Inbegriff von generellen Gegenständen darstellt, die niemand vermehren und vermindern kann; so verhält es sich auch mit den idealen, rein logischen Einheiten, den Begriffen, Sätzen, Wahrheiten, kurz den logischen Bedeutungen. Sie bilden einen ideal geschlossenen Inbegriff von generellen Gegenständen, denen das Gedacht- und Ausgedrücktwerden zufällig ist." Wie weit nun aus dieser zufällig ausgedrückten Bedeutung die ideale Bedeutung erschlossen werden kann — das ist eine Frage, die dem Problem der möglichen Erfahrung parallel läuft, und es kann hier nur angedeutet werden, in welchem Sinn sie zu lösen ist.

Das Verhältnis der Sprache zu ihrer Bedeutung, ihrem Sinn ist ein ähnliches, wie das der sogenannten „äußeren Gegenstände" zu ihrer Wahrnehmung. Wie wir gesehen haben, lesen wir aus einem artikulierten Lautgebilde je nach Zusammenhang, Stimmung und Aufmerksamkeit einen *bestimmten* Sinn. Wie aber ist es möglich, daß wir aus diesem „äußeren Gegenstand", den die physische Sprache bildet, *das* herauslesen, was sie meint? Nicht anders, wie wir aus der Wahrnehmung, aus der Erfahrung der äußeren Gegenstände die Gesetze abstrahieren, die unsere Erfahrung regeln. Die objektive Perzeption, die die Erkenntnis (Cognitio) ausmacht, fordern wir auch da, wo uns die Sprache die subjektivsten Bedeutungsintentionen objektiv übermitteln soll. Darum gilt auch für das Problem der Sprache, was Kant ganz allgemein über das Verhältnis des Verstandes zu den Gegenständen, die er apperzipiert, in der Kritik der reinen Vernunft sagt: „Ob wir gleich durch Erfahrung viel Gesetze lernen, so sind diese doch nur Bestimmungen noch höherer Gesetze, unter denen die höchsten a priori aus dem Verstande selbst herkommen und nicht von der Erfahrung entlehnt sind,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern vielmehr den Erscheinungen ihre Gesetzmäßigkeit verschaffen und eben dadurch Erfahrung möglich machen." —

Zweifellos sind die Probleme, die sich damit auftun, nicht einfacher als die ärgsten grammatikalischen Spitzfindigkeiten. Zugleich aber decken sie sich mit jenen Problemen der Naturwissenschaften, durch deren Lösung erst die Abstraktion von Naturgesetzen möglich gemacht und das zufällige Experimentieren und Aneinanderreihen von Tatsachen zur systematischen Wissenschaft erhoben wird. Eine pädagogische Reform, die darauf ausgeht, das selbständige Denken, diesen gefesselten Prometheus, zu befreien, wird darum ebenso durch Sprachforschung, wie durch Naturforschung selig werden können. Andernfalls aber — das heißt wenn sie darauf besteht, das Gedächtnis von grammatikalischen Formeln zu entlasten, um es sogleich wieder mit chemischen und physikalischen zu belasten — wird sie den Teufel mit Belzebub austreiben. Und es bleibt abzuwarten, ob in diesem Falle sich Belzebub nicht noch schlimmer aufführen wird, als der Teufel in seiner mittelalterlichsten Glorie.

Schrecken / Von Alfred Holland (Paris)

I.

Du bist allein in deinem Zimmer und es dunkelt. Dein Hund liegt schlafend am Kamin. Das Feuer ist erloschen und am Fenster lehnt die Dämmerung.

Du glaubst dich allein und unbemerkt. Aber es ist eine seltsame Unruhe in dir, so als säße noch jemand dicht bei dir und schaute dir still und forschend in die Augen.

Es spricht jemand, langsam und unaufhörlich . . .

Und die Stimme betäubt und reizt dich, wie unablässiger Regen. Zuweilen klingt sie dumpf und undeutlich wie aus weiter Ferne, zuweilen ist sie nah, wie auf Armeslänge.

Sie spricht und spricht.

Sie spricht nur einen Satz.

Du hältst inne in deiner Wanderung durch das Zimmer und legst den Kopf ein wenig zur Seite. Und horchst mit ängstlich verzogenem Gesicht . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber du verstehst kein Wort.

Eine unmenschliche Stille ist plötzlich um dich, und du fühlst dich leer und verlassen, wie das Meer, wenn die Sonne hinunter ist. Die Stille ist überall. Sie ist in allen Dingen. In dem Schlaf deines Hundes, und in den Augen des Gemäldes, das von der Wand auf dich schaut. Und sie ist in dem schwachen Duft der Tulpe, die dort auf dem Kaminsims steht . . .

Da spricht die Stimme wieder.

Und diesmal verstehst du. Du wirfst dich zu Boden und vor wildem Schmerz schlagen deine Zähne in den Teppich.

II.

Langsam steigen die Schatten vom Fluß auf und lehnen sich dicht an das Fenster. Du sitzest in dem breiten Lehnstuhl und schaust der Verwüstung zu.

Die Häuser, die Brücken und die Türme rücken, wie in Angst, enger zusammen und werden hart und spröde vor Deutlichkeit. Kein Haus sieht mehr dem andern ähnlich, jedes gleicht nur noch sich selbst. Jedes zieht den Giebel fester zusammen, wie ein Mensch in tiefer Versunkenheit die Augenbrauen zusammenbiegt, daß sein Gesicht spitz und hart und undurchdringlich wird. Wie diese Spannung wächst . . . Ins Unhaltbare gesteigert durch die wahnwitzige Angst um das Leben. Ein lautloser Kampf . . .

Du willst helfen . . . denn eine stoßende Angst ist in dir, die dicken steinernen Türme möchten im Augenblick und mit lautem Knall zerspringen. Sie gebärden sich, als sei die Luft um sie plötzlich verschwunden . . . als bekämen sie keinen Atem mehr.

Du fühlst wie das Herz aller Dinge einen Moment angehalten wird —

Der schreckliche Krampf läßt nach. Die Türme fangen an zu schwanken, die Luft ist zurückgekehrt. Das Herz setzt wieder ein, und die Häuser, die Brücken und die Türme sinken matt und voll Trauer der großen Vernichtung in die Arme.

Der Fluß ist in der Nähe nicht mehr sichtbar, aber weit draußen fließt er mit mystischem Goldglanz in den Himmel.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Du schauſt noch lange auf die Stadt hinunter, die im Dämmer liegt, wie in einer mächtigen Schale. Und dieſe Stadt, die du ſo gut kennſt, die Tag und Nacht dröhnt wie eine Orgel, ſie ſcheint dir auf einmal ſtill und fremd und noch nie betreten, als führten keine Wege zu ihr hin ...

III.

Das ſchlimmſte aber ſind die Nächte.

Du erwachſt plötzlich mitten in der Nacht, mit einem ſchmerzenden Druck über den Brauen. Die Lampe brennt noch, und ſchüttet dir das gelbweiße Licht in vollen Strömen über das Geſicht.

Das Buch, in dem du geleſen, iſt heruntergefallen und liegt auf dem Teppich, halb geöffnet und mit einer kläglichen und hilfloſen Gebärde. Wie ein Betrunkener oder ein Toter, der hinfällt und liegen bleibt, bis eine Seele ſich ſeiner erbarmt. Du hebſt es auf, drehſt das Licht aus und mit einem Sprung ſetzt die Nacht durch das Fenſter und begräbt dich im Dunkel.

Du liegſt noch eine Zeitlang wach mit weitgeöffneten Augen. Im Garten ſauſt der Wind in den Bäumen, wie in mächtigen Harfen.

Da beginnt etwas in dir zu ſprechen und zu ticken, wie ein Räderwerk, das ſich langſam und zaghaft in Gang ſetzt. Der Schweiß tritt dir in großen Tropfen auf die Stirn.

Schnell greifſt du nach dem Schlafpulver, das auf dem Nachttiſch liegt, und ſchluckſt es haſtig wie eine gefährliche und durchaus verbotene Sache. So, Gott ſei dank!

In fünf Minuten wirſt du ſchlafen, feſt und tief und ohne Traum. Dein Herz ſchlägt mächtig wie ein Hammer und du fängſt in Gedanken zu zählen an, wie ein Menſch, der narkotiſiert werden ſoll ... bis dreihundert wirſt du kaum kommen ... und zwiſchen den Zahlen ſpukt die Erinnerung wie eine Pantomime mit verrenkten Armen, roten Flecken und verwiſchten Gebärden ...

Ein Hahnenſchrei zerreißt das Dunkel. Dein Kopf fällt matt auf die Seite.

Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Der Sonnengesang des heiligen Franziskus

Allgütiger! Laß mich die Weisheit preisen,
Mit der du unser ganzes Sein erschafft.
Laß ihn gefallen dir, den stammelnd leisen
Demüt'gen Dank, unwürdig deiner Kraft!

Dank Herr! Für die Gestirne, die dir dienen,
Für unsre Schwester hoch im Strahlenkranz,
Die Sonne ist die höchste unter ihnen:
Ein goldnes Sinnbild, Herr, von deinem Glanz.

Dank für die zarten Silberschwestern Sterne,
Den Mond, die Wolken, die so weich und lind
Verheißen und verhüllen wirre Ferne.
Wie froh jagt durch die Luft der Bruder Wind!

Dank, Herr, für unsren mächt'gen Bruder Feuer,
Für Schwester Wasser, demutvoll und rein.
Wie ist mir unsre Schwester Erde teuer!
Wie mütterlich beschirmt sie unser Sein!

Dank dir durch jene, die um deinetwillen
Beleidigung und Unbill gern verzeihn,
Die Tapfern, Treuen, auch in Trübsal Stillen:
Du, großer Herr, wirst ihnen gnädig sein.

Dank dir, o Herr! Dank dir für unser Leben,
Dank auch für unsren süßen Bruder Tod!
Und mögst du jenen ew'ge Gnade geben,
Die eingehn, noch beschwert von Erdennot.

— — — — — — — — — — — — —

Laß uns in Demut, großer Herr, dich preisen,
Dich, den Allmächt'gen, Gütigen, Allweisen!

(Übersetzt von L. Andro)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rundschau

Neurasthenische Dreibundpolitiker

Als Leopold von Gerlach von seinem sehr gnädigen König plötzlich ungnädig behandelt wurde, griff er in der Hausandacht zum Liederbuch und ließ seine Familie die Strophe des alten Kirchensangs anstimmen: „Verlasse dich auf Fürsten nicht! Sie sind wie eine Wiege. Wer heute Hosiannah spricht, Ruft morgen cruzifige!“ Beweisen die Völker, die dem demokratischen Ideal zufolge sich nach eigenstem Willen und selbstbestimmten Interessen regieren sollen, mehr Gesinnungstreue und Freundschaftsfestigkeit als die gekrönten Häupter? Die jüngsten Erfahrungen im Reich der Dreibundpolitik — die Kapitalisten und Gläubiger des Entententrusts zeigen sich weit klüger, opferbereiter, taktvoller — lassen, sofern die Preßstimme wirklich die Volksstimme ist, nicht erkennen, daß diese weniger launisch, ein schwaches Rohr unter dem Druck spielender Winde hin und her schwankt als eines den höfischen Einflüssen nachgiebigen Fürsten Wohl- oder Übelwollen.

Die ersten italienischen Dreadnoughts zogen Mitte vorigen Jahres in das Mittelmeer ein. Österreichs Riesenpanzer gleichen Typs werden ihnen bald folgen. Die türkische Flotte, die seit Navarin und Sinope aus den ägäischen Gewässern verschwunden, lebt wieder auf. Die Konsulta, die unter Crispis Leitung Rußland um keinen Preis die Dardanellen öffnen wollte, hat sich mit Petersburg in Racconigi verständigt. Alles deutet darauf hin, daß mit der Übertragung des Dreadnoughtprinzips als leitendem Motiv der modernen nautischen und damit der Weltmachtpolitik auf das Meer, wo in klassischer Zeit über Schicksale und Machtgeltung der Herrenvölker entschieden wurde, England an der empfindlichsten Stelle getroffen, sein westeuropäisches Allianzenspiel kontrekarriert zu werden droht. Im letzten Augenblick greift Rom, für das sich seit der Jahrhundertwende in eben dieser Machtsphäre, in der es ein erstes Wort zu sprechen von Natur berufen ist, die Verhältnisse durch die britischen und französischen Schachzüge ständig verschlechtert hatten, zu, und sichert sich den Besitz, der es allein vor der nautischen Erdrosselung durch diese Wettbewerber schützen kann. Es hat im Schutz des Dreibundes die Kräfte zu diesem Schlag gesammelt, und es ist klar, daß es ihn nur in der gleichen Rückendeckung wirksam bis zu Ende durchführen kann. Es verletzt allerdings mit demselben Hieb empfindlich die Interessen seiner Verbündeten im Balkan — unvermeidlicher-, doch sicherlich nicht mutwilligerweise. Aber die Berliner und Wiener Diplomatie erweist ein rühmenswertes Geschick, diese gefährliche Spitze nach Möglichkeit abzustumpfen. Deutschland übernimmt den Schutz der 30 000 in der Türkei lebenden Italiener und umgekehrt der auf italienischem Boden lebenden Osmanlis und betont damit wirksam und aufopferungsbereit von vornherein, daß die Beziehungen mit dem verbündeten Rom wie mit dem befreundeten Konstantinopel korrekte und die eines ehrlichen Maklers bleiben sollen. Das Wiener Kabinett erklärt laut das Fortbestehen ungemindert freundschaft-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

licher Gesinnung gegen Italien und bewahrt dieses vor einer ihm selbst wie der Türkei wie dem Weltfrieden überaus gefährlichen Diversion, indem es Roms Flottenaktion im Adriatischen Meer verhindert und damit bewirkt, daß der Kriegsschauplatz auf ein Gebiet beschränkt wird, wo eine unmittelbare Gefahr der Entzündung des im nahen Osten angehäuften Explosionsstoffes nicht vorliegt.

Insoweit also war die ganze zwar peinliche, aber unvermeidliche Angelegenheit in ein förderliches Geleise gebracht. Dem vielverspotteten diplomatischen Handwerk gegenüber schien die sogenannte öffentliche Meinung leider ihre einzige Aufgabe darin zu sehen, den Wagen aus dieser Bahn herauszustoßen, unbekümmert um die Opfer, die mit der Entgleisung drohten. In Deutschland entrüstete man sich über „den Raubzug" Italiens, der sich in Wirklichkeit höchstens der Form, nicht der Sache nach von Englands Festsetzung in Ägypten, der französischen Beschlagnahme Tunesiens unterscheidet, und Auguren, die vom politischen Abc nur das I-a beherrschen, rieten, wir sollten schleunigst dem unzuverlässigen Rom den Rücken drehen (um es in die Arme der Ententemächte zu treiben) und uns mit Haut und Haar der (in Wirklichkeit einstweilen bündnisunfähigen) Türkei verschreiben. In Italien erwiderte man natürlich die Liebenswürdigkeiten im bel canto ausgewählter Schimpfereien. Am schlimmsten aber ging es in Österreich zu. Man schien hier nur auf die unpassende Gelegenheit gewartet zu haben, um die Pfeile aller berechtigten oder unberechtigten Beschwerden und Vorwürfe ob des Verhaltens des verbündeten Nachbarn über die Alpengrenze hinüberzuschießen, die man im Köcher politischen Kleinkrämergeists gesammelt hatte. Aber nicht genug damit! Die Klerikalen der habsburgischen Doppelmonarchie entdeckten plötzlich ihr deutschehrliches Herz entsprechend dem im Vatikan ausgeheckten Plan, den christlichsozialen Block möglichst nah an unseren Zentrumsturm heranzuschieben und wurden die eifrigsten Barden der Nibelungentreue . . . in ihrer Art, nach den Rezepten der „Fuchs"-Hetze. Minister und Krone Italiens werden in der törichtesten Weise verdächtigt und das eigene Nest beschmutzt. Das zum Abschuß ausersehene Wild des unwürdigen Kesseltreibens aber war der Graf Aehrenthal, angeblich wegen seiner bundesfeindlichen Politik, in Wirklichkeit, weil er den Klerikalen nicht schwarz genug, weil er ein zu unabhängiger Mann ist — seinem Charakter wie seiner Politik nach. Und das in dem Augenblick, da die gewaltige Arbeitskraft des Ministers unter schwerem körperlichen Leiden zusammengebrochen, sein Abschied besiegelt war. Ein wenig erhebendes Schauspiel, dessen Regisseure nur das Ziel im Auge gehabt haben können, die Nachfolgerschaft nach ihren Wünschen zu bestimmen. Glücklicherweise werden sie gerade in diesem frommen Wunsch sich enttäuscht sehen.

Die Geschichte wird einmal gerechter und anerkennender über des vielbekrittelten Grafen Arbeit und Werk urteilen, als die von der Parteien Haß und Gunst geblendete Gegenwart. Sie wird ihm nachrühmen, daß er sicheren Blicks die Petersburger Abkehr vom Mürzsteger Abkommen erkannt und danach die Integrale seiner Politik richtig bestimmt und geführt hat: daß er die Türkei versöhnt, Italien besänftigt, auf dem Balkan die slavischen Gernegroße im Schach und auseinander gehalten, verbindliche Beziehungen mit Frankreich aufrecht erhalten, kurz, daß er das Erbe seiner Vorgänger in der Ära der Dreibundpolitik, Goluchowskis und Kalnokys, getreulich und den Geboten der Zeit entsprechend verwaltet hat. Und in die Spuren solcher nicht durch ministerielle Launen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern durch natürliche und geschichtliche Zwangsgesetze gegebenen Tradition werden auch seine Nachfolger treten müssen und diese lediglich durch Ausgleich der Gegensätze zu Rußland zu ergänzen haben, wozu jetzt allmählich die Zeit heranreift.

Es scheint vielleicht manchem überflüssig, alle diese vielberedeten Dinge noch einmal durchzuhecheln. Aber wenn nicht nur die Geschichte grauer Vergangenheit, sondern auch der eben vorübergeflossenen Zeitströme unsere Lehrmeisterin sein soll, so dürfte es dringend geboten sein, auf die aus jenen Konflikten und Vernunftwidrigkeiten sich ergebenden Schlußfolgerungen für die nächste Zukunft heute aufmerksam zu machen. Daß die immer wieder angestellten Versöhnungsversuche zur Herstellung des Friedens zwischen der Türkei und Italien zu einem Ergebnis führen werden, ist für absehbare Zeit schon deshalb unwahrscheinlich, weil die Hohe Pforte gemäß jetziger Lage der Dinge und beim Eingehen auf die von Rom gestellten Bedingungen nach Auffassung der muselmanischen Welt Hochverrat am Islam begehen, also den Ast absägen würde, auf den sie sich stützt. Hiernach und nach den Symptomen der Unruhe, die sich schon gegenwärtig wieder auf dem Balkan bemerklich machen, ist vorauszusehen, daß im Frühjahr die Krisis im nahen Osten eine neuerliche Verschärfung erfahren wird, womit dann, wenn die alte Torheit nach wie vor das Zepter führt, die schönste Gelegenheit zur Neuinszenierung der Dreibundkrakehlerei gegeben wäre. Schließlich versagt aber der geduldigste Esel, wenn er immer nur mit Prügeln statt Futter traktiert wird, und eine Politik, deren Wagen vorn und hinten zugleich bespannt wird, kann nie zum Ziel gelangen. Das Grundübel der Dreibund-Kritikasterei liegt in dem Spielen mit der Theorie von dem Imperativ politischer, kultureller, moralischer und aller möglicher anderer Homogenität zwischen Verbündeten, ein Ideal, daß sicherlich nicht, bevor das tausendjährige Reich auf Erden erscheint, verwirklicht werden wird. Bismarck, der Schöpfer des Dreibundes, hat schon vor den Überspannungen des Allianzgedankens gewarnt: Notwendigkeit sei allein für jeden Teil das unverletzte Großmachtdasein; keiner der drei Partner könne und müsse seine Politik ganz in den Dienst des anderen stellen, jeder habe vielmehr seine besonderen Interessen, die er allein verfolgen müsse und für welche die Komparenten sich nicht einsetzen könnten. Mit anderen Worten, der Dreibund spannt seine Teilhaber nicht in ein Göpelwerk, wo jeder sklavenmäßig um dieselbe Axe tritt: er ist eher einer republikanischen Föderation zu vergleichen, in der jeder Staat seine eigenen Angelegenheiten mit vollkommener Freiheit selbst verwaltet, die gemeinsame Sachwaltung auf die höchsten Daseinszwecke und -ziele sich beschränkt. In diesem Sinn hat San Giuliano in dem Antworttelegramm auf Kiderlen-Wächters Abschiedsgruß von den gemeinsamen Aufgaben gesprochen, deren Lösung den Verbündeten obliege. Welcher Art diese Aufgaben letzter Perspektive sind, geht aus der heutigen Gestaltung des Mittelmeerproblems unmittelbar hervor: sie drängen zur Schaffung eines dem Entententrust die Spitze bietenden Bündnissystems hin, das von den Vogesen und Appennin bis zur Levante und dem Kaukasus reicht, dessen Grundriß und Baumaterial schon bereit ist, dessen Bindemittel erst geschaffen werden müssen. Hoffentlich sehen nicht wieder unverantwortliche Querulanten ihre einzige Pflicht darin, die Fundamente des Zukunftbaus zu unterminieren und auseinanderzusprengen.

Dr. Frhr. von Mackay

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reinfälle

Die armen Staatssozialisten! Der Fiskus erfüllt nur einen Teil ihres Programms. Die Wirtschaftsethik ist ihm schnuppe. Staatseinfluß auf Kartelle? Machen wir, sagt Sydow. Allgemeinwohl? Nee, sagt Sydow. Und so hielt er es mit dem Kohlensyndikat. Er schloß einen Vertrag mit den Herren, die preußischen Ruhrzechen betreffend. Händereiben der Volksbeglücker. Denn der Vertrag gibt dem Fiskus einen starken Einfluß auf die Preispolitik des Syndikats. Die Konsumentenfreunde folgerten: Nun gibt es keine rigorosen Kohlenpreise mehr. Aber diese Folgerung hatte einen Fehler. Sie stand am Schluß einer Gedankenkette, in die das Glied „Profit" nicht eingefügt war. Der Fiskus hatte es eingefügt und seine Folgerung sah daher anders aus. So ließ er die abnorme Preiserhöhung um eine Mark ruhig durchgehen. Für ihn fällt ja auch was dabei ab. In Preußens Abgeordnetenhause wurden über das Thema „Fiskus und Kartelle" viel schöne Worte gesprochen. Der Staat erhielt Direktiven. Er weiß nun ganz genau, was er in Syndikaten zu tun hat. Speziell im Kohlensyndikat. Er soll nicht helfen Bergherrnsäckel füllen, sondern fürs Volk, fürs Volk ist er da! Der Fiskus aber sagt sich: Erst komme ich, dann komme ich nochmal und dann kommt das Volk noch lange nicht. Die Herren „von Volkes Gnaden" hätten ihm so hübsch eins wischen können. Aber sie wußten wieder einmal nichts, hatten die Hauptsache übersehen. Unbasierte Phrasen. Damit ist keine Kritik zu machen. Und hier wäre einmal Gelegenheit gewesen, an Tatsachen zu beweisen. Aber bald glitt man wieder in den seichten Fluß der Etatbetrachtungen, in dem es sich so nett plätschert. Hier war eins der wichtigsten Wirtschaftsprobleme. Staat und Kartelle. Alle Finger müßten sich die Abgeordneten danach lecken. Wer aber kann das Thema beim Schopfe fassen? Hätten wir nur Leute, die was von solchen Dingen verständen, aus Tatsachen zu Problemen kämen. Notwendigkeiten drängen von Jahr zu Jahr mehr nach praktischer Lösung dieser Frage. Nur die Volksabgeordneten sehen das nicht und wenn man vor Tatsachen steht, wird das Gesetz nachhinken. Die arme Theorie aber hat wieder einmal ihren Reinfall erlebt. In Preußen Staatssozialismus? Ein schönes Ziel. Aber vorläufig nur aufs Innigste zu wünschen.

* * *

Wilscheck heißt der Mann. Aber der Name tut eigentlich nichts zur Sache. Denn die Sache vertreten viele Tausende und Wilscheck ist kein Original. Nur einer der vielen Winkelbankiers, die Vertrauen gewinnen und das Geld der Vertrauenden verlieren. Kundenkreis: Offiziere und Beamte. Da ist das Geschäft besonders fruchtbringend. — Also Wilscheck litt es nicht mehr an deutschen Börsen, er ging über den Kanal, übers Meer. Spekulierte in London, in New York, wo bekanntlich das Geld auf der Straße liegt. Leider haben wir Deutsche noch nicht viel dort aufgehoben. Auch Wilscheck nicht. Auch er verlor sein Geld im Spekulationsdreck der Londoner und New Yorker Börse. Was tun? Was tut wohl ein solcher Mann, der das Vertrauen der Kundschaft hat? Er greift die Depots dieser Kundschaft an — — und verliert auch sie in London. Das alte Lied. In Berlin macht kein Hund Geschäfte mit solchen Herren. Deshalb schweifen sie in die Ferne und schweifen aus. Sie machen Phantasiespekulationen, purzeln, unterschlagen und verschwinden oder schießen sich eine Kugel in den Kopf. Die Kundschaft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber weint vor leeren Kassen. Sie sollte sich lieber ohrfeigen. Man glaubt gar nicht, was für Dummköpfe in Deutschland herumlaufen. Hat man schon gehört, daß jemand 800000 Mk., schreibe Achtmalhunderttausend Mark, Herrn Wilscheck in die Bude trägt? Ja, man hat es gehört und hört es täglich. Ohne Ahnung, ohne Erkundigung, ohne die geringste Vorsicht. Aber mit naiver Geldgier, mit dem schönsten Kinderglauben, mit allen Teufeln reiten die Leutchen ins Verderben. An allen Ecken gibt es Wilschecks, in den Zeitungen unternehmen sie jeden Morgen ihren Gimpelfang. Sie können es, denn sie haben ja ein Millionenheer von Hammeln vor sich, die ihnen sofort folgen, wenn sie auf goldener Flöte blasen. Nachher war es Blech. Dann kommt das Jammern, das Ableiern des Moralkodexes, die bekannte Faust, die auf leere Säcke fällt. Achthunderttausend Mark trägt ein Mensch in eine kleine Bude? Da muß er reinfallen. Das verlangt die Vernunft, die sich nur durch Abschreckung durchsetzen kann. Aber bei uns auch nur verflucht langsam.

* * *

Vor der Sanierung steht die Rechtfertigung. So dachte auch der Aufsichtsratstorso der Boese-Akkumulatorenwerke. Und er schickte das übliche Pilatuscommunique in die Welt: „Unsere Gesellschaft ist verpfuscht, verschandelt, in Grund und Boden gewirtschaftet. Aber wir sind schuldlos. Greift den Direktor, den Diktator, den Hartzfeld!" Die Presse geht auf den Leim. Nur einige merken, was los ist. Der Direktor ist ja reif für eine Wunderausstellung. Seine Taten sind nicht mehr mit irdischem Maß zu messen. Die Nerven eines Riesen. Seit Jahren Geldhatz und Pfändungsangst. Der Ahasver des Aktienwesens. Man wird ihn nie vergessen. Er hat in dem, was verboten ist, Übermenschliches geleistet. Jetzt wird er wohl abgesägt werden. Er hat die Ruhe reichlich verdient. Jahrelang vor dem Konkurs und vor... Also den kuriosen Herrn soll man nach Hause senden. Einstimmig. Aber vergeßt auch die beiden Pilatusse vom Aufsichtsrat nicht. Denn die verdienen es auch. Behaupten, 13 Monate ohne Kenntnis der Zusammensetzung des Aufsichtsrates verbracht zu haben. Nur der Direktor habe gewußt, daß der Aufsichtsrat schon längst beschlußunfähig war. 13 Monate will nur der Direktor den Austritt eines Mitgliedes gekannt haben? Und daher alle Torsobeschlüsse der beiden Machtlosen in den Papierkorb geworfen haben? Wer soll das glauben? Aber halt! Im deutschen Aktienwesen ist alles möglich. Wozu ist denn der Aufsichtsrat da? Doch nicht etwa, um etwas von seiner Gesellschaft zu wissen. Das braucht er nicht. Er heißt ja Aufsichtsrat. Der Vorfall ist ernster Würdigung wert. Er ist grotesk, aber doch bezeichnend für die Pflichtauffassung der Aufsichtsräte. Wenn dann alles verhauen ist, sucht die Regreßfurcht den Sündenbock.

Aber diesmal dürfte der Aufsichtsrat reingefallen sein. Die Unlogik ist zu durchsichtig. Er hätte längst Mittel finden müssen, den Direktor zu entfernen. Das hat er nicht getan und so hat er sich mitschuldig gemacht.

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glossen

Majoritäten

Zeitungspathos hat die Wählermassen des zwölften Januar einem Heere verglichen. Der Vergleich ist abschwächend. Niemals hat die Erde ein Heer von zwölf, nie selbst nur von einer Million gesehen. Freilich war es ja keine Einheit, sondern Parteien Kämpfender. Doch auch die Einzelgruppen bedeuten schon Zusammenballungen des menschlichen Willens in nie gekanntem Umfang. Viereinviertel Millionen deutscher Wähler haben sozialdemokratisch gestimmt. Das heißt: die Wünsche von mehr als vier Millionen Menschen bewegten sich, über eine Reihe von Lebensfragen hin, in gleicher Richtung; vier Millionen Willensenergien suchten in einer einzigen Gebärde Ausdruck... Das hat, in aller Geschichte, wohl seinesgleichen nicht. Man könnte die französischen Plebiszite nennen. Mit dreieinhalb Millionen Stimmen wurde der erste, mit beinah acht Millionen der dritte Napoleon zum Kaiser berufen. Doch hier ging es um eine einzige Frage und Antwort, die den ungeheuren Rest aller Lebensbeziehungen, selbst der politischen, unberührt ließ; man weiß, wie gleichgültig im Grunde das Land den pariser Systemwechsel hinnahm. Und der Indemnität Napoleons III. mit ihrer Siebeneinhalbmillionen-Mehrheit gingen hunderttausend Verurteilungen voraus. —

Auch die amerikanische Präsidentenwahl ist eine zu einseitige Kundgebung, um den Begriff der Majorität zu verwirklichen.

Ist die Mehrheit, die absolute, einer Nation schon jemals erschienen? Bei den umfassendsten Abstimmungen fehlten doch zu mindest die Frauen. Mehr als die Hälfte der Erwachsenen in Deutschland: das müßten weit über zwanzig Millionen sein. Niemals ist, entfernt nur, eine solche Mehrheit beisammen gewesen. Wird auch schwerlich beisammen sein. Im Grunde gibt es auf Erden nur eine einzige, unzweifelhafte Majorität: derer, die jede absolute Mehrheitsbildung unmöglich machen. Kein stärkerer Eindruck von der Unerschöpflichkeit des Lebens, als die Genügsamkeit, mit der wir „die Meisten", wenn nicht gar „Alle" durch eine Handvoll vertreten lassen. Wen hunderttausend Menschen lesen, der ist nach unserem Sprachgebrauch berechtigt zu behaupten, ihn kenne das deutsche Volk. Das ist nicht einmal Flunkerei. Was eine „Mehrheit" an Extensität gewinnt, verliert sie notwendig an Intensität. Gewiß, es wäre schon möglich, mit irgend einer Abstimmung zehn, selbst zwanzig Millionen Voten zusammenzubringen. Nur ist dann das Netz so weitmaschig, daß alle der Einzelpersönlichkeit wichtigen Dinge ungehindert hindurchpassieren. Die Majorität der Zahl ist mit einer genau entsprechenden Minorität des Anteils erkauft. Zehn Millionen Stimmen, das bedeutet: von zehn Millionen Seelenteilchen seiner Innenwelt gibt der Befragte ein einziges preis. Eins hebt das andere auf.

Insofern darf man immer noch sagen, die stärkste bekannte Zusammenfassung von Menschen sei das Heer. Also eine Gruppe von mehreren Hunderttausend. Hier ist der einzelne, ob freiwillig oder gezwungen, mit Haut und Haaren, mit

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeder Minute seiner Zeit, mit Gesundheit und Leben dem gemeinsamen Zweck verpflichtet. Während die Wahlstimme ihn nur mit einem Minimum seines Gesamtwillens beansprucht.

Hermann Friedemann

Geographie des Verbrechens

Während die Wahldepeschen durchs Land flogen, bäumte sich, noch einmal, der Haß gegen die Stadt. Die Großstadt. Nicht nur die Entartung, die Zuchtlosigkeit, das Zuhältertum (dies nach einem agrarischen Kämpfer; wörtlich): auch das Verbrechen ist dort zuhause. Kriminelle Schrecknisse wachsen mit der Entfernung. Stirnrunzelnd liest der Kleinwohner die schwellende Mordchronik. Berlin qui dévore... Es ist ihm kaum zu verdenken, wenn bei der wöchentlichen Bluttat die Vision einer Menschenmasse mit faulenden, halb schon verwilderten, halb widerstandsunfähig zersetzten Instinkten ihm aufsteigt. Von der Geographie des Verbrechens weiß er nichts.

Großberlin hat nahezu vier Millionen Einwohner: soviel wie Ost- und Westpreußen zusammen. Von über zwei Millionen des Stadtkreises enden durch Mord, Totschlag oder Hinrichtung 37 Personen jährlich. — Man rechne nach. Eine Dorfgemeinde von tausend Einwohnern erlebt einen Fall von Mord oder Totschlag im Laufe eines Menschenalters: niemand wird das ungeheuerlich finden. Auf Großberlins Bevölkerungsziffer angewendet, bedeutet ebendies — hundertundzwanzig Mordtaten jährlich. Man müßte sich schon mit der ganzen Kälte des Statistikers rüsten, um vor einer solchen Zahl nicht zu erschrecken. Umgekehrt: Nach dem Maßstab Berlins hat die Dorfgemeinde je eine Bluttat in fünfzig bis sechzig Jahren...

Tatsächlich sind die Kapitalverbrechen in Berlin etwas seltener als im Durchschnitt des preußischen Staates. Von 736 insgesamt würden 40 auf die Hauptstadt entfallen: es sind 37.

Geographie des Verbrechens... Bizarre Zahlenbilder springen auf. Wie kommt es, daß im hannöverschen Regierungsbezirk Stade doppelt soviel gestohlen, dreimal soviel unterschlagen wird wie im benachbarten Osnabrück? In Oppeln dreimal soviel Beleidigungen fallen, wie im westfälischen Arnsberg? Daß überhaupt der genannte Bezirk Osnabrück auf ziemlich allen Gebieten so wenig Vergehungen zählt? Nur halb soviel Körperverletzungen gibt es dort, den zweiten bis dritten Teil Diebstähle, viermal weniger Unterschlagungen, fünfmal weniger Sittlichkeitsvergehen als im Durchschnitt des preußischen Staates. Wieder neigt die deutsch-polnische Bevölkerung des oberschlesischen Kohlenbezirks in ungewöhnlichem Maße zu Gewaltsamkeiten jeder Art.

Vieles stimmt ja zu dem, was Volkskunde und Wirtschaftslehre ohnehin erwarten lassen. So überwiegen in den wirtschaftlich einfachen Provinzen des preußischen Ostens die Vergehungen gegen die Person, in Großstädten und Industrieprovinzen die Eigentumsdelikte. Vergehen gegen die Person wurden bestraft: in Ostpreußen, Westpreußen und Schlesien fast genau gleichmäßig 670 bis 674 aufs Hunderttausend der strafmündigen Bevölkerung, in Posen 644; dagegen in Schleswig-Holstein nur 308, in Berlin 479, im Durchschnitt des preußischen Staates 509. Umgekehrt die Vergehungen gegen das Vermögen: Berlin 927; Staatsdurchschnitt: 541; Hohenzollernsche Lande: 205. Begreiflich, daß in der Großstadt das Sexualverbrechen leichter gedeiht (und mehr Gelegenheit findet): 87 Bestrafungen in Berlin (auf hunderttausend Personen) stehen gegen 69 in Cöln, 31 im Staats-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchschnitt und nur 11 in Osnabrück. Von den Mordopfern Berlins sind mehr als die Hälfte Frauen...

Fast komisch anschaulich verraten die Zahlen, wie die Millionenstadt robustere Verbrechen gegen die technisch feineren zurücktreten läßt. Kaum anderweitig als in Berlin sind mehr Beleidigungen zu bestrafen als Körperverletzuugen: in den Ostprovinzen ist die (schwere) Körperverletzung doppelt so häufig wie die Kränkung durch das Wort. Unterschlagung kommt in Berlin fast dreimal so oft vor wie im Staatsdurchschnitt, elfmal soviel wie in Osnabrück. Während in der temperamentkühlen Hauptstadt auf eine Körperverletzung anderthalb Unterschlagungsfälle kommen, zieht der Oberschlesier sechs- bis siebenmal leichter das Messer, als daß er Anlaß zu Defraudationen findet. Von Osten nach Westen gerechnet, wird der Diebstahl seltener, der Betrug häufiger: ein Ausdruck der westwärts zunehmenden wirtschaftlichen Kompliziertheit. Nach Berlin hat die meisten Betrugsfälle der Regierungsbezirk Düsseldorf, die meisten Unterschlagungen Cöln. Brandstiftung hat nur auf dem Lande Zweck: ihretwegen wurde in Berlin (1909) nur eine einzige Strafe verhängt: gegen 30 in Posen.

Der Millionenstadt strömen Zehntausende Desperater zu; und hundertmal täglich wird die Lebensgier aufgepeitscht. Dennoch sind auf ihrem Pflaster die blutroten Sünden seltener als zwischen Saatfeldern. Warum? — Die Großstädter wohnen weiter voneinander entfernt als Kleinstädter oder Dörfler. Dort, nicht in der Metropole, schwärt das allzunahe Beisammenhausen. Das Aufeinanderangewiesensein. Sie tragen, in der Großstadt, weniger Haß zu einander... Hermann Friedemann

Soziales Schrifttum

Wie heute kein Geistlicher mehr auf uns Eindruck macht, wenn er nicht als Asket lebt — und auch dann verzeihen wir ihm kaum seine wirtschaftliche Gesichertheit — so würden heute auch kein Swift, kein Carlyle mit sozialen Bußpredigten auf uns mehr wirken. Wir würden immer an ihr geheiztes Studierzimmer denken, und dann sind wir es auch gründlich satt, Phantasiegebilde, selbst solche von Genies, für das Leben selber hinzunehmen. Unsere positive Erziehung hat bei vielen und offenkundigen Nachteilen doch das Gute gezeitigt, daß wir die Tatsachen, mit denen wir uns nun einmal abfinden müssen, auch selber in Händen halten wollen. Jede Vorverarbeitung lehnen wir ab, sie interessiert uns nicht. Wir wollen auch das soziale Elend unserer Mitmenschen nicht mehr künstlerisch genießen. Und darin liegt ein großer Fortschritt, und ein noch größeres Versprechen für die Zukunft. Vorderhand sind wir freilich immer noch etwas engherzig in der Auswahl des sozialen Tatsachenmaterials. Proletarische Selbstbiographien lassen wir z. B. noch meist unbeachtet. Wir halten sie für unernst, wir vermuten auch dort immer noch jene Phantasie, die solange zwischen uns gestanden hatte und der Volksnot. Es entgeht uns aber dabei, daß auch die Phantasie eines der wirtschaftlich Schutzlosen zu den Tatsachen gehört, die wir suchen. Indes meiden wir vielleicht die proletarischen Selbstbiographien überhaupt vor allem deshalb, weil sie herzzerreißend sind. Und herzzerreißend nennen wir das, dem wir aus dem Wege gehen, weil es uns zwingt, mitzuleiden, und weil wir uns ihm gegenüber nicht völlig schuldlos fühlen können.

Es sollte aber auch die proletarische Selbstbiographie ihre Leser finden neben der wissenschaftlichen Bearbeitung proletarischer Lebens- und Arbeitsverhältnisse.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Letztere ſollte überhaupt nur der wählen, dem es gegeben iſt, aus Zahlen Leben herauszuleſen. Eine Kunſt, die wir uns werden aneignen müſſen, wenn uns nicht die Frucht aller auf Statiſtik ſich gründenden Wiſſenſchaft verloren gehen ſoll. Die Statiſtik iſt ja doch nur ein Notbehelf. Um überhaupt zu allgemeinen Schlüſſen über das menſchliche Zuſammenleben gelangen zu können, müſſen wir irgendwo Zahlen ſetzen für Erlebniſſe, d. h. Unvergleichbares, Einzigartiges als gleichartig werten. Das iſt ein mit Bewußtſein begangener, unvermeidlicher Fehler. Er ſteht am Anfang jeder geſellſchaftlichen Wiſſenſchaft. Wir dürfen nicht aufhören, in ihm eine Quelle möglicher Irrtümer zu erblicken und müſſen uns ihm gegenüber zu ſtändiger Korrektur bereit halten. Sonſt halten wir ſchließlich Zahlen in der Hand, da, wo wir das Leben ſuchten.

Es wird nun in der letzten Zeit oft verſucht, beide Methoden ſozialen Schrifttums in ein und demſelben Werke zu vereinigen: die rein wiſſenſchaftliche, ſtatiſtiſch-kritiſche Methode mit der autobiographiſch-dokumentariſchen*). Dagegen iſt auch gar nichts einzuwenden inſofern, als das autobiographiſche Moment doch immer eine Anleitung enthält dafür, wie das ſtatiſtiſch verarbeitete Material eigentlich zu verſtehen iſt. Und ſolche Anleitung iſt meiſt gar nicht zu entbehren. Ich perſönlich habe auch immer die größten Eindrücke dort empfangen, wo in ſtreng wiſſenſchaftlicher Unterſuchung perſönliche Dokumente auftauchten. Das erweckt zudem immer ein ganz beſonderes Zutrauen zum Autor. Wir erkennen an, daß hier nicht auf unſere Sentimentalität ſpekuliert iſt, und es wird dabei doch betont, daß wir Menſchen ſind. Mit einem Wort: wir dürfen Mitleid hegen, ohne lächerlich zu erſcheinen. Und wir geſtatten uns heute das Mitleid bloß noch dann, wenn ein Wiſſenſchaftler es uns erlaubt.

Es iſt überhaupt ſo eine Sache mit der Sozialwiſſenſchaft. Sie befindet ſich in ähnlicher Lage wie die Religionswiſſenſchaft. Auch ſie beſchäftigt ſich mit Dingen, über die es unmöglich iſt, unparteiiſch zu reden. Wenn man ſie ausſpricht, nimmt man bereits Stellung zu ihnen. Die Religionswiſſenſchaft iſt denn auch lange Zeit hindurch nicht als Wiſſenſchaft anerkannt worden. Wenn die Sozialwiſſenſchaft hierin von vornherein keinerlei Schwierigkeiten begegnete, — es waren zuviele verſchiedenartige Gruppen intereſſiert daran, daß die Sozialwiſſenſchaft als Wiſſenſchaft gelte — ſo hat wohl in keiner anderen Wiſſenſchaft der eine Forſcher dem anderen öfters und eingehender jegliche Wiſſenſchaftlichkeit abgeſprochen. Und man ſollte auch im Publikum recht kritiſch ſein gegenüber alle dem, was als ſoziale Wiſſenſchaft auftritt. Denn die kann ſich nun einmal nicht darauf beſchränken, Zuſammenhänge von Tatſachen aufzudecken — was doch den ausſchließlichen Gegenſtand jeder anderen Wiſſenſchaft bildet — die Sozialwiſſenſchaft iſt nun einmal gezwungen zu Vorſchlägen.

Während zudem zur Beſchäftigung mit allen anderen Wiſſenſchaften rein geiſtige Intereſſen veranlaſſen, ſind es mehr oder minder erkannte und bewußte Gemütsbedürfniſſe, die wenigſtens zu ganz beſtimmten Zweigen der Sozialwiſſenſchaft hinführen, zu alle denen, die in Beziehung ſtehen zu Lebensführung und Arbeitsbedingungen des Proletariers. Hier iſt reine Wiſſenſchaft ſtreng genommen überhaupt unmöglich, ſo unmöglich, wie es für den Maler unmöglich iſt, in einer menſchlichen Erſcheinung lediglich den Farbenfleck zu werten: Wir ſind nun einmal außerſtande, unſer Fühlen abzuſtellen, während wir denken oder betrachten. Wir ſind in jedem einzelnen

*) Ein beſonders charakteriſtiſches Beiſpiel dafür bietet „Rühle, Das Proletarierkind.“ München, Albert Langen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augenblicke unseres Daseins denkend, fühlend und wollend zugleich. Dennoch bleiben solche sozialwissenschaftliche Untersuchungen von hohem Werte. Und wenn selbst die besten von ihnen nur einen geteilten Eindruck hinterlassen, so ist das wenigstens zum Teil die Schuld des Lesers: der wird hin und her geworfen zwischen der Freude, seine Erkenntnis zu erweitern und dem beschämenden Innewerden, daß alle soziale Wissenschaft in die vier Winde zerstiebt vor der Majestät des Leidens eines einzigen Proletarierkindes. Ich glaube aber, daß bei allen solchen Untersuchungen über die Lebenslage einzelner Proletarierkategorien der Verfasser gleich am Anfang seine Absichten offen bekennen sollte. Denn es ist keineswegs unwissenschaftlich, einer persönlichen Interessiertheit an dem Schicksal von Mitmenschen vermittelst wissenschaftlicher Prüfung zu dienen, wohl aber muß es ein für allemal abgelehnt werden, wenn da, wo behauptet wird, es handele sich um rein tatsächliche Zusammenhänge, wenn sich da nachträglich Zwecksetzungen einschleichen. Wissenschaftliche Untersuchungen über die Lebenslage einzelner Proletarierkategorien können nun aber einmal keinen andern Zweck verfolgen als den, durch Aufdeckung solcher Zusammenhänge, auf die wir nur mit Mitleid antworten können, die Seelen vorzubereiten zur sozialen Reform. Dr. Karl Rötzel

Entworfenes und Verworfenes

„Ich, der Freiherr von Abendtau
Remigius, Cäsar, Balthasar,
des erster Ahn im Nebelgrau
der Vorzeit schon geboren war;
des fernere Ahnen, an der Zahl
einhundertsiebenzig und acht,
in meinem Stammbaum allzumal
bei Nam' und Alter angebracht —
verlobe jetzt mein einzig Kind,
erzeugt in unbefleckter Eh',
mit Angela von Kühlenrind,
Freiherrin von Trompetensee ....“

— Woher stammt das? Aus der Sphäre der Operette? Ernstesten Falles aus einer ungedruckten Lortzingischen Spieloper?

Mit nichten. Der Autor dieser Anno 1837 entstandenen Verse schrieb nachmals eine tragische Dichtung nach der andern. Er hieß Richard Wagner. Die zitierten jambischen Vierfüßler gehören „der glücklichen Bärenfamilie“ an, oder, wie der Haupttitel des vollständig ausgeführten, mit Dialog versehenen Librettos lautet, der komischen Oper „Männerlist größer als Frauenlist“.

Bekanntlich haben die Verlagsanstalten Breitkopf & Härtel und C. F. W. Siegel (Linnemann) in Leipzig den von Wagner selbst herausgegebenen Schriften und Dichtungen noch zwei weitere Bände folgen lassen, welche die Parerga und Paralipomena des Meisters enthalten. Diese Gesamtausgabe erscheint neuerdings in 24 Lieferungen zu je 50 Pfennig Ladenpreis, so daß in etwa einem halben Jahre alle 12 Bände der Schriften Wagners zum Preise von 12 Mark vorliegen werden.

Der dem Nachlaß angehörige elfte Band, dem das obige Zitat entnommen ist, hat besonderes aktuelles Interesse, weil darin zum ersten Mal bisher nur dem Namen nach bekannte Operndichtungen und -entwürfe Wagners veröffentlicht sind.

Außer der „Bärenfamilie“ ist, neben dem Entwurfe zu „Friedrich I.“, besonders das — ebenso leichtsinnige, als bühnenwirksame — Libretto des „Liebesverbotes“ dazu angetan, berechtigte Neugierde zu erwecken. Aber auch sonst ist in diesem Bande vieles Hochinteressante zusammengetragen, das bisher nur mühsam zugänglich war, wie z. B. der Text des Opernfragmentes „Die Hochzeit“ oder der Entwurf der „Bergwerke zu Falun“.

Der zwölfte Band enthält eine lange Folge der allerverschiedenartigsten Schriften aus den Jahren 1834—1883; Ernstes

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Heiteres; Journalistisches, Gedichte, Gedanken über Politik, Philosophie, Religion und Kunst.

„Die Kunst soll frei sein. Keine Schule, keine Sekte maße sich das Prädikat der alleinseligmachenden an. Der einfache, bloß getragene, bloß akzentuierte Gesang hat seinen großen Wert, vorausgesetzt, daß der Tonsetzer wirklich guter Gesangkomponist ist; allein er ist nicht der einzige wahre Weg zum Heil . . ."

„. . . Wohl haben die Italiener in den letzten Dezennien mit dieser zweiten Natursprache (dem Bel canto) einen ähnlichen Unfug getrieben als die Deutschen mit ihrer Gelehrheit — und doch werde ich nie den Eindruck vergessen, den in neuester Zeit eine Bellinische Oper auf mich machte, nachdem ich des ewig allegorisierenden Orchestergewühls herzlich satt war . . ."

Dies schrieb der Verfasser von „Oper und Drama" als er noch ein Jüngling war. Dr. Hans Scholz

Strindberg-Feier

Wie wichtig unwichtig gibt sich das Werk des Feuilletonisten! Am Tag des Erscheinens — es erscheint immer mit der Sonne zugleich, es geht auf mit jedem Tage — drängt sich das Feuilleton an die Aufmerksamkeit. Es stellt sich ganz vorn hin an die Rampe der Zeitung und ruft sich aus. Aber am nächsten Tage ist das Feuilleton von gestern restlos verschwunden, als ob es nie dagewesen wäre, hat einem neuen Platz gemacht. Schon während seines einen einzigen Tages stirbt es merklich dahin, welkt ab, und das schäkernde Lächeln des Morgenblattes wirkt abends wie ein Grinsen der Agonie.

Aber es wäre ungerecht, jedes Feuilleton so mir nichts, dir nichts wegsterben zu lassen. Es gibt wichtige darunter, überzeitliche, verräterische. Die Symptome ausplaudern, über die man mit etwas Muße nachdenken sollte. Grimassen, die man in ihrer Flüchtigkeit aufhalten sollte, um sie zu versteinern, und um sie in ihrer ganzen physiognomischen Drastik genauer sichtbar zu machen. Ein peinlicher Ausdruck will vorüberflitzen, sekundenhaft, und hui, ins Nichts hinüber? Oh nein! Da bleiben, starren, bekennen!

Wenn zum Beispiel Frau Karin Michaelis, weil August Strindberg in jenes Alter kommt, da die bedeutenden Männer wieder Geburtstagskinder werden, in einer Wiener Zeitung ein sensationelles Feuilleton „Der Weiberhasser" veröffentlicht — aber ich will gewiß nicht polemisieren, ich will nur die allerschönste Stelle aus dem Tagesblatt in die Wochenschrift retten, in der Hoffnung auf weitere Terminerstreckung. Frau Michaelis beschreibt, was geschehen wäre, wenn Strindberg, der in seinen Ehen so schlechte Erfahrungen gemacht haben will, mit ihr verheiratet gewesen wäre. „Ich würde ja nicht nur", plaudert Frau Michaelis liebenswürdig, „alle Scheußlichkeiten ausgeübt haben, deren er sie beschuldigt, sondern noch eine Menge anderer dazu. So zum Beispiel würde ich sein ganzes Gefühlsleben seziert haben, würde das Uhrwerk seines Herzens aufgemacht und die kleinen Räder herausgenommen und eines nach dem andern untersucht haben, ja, vielleicht hätte ich den ganzen Mechanismus einer gründlichen Reinigung mit dem Staubsauger unterzogen, um schließlich alle meine Beobachtungen in einem großen Buche niederzulegen."

Das ist herrlich, das ist unvergleichlich! Was also — man stelle sich's mit künstlerischer Genauigkeit vor — würde dieses schreibende Weib mit dem Mechanismus Strindberg angestellt haben, bevor sie zu ihrer letzten ehelichen Konsequenz, dem großen, auflagereichen Buch gelangt wäre? Mit den Fingerchen die Räderchen des Herzens herausgenommen? Das Gefühlsleben aufgetrennt oder genäht oder gestickt? Mal

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gründlich reine gemacht mit dem Patent-Staubsauger? Oder mit dem Wolllappen? Und dann, zum erlösenden Ende, Tinte, Tinte, Tinte über das Ganze!

Es ist zum Totlachen, es ist, um sich wieder lebendig zu weinen, wenn man die Hausfrau mit dem kuriosen Nippes „Mechanismus Strindberg" hantieren sieht. Aber — haben wir nicht schon darüber bitterlich gelacht und flehentlich geweint? Kennen wir die Prozedur nicht aus der „Beichte eines Toren", dem „Vater", den „Gläubigern"? Uns schaudert bei der bloßen Ahnung der Feuilletonperspektive, aber Strindberg hat's gelebt, gelitten, gestaltet. Nur daß auch der allerunerbittlichste Strindberg, der schreckliche Erspäher Strindberg keinen Zug von so höllischer Naivetät, von so deprimierender Weiblichkeit aufgezeigt hat wie diese Feuilletongebärde. Man lasse diesen Geburtstagsgruß einer, die ihn nicht geheiratet hat, nicht vergessen werden, man lege ihn zu den Strindbergschen Schriften und erhalte ihn so der nachdenkenden Zukunft.

Berthold Viertel

Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen

Unter diesem Titel erschien jetzt das Buch von Ku-Hung-Ming, das Alfons Paquet vor einigen Monaten versprochen hat (siehe Paquets Artikel im „März" 1911, Heft 38/39). Man erfährt daraus viel über die maßgebenden politischen Persönlichkeiten Chinas, speziell über die Ära von Li-Hung-Tschang, und darunter manches Erstaunliche. Der sympathische Autor ist, ohne sonderlich originell zu sein, ein feiner, gescheiter Vertreter der alten chinesischen Kultur und Moral, die einer Verteidigung gegen Europa freilich sehr bedarf. Im letzten Grunde hat er Recht: Wir Europäer haben den Chinesen wenig Gutes und viel Schlechtes ins Land gebracht. Nur ist eben der kriegerische Handelsmann und Kolonialpolitiker nicht der richtige Interpret westlicher Kultur, das unterschlägt Ku-Hung-Ming, der doch selbst so viel von Europa gelernt und angenommen hat.

H. Hesse

Bibliothek der Romane

Als die zielbewußteste, strengst gewählte Sammlung älterer guter Bücher, der sich jeder unsichere Käufer und Leser ruhig überlassen kann, erweist sich wieder die „Bibliothek der Romane" im Inselverlag, in der jeder Band, sehr schön und völlig bibliothekmäßig gebunden, drei Mark kostet. Es ist bis jetzt in dieser Sammlung kein einziges zweifelhaftes Buch erschienen, und daß neben Flaubert und Jakobsen auch Walter Scott und Gotthelf an die Reihe kommen, ist gewiß keine Annäherung ans Populärere, sondern eine gerechte Anerkennung großer Erzähler, die gleich Hebel bisher von den „feinen" Lesern gern dem „Volk" überlassen wurden. Hoffentlich geht die schöne Sammlung ihren sicheren Weg weiter, ohne Versuche mit unerprobten Modernitäten zu machen. Balzac, Jean Paul und andere fehlen noch, stehen aber ohne Zweifel auf der Liste, und ein besonderes Verdienst könnte der Verlag sich hier holen, wenn er einige wenig mehr gekannte Sachen neu bringen wollte, unter anderem Voltaire und Diderot. Mit der Zeit wird er von selber dazu kommen, denn so groß die Literatur ist, so bald ist man doch immer am Ende, wenn man auf einem Gebiet nur das Beste, Überlebende wählt. In dieser Inselsammlung geschieht das mit Bedacht und Ernsthaftigkeit.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Reichstagsbeginn

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 10. Februar

Der neue Reichstag hat das Vorspiel seiner Premiere hinter sich. Das Haus war ausverkauft. Das Stück ist dramatisch bewegt und spannend. Man weiß nicht, wie es ausgeht.

Die Präsidentenwahl war zum erstenmal ein wirklich politischer Akt. Sie war keine bloße Formalität und eine Selbstverständlichkeit, sondern ein Omen und ein Vorzeichen der Legislaturperiode. Sie vollzog sich in Kampf und Erregung. Es war, als sollten die Reichstagsmitglieder, kaum erst der Feldschlacht entronnen, selbst noch einmal alle Stimmungen, Hoffnungen und Ängste des Wahlkampfes durchkosten. Die Bilder wechselten so rasch wie im Kinematograph. Es gab einen Wahlkampf, ein links und ein rechts, ein oben und ein unten, eine Haupt- und eine Stichwahl. Wieder war die Rechte schon in der Hauptwahl einig, die Linke zuerst gespalten: Die Spaltung der Linken war wieder die letzte Hoffnung der Rechten. Man bekam vorgeführt, wie es gehen muß, wenn auch nur ein Teil der Linken gegen den andern obstruiert und wie die Stärke der Linken plötzlich wächst, sobald sie zusammenhält. Dieser Anschauungsunterricht hat eine erzieherische Kraft im Haus und außerhalb desselben. Der Vorfall wirkt so aufklärend, daß man fast bedauern müßte, wenn der Fehler nicht gemacht worden wäre, dessen politisch-moralische Nachwirkung durch rasches Einlenken fast völlig getilgt wurde.

Es handelte sich um drei Kraftproben. Eine zwischen der Rechten und der Linken, eine innerhalb der Linken zwischen ihrem nationalliberalen und sozialdemokratischen Flügel, und eine innerhalb der nationalliberalen Partei, zwischen ihrer linksliberalen Mehrheit und rechtsliberalen Minderheit. Erst bockte diese gegen jene, dann pochte die national-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liberale Partei gegen die Sozialdemokraten und dann diese gegen die Nationalliberalen. Darüber kam der nationalliberale „Präsident", „der rote Prinz" Schoenaich-Carolath zu Fall, der sonst absolut sicher war, und Spahn siegte im dritten Stichwahlgang. Aber das Haus empfand, daß die schwarze Flagge, die plötzlich hochging, die Farbe der deutschen Wählerschaft nicht wiederspiegelt und so vollzog sich schon während des Stichwahlgangs die Gegendemonstration. Bebel erhielt als Demonstration gegen die 196 Stimmen des Zentrumspräsidenten die gewaltige Ziffer von 175, also auch die ganzen Stimmen der Volkspartei und etwa die Hälfte der nationalliberalen Stimmen. Man denke, die Hälfte der nationalliberalen Stimmen abgegeben im Reichstag für Bebel als ersten Präsidenten! Das geschah, trotzdem die Sozialdemokraten gegen den nationalliberalen Präsidenten gestimmt hatten. Sie hatten es deshalb getan, weil die Nationalliberalen den Sozialdemokraten in den vorangegangenen Verhandlungen das geschlossene Eintreten für den sozialdemokratischen Vizepräsidenten abgelehnt hatten. Dieser nationalliberale Fehler, wegen dessen die Sozialdemokraten anticipando sich allzu rasch gerächt hatten, wurde nicht sachlich, aber politisch redressiert, einmal durch die teilweise Stimmabgabe der Nationalliberalen für Bebel und dann durch ihre fast vollständige Stimmabgabe für den sozialdemokratischen Vizepräsidenten, zu dem sich die Nationalliberalen in einem raschen Zusammentritt während der Sitzung gerade noch rechtzeitig entschlossen haben. Dadurch und weil sich die Polen zugunsten des Sozialdemokraten der Stimme enthielten und anders als bei der Wahl des Zentrumspräsidenten nicht für den konservativen Vizepräsidenten stimmten, siegte Scheidemann von der Sozialdemokratie. Nun faßte die fortschrittliche Volkspartei, welcher nach der ganzen sonstigen Lage die zweite Vizepräsidentenstelle zukam, den Entschluß, auf diese zugunsten der Nationalliberalen zu verzichten, um zum rascheren Vernarben der selbstgeschlagenen nationalliberalen Wunde beizutragen. Der Nationalliberale Paasche wurde mit den 200 Stimmen der Linken zuzüglich der Hälfte der Stimmen der Rechten zweiter Vizepräsident.

Nun aber tritt nach dieser mittelbaren Korrektur der Wahl eines Zentrumspräsidenten, hinter dem keine wirkliche Mehrheit steht, eine neue Komplikation ein. Herr Spahn hat am 9. Februar die Wahl angenommen. Am

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

10. Februar beschloß er mit seiner Partei, die Wahl niederzulegen. Er hat dazu einen offenen und einige heimliche Beweggründe; der erstere liegt in dem Mangel einer festen Mehrheit. Daneben besteht beim Zentrum selbstverständlich der Wunsch, den Konflikt in der nationalliberalen Partei und die Schwierigkeiten zu steigern, die für die Linke mit ihrer ziffermäßig nicht großen Mehrheit sich ergeben können. Endlich gewährt eine Demonstration gegen die Wahl des sozialdemokratischen Vizepräsidenten der Partei einen Anspruch auf Anerkennung. Das Zentrum hat gewiß die Ansicht seines bayerischen Ministerpräsidenten eingeholt.

Wir haben also eine Präsidentenkrisis, welche die Elemente einer politischen Krisis in sich trägt. Es wird die Kohärenz der Linken auf eine Kraftprobe erster Ordnung gestellt. Überraschungen sind nicht bloß möglich, sondern sogar sicher. Die erste wird darin bestehen, daß, wenn Spahn wirklich am nächsten Dienstag die Präsidentenstelle niedergelegt haben wird, nachdem er bereits die Mitteilung von der Konstituierung des Reichstags an den Kaiser erstattet hat, zur Führung der Geschäfte sofort der Sozialdemokrat von selbst aufrückt. Ich denke die Audienz wird verschoben werden. Aber hoch über allen pikanten Einzelheiten tritt nunmehr die entscheidende Stellung der nationalliberalen Partei hervor. Von der Führung Bassermanns und von der Frage, ob seine Partei die Kraft der Geschlossenheit und Entschlossenheit hat, hängt nunmehr viel ab für diese Partei und für die Entwicklung.

Die Thronrede aber hat uns verkündet: „Denn die Entwicklung steht nicht still."

Die Etatsdebatten werden dieses große innerpolitische Durchgangsstadium zur konstitutionellen Regierungsweise scharf beleuchten. Sie werden hochpolitisch werden und der internationale Annäherungsbesuch Englands wird diese Wirkung nur noch steigern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der koler im walt / Von Georg Queri (Starnberg)

„Was glaubst du?" fragte der Bischof den Köhler im Wald.
Der Köhler: „Was die christliche Kirch glaubt."
Der Bischof: „Was aber glaubt die christliche Kirch?"
Der Köhler: „Was ich glaub."
Der Bischof: „Und was glaubst du?"
Der Köhler: „Was auch die Kirch glaubt..."

Das Märlein, das Sebastian Franck vom Köhlerglauben spann, hat sich nun durch vier Jahrhunderte weiter erzählt. Aber der Hieb, den es wider die Sippe der Köhler führte, blieb immer ein Lufthieb. Die Köhler erschraken zuerst, da sie sich angegriffen sahen; aber da ihnen kein körperliches Unbehagen aus den Angriffen erwuchs, lachten sie fröhlich und bekannten sich weiter zu Arten und Unarten des Köhlerglaubens.

Zu den Unarten des Köhlerglaubens: zum Aberglauben. Der Altbayer pflegt dieses Wort zumeist in Verbindung mit einem anderen auszusprechen: åbaglaum und steckarei'n — Aberglauben und Steckenreiten. Wo der Aberglaube herrscht, da glaubt man auch an Hexen, die auf Stecken reiten. Die grausame Beschränktheit, mit der Innocenz VIII. vom päpstlichen Stuhl aus offen sich zum Hexenglauben bekannte, war eine Konzession nicht nur an das Volk des fünfzehnten Jahrhunderts. Sie rief nur alte Anschauungen wach, die die Kleriker in sich gewaltsam schlummern lassen wollten und die der germanische ebenso wie der romanische Laie längst offen ausgesprochen hatte. Und als man nach den nie auszulöschenden Brutalitäten von vier Jahrhunderten beschämt und ernüchtert den Hexenwahn ad acta legen wollte, stellte sich die erschreckende Folgeerscheinung heraus, daß er nun erst recht sich im Volke eingewurzelt hatte, und daß pontifikale Erlasse gegen den Hexenglauben zunächst nur beunruhigen und die kirchliche Macht untergraben konnten. So ging man über die Angelegenheit hinweg sachte zur Tagesordnung über.

Vielleicht ist's heute anders? Vielleicht wirken heute die Priester — es sei hier nur von Altbayern die Rede — offen gegen den Hexenglauben? Gegen Gespensterglauben auch, usw.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nein. Einige gewiß. Mag sein, sogar die Mehrzahl. Aber wenn nur die Minderzahl und wenn nur ein paar Priester mit dem Aberglauben gehen, dann ist die Aufklärungsarbeit der Mehrzahl unterarbeitet und umsonst. Auch teilweise Konzessionen an den Volksglauben sind gefährlich.

* * *

Vor sieben Jahren jagte sich am Seeufer in Tutzing eine junge Schauspielerin, die Mutter geworden war, eine Kugel in den Kopf. Man verbrachte die Sterbende in ein Fischerhaus, das von einer Witwe und deren sechzehnjähriger Tochter bewohnt wurde. Die Witwe sprach sich augenblicklich entrüstet und in brutal gewählten Worten über die Schande aus, die man durch dieses Samariterwerk über ihr Haus gebracht habe. Und die Schauspielerin starb vor ihren Augen.

Und andern Tags erschien der Geistliche mit Weihrauch und Weihwasser und entsühnte das Haus. Nicht aus eignem Antrieb: man hatte es von ihm verlangt und er machte dem Volksglauben die Konzession.

Vier Jahre später: die Tochter der Witwe ist durch einen Unbekannten Mutter geworden. Sie erschießt sich nicht und erspart so dem Hause eine zweite Entsühnung.

Aber sie wirft ihr Kind in den See.

* * *

Im Jahre 1907 machte ich in den Münchner Neuesten Nachrichten auf einen Geisterunfug aufmerksam, der in der Münchner Vorstadt Giesing groß geworden war. Mit vielen religiösen Zutaten hatten sechs Leute, unter denen ein Lithograph, ein Naturheilkundiger, ein Masseur und ein Dienstmädchen die Hauptrolle spielten, spiritistische Sitzungen veranstaltet, als deren Resultat ein Foliant von 560 Druckseiten „Geister-Offenbarungen aus dem Reiche der Ewigkeit nach Gottes Zulassung" erschien.

In dem Buche wurden religiöse Begriffe in gröbster Weise verballhornt.

Aber der Herr Erzbischof schwieg.

Im August des Jahres 1911 forderte der als Lourdespropagandist unliebsam bekannte Bahnmeister Rambacher die Presse auf, seinen mystischen Sitzungen beizuwohnen und das moderne Wunder kritisch zu untersuchen.

Die Münchner Neuesten Nachrichten sandten einen Stenographen und zwei Zeugen. In einem spaltenlangen Artikel schilderten sie die Rambacher-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schen Wunder, die die Frau eines Haidhauser Flickschneiders durch Tischrücken bewirkte.

Herr Rambacher bediente sich einer geweihten Kerze, des Weihwassers und eines Kruzifixes, das auf dem Zaubertische liegen mußte.

Aber der Herr Erzbischof schwieg.

Schwieg, weil der fanatisierte Bahnmeister einer Rüge gegenüber stutzig werden mußte vor seinen Anschauungen.

Schwieg, weil dem A unerbittlich das B hätte folgen müssen.

Schwieg, weil der Bahnmeister dann auch seinen Lourdesglauben einer Untersuchung hätte unterziehen müssen.

Und Lourdes ...

* * *

Ich habe mir unlängst in einer Münchener Schreibmaterialenhandlung, die an der städtischen Schranne und am Viktualienmarkt liegt — und somit zumeist ländliche Kundschaft hat — zwei Bücher gekauft:

„Der wahre Geistliche Schild, so vor 300 Jahren von dem heil. Papst Leo X. bestätigt worden, wider alle gefährliche böse Menschen sowohl, als aller Hexerei und Teufelswerk entgegengesetzt. Darinnen sehr kräftige Segen und Gebete, so theils von Gott offenbart, theils von der Kirche und heil. Vätern gemacht und approbiert worden." Usw. usw. Druckvermerk: „Schwäb. Hall, Haspel'sche Buchhandlung".

Das andere Buch:

„Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Für Städter und Landleute. Vier Theile." Braband (ohne Jahr).

Der „wahre Geistliche Schild" ist — von Amts wegen — jedem Priester in Bayern bekannt. Für den Laien seien hier Proben gegeben:

„Eine Kunst, Feuer zu löschen ohne Wasser. Schreibe folgende Buchstaben auf eine jede Seite eines Tellers und wirf ihn in's Feuer, sogleich wird es auslöschen:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Feuersnoth zu wenden. Nimm ein schwarzes Huhn aus dem Nest, des Morgens oder des Abends, schneide ihm den Hals ab, wirf's auf die Erde, schneide ihm den Magen aus dem Leib, thue darein:" (scil. cacare; Anmerk. d. Verf.) „darnach siehe, daß du ein Stück aus einem Hemde bekommest, das ein Mägdlein trug, die noch eine reine Jungfrau ist, und ihre Zeit innen hatte, nimm dann eines Tellers breit von dem, da die Zeit am meisten darinnen ist; diese zwei Stücke wickle zusammen und gieb wohl Achtung, daß du ein Ei bekommst, das am grünen Donnerstag gelegt worden: die 3 Stücke wickle zusammen mit Wachs, darnach thue es in ein 8mäßiges Häfelein, decke es zu und vergrabe es unter deine Thürschwelle. Mit Gottes Hülfe so lange als ein Stecken am Haus währet, wenn es schon vor und hinter deiner Behausung brennt, so kann das Feuer dir und deinen Kindern keinen Schaden thun. Es ist mit Gottes Kraft ganz wahrhaftig wahr. Im Fall unversehens ein Feuer ausbricht, so siehe zu, daß du ein Hemd bekommst von einer Magd, die ihre Zeit darin gehabt; oder auch eine Leinlache, worin eine Frau ein Kind geboren; wirf es zusammengewickelt stillschweigend ins Feuer, es hilft ganz gewiß vor Hexen und Gespenster, daß sie des Nachts weder Menschen noch Vieh schaden können, an die Bettstätte und in den Stall zu schreiben: Trottenkopf! ich verbiete dir mein Haus und Hof: ich verbiete dir meinen Pferd- und Kuhstall: verbiete dir meine Bettstatt, daß du nicht über mich tretest; in ein anderes Haus und steige über alle Berge und Zaunstecken, und über alle Wasser, so kommt der liebe Tag wieder in mein Haus †††. Amen."

* * *

Immer wieder kehren in der Presse die Artikel: „Was liest das Volk?" Und immer wieder richtet sich in diesen Klagen ein Schlußsatz gegen die Schundliteratur. Aber leider nur gegen die Kolportageromane. Alle diese Jeremiaden leiden unter einer starken Einseitigkeit. Wer die Schundromane verdammt, spricht von vornherein aus einer höheren Sphäre zu einer tieferen — oder naiveren — herab. Und kennt die Bewohner dieser Sphäre, denen er predigt, zumeist nur ungenügend.

Müßten sonst nicht dann und wann auch Aufstellungen darüber gemacht werden, was das Volk außerhalb der Hintertreppenliteratur liest?

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Oder wissen diese Jeremiasse nicht, daß es neben dem Proletariat der Städte noch zahllose Bauern gibt, die auch ein Bedürfnis nach Literatur haben? Gewiß, auch diese Bauern hat man mit schlechten Romanen infiziert; „Der bayrische Hiesel", „Der königliche Einsiedler am Starnbergersee" und ähnliche Lieferungswerke findet man heute schon recht zahlreich in den Bauerndörfern. Mögen diese Machwerke eifrig gelesen werden — wer der Annahme ist, daß der Bauer bei dieser Lektüre nur ein Quentchen seiner kühlen Vernunft verliert, der kennt die altbayrische Rasse schlecht. Und wer der Annahme ist, daß er dem Bauernknecht seinen „königlichen Einsiedler" oder seinen „bayrischen Hiesel" mit Auerbachschen Dorfgeschichten vertauschen kann, der kennt ihn wieder nicht.

Von solchen Dingen soll ja hier auch nicht die Rede sein.

Nein, was liest das Volk außerhalb der Schundromane?

Die „Deutschen Gaue", die der katholische Priester Frank in Kaufbeuren herausgibt und die als eine geradezu wundervolle populäre Zeitschrift für Heimatforschung heute schon bei einem Kreis von etlichen 8000 Lesern eingebürgert sind, haben das Thema wiederholt auch nach dieser anderen Seite hin behandelt. Und nicht einmal mit der Reserve, die man wohl voraussetzen möchte. Frank hat oft genug mit Wagemut den Finger in alte Wunden gelegt und in seiner privaten Tätigkeit als Historiker nicht immer den Beifall seiner geistlichen Oberen gewonnen. In einer Abhandlung über „Kreuze, Medaillen und Amulette" tritt er denn auch mit seinen Ansichten über „Über- und Aberglauben" deutlich vor die Rampe und läßt uns in klarer Darstellung einen Blick in die Volksdokumente des Köhlerglaubens tun.

Da gibt es Gebets- und Schutzzettel: „Dies an die Häupter und Reliquien der H. H. drei Könige in Köln angestrichene Brieflein ist gut für alle Reisegefahren, Hauptweh, fallende Krankheit, Fieber, Zauberei und jähen Tod durch einen festen Glauben"; sog. „Längen Christi und Mariae", aneinander geklebte Zettel mit Vignetten und aufgedruckten abergläubischen Gebeten (die „gewisse und wahrhafte Länge des Herrn", die durch Clemens VIII. bestätigt sein soll, beträgt 1,475, ein andermal 1,57 und ein drittesmal 1,675 Meter); den Fraisbrief gegen Krämpfe bei Kindern; den Himmelsbrief, „der in St. Germain in der Luft hängt"; den „rechten und wahr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haften Tobiassegen" (es gibt also auch auf diesem Gebiete einen unlauteren Wettbewerb) gegen Gift, Pestilenz, Hexerei, Zauberei, Hagel, Donner, Blitz, Feuer und Wasser, Diebe, Mörder und Straßenräuber; Schutzbriefe mit Trudensteinen (natürlich durchlochte Steine); kabbalistische Lithographien; „Feigen", die eigentlich die volkstümliche Kirchweiheinladung illustrieren, hier aber gegen Hexen schützen sollen, usw.

Wenn diese Dinge trotz ihrer literarischen Zutaten vielleicht nur als Amulette zu charakterisieren sind, so hat der Aberglauben doch auch eine umfangreiche eigentliche Literatur, die mit bescheidenen „Gebeten" und „Segen" anfängt und bei dem berühmten „Kolomanusbüchlein", dem „sechsten und siebenten Buch Moses" oder bei den oben zitierten umfangreicheren Druckwerken „Geistlicher Schild" und „Albertus Magnus" endet. Die Kirche hat schon verschiedene Male sich veranlaßt gefühlt, einzelne dieser Machwerke zu verbieten, so bereits im Jahre 1710 das „Ablaßgebet von dem wundertätigen Mirakelbild zu Maria Tädlbach", den „Gewiesen Feuerseegen" (München), „Unserer lieben Frauen Traum samt einem Gebeth", „Himmelsbriefe" usw. — aber der Erfolg war kein positiver. Unzweifelhaft waren diese Idole, an denen das Volk in der Hoffnung auf ihre Wundertätigkeit hing, von Laienbrüdern, Patres oder Priestern der Masse gegeben (und recht oft sanktioniert, selbst von seiten des Papstes); wie konnten die Priester einer neuen Zeit ihnen Kraft und Würde absprechen?

Die Kanzelredner von heute raffen sich selten zu einem Anathema wider den Aberglauben auf und wider den Gebrauch von Dingen, die dem Aberglauben dienen. Sollte es ihnen unfaßbar erscheinen, daß die Sippe der Köhler noch existiert? Oder bindet die Voraussetzung von Unannehmlichkeiten die Zungen?

* * *

In meiner ausgedehnten bäuerlichen Verwandtschaft — im Starnbergerseegebiet — ist der Glaube an Hexen und Truden einfach nicht ausrottbar. Diese Hexen flechten den Pferden nachts Zöpfchen in die Mähne, sie machen, daß die Kühe blutige Milch geben, daß sie verkalben, daß man den Rahm nicht zu Butter verrühren kann, daß die Hühner nicht legen usw.

Meine Mutter stellt vor dem Schlafengehen einen Besen verkehrt an die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Türe, „daß die Trud nicht hereinkann". Es ist mir, dem Sohne, nicht möglich, diese Anschauungen restlos zu bekehren.

Einen alten bäuerlichen Bekannten frug ich: „Veichtl, glaubst auch an Hexen?"

Er entgegnet hochdeutsch in starkem Ernst: „Gott läßt seiner nicht spotten!" Und dann mit heimatlicher Bekräftigung: „Dees mirkst da!"

„Wie ist das gemeint?"

„Wann oana a d' Hexna nimma glaabt — aso geaht's oh!"

Zu deutsch: so geht's an, wenn einer schon einmal mit dem Aberglauben nichts mehr zu tun haben will, dann ist er auch auf dem Wege, den Glauben zu verlieren.

Das Wort stimmt nachdenklich. Es läßt manche Toleranz verstehen.

* * *

Ich erinnere mich zahlloser Hexen- und Trudengeschichten aus meiner Kindheit, denen die neue Zeit seit einigen acht oder zehn Jahren nur wenig neue Belege über das alte Thema gegenüberzustellen vermag. Nicht daß die Schulbildung unserer Tage oder vielleicht der gerade im Starnbergerseegbiet ungeheuer gewachsene Verkehr mit dem Hexenglauben und den abergläubischen Bräuchen aufgeräumt hätten — nein, Wahn und Bräuche existieren fort, nur heimlicher und wohl etwas ins Hinterland zurückgedrängt. (Und ab und zu hört man ja auch wieder aus der Landeshauptstadt eine Hexenmär vermelden: wie z. B. im Frühjahr 1911 der Bäckermeister Gruber in München, Steinstraße 16, durch den Pfarrer von St. Anna sein Haus weihen und segnen ließ, weils geisterte. Handelte sich aber um einen Lehrbuben, der Buschiaden aufführte.)

Und warum am Starnbergersee seit etwa einem Dezennium nicht mehr viel gegen Hexen und Truden unternommen wird: die Kohlheißn Traudl von Walchstadt bei Icking ruht seit dieser Zeit im Grabe, die große weise Frau, die überall Hexen und Truden in den Bauernhäusern aufspürte, ihr verderbliches Walten nachwies und sie dann gegen Geld und gute Worte bannte. Sicher existieren diese unsichtbaren Feinde nach ihrem Tode erst recht weiter — aber da vorläufig noch niemand in ihre Fußtapfen getreten ist oder doch noch nicht annähernd zu gleicher Berühmtheit kam, so haust

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eben der Bauer unter dem Bann von Hexen und Truden weiter. Und seufzt: „Jaja, müaff'ma halt an Herrn Doktor holn" — den für die Menschen und den fürs Vieh, die man alle beide zu der Traudl Zeiten nicht benötigte.

Der Vorgänger der Traudl war der Beutler von Farchach, der schon zu der Zeit, da er noch als Stallschweizer auf dem Maffeischen Gute Puchhof bei Wangen diente, den Ruf eines Hexenmeisters genoß. Beim Beicht in Kempfenhausen vermochte die Bäuerin nicht mehr auszubuttern. (Daran war nicht der Umstand schuld, daß ihr Rührkübel infolge mangelhafter Reinigung „säuerlte" — sondern irgendeine Hexe.) So ging der Beutler in den Stall, schlug mit einem Stocke mehrmals wild in die Luft, sprach beschwörende Worte wider jemand Unsichtbaren und befahl dann, mit siedendem Wasser die Hexe aus dem Rührkübel auszujagen. So wurde der Kübel auf mystische Art endlich gereinigt, und das Ausbuttern gelang wieder.

Und beim Pentenrieder hatte das Vieh die Leckſucht (den Kalkhunger) und fraß infolgedessen die unmöglichsten Dinge. Beispielsweise aus dem Mantel des Tierarztes Weigenthaler von Starnberg einen ganzen Schoß. Der Tierarzt verordnete ein Medikament; aber der Beutler von Farchach traf die Seele des Pentenrieder richtiger: „Da is alles verhext!" Und er schaffte alle Leute aus dem Stall, verhüllte die kleinen Stallfenster und hantierte in der Dunkelheit eine Stunde lang. Dann ließ er die Leute wieder herein und siehe da: die Kühe leckten nicht mehr an den Kleidern. (Er hatte sie eine Stunde lang derart auf die Mäuler geschlagen, daß sie sich's abgewöhnt hatten. Aber nach ein paar Tagen ging das Lecken von vorne an, und das Medikament des Tierarztes trat in seine Rechte.)

* * *

Soweit die Hexenmeister des Landes nicht in ihrem Humbug ein Stück richtiger Menschenweisheit und praktischer Kunstfertigkeit verborgen haben, sind ihre Künste samt und sonders originalgetreue Überlieferungen eines mittelalterlichen Hokuspokus; darum wohl in langer Zeit unverändert, weil die mystische Literatur in ihren Neuauflagen durch Jahrhunderte hindurch keine Varianten — außer in der Orthographie — duldete. Das Rezept,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach dem der Schinder von Aufkirchen beim Anzug der Schweden im 17. Jahrhundert die Bauern gegen Schüsse feite, lautet heute noch nicht anders; es besteht immer noch in einem Brieflein (auf der rechten Brust zu tragen): „Das Blut Jesu Christi, welcher Gott und Mensch, behüte mich N. N. vor allerlei Waffen und Wehr, Geschoß und Geschütz, lange oder kurze Schwerter, Messer, Degen und Carbiner, Hellebarden und was sonst haut und sticht, vor stechende Degen, oder kurze und lange Flinten oder Büchsen oder dergleichen, so seit Christi Geburt geschmiedet worden, vor allerlei Metall, es sei Eisen oder Stahl, Meß oder Blei, Erz oder Holz" usw. usw.

In den vielerlei Bestandteilen der Zaubermittel ist einige Änderung darum eingetreten, daß heute beispielsweise das vielbegehrte „Armesünderschmalz" nicht mehr zu haben ist. Die Scharfrichter haben eine Reihe von merkwürdigen Privilegien verloren, und wenn Tyroler Bauern ab und zu doch noch ein Quentchen des kostbaren Menschenfetts im Hause haben, so wird sie eben ein Spitzbube ausgeschmiert haben. „Mumiendreck" dagegen, der tatsächlich pulverisierte Bestandteile ägyptischer Mumien (wie sie in ganzen Schiffsladungen als Offizinialia nach Europa gebracht wurden) enthält, findet sich dann und wann noch vor. Wenn „Schwefelbalsam", „Zauberbalsam", „Mitrität" und „Blauzinnkrautwasser" in der Apotheke verlangt werden, so weiß ein erfahrener Landpharmazeut sofort, daß es sich um ein Mittel zur Entzauberung des Viehes handelt. Aron, Safran, Venigrecum und Teufelsdreck kauft der Bauer am Gründonnerstag, weil er daraus und aus verschiedenen in der Natur ihm zur Verfügung stehenden Dingen einen Trank bereiten muß, der am Karfreitag in der Stunde vor Mitternacht dem Vieh einzugeben ist. Fünffingerkraut und schwarzrömischen Kümmich braucht man u. a., wenn ein Pferd bezaubert ist. Da aber auch Asche aus menschlichen Gebeinen, wenn auch nur ein Lot, dabei sein muß, ereignet es sich nicht selten, daß der Bauer nachts im „Beinhause" auf dem Friedhof zum Dieb wird.

Mein alter Freund Soundso, ein Bader seines Zeichens, trägt ein Stückchen geweihten Kren (Meerrettich) in seinem Geldbeutel. Dadurch ist er gegen bissige Hunde gefeit.

* * *

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tragische Begabung (Emil Gött)

Von Willy Rath

Die Tragik, die im Leben des Künstlers so unheimlich oft die entscheidende Macht gewinnt, kann von zweierlei Art sein. Nicht so viel beachtet wie die äußere, die soziale und sozusagen heilbare, ist die innere, die unheilbare Künstlertragik. Sie allein bedeutet ein ästhetisches Problem. Durch Verflechtung mit der gemeinen äußeren Wirklichkeit aber wird der seelischen Erscheinung verwirrend häufig die soziale angehängt.

Emil Gött, der badische Dichter und Denker, der vor dreidreiviertel Jahren, am Palmsonntag 1908, die Augen für immer schloß, war eine denkwürdige Verkörperung solcher unglücklichen Verquickung. Sein Fall hat das einzige Tröstliche an sich, daß diesmal der Nation keine Schuld am lebenslänglichen Ungemach eines Künstlers zufällt. Gött war wohl im bürgerlichen Sinn arm von Haus aus, hätte aber nicht zu darben, nicht in Schuldensorgen sich aufzureiben brauchen, wenn nicht die tragische Anlage ihn immer wieder vom Innersten her gehemmt und in Wirnisse gebracht hätte. Sein Lebensleid — gleichwie die minder reichlich gediehene Lebensfreude — wurzelt durchaus in seiner Begabung.

Man kennt aus der Geschichte der deutschen und aller Dichtung soviel tragische Persönlichkeiten, daß bei der kunstfremden Mehrheit sogar schiefste Verallgemeinerung entstand. Außergewöhnlich bleibt doch immer, was Emil Gött kennzeichnet: daß die verderbliche Vielseitigkeit einer Poetennatur sich verbindet mit einem maßlosen nichtkünstlerischen Idealismus, der vornehmlich auf menschenfreundliche Förderung des Alltagslebens gerichtet ist.

Die tragische Begabung Götts lief im Grunde darauf hinaus, daß sein ganzes Wesen von Dichtertum durchtränkt war, während — wie von einer bösen Fee — die feindselige Bedingung daran geknüpft war, er müsse des Dichters Künstler-Aufgabe, wenigstens soweit es ihn selbst betraf, ungebühr-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich unterschätzen. Mit anderen Worten: das dichterische Schauen, das immer auf erneuendes Erfassen organischer Zusammenhänge, auf den Anblick einer geläuterten Welt hin will, war in ihm sehr stark, ja so überstark, daß es sein privates Leben größtenteils zerstörte; dafür aber lag ihm viel zu wenig am künstlerischen Formen, am Gestalten. Er wußte es nicht, ahnte es nur in seltenen bitter-schmerzlichen Augenblicken, in welchem Maße er auch auf dem Boden des praktischen Lebens — Dichter war.

In solchen späten Anfällen jäher und natürlich leicht wieder übertriebener Selbstdurchschauung beschimpfte er wohl sich selbst: er sei „ein maulfertiger, rasender Träumer, und darunter ein unfertiger, charakterkranker Schwächling, Zärtling und Faulenzer". Ändern konnte er sich doch in nichts. Im vollkommenen Gegensatz zu einem reinen Poesiekünstler wie etwa Mörike, sammelte Emil Gött mit nimmermüder Inbrunst unbegrenztes Erfahren und Erleben in sich hinein, suchte einen Teil davon in der Wirklichkeit zu verwerten, nützte aber alles schließlich nur ausnahmeweise, zuweilen fast widerwillig, für das dichtkünstlerische Schaffen.

Als Sohn schlichter Eltern von ländlicher Herkunft wurde Gött am 13. Mai 1864 in Jechtingen am Kaiserstuhl geboren. Der Vater, der bescheidene Stellungen beim Militär und im Dienste der Stadt Freiburg i. B. einnahm, wollte dem Knaben, obwohl er früh besondere Anlagen kundgab, keine höhere Bildung angedeihen lassen. Dafür nahm sich die Mutter umso verständnisvoller des Heranwachsenden an. Sie — von der er die Lust zu fabulieren empfing — meldete ihn heimlich im Gymnasium an, nahm ihn gegen die nüchterne Strenge des Vaters, gegen gehässige Frömmelei der Muhmen in Schutz und stand ihm bis zuletzt mit aller Tapferkeit der Liebe bei, soweit ihre eigenen Lebensnöte es irgend erlaubten.

Die Schule spielte auch in Götts Jugend eine arg unerfreuliche Rolle. Als er die Reifeprüfung bestanden hatte, ward die Berufswahl für ihn zu einem schwierigen Problem — das er im bürgerlichen Sinn niemals gelöst hat. Zu verhängnisvoll vielseitig war seine Begabung, sein idealistisches Wollen. Vielleicht hing es in zweiter oder dritter Linie auch mit der bescheidenen Herkunft zusammen, daß er gegenüber starken Zeitströmungen und bedeutenden fremden Geistern nicht immer die sichere Freiheit zeigte, die vor allem der Künstler sich wahren muß, ohne sich trutzig zu verschließen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er studierte in Freiburg und Berlin Sprachwissenschaft, Philosophie und Geschichte. Ein Amt strebte er nicht an. Durch seinen Freund und Landsmann Emil Strauß, den soviel bekannter gewordenen lyrischen Erzähler, ließ er sich in der Studentenzeit für den Vegetarismus bekehren. Er schrieb eine heftige Broschüre gegen Robert Koch, die nur dem Verfasser schadete. Eifrig befaßte er sich mit volkswirtschaftlichen Fragen, angeregt von Henry George und Tolstoi. Der russische Prophet wirkte sehr stark auf ihn ein, was aber nicht ausschloß, daß Tolstois Gegenfüßler Nietzsche später ihn gleichfalls nachhaltig aufs tiefste bewegte. Überall war es ihm, dem unaufhörlich Werdenden, ums Ergründen der zeitlichen und zeitlosen Welträtsel, um die Ausbildung seiner Persönlichkeit zu tun. Und dahinter lag als letztes Ziel: tunlichst reiches Fruchtbarwerden für die Menschheit.

Das Dichten kam bei alledem jahrelang zu kurz. Die dichterische Lebensernte Götts, wie sie jetzt von Roman Woerner, dem feinsinnigen Literaturforscher in Freiburg, unter dem Titel „Gesammelte Werke" (Verlag C. H. Beck, München) herausgegeben wird, beschränkt sich auf verhältnismäßig wenige größere Werke und viel Spruchweisheit. Der erste Band bringt außer Sprüchen und Aphorismen die paar Gedichte und eine liebevolle Biographie vom Herausgeber, der dem Dichter in dessen letzten Lebensjahren als hilfreicher Freund nahe stand. Der zweite Band vereinigt das erste reife Lustspiel „Der Schwarzkünstler" und das dramatische Gedicht „Edelwild", der dritte das Lustspiel „Mauserung"*) und das ansehnliche Bruchstück einer dramatischen Dichtung aus dem Nachlaß, „Fortunatas Biß". Drei weitere Bände werden noch vorbereitet: eine Auswahl aus Götts volkstümlichen und humoristischen Erzählungen und Skizzen, zum Schluß zwei Bände Tagebuchblätter und Briefe. Emil Gött, der wortfreudige Grübler, hat freilich viel mehr Geschriebenes hinterlassen, aber man darf dem bewährten Herausgeber ruhig vertrauen, daß er keine bedeutende Dichtung, kein Werk von dokumentarischem Wert uns vorenthält.

Außer den treffsicheren, sprachkünstlerisch oft bedeutenden (zuweilen auch

*) Dieses wurde in Karlsruhe kurz nach des Dichters Tode mit starkem Erfolg aufgeführt und soll demnächst auch im Deutschen Theater zu Berlin gegeben werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allzu wortkünstlichen) Einzel-Aussprüchen besteht demnach das Lebenswerk Emil Götts für uns nur aus zwei Lustspielen, einem vollendeten und einem unvollendeten dramatischen Gedicht. Aber Trägheit war gewißlich nicht schuld an der geringen Zahl. Der Mann hat zugleich auch sein Leben zum Kunstwerk gestalten wollen. Und das gelang ihm zwar keineswegs so, wie er sichs in schwärmenden Jugendtagen vorgesetzt hatte: es ergab sich kein harmonisch heitres und irdisch fruchtbringendes Ganzes; indessen, als ein Kunstwerk, ein romantisch verstiegenes und tragisch erschütterndes, muß man es wohl gelten lassen.

In drei Klassen teilte Gött die Menschen ein: in Kopf-, Hand- und Bauchwerker. Er selber wollte zeitlebens nicht bloß Kopfwerker, sondern auch Handwerker sein. „Mit beiden Füßen fest auf der Erde; mit beiden Händen in jeder Werkschicht; mit dem Haupt in den Wolken": so wollte er sich. Und mit einem eben so einsichtigen wie verhängnisvollen Wort tröstete sich der Künstler in ihm: „Mancher Umweg ist keiner." Die Zweiheit seiner Anlage trat innerhalb seines Schaffenstriebes wiederum zutage: den Kopfwerker zog es noch stärker zum technisch-gemeinnützigen Erfinden hin als zum dichterischen Schaffen, das nach Spielhagen auf „Finden und Erfinden" hinausläuft. Zum Handarbeiter aber wurde er, weil er sich mit der „Idee der Scholle" innerlichst verwachsen fühlte. Einen Fleck der mütterlichen Erde auf das menschensinnig Schönste zu bebauen, das ist der erste seiner drei Lebenswünsche. (Die beiden anderen sind: ein vollendetes geistiges Kunstwerk schaffen und der idealen Geliebten begegnen.) In ihm, um sein ganzes Wesen, stritten beständig zwei Mächte: höchstgesteigerte christliche Güte und angespannte männliche Kampflust. Und der Ausgleich wurde immer aufs neue, immer höchstens nur mit vorübergehendem Erfolg auf den unterschiedlichen Gebieten versucht, entweder auf dem der Lebenspraxis (und zwar bald der landwirtschaftlichen, bald der technisch-erfinderischen) oder auf dem der Poesie.

In jener bewegten Epoche, mit der seine wichtigste Jugendzeit zusammenfiel, in den achziger und den ersten neunziger Jahren, war nichts natürlicher, als daß eine Individualität wie Gött sich auch aufs reformerische Gemeinschaftleben, auf mehr oder minder asketisches Wirken in der Natur verlegte. Wiederholt, gemeinsam mit Emil Strauß oder auch allein, pachtete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er ein Stückchen Land und bebaute es eigenhändig. Durch den großen Erfolg seines Lustspiels „Verbotene Früchte" (einer von Dr. Gustav Manz freundschaftlich besorgten Bühnenausgabe des „Adepten", der in der endgültigen Fassung als „Schwarzkünstler" in die gesammelten Werke überging) erreichte Gött im Jahr 1894 den Besitz eines bescheidenen, schön gelegenen Gütchens in Zähringen bei Freiburg. Da erwies sein bedingungsloser Idealismus im Verein mit seiner Erfinderleidenschaft sich wieder und wieder als unglückselige Gabe. Er wollte von Stand nur Landwirt sein, besaß aber nichts von der zähen Schlauheit und begreiflichen Kargheit, womit der richtige Bauer die dürftig lohnende Scholle festhält. Er ließ sich übervorteilen und bestehlen und gönnte sich selbst oft einen erlaubten Nutzen nicht. Frecher Undank konnte ihn wohl kränken, aber nicht entschieden umstimmen. Und immer wieder verwandte er unverantwortlich viel kostbare Zeit nebst Hab und Gut (auch manches von den Nächsten Geopferte) auf sein unablässiges Erfinden, Plänemachen, Weltverbessern.

Er „erfand" — auf dem Papier — schon 1897/98 ein großes Luftschiff für Nordpolfahrten. Er konstruierte, angeregt durch den Bau des Panamakanals, eine Wasserdruck-Bohrmaschine, die nahe ans Perpetuum mobile hinanreichen sollte, die aber vom ersten besten Techniker beweiskräftig für unmöglich erklärt wurde, weil die Voraussetzung verkehrt war. Wohlfeile Häuser für Minderbemittelte wollte er aus „Trockenplatten" (Gipsdielen in Eisenrahmen) errichten. Er entdeckte die Spinnbarkeit der „Ramse", einer Ginsterart, die im Schwarzwald häufig ist. Der armen Bevölkerung sollte damit eine neue Erwerbsmöglichkeit geschaffen werden; aber der Nutzen scheint ganz anderen Leuten zugute zu kommen. In seinem Planen sah er Alt-Breisach zu einer mächtigen Hafen- und Handelsstadt gedeihen, sah seine Schiffe ungezählt seine Erzeugnisse auf dem Rhein von dannen führen, sah eine Siedelung für Freunde und Entgleiste erstehen.

Um von seinem anspruchslosen Heim aus das Unrecht in aller Welt zu bekämpfen und das Gute zu fördern, schrieb er Briefe: an Königin und Parlament von England, an den Zaren, den nordamerikanischen Präsidenten, den Mikado, bot sich (ganz wie der Wigram in Bartschs „Zwölf aus der Steiermark") dem Deutschen Kaiser an — und wenn er schlimmsten Falles als „lustiger Rat" aufgenommen würde. Ernstlich, doch vergeblich, meldete

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er sich während des Transvaalkrieges bei den Buren als freiwilligen Mitkämpfer an. Wie aber seine dramatische Dichtung „Edelwild" vom Lessingtheater in Berlin fest angenommen war, zog er sie plötzlich aus inneren Bedenken zurück und vereitelte so selber, daß er bei Lebzeiten als Bühnendichter durchdringe.

Ähnliche Geringschätzung des Theatererfolges hatte er schon bei den „Verbotenen Früchten" bewiesen. Als er damals, nach der Annahme des Stückes, sich nach Berlin begeben, hatte er hauptsächlich die Verwertung — einer Feuerrettungleiter im Auge und beschwerte sich in Briefen bitter, daß man von ihm als Erfinder nichts wissen wolle und so viel Aufhebens mache von der „elenden Farce . . ."

Unverkennbar ein Don Quixote, aber ein gescheiterer, tieferer, tätigerer als der altspanische. Es gibt schwerlich Rührenderes aus dem Mannesleben unserer Zeit, als die unendlichen menschenfreundlichen Herzensphantasien des ewig bedrängten „Einsiedlers" von Zähringen, der zuletzt lange unter körperlichen Qualen hinsiechte, an einem Herzleiden, zu dem er wahrscheinlich als Jüngling selbst den Grund gelegt hatte, da er bei einem schweren Eisenbahnunglück das Werk der Rettung mit übermenschlicher Anstrengung durchführte.

Daß es sich verlohnt, nicht nur das tragische Schicksal, sondern auch die dichterischen Früchte dieses im Kern so gut deutschen Idealistenlebens kennen zu lernen, davon wird schon ein flüchtiger Einblick in seine Werke einen Begriff geben. Ein Lyriker im engern Sinn ist Emil Gött nicht gewesen. Auch in den wenigen Gedichten meldet sich fast jedesmal wieder der Denker-Spruchfinder oder der dramatisch lebhafte Empfinder. Das Spruchartige wird zumeist ohne weiteres für sich sprechen.

In seinen Dramen verleugnet sich nicht der Idealist, der im sittlichen Bewußtsein lebende und webende. Und, es ist nicht zu leugnen, er hemmt auch innerhalb dieser größeren Werke hie und da den Künstler. So im „Schwarzkünstler", wenn das als bestelltes Fastnachtspiel (für eine akademisch-dramatische Vereinigung in Freiburg) 1890 begonnene Stück aus einem derben Schwank des Cervantes („Die Höhle von Salamanca") ein gar zu „ungleich stattlicheres und ernsteres Gebilde" mit mehr edelberedtem als dramatisch überzeugendem Schluß macht. So im „Edel-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wild", wo eines der heitersten Märchen aus 1001 Nacht mit einer Fülle ethischen Erziehertums befrachtet wird. Und doch, eine Überfrachtung tritt im Ganzen nicht ein: so sehr ist das Ethos hier als ehrliches Leben zu erfühlen, so sehr ward innerliche Selbstbelauschung und Selbstförderung zu künstlerischer Anschaulichkeit gebracht. Es wirkt als dramatisch wohlbegründet, wenn etwa der junge Held Ali dem Harun al Raschid, der ihn zum Tod verurteilen will, zuruft: „Hinweg mit mir! Ich hab gelebt!" und nach kurzem Zwischenspiel losbricht:

— Ich hab!
Und schön hab ich gelebt! Auf jeder Höhe
Stand ich — ob auch in Schmerzen — was ist Schmerz?
Er höht das Hohe nur, verschönt das Schöne —
Der Erde Bestes hab ich so geschöpft!

Wo des Guten, des guten Redens zu viel getan wird, im „Edelwild" wie in den anderen Dramen, da wird durch ein paar grausam-heilsame Striche unschwer zu helfen sein. Angeborene Begabung zur dramatischen Zwiesprach und Baukunst tritt im übrigen deutlich hervor. Und ein wärmend humoriges Grundgefühl läßt auch das Tendenzartige nicht unerquicklich werden.

„Fortunatas Biß", die unvollendete, schwerblütige und doch köstliche Nachlaßgabe, ist eine Bekenntnisdichtung des Einsamen, der sein reinstes Fühlen für die eine ideale, ewig ferne Geliebte bewahrte; ein dialogisierter Hymnus auf eine Liebe aus tiefster Seelengemeinschaft. In „Mauserung" ward uns, wieder durch freie Um- und Ausgestaltung eines spanischen Spiels*), eine innig entzückende deutsche Komödie gegeben. Kein Wunder, da innere Mauserung beständig des Dichters eigentlicher Lebensberuf war! Technisch wäre nur etwa zu bemängeln, daß die psychologische Wendung im vorletzten Akt ein wenig zu spät ausgedeutet wird; was aber schon durch eine feinfühlige Spielleitung („Regie des Innern" nenne ich das) ausgeglichen werden kann. Im übrigen darf dies heiter-tiefsinnige Spiel es ruhig wagen, die seelische Läuterung (eines jungen Paares von ungleichem Stande) durch die Liebe als eigentlichen Gegenstand zu bekennen.

*) El perro del hortelano, „Der Hund des Gärtners", von Lope de Vega.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weder in „Mauserung" noch in den anderen dramatischen Werken wandelt das Tragische der dichterischen Anlage sich zur Tragödie. Die Idee setzt sich vielmehr zu guter Letzt immer in gütig lichtes Leben um. Überall sehen wir das Verneinen und Verzweifeln heldisch überwunden. Überall — so denn auch in seinem Lebensergebnis — finden wir Emil Götts schönes Trostwort bestätigt, das so mit seines Ali Bekenntnis übereinstimmt: „Alles entbehren und nichts verlieren, ja durch jeden Verlust gewinnen, das kann nur der Mann, und zwar nur der schaffende."

Der Begnadete / Novelle von Gerhard Ouckama Knoop

Das Glockenläuten, das Böllerschießen und das Hurraschreien war zu Ende; Schiller stand hüllenlos, wenn auch nicht entkleidet, auf dem Hügelchen mitten in den Anlagen. Von den hervorragenderen Festteilnehmern hatten sich manche in den Ratskeller geflüchtet zu einem belebenden Frühschoppen. An einem großen, etwas abseits stehenden Tische saß ein Dutzend näher oder weitläufiger miteinander Bekannter bei saurem Rheinwein und Kaviarbrötchen.

Alle hatten die Brötchen, aber nur einer hatte das Wort ergriffen, nämlich Justizrat Stutenbeck, ein Mann, der nicht praktisch, wie die hinter vergitterten Fenstern logierten Zeitgenossen, von denen er so manche nicht hatte loseisen können, doch um so eifriger theoretisch ein Kulturfeind war. Auf die Neigungen und Abneigungen seiner Mitbürger brauchte er dabei keine Rücksicht zu nehmen, denn er hatte sich und sein hübsches Vermögen längst ins Privatleben zurückgezogen. Die passende Gelegenheit benützend, schalt er über Dichterdenkmäler und die Überschätzung der angeblich mit dem Gehirn, tatsächlich aber nur mit den Fingern Arbeitenden, forderte das Bronze-Monument eines Pflügers oder eines Bierwagenführers und rief laut über den Tisch und zum Erstaunen der fremden Gäste in den Saal hinaus: „Der Krebsschaden unserer Zeit ist der Bildungsschwindel! Der Weg zum Marasmus! Meine Herren, blicken Sie einmal auf Ihr schlot-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

terndes Gebein und Ihre verkalkten Herzen: haben wir noch Zukunft in uns? Nein! Die hat nur der Analphabet oder höchstens der Mensch, der mit Stottern liest und mit schwitzender Stirn seinen Namen hinkritzelt——"

So tobte der gute subjektive Alte eine Weile unter dem leisen, crescendo gesteigerten Murren der Gesellschaft. Sodann brach er plötzlich mitten im Satz ab, führte das Glas zum Munde und blickte vergnügt lächelnd um sich. Es entstand eine kleine Pause im Gespräch.

Da richtete sich Franz von Wehlen in seinem Stuhle aus seiner räkelnden Lage auf. Wehlen sah so aus, wie er war: noch recht jung, mit Geschmack reich, intelligent und wohlwollend. Mit einem sympathischen Ausdruck von heiterem Selbstvertrauen sprach er: „Meine Herren, einen toten Dichter zu ehren, ist ja gut und schön; ich habe auch mein Scherflein zu dem Denkmalfond beigesteuert. Wird natürlich eine Zierde für unsere Stadt sein. Aber — ich mache der Stadt ein anderes Geschenk. Einen lebendigen Dichter!"

Die Gesellschaft sah ihn verständnislos an. „Ja, was — was soll das heißen?" fragte endlich einer.

„Na, sehen Sie: da sitzt ein Mensch mit einem ganz ungewöhnlichen Talent — ein Genie — auf dem Lande — in einem dreckigen Dorfe, in einer noch dreckigeren Hütte — dann muß das Schaf sich noch eine Geliebte aufladen und zwei Kinder von ihr haben — übrigens andererseits vielleicht ganz richtig, denn sie ernährt ihn mehr als er sie."

„Peter Kunde!" rief einer, der in der modernen Literatur besser beschlagen war, dazwischen.

„Jawohl, Peter Kunde. Sie werden mir zugeben, daß in dem Kerl unabsehbare Möglichkeiten stecken. Aber so muß er verkommen! Ich habe beschlossen, ihn hierher zu ziehen und bei uns zu etablieren. Die Kosten trage ich, bis er so weit ist, von seinen Sachen gute Einnahmen zu haben. Ich schenke ihn der Stadt. Er wird der Stolz der Stadt sein. Und daneben bleibt der deutschen Literatur eine unersetzliche Kraft erhalten."

„Ist er schon hier?" fragte jemand.

„Nein, aber in acht Tagen wird er da sein."

Die so gänzlich unerwartete Ankündigung machte auf die Gesellschaft keinen einheitlichen Eindruck. Justizrat Stutenbeck brummte ärgerlich etwas

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor sich hin; einige überlegten im stillen, was für ein Mann der Herr Kunde sein möchte, und inwiefern er der Stadt Nutzen bringen könne, andere rechneten sich schnell die Kosten aus und fanden Wehlen einen Verschwender; nur der einzige Mann mit dem lebhaften literarischen Interesse schrie wiederholt Bravo.

In diesem Augenblick erschien, wie aus der Erde gestampft, Wehlens Diener und überreichte seinem Herrn eine Visitenkarte, welche dieser mit Überraschung und einem unwillkürlichen Kopfschütteln betrachtete.

Bevor er indes noch ganz zur Besinnung kam, war der Inhaber des Papiers auch schon da: ein noch junger, hochgewachsener Mensch mit starken Gelenken, mit blauen Augen und einem wirren blonden Vollbart, in einem spiegelglänzend gewordenen Gehrock, der ihm bis nahe an die Füße ging; überdies eingewickelt in eine Krawatte, die schon mehr ein Schal war und einen kinderkopfdicken Knoten bildete; und in übergroßen Stiefeln stehend, welche nach vorne wie Schiffsschnäbel in die Höhe gingen, hinten aber schief getreten waren.

„Herr Kunde — — wie kommen Sie dazu, schon heute — —" äußerte sich Wehlen unwillkürlich.

Sein Schützling erklärte, indem er näher trat und ihm leise gegen das Ohr sprach, er habe die versprochene Geldsendung gar nicht abgewartet, sondern sich mit einer kleinen geliehenen Summe sogleich auf den Weg gemacht.

„Erlauben Sie, daß ich die Herren vorstelle?" Und als diese Formalität sehr schnell und oberflächlich abgemacht war, sprach Wehlen: „Setzen Sie sich; hier haben Sie ein Glas Wein."

Der literarische Herr machte dem Fremdling über seine letzten Arbeiten ein ungeschicktes Kompliment; der Belobte erwiderte schweigend mit einem Kopfnicken, das sich zwar hochmütig genug gab, jedoch als Ausdruck der Verlegenheit aufgenommen wurde. Von allen Seiten schob man dem hungrigen Dichter Kaviarbrötchen zu, die er denn auch eines nach dem anderen erledigte; in den Pausen aber schimpfte er — nachdem jemand mit heuchlerischem Bedauern die Binsenwahrheit vorgebracht hatte, das Dichten bringe wenig ein — auf Deutschland und die Deutschen, die kein höheres Streben würdigten und ihre edelsten Geister aus niederträchtigem Neid absichtlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhungern ließen. Das kam den Herren, die doch soeben ein Schillerdenkmal eingeweiht hatten, wunderlich vor.

Inzwischen trank der durstige Kunde den Wein, wie der Hirsch das frische Wasser. Irgendeiner der Anwesenden versuchte ihm wohlwollend zu Gemüte zu führen, daß er es in der Stadt besser haben werde als daheim. Allein das schien er nicht gelten zu lassen, er sprach recht großartig von seinem Wohnsitz. Aus dem schmutzigen Dorfe machte er ein blühendes, von reichen Fremden gern bewohntes Landstädtchen, die elende Hütte verwandelte er in eine prächtige Villa mit ausgedehntem Garten, dessen Rosenpflanzungen er manchmal eigenhändig betreue. Er sei übrigens mit Vergnügen der Einladung des Herrn von Wehlen gefolgt, um die von ihm so geschätzte alte Stadt zu begrüßen; wofür er dann sich revanchieren und seinen Freund für einige Wochen zu sich aufs Land einladen werde.

Die Herren blickten ein wenig verwundert auf; die hervorstechendste Eigenschaft eines armen Dichters war nach ihrem Urteil die Bescheidenheit; aber bei diesem Herrn Kunde äußerte sie sich ein bißchen eigentümlich —

Wehlen aber saß unruhig wie auf Stecknadeln. Endlich mahnte er seinen Schutzbefohlenen so energisch zum Aufbruch, daß dieser, wenn auch unwillig und langsam, ihm folgte . . .

Sie gingen miteinander zu dem Hause, das Wehlen mit einem Diener und einer Köchin ganz allein inne hatte.

Dort begaben sie sich in das kühle, gegen die warmen Frühlingsstrahlen halbverdunkelte Kabinett und setzten sich einander gegenüber an den Schreibtisch. Der generöse Hausherr bot gleichsam unbewußt aus den auf dem Schreibtische aufgestapelten Zigarren- und Zigarettenkistchen an, obwohl er selbst nicht zu rauchen gedachte; sein mutiger Gast aber griff nach einer der großen eckigen Importierten und zündete sie sogleich an.

„Ja, und Ihre — — Frau — —" bemerkte Wehlen nun, ein bißchen nach den Worten suchend.

„Meine Mätresse," verbesserte der andere ernst, um dann plötzlich sentimental zu werden und fortzufahren: „Oh, welch ein treffliches Weib! Für mich unterzieht sie sich mit Vergnügen den gröbsten Arbeiten, ja, am liebsten stürbe sie für mich. Und für sich selbst verlangt sie gar nichts, nicht einmal die Achtung der Menschen. Oh, mein werter Freund, so etwas kann nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Mätresse leisten — —," und er wiederholte im Verlauf seiner Rede noch öfter dieses Wort, bei welchem er sich ungeheuer viel zu denken schien.

„Gut," resümierte Franz von Wehlen, „dann wollen wir sie möglichst schnell kommen lassen."

„Oh nein, oh nein, das ist nicht nötig!"

Der wohlwollende Beschützer wunderte sich so stark über diese Äußerung, daß er nicht einmal etwas zu antworten vermochte.

Als er nach einer Pause seiner Zunge wieder Herr geworden war, ging er auf etwas anderes über, lobte seinen Gast dafür, daß er nicht etwa ein Zimmer im Hotel genommen habe und forderte ihn auf, bei ihm zu übernachten, bis eine passende Wohnung gefunden sei.

Dann gestand er, daß der Frühschoppen ihn ein wenig ermüdet habe, wie vielleicht Herrn Kunde auch — — dem widersprach dieser zwar, weil er sich für verpflichtet hielt, so zu tun, als ob er an den täglichen Frühschoppen gewöhnt wäre.

„Schön, schön," unterbrach Wehlen, „ich muß heute abend zu einem Bankett — — es gehört noch zur Schillerfeier, wie Sie denken können — — ich könnte Sie wohl mitnehmen, aber ich bin überzeugt, es macht Ihnen selbst keinen Spaß."

Obwohl er nicht kleinlich war, wäre er ungern mit einem Freunde am Arm, der wie ein Hinterwäldler aussah, in die Gesellschaft getreten; und der empfindliche Poet selbst mußte dieses Gefühl noch viel stärker haben.

Er hatte sich gründlich verrechnet. Peter Kunde richtete sich hoch auf und schüttelte den Kopf, daß sein langes gelbes Haupthaar und sein wirrer Bart wogten. „Die Feier hat doch nur Sinn, wenn ich daran Teil nehme! Ich bin nun einmal der einzige lebende Klassiker und somit Schiller verwandt. Deshalb habe ich mich beeilt — —"

Er kam nicht weiter: die Blässe, die vielleicht als Symptom der Erregung auf seinem Gesichte lag, schillerte mit einem Male grünlichgelb und die Miene glich der eines Erhängten — —

„Wasser, Wasser, ich sterbe!"

Der Anfall wurde mit einigen Glas Kognak überwunden, und der hilfreiche Hausherr meinte beruhigend: „Ja, so eine schwere Zigarre vor dem Essen — —"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun gingen sie ein jeglicher in sein Kämmerlein; sobald aber Peter Kunde unbeobachtet war, brummte er: „Gemeinheit, einem Gaste solch miserables Kraut vorzusetzen!"

Der Hausherr hatte sich in sein Schicksal ergeben und von den Beiden zuerst ausgeschlafen; schon mit seinem Frack angetan, trat er in das Fremdenzimmer, um Peter Kunde abzuholen. Unten wartete der Wagen; sie stiegen ein, rollten durch eine Reihe von Straßen und hielten vor einem stattlichen Gebäude an, in welches sie sich begaben.

Die beiden traten in einen prächtigen Raum, den eine glänzende Gesellschaft stehend erfüllte. Der Dichter erschien gleich Lohengrin in der Oper, denn alle wendeten die Köpfe zu ihm wie zu einem Erwarteten, man schien sein Kommen und vielleicht sogar seinen Aufzug natürlich zu finden.

Einen Augenblick war Kunde überwältigt und prallte zurück wie ein armer Sünder vor der Guillotine; im Handumdrehen jedoch zeigte er sich kühn wie ein Reitergeneral, der sich mit erhobenem Säbel auf den Feind stürzt. Eine eilige Vorstellung; und dann wurde schon die Flügeltür geöffnet, man begab sich in den Bankettsaal und an die Tafel.

Für einen ausgebliebenen Teilnehmer wurde Peter an dessen Stelle gesetzt. Er befand sich zwischen zwei angenehm dekolletierten Damen, von denen die zur Linken sitzende seinem zwinkernden Blicke sich jung, frisch und rundlich darbot. Dennoch verharrte er zuerst in einem monumentalen Schweigen.

Allein bevor die Suppe ausgelöffelt war, hatte er durch einen zufälligen Rippenstoß die hübsche Person an seine Person erinnert und ihr zu einer Anrede Mut gegeben. Sie sprach höflich und anstaunend von seiner Dichterschaft, mußte aber auf seine direkte Frage gestehen, daß sie noch nichts von ihm gelesen habe, indessen es möglichst bald zu tun beabsichtige. „Ich denke mir, es ist ähnlich wie die himmlischen Sachen von Kleemeyer, und vielleicht noch schöner," fügte sie hinzu.

Nun war aber der populäre, oberflächlich-anmutige Dichter Kleemeyer Kundes bête noire. Der durch den Vergleich Beleidigte fühlte in sich einen schnellen Zorn aufsteigen und bekam einen roten Kopf. „Was," rief er, „die Schmierereien dieses Idioten lesen Sie? Was kann der Ihnen bieten mit seiner Impotenz — — Sie brauchen mich nicht so fragend anzusehen, er ist als Künstler wirklich von einer bodenlosen Zeugungsunfähig-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit. Das fühlt er auch, darum wendet er sich an Altweiberinstinkte und spielt den moralischen Hausfreund — —"

Gewinn von dieser Unterhaltung hatte lediglich der Herr, der zur anderen Seite des hübschen Fräuleins saß; während des ganzen Diners klebte sie gewissermaßen an ihm, plauderte intim, hastig, ununterbrochen, wie Leute, die sich vor dem Gewitter fürchten — —

Der Dichter sah sich auf dem Trockenen, wie ein gestrandetes Schiff und verhielt sich still wie ein solches. Nun hatte er ja noch eine andere Nachbarin. Diese war ein schon etwas ältliches, reiches, alleinstehendes Fräulein aus guter Familie, hochmütig und herrisch von Natur, früher als gute Partie durch viele Heiratsanträge geehrt, welche sie alle abwies, nun von den Männern aufgegeben und doch im Innern männerliebend geworden — —

Daß der Fremde sich vor ihr geniere, stand ihr fest und sie nahm es ihm nicht übel, sondern erkundigte sich gnädig: „Wie sind Sie eigentlich zum Dichten gekommen?"

„Das Schicksal hat mich so lange gepeitscht bis ich heulte," versetzte er kurz.

Sie schien das nicht zu begreifen; er aber fuhr fort: „Wehe dem, welchem Gott das Kainszeichen des Dichters auf die Stirn gedrückt hat! Er ist ein Ausgeschlossener und ein Ausgestoßener, die Menschheit steht ihm ewig fremd gegenüber. Er muß hindurch durch alle Tiefen und allen Schmutz, er muß jede Gemeinheit auf sich nehmen; und wenn er sich daraus mit furchtbarer Gewalt in ätherische Höhen geschwungen hat, dann ist er schrecklich einsam. Die Weltleute aber spotten seiner, wenn sie die Kotflecken an seinem Gewande sehen. O diese Glücklichen, sie sind ohne Seele, sie verhalten sich zu meinesgleichen wie — —"

Er wurde unterbrochen durch einen stattlichen Herrn, welcher die Festrede auf Schiller hielt und schließlich den Schöpfer des Denkmals leben ließ.

„Da hätte dem Poeten doch wohl das erste Wort gebührt," dachte Kunde zornig bei sich; schnell gefaßt erhob er sich dann und brachte seinerseits ein Hoch aus, ein Hoch auf den Genius der deutschen Sprache.

Weil jedoch seine Rede schwerfällig war und das Wort Genius sich öfter wiederholte, so vermutete man, er meine sich selber damit; viele der Anwesenden näherten sich seinem Platze und stießen lächelnd mit ihm an — eine Höflichkeit, auf die er unter diesen Menschen kaum gerechnet hatte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es dauerte nicht lange, und die Tafel wurde aufgehoben; man verfügte sich wieder in den Nebensaal, wo der Kaffee serviert werden sollte.

Kunde stand regungslos, einem Uhu gleich, mit verschränkten Armen in einer Ecke. Nun aber, nach beendigtem Mahle, waren die Damen und jungen Mädchen unbefangener als zuvor; sie umgaben den Dichter wie ein Vogelschwarm und beschworen ihn, eines von seinen Gedichten vorzutragen. Nach einigem Widerstande rezitierte er sein Poem: „Astartetag". Es war mit einer naiven Natürlichkeit empfunden und drastisch ausgedrückt; je länger es dauerte, um so wunderlicher wurden nun die Gesichter der Zuhörer und Zuhörerinnen, bei den sexuell aufgeklärtesten unter diesen am wunderlichsten. — Der Dichter aber war furchtbar ergriffen; Tränen stürzten ihm aus den Augen, und er konnte nicht weiter sprechen . . .

Unterdessen stand Fräulein Cäcilie Zackenzahn — das war die Ältere der beiden Nachbarinnen Kundes — in einer anderen Ecke neben Wehlen und sagte zu ihm: „Ihr Freund ist ein unmöglicher Mensch."

Das behielt nun der gute Franz für sich. Hingegen zog er ein wenig später Kunde beiseite, um ihm zu erzählen, was er über dessen andere Nachbarin gehört hatte. „Die Verlobung der hübschen Kleinen ist endlich perfekt geworden — mit dem Herrn, der neben ihr saß. Und zwar sollen Sie die Entscheidung beschleunigt haben."

„Ich — ich bete die Jungfräulichkeit an!"

„Ei, ei," sagte Wehlen; „übrigens ist es Zeit, nach Hause zu gehen." —

(Schluß folgt)

Rundschau

Warum das Zentrum Herr geblieben ist

Das Zentrum hat in den bayrischen Landtagswahlen am 5. Februar die Mehrheit im Landtag behauptet, wenn auch die Zahl seiner Sitze von 98 auf 87 (von 163) vermindert worden ist. Liberale und Sozialdemokraten haben zusammen über ein Drittel der Abgeordneten erhalten, können also nun wenigstens jede Verfassungsänderung, gegen die sie früher selbst bei Unterstützung durch den altbayrischen Bauernbund wehrlos gewesen wären, aus eigener Kraft zusammenhelfend unmöglich machen. Der altbayrische Bauern-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bund hat in Schwaben seine jüngste Eroberung, Günzburg, wieder verloren, in Altbayern dagegen einiges gewonnen, freilich nicht genug, um die Zentrumsmehrheit zu brechen. Die Konservativen und Landwirtebündler im Norden sind als Hilfstruppe des Zentrums (und durch die Wahlhilfe der Zentrums-Enklaven und der Zentrums-Diaspora vielleicht mehr kompromittiert als gefördert) von den verbündeten Liberalen, Sozialdemokraten und deutschen Bauernbündlern (die in Thomas Memminger einen ausgesprochen antiklerikalen Führer haben), nicht vernichtet, aber doch recht vermindert worden. Im Allgäu brachte das Bündnis den Liberalen knappe, erfreuliche Erfolge. In München wurde es von der Wählerschaft nicht nur peinlich, sondern sogar mit einer gewissen Begeisterung eingehalten. Das Zentrum hat trotz der Hilfe der Konservativen und eines unter zentrümlicher Leitung stehenden Handwerker-Bundes seine — um die Stimmen der damaligen christlichsozialen Zählbewerber beim Vergleiche zu vermehrenden — Ziffern von 1907 vielfach nicht erreicht oder doch nur um ein geringes übertroffen.

Das Ergebnis dieser Wahlen ist nicht niederschmetternd, wenn auch nur in Einzelheiten, nicht im ganzen erfreulich. Wer die Landagitation mitgemacht hat, während die liberalen Führer sich an herrlichen Versammlungs-Erfolgen in Großstädten und größeren Marktgemeinden berauschten, wird sich nicht wundern über den Ausfall. Tut doch die liberale Presse nichts oder fast nichts zur Werbung für Wähler-Versammlungen, für die Kleinarbeit, für die Erweckung des Wählerbewußtseins durch Mitteilung der Teilergebnisse, Abstimmungs-Ziffern u. dgl., so daß man den Bauernbund um sein Bilderblattl, die „Neue freie Volkszeitung“ ernstlich beneidet. Bauernbund und Sozialdemokratie wenden sich an das Standes- und Klassenbewußtsein und zeigen sich nur stark in der Kritik; die liberalen Agitatoren machen vielfach nur Sprüche und tadeln das Zentrum, ohne die Gründe zu verstehen, würdigen, wegschaffen zu können, aus denen der Bürger Zentrum wählt. Die Zentrums-Partei ist die einzige, welche die ländlichen Wähler wirklich politisch erzieht, natürlich in ultramontanem Sinne, unter Entstellungen, Unwahrheiten, Verdächtigungen, absichtlichen Verwechslungen, in ganz unpädagogischer Weise, aber geschickt und mit feinem Gefühl für die Stimmung des Wählers jeden Fehler des Gegners ausnützend. Man wird sich auf solchen ländlichen Wahlwerbefahrten recht klar darüber, daß die liberalen Abgeordneten mit der Wählerschaft der nicht liberal vertretenen Wahlkreise wenig Fühlung unterhalten, daß sie ihre Taktik dem Empfinden der Wähler nicht anzupassen vermögen, weil ihre Seelen nur im Führer-Gefühl, nicht aber als Wähler-Seelen die Politik miterleben. Auch die Lehrerschaft, die gerade auf dem Lande in hingebendster Weise für den Liberalismus gearbeitet, Plakate angeklebt, gespendet hat, ist nicht imstande, so gern sie gehört wird, das Volksempfinden der Fraktion gegenüber zu vertreten, sie mit volkstümlichem Kontakt zu versehen, die Taktik der Fraktion aus der Wählerschaft heraus zu verbessern.

Zwei Beispiele:

Die liberalen Reichstags-Fraktionen lehnen den Toleranz-Antrag des Zentrums ab, indem sie sagen, die Ordnung der religiösen Angelegenheiten solle den einzelnen Bundesregierungen überlassen bleiben. Diese Haltung ist den Bürokratien sehr angenehm, kann aber in Bayern vom Zentrum dahin ausgenützt werden, als ob die Libe-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ralen den in lutherische Kleinstaaten (wie Mecklenburg, Braunschweig, Reuß) einwandernden Katholiken eine völlig unbeschränkte, von allen behördlichen Kleinlichkeiten unbelästigte Ausübung ihres Kults nicht gönnten. Die Sozialdemokratie nimmt hier, wie schon im Kulturkampf, einen verständigen, taktisch klügeren Standpunkt ein; sie steht vor katholischen bayrischen Wählern makellos da; ja sie kann ihre Abstimmung über den Toleranz-Antrag ausnützen, sie kann sich als Schützerin der Religion hinstellen gegenüber einem Zentrums-Abgeordneten, der die Abstimmung geschwänzt hat. Die Unverständigkeit der liberalen Taktik hinsichtlich des Toleranz-Antrags, die nur auf die norddeutsche Katholikenangst Rücksicht nimmt, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß gegen eine ultramontane Kammermehrheit in Bayern (die ohne ein strammes Bündnis der Zentrumsgegner leicht zwei Drittel der Abgeordneten umfassen, und damit die Verfassung ändern könnte) doch schließlich nur die Hilfe des Reiches, der Reichsgesetzgebung und freiheitlicher Herrschaft im Reiche den Freiheitlichgesinnten im Ernstfall übrig bleibt, daß also die Gegner des Ultramontanismus die letzte Rettungsplanke wegschieben, die sie in Bayern vor der ultramontanen Flut schützt, wenn sie die Einmischung des Reiches in die religiösen Angelegenheiten, die Überordnung des Reiches in Toleranzfragen, die reichsgesetzliche Beseitigung religiöser Mißstände und konfessioneller Benachteiligungen (in den einzelnen Bundesstaaten) verhindern wollen.

Ein großer Fehler in diesem Landtags-Wahlkampf war es weiterhin, daß die Führer der verbündeten (nicht, wie man unklug und unrichtig sich ausdrückte: „vereinigten") Minderheitsparteien sich nur über die „Idee des Proporzes" einigten (als ob der bayrische Durchschnitts-Wähler etwas von einer solchen „Idee" hätte!). Man hätte dem Volke einen ganz bestimmten Proporz-Vorschlag gemeinsam vorlegen müssen. Denn so konnte das Zentrum in den Dörfern behaupten, die Verhältniswahl werde dazu führen, daß die Landbewohner, die weniger zahlreich abstimmen, weil sie weiteren, beschwerlichen Weg zum Wahlort haben, von den anschwellenden Arbeitermassen der Großstädte, die bequem und daher zahlreich sich an der Urne einfinden, bei der Wahl mehr und mehr erdrückt, überstimmt werden würden. Besonders dem Bauernbund konnte das Zentrum mit diesem Gesichtspunkt viel Abbruch tun, viele standesbewußte bäuerliche Wähler entfremden. Hätte man sich auf den nächstliegenden Vorschlag geeinigt, die großen Städte, die rein städtischen Wahlkreise zu großen Wahlkreisen unter Verzicht auf Erhöhung ihrer Vertreter-Zahl zusammenzufassen, ebenso nach Abziehung der Großstädte aus dem Rest jedes Regierungs-Bezirkes einen Wahlkreis mit der bisherigen Zahl der Abgeordneten zu bilden und innerhalb dieser die „persönliche Beziehung zwischen Wähler und Abgeordnetem" noch einigermaßen erhaltenden, aber alle Wahlkreis-Interessen-Politik ausschaltenden Großwahlkreise den Proporz einzuführen, so wären München und Nürnberg natürlich nicht von ihrer durch die stärkere Bevölkerungs-Zunahme eintretenden Benachteiligung befreit worden. Aber unter den bäuerlichen Wählern wäre jede Verdächtigung des Proporzes klipp und klar zu widerlegen gewesen. In den kleineren Städten, wie Ingolstadt, Rosenheim, die jetzt in ihren zweimännigen Wahlkreisen vor der Gefahr stehen, von der ländlichen Wählerschaft erdrückt zu werden, hätte mit diesem Proporz-Vorschlag für die verbündeten Minderheits-Parteien mächtig gewirkt werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können, da diese Städte endlich gegenüber Großstädten einerseits, Dorfbewohnern andererseits zu einer kleinen, aber sicheren Vertretung gelangt wären, die ihnen so höchstens die Parteidisziplin des Zentrums oder seine Verlegenheit, auf dem Lande geeignete Leute zu finden, mitunter unwillig verschafft. Der Einödbauer, der Bewohner eines kleinen, entlegenen Weilers freilich, den man, um das Wahlgeheimnis zu sichern, einen stundenlangen Weg zur Wahl gehen lassen muß, bleibt immer gegenüber dem Bewohner des großen Dorfes und Wahlorts benachteiligt. Ist er einsichtig, so nimmt er das nicht übel, wenn auch das Zentrum Bildung kleinster Wahlbezirke fordert, um durch Erhöhung der Teilnehmerzahl wie durch Verminderung der Wahlheimlichkeit Stimmen zu gewinnen. Der Einödbauer aber fühlt sich als einheitlich, als solidarisch mit dem Dorfbewohner und hat gemeinsam mit ihm Angst vor einer Überstimmung durch die Großstadt, und Abneigung gegen eine Partei, die als großstädtisch gilt, oder verdächtigt wird, eine Erweiterung des Wahlrechts der Großstädte auf Kosten des platten Landes zuzulassen. Wenn trotzdem die Sozialdemokratie die Bauernknechte und der Liberalismus auf dem Lande Leute gewinnt, die als intelligent gelten wollen, so wird der Proporzgedanke in der oben vorgeschlagenen, sozusagen konservativen Gestalt den proporzfreundlichen Parteien erst recht Anhänger werben, die den Verzicht auf Gewinn aus der Großstadt reichlich ausgleichen dürften.

So sehen wir, so sehr wir die Wucht, die Schneid und Entschiedenheit anerkennen müssen, mit der Rechtsliberale wie Casselmann und altliberale Beamte wie Wagner sich nicht nur mit der äußersten Linken verbündet, sondern auch, seit Beckh und die Seinen gegen das Zentrum nicht mittun wollten, sich gegen die konservativen Hilfstruppen des Zentrums gewandt haben, infolge von taktischen Fehlern der liberalen Parteiführung, infolge der üblen Nachwirkung alter Sünden, unter denen die Ablehnung des direkten Wahlrechts am 29. Februar 1904 von der Wählerschaft noch immer nicht vergessen und verziehen ist, Bayern aufs neue einer, wenn auch verminderten Zentrumsmehrheit ausgeliefert. Es hilft eben jetzt nichts mehr, daß der alte Baron Feilitzsch, der als Minister die dem Zentrum günstige Wahlkreiseinteilung gemacht hat (statt überhaupt nur von vornherein ein Verhältnis-Wahlrecht vorzuschlagen) jetzt sozialdemokratisch stimmt, um dem Sinn der Landtags-Auflösung gerecht zu werden. Was die alten Herren verfehlt, müssen die Jungen, die aufs Land hinausgehen, büßen. Sie haben kein leichtes Erbe. Aber eine Freude und ein Trost ist es für sie, zu sehen, wie von der äußersten Rechten des Liberalismus alte Bismarckianer neben die Sozialdemokraten treten, um in den Reihen der Zentrumsgegner fechten zu können; wie andrerseits der „westfälische Friede" überwunden wird: wie protestantische Reaktionäre, die dem Münchener Liberalismus bisher vielleicht noch nicht mit Unrecht halb und halb als Mitläufer zugerechnet werden mußten, den Weg zum Zentrum finden, obwohl sie dessen „Vorgehen im Finanz-Ausschuß nicht billigen können;" wie andrerseits die Sozialdemokratie zu einem gewissen sprachlichen Deutschbewußtsein gegenüber dem römischen Zentrum erwacht, wenn sie den von München-Land nach Aichach-Bruck-Dachau geflüchteten Zentrumsabgeordneten Johann Cadau, seit er seinen Vornamen zu „Jean" verwelscht hat (weil's so vornehmer ist) als „schang kadoh" verspottet. Daß das Zentrum in jahrzehntelanger Arbeit und durch festes Zusammenhalten der Minderheitsparteien geworfen wer-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den kann, das darf man auf Grund des 5. Februar hoffen. Wie stark war das Zentrum Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre in München, und wie unfähig ist es nun, von der wachsenden Wählerschaft der Großstadt einiges für sich zu gewinnen! Und es ist erst noch die Frage, ob das stramme, zielbewußte Zusammenwirken von Liberalen und Sozialdemokraten, wie wir es in München erlebt haben, nicht gerade solche Leute und Kreise dem Proporz-Gedanken geneigt macht, die ein Bündnis zwischen Liberalen und Sozialdemokraten vermieden wünschen, aber einsehen, daß ohne Einführung der Verhältniswahl in Bayern die Gegner des Zentrums sich wohl kaum mehr zu selbständigem Vorgehen, zum Verzicht auf parteitaktische Wahlkompromisse, auf gegenseitigen Stimmen-Austausch (zu ungunsten des Zentrums) entschließen werden. Das Bewußtsein für eine gerechte Sache, wie es der Proporz ist, zu kämpfen, hat den Minderheitsparteien die ethische, tief sittliche Grundlage für ihr Bündnis gegeben.

Gaiserich

Durchlauchtige Geschäfte

Mobilisierung des Feudalbesitzes. Ich gestehe, daß mich der Vorgang einst lebhaft interessierte: Das Überleiten des Immobilen in die Industriewirtschaft. Auch heute noch. Nur die Manager taugen noch nicht. Die meisten haben einen Befähigungsnachweis bisher nicht erbringen können. Einzelne konkurrieren mit jedem Schlotparvenü, wissen die zwei, drei Prozent Grundrente beim Übergang aus der extensiven, schwerfälligen Agrarwirtschaft in das schnelle Tempo der Industrie zu multiplizieren und säckeln sich so zu den reichsten Leuten Deutschlands. Diese geschickten Kapitalsüberläufer wecken natürlich den Neid der Ährengenossen. Sie ruhen nicht, bis die Magnatenmetamorphose sich auch bei ihnen vollzogen. Fragt sich nur, ob mit Glück oder nicht. Zehntausend oder mehr Hektar Land tun es nicht. Da wird wohl der Naturhorizont weit und man kann auf Kilometerferne die gescheckte Kuh von der andersfarbigen unterscheiden, holt auch wohl Tingeltangelscherzos in die Gütereinsamkeit und glaubt sich dann Snob. Macht auch auf Herrscherreisen den geschmeidigen Amüsementcicerone. Aber all das bedeutet nichts, wenn an den Finanzgrips Anforderungen gestellt werden. Hier versagt die Magnatenseele und muß sich von einem Kreditvermittler urältesten Adels sagen lassen, daß sie auf Dilettantenwegen ist. Braust auf. Aber die Tatsachen reden. Und zwar folgendes:

Der stolze Trustbau, den die Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe errichteten, schwankt, wankt bedenklich, hat keinen rechten, keinen goldenen Untergrund mehr. Auch ist das Gebäude zu weitläufig angelegt, findet sich keiner mehr drin zurecht, selbst die eigenen Bewohner nicht. Man hat die Verwaltungszentrale „Handelsvereinigung" getauft. Eine sonderbare „Vereinigung". Vielmehr ein Mischmasch, eine Gemüsesuppe. Aber nicht mehr schmackhaft. Selbst die Deutsche Bank legt den Löffel weg. Es steht ihr bis an den Hals. Aber wie jetzt mit Anstand von sich geben? Wie hieß es doch zu Anfang, als der jetzt schon halb oder dreiviertel geleerte Ballon so stolz aufstieg? Vierhundert Millionen oder mehr dahinter! Nicht, niemals totzukriegen, sagte alles. Wo ist das Geld? War es wirklich da? Schon vor Jahren sprang die größte Bank ein, ein Sprung, bei dem sie sich weh getan hat. Vierhundert Mil-

Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

lionen und Kreditnotwendigkeit. Das paßte schon damals nicht. Heute sieht sich die Sache geradezu komisch an. Die Deutsche Bank will nicht mehr, Geld muß her, Geld muß dringend her. Wer lacht da nicht über die Millionenfabel? Aber solch Riesenquantum wäre auch nicht nötig gewesen, wenn man nicht Amateurfinanz getrieben hätte. Wie stolz brüsteten sich die Herren, als sie dem unglückseligen Neuburger den Atem genommen hatten. Wollten es besser machen. Und blieben doch an seinem System kleben. Dieselbe Sache, nur ins Groteske verzerrt. Derselbe Kompensationsfehler! Schicken sich an, leere Töpfe aus gespickten Säcken zu füllen und nur schnell, nur schnell die Mittel zu haben, schneiden sie die Säcke an und verschütten, was sie noch Gutes hatten. Beispiel: Hohenlohewerke einerseits, Berliner Terrain- und Bau-Gesellschaft (Kurs 25 Pzt.!), Kaliwerke andererseits.

Finanzverschachtelung, gleichbedeutend mit Finanzverwirrung. Wieviel Millionen im Grundstückssumpf ersäuft, in Warenhäusern verschmissen, ins Mittelmeer geworfen, in Hotels verkocht, in Gruben verschüttet, weiß kein Außenstehender. Aber es ist sicherlich ein beträchtlicher Haufen. Und solchen Methoden bietet die Deutsche Bank die Hand, der Depositenriese, der Gipfel der Verantwortlichkeit! Man hat es mit der Diktatur versucht, ließ einen Großaktionär das Wesen des Handelsrechts verhöhnen. Aber die gepanzerte Faust in Finanzfeldzügen? Da hagelt es Niederlagen. Und was für Hilfskräfte. Hoff' man auf Hofmann. Dann seid ihr schon fertig. Der Herr ist den Madeirarausch nie losgeworden. Und der andere. Kammerrat und Kamerad. Hier ist ein Unterschied. Selbst Journalistenprostitution konnte das Heil nicht bringen, obwohl sich ein Feiler fand. Wie es werden wird? Es wird schon nicht werden, trotz Beruhigungskommunikés usw. Berliner Terrain- und Bau-Aktien 25 Pzt.! Das hätte Neuburger auch gekonnt. Resümee: Durchlauchtige Geschäfte nicht durchleuchtete.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Die Masse

Das mußte so kommen. Seitdem in den Wahlkritiken der Parteien das Argument der Hunderttausende erschöpft ist, melden sich die Transzendentalpolitiker zum Wort. Wenige Wochen zuvor, da zählte und rechnete man gleich eifrig auf beiden Seiten; jetzt: Massenherrschaft, Majoritätenwahnsinn, Mechanisierung des Lebens.

Es mußte so kommen. Die Angst vor der großen Zahl steigt in die Köpfe; und die „Starken, Führenden, Leistenden" werden — zum wievielsten Male? — gerettet. Ist es wahr, sind sie bedroht? Geht unsere Gesellschaftsform und mit ihr unser Leben einer unaufhaltsamen Mechanisierung entgegen? — Die Zahl ist verklagt. Sie vor allem gilt als die Herrscherin, Verderberin modernen Daseins. Als

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der große Fetisch aller Gleichmacherei. Ist es wahr? Ich behaupte: nein. Mehr noch; ich behaupte, gerade umgekehrt liegt es: Der Zahlensinn wirkt der Mechanisierung entgegen.

Ein Gleichnis: die Konvention. Ist das Modegebot der Kleider, Formen, Formeln dazu da, die Sonderart bedeutender Menschen zu unterdrücken? Es macht sie frei. Die trotzigsten Geister haben willig dem Schneider gehorcht, haben an Titeln, Begrüßungen, Briefschlüssen nicht das Geringste geändert. Warum? Weil diese Dinge erdacht sind, das Leben leichter zu machen, nicht schwerer. Weil sie entlasten. Schade um die Hirnzellen, die ein Schöpferischer an die Form seines Hutes und die Weite seiner Beinkleider verschwendet. Und er könnte mit dem Zeit- und Kraftopfer, das er diesen Wahrzeichen der Persönlichkeit brächte, nicht einmal Originalität erzwingen: Tausend kommen neben ihm, unabhängig von ihm, auf die gleichen Einfälle; durch Addition wird es doch wieder — Masse.

Daran liegt es. Vor tausend, vor hundert Jahren noch, hat man die Gleichförmigkeit nicht gesehen. Und konnte sich somit nicht vor ihr schützen. Man zählte nicht; und konnte darum nicht wissen, wie selten Eigenart ist. Auf wie sublime, innergeistige Dinge sie sich zurückziehen muß, um nicht kindliche Täuschung zu sein. Ist es ein Zeichen von Massenherrschaft, wenn erst unsere Zeit die Masse und Mechanisierung entdeckt hat? Masse war immer vorhanden: Wer sie nicht sah, war unfehlbar von ihr beherrscht. Heute zählen wir; und sind darum gezwungen, jede Lebensäußerung, auch die anscheinend persönlichste, unabhängigste, durch ihre Häufigkeit zu dividieren. Erst was dann noch bleibt, der Quotient, gehört dem einzelnen als sein Eigentum. Werthers Pistolenschuß klingt weniger laut, wenn man weiß, daß jährlich 14000 Deutsche Hand an sich legen. An die Masse kann nur fallen, was ihr immer gehört hat; mechanisiert wird, was von je mechanisch war. Als ungeheures, geduldiges Reservoir nimmt die Masse alles auf, was ihres Wesens ist; und gibt frei, was in Zahlen nicht einzufangen ist. Durch die Masse aber müssen sie hindurch: Persönlichkeiten, Gedanken, Bekenntnisse; dann erst wird sichtbar, was — Masse daran war.

Und das Votum der Majorität? Die Herrschaft der Mittelmäßigen? — Gerade dann herrscht sie nicht, wenn sie durch Auszählung festgestellt ist. Sie herrscht aber, und in gefährlichem Maße, wenn sie nur in ihren anonymen Wirkungen zur Geltung kommt. Der Fall jeglicher Oligarchie. Wo nimmt man die Wenigen her, die uns von der Tyrannis der Zahl befreien sollen? Die Auswahl der wirtschaftlich Tüchtigsten wird durch die Erbfolge, der Herrschbegabtesten ebendadurch, der Geistigsten durch den Bildungszoll zunichte gemacht. Eben die Stufenwahl bringt Persönlichkeiten auf den Gipfel, aus deren Instinkten und Wünschen, in deren Tun und Denken die Masse redet — anonym redet. Diese Gefahr schwindet, wenn die Majorität sich als solche kundgeben darf. Keine Furcht, daß ihr Urteil maßgebend wird! Sie kommt gar nicht in die Lage, ein Urteil abzugeben: sie wünscht und bedarf nur. Ihre Wirkungsmöglichkeit, in jedem noch so demokratischen Staat, reicht genau so weit, als ihre tatsächlichen Kompetenzen, das heißt: ihre Bedürfnisse reichen. Des Urteils, des geistigen Einflusses hat sie sich entäußert im Augenblick, da sie — wählte. Wen schickt die Sozialistenpartei in den Reichstag? Anwälte, Journalisten, Schriftsteller. Wer darüber, als einen Mangel an Folgerichtigkeit, spottet, spottet seiner

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst. Denn Abgeordnete, die — Industrielle, Großagrarier — ganz und gar in der von ihnen vertretenen Berufsform stecken, vertreten — sich. Tun also, was dem Wesen eines Führers am meisten zuwider ist.

Es ist ein seltsames Wechselspiel zwischen Masse und Größe. So wenig zwingt die Masse den Großen ihr Wesen auf, daß sie zum letzten Ende gerade dem Unzugänglichsten und Einsamsten folgt. Die Sätze des Christentums waren bis zum Grauenhaften paradox; und haben sich dennoch in die Hirne so eingegraben, daß der Widerspruch mit dem pompösen Gestus eines „Umwertens aller Werte" auftreten durfte. Die größte deutsche Partei baut sich auf das exklusive Werk eines Gelehrten.

Das macht: was an der Masse erprobt ist, ließ seine Schlacken in der Masse zurück. Was belastet mit Mechanischem war, ward durch die Erkenntnis des Mechanischen frei. Um sich unterscheiden zu können, muß man wissen, was man, mit wie vielen man es gemein hat. Eine „Quintessenz" ist alles Geistige, im Sinne der Goldmacher: fünfmal destilliert. Es kommt nicht heraus, es sei denn alles Typische, Gemeinsame, Wiederholte zuvor im Siebe geblieben.

— Seit langem bin ich bemüht, mein Weltbild im Zahlenspiegel zu zeigen; auf die Gefahr selbst, monoton zu werden. Denn nur das Wissen um das, was vielen gehört, erschafft den Menschen als Einzelnen. Nur die Zahl macht von der Zahl wieder frei.

Hermann Friedemann

Liebe Polizei . . .

In Berlin mehren sich neuerdings wieder einmal die Raubanfälle mit und ohne tödlichen Ausgang, die Rohheitverbrechen jeder Art. Wir, d. h. alle annoch nicht in Mitleidenschaft Gezogenen, nehmen das selbstverständlich nicht tragisch. Wir wissen ja, die Roheit kommt unabänderlich von der Armut und die Armut von der Powerteh; deshalb darf man uns jetzt auch mit dem Versuch kommen, die achtklassige Volksschule in eine siebenklassige zu simplifizieren. (Der vereinfachende Stil ist ja so modern!) Und wir wissen, daß die Gewalttäter aus Eigennutz nichts als armselige Dilettanten sind; rasch reich werden kann man in Großberlin doch wirklich auf manierlichere, auf ganz unblutige Art. Und dennoch: angenehm wäre es schließlich für uns alle, wenn die Schwerverbrecher ein klein wenig öfter erwischt und die gemeingefährlich Übermütigen aus den Jugendheeren der armen unbeleckten Masse einigermaßen in Schranken gehalten würden. Das müssen wir wohl zugeben.

Sollte unsre rührige Polizei vielleicht doch noch etlicher Verbesserung bedürftig sein? Jüngst, da wieder ein paar aufreizend freche Kapitalverbrechen, am hellichten Tag begangene, straflos blieben, wurde die Kunde laut, unsre Polizei solle neu organisiert, in kleinere Bezirke eingeteilt und eingeschult werden. Die Idee schien gar nicht übel, der Gedanke einer Auffrischung wirkte an sich schon recht sympathisch. Leider wurde die Meldung alsbald für unrichtig erklärt; es soll alles beim Alten bleiben. Und es ist ja auch nicht zu leugnen, daß unser Herr von Jagow nach anderer Richtung hin seit einiger Zeit schon für die Entwicklung unsrer lieben Polizei genug getan hat, um erstens unser Vertrauen und zweitens eine Tatenpause beanspruchen zu dürfen. Ganz abgesehen von der Bekämpfung der Hutnadel und des Logenhutes, von der großen Reform der Fahrtrichtungen und vom

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

marstallbraunen Anstreichen der Autodroschken — sind nicht die Schutzleute mit dem gelben Ledergurt nebst ebensolcher Ledertasche und darin befindlichem Revolver, außerdem aber mit schützenden schwarzen Ohrenklappen ausgestattet worden?

Nichts sei uns ferner, als etwa ein wohlfeiles Witzeln über diese letztgenannte Wohlfahrtseinrichtung. Wer wollte den Hütern der Ordnung in den bitterkalten Nächten die warmen Gehörmuscheln mißgönnen! Immerhin, da ein Fortschritt für die Verhütung oder Entdeckung von Schreckenstaten hieraus kaum zu erhoffen sein wird, wäre es gut, wenn auf andre Weise dafür etwas geschähe.

Dem Laien, der sein Berlin liebevoll betrachtet und die immer einheitlichere Regelung alles Lebens nach streng kapitalistischem Stil wahrnimmt, muß sich eine sehr einfache Lösung aufdrängen: liebe Polizei, tu Geld in deinen Beutel — und öffne ihn freigebiglich für alle Denunzianten und Sykophanten, die positiv Zweckdienliches über Missetaten verraten! Auch das vielerprobte Institut des Kronzeugen, der mehr oder minder straffrei ausgeht, sei ernstlich in Erwägung gezogen!

Da unsrer sonst so rührigen und seit dem Schieß-Erlaß gewiß noch energischer gewordenen Polizei in Kriminaldingen nun einmal kein besonderes Glück beschieden und ein Sherlock Holmes nicht in Sicht ist, so muß auch sie, die kgl. preußische Polizei, vorurteilslos zu dem Zaubermittel greifen, das in allen übrigen Betriebs-Abteilungen des zivilisierten Lebens längst schon die letzt-entscheidende Macht gewonnen hat. Und Kleinlichkeit sei dabei ausgeschlossen! Wenn bei einem Raubmord 20 000 Mark fortgeschleppt wurden, so beginne man nicht zaghaft mit lumpigen Prämien von 500 oder 1000 Mark und steigere die Summe nicht mit zäher Langsamkeit in dem Maße, in dem die Glücklosigkeit der Kriminalpolizei sich neuerlich offenbart. Man setze kühnlich diese Glücklosigkeit voraus und biete den Herren Mordgesellen soviel Gewinn-Anteil und Schonung, daß es sich für sie verlohnt, ihre Genossen ans Messer zu liefern.

Wenn solchermaßen auch das letzte Bollwerk der Gesittung, die Kameradentreue der Raubmörder, zu Fall kommt und wenn mit alledem doch nur die Dilettanten der gesetzwidrigen Ichsucht unschädlich gemacht werden — tut nichts! Die Sache will es immerhin: der ruhigere Schlummer des steuerzahlenden Bürgers.

W. R.

Die Geschichte einer Sünde*)

Ein Roman, dessen Mängel und Vorzüge gleicherweise so ins Große wachsen, daß man die ersteren, die einem Zeitübel entstammen, um der letzteren willen beinahe schmackhaft finden könnte. Räuber- und Kriminal-Romantik, Blut, Brand, Mord, Vergewaltigung, mit ausgleichender Weltenbummlergebärde in eine amoralische, rein intellektuelle Urteilssphäre entrückt, und doch mehr als das augenblicklich zeitgemäße Spiel mit dem Gräßlichen; mehr als spekulative Geschicklichkeit . . . die scheinbare Gebärde erweist sich als künstlerische Übersetzung. Es ist echte Kunst, vom Herzen stammend, wenn auch vom Herzen des Skeptikers, der keine Versöhnung mit dem Leben kennt, als in dessen letzter Minute, aber dann in diesem Augenblick,

*) Roman von Stefan Zeromski. Übersetzt von Stefania Goldenring. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt am Main.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach endlosen Jahren der Qual und Verirrung eine Flamme des Trostes entzündet, die plötzlich alles Durchlebte ins unermeßliche Licht der Ewigkeit erhebt. Auf einmal verstehen wir: um dieser Minute willen verlohnte sich all das Leid — wie hätte sie sonst erlebt werden können? Der Augenblick ist so stark, daß er auch die Furcht des Lesers vor dem Betrogensein hinwegwischt; sein geistiger Stolz, der sich auflehnte gegen die maßlosen, seinem Glauben zugemuteten Ansprüche, geht gerechtfertigt daraus hervor. Nur ein Dichter kann so fordern und so belohnen.

Eva Pobratynska ist das Weib, das nur einmal lieben kann und sich nicht von sich selbst verliert, wenn auch Zwang und Zufall es in den Kreis der Verlorenen zerren, weil es, zunächst bewußt, und selbst in der Tiefe seiner Verworfenheit noch unbewußt, seiner ersten Liebe zu eigen bleibt. Keine Lulu, keine Naturdirne, keine zerstörende Venus, auch keine Hysterische, sondern das in Europa gewachsene, gesunde, monogame Vollweib, dessen Treue gegen sich selbst sich in der Hingabe an den Einen vollendet. Die einfache Natur, die erst aus Notwehr ihrer innersten Treue an sich und den anderen zur Zerstörerin wird; an den anderen, sobald sie mit dem erlisteten, erbettelten und erpreßten Genuß ihres Leibes sie selbst besitzen wollen. So tief verkriecht sich ihr Selbst in ihre von der Gemeingut gewordenen körperlichen Leidenschaft abgelöste Seele, daß Recht und Unrecht, Ehre und Schande sich wie Schemen von ihm entfernen. Der Leib und seine Handlungen bleiben der Bestimmung durch die anderen überlassen, während das bis zum Keim zurückgebildete Selbstbewußtsein sich in den Namen Lukas Niepolomski einkapselt und endlich, eine unsagbar rührende Offenbarung fast überirdischer Gerechtigkeit, in der Minute des Sterbens durch ihn selbst befreit wird.

Wir lernen Eva Pobratynska in den Stunden kennen, in denen der heiße Menschenleib über die Hülle der Religion hinausschwillt. Die Treue gegen den erlösenden Gott wird in ihrer Ganzheit zweifelhaft, sie will nicht mehr alle Sehnsucht umfassen. In den Stunden zwischen Beichte und Kommunion ringt Eva mit dieser Sünde, und mitten in diesen Kampf tritt Lukas ein. Er teilt ihre Kräfte, lenkt sie ab und sammelt plötzlich ihr Ganzes auf sich selbst ... ihr Weg ist entschieden. Lukas bleibt durchweg eine fragliche Erscheinung, aber was er ihr bedeutet, das bleibt er für sie bis zum Tode; es stürzt sie in den Abgrund, nur um ihr die einzig restlose Erlösung zu bringen, die der Skeptiker kennt, die Seligkeit des Augenblicks, hinter dem nichts mehr kommen wird. Es führt sie von ihrem verblassenden Gotte fort zu sich selbst, und als er sie verläßt, muß ihr Ich von einem Bankerott in den anderen stürzen, denn sie ist ein Weib und kann nicht allein sein. Aber weil sie von den Reinen ist und nirgends hinstreben kann als zu den Reinen, so bleibt Lukas, der rätselhaft in der Ferne Lebende, ihre Zuflucht. In der Treue zu ihm allein bleibt der Bruch mit Gott, der ihre Sünde war, ein bang behauptetes, heiliges Recht, und sein Kuß in der Sterbestunde gibt ihr das Glück, im Glauben an sich selbst aus dem Leben zu scheiden — das böse Gewissen ist entlarvt, entwaffnet, es wird sie nicht über die Schwelle begleiten.

Evas äußere Schicksale sind bunt und interessant genug, wenn sie sich auch nicht von dem modernen Romantypus entfernen. Absichten, Zufälle, äußere Gewalten, haltlose Launen, und immer wieder ihr innerer Kampf mit Lukas, Treue und Untreue werfen sie in Europa umher, durch alle Siebe des Dirnentums bis auf den Boden hinunter; humorvoll gezeichnete Spießbürger- und Abenteurergestalten kreuzen sich mit ihr; kulturelle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nationale Fragen leuchten auf und werfen ihren kurzen Schein dazwischen; viel Geistreiches, oft auch unklar Schwülstiges wird gesprochen und — erlebt, das oft an die ästhetische Affektation des Wilde-Kultus erinnert; aber auch Naturschilderungen, wie das Erscheinen der korsischen Küste im Morgenlicht tauchen auf, die einem wie selbsterlebtes himmlisches Grauen beim Schopfe packen. Denn dieser Belächler des Lebens ist ein Dichter, das dringt durch alle Überladenheit immer wieder hindurch.

Denn er ist ein starker, elementarer Geist. Die Meisterschaft der Form, die Identität des scheinbar willkürlichen Phantasiespieles mit dem Fortwachsen von Evas innerer Geschichte, die fehlerlose Durchdachtheit des einfachen Motivs und seiner Verwicklungen, die freie Notwendigkeit in der Wahl der Gegenspieler — kurz, die durchaus männliche, an jedem Punkte des Ganzen bewußte Durchführung ist es, was diesem alten Liede von der Treue bis in den Tod in seiner neuen Singweise den dauernden Wert verleiht. Erfinden können schließlich viele, aber wie wenige können gestalten! Die künstlerische Lösung wird die Geschichte von Eva Pobratynskas Sünde über jede Geschmacksveränderung forttragen, so viel sie auch den Forderungen des Marktes entgegenkommen mag.

Die Übersetzung verdient ein Lob für sich.

Hermann Gottschalk

Die bedrohte Türkei

Weit mehr — als gemeiniglich angenommen wird — muß heute der politische Zukunftsbestand der europäischen Türkei ein „bedrohter" genannt werden. Nur der Schlüsselpunkt der Bedrohung hat sich verschoben. Als solcher galt lange der Besitz von Konstantinopel, nach dem viele begehrliche Augen schielten. Gegenwärtig droht dagegen die Zersetzung von Makedonien und Albanien aus. Der Verlust dieser zwei Gebiete wäre das Ende der einzigen islamitischen Macht von Bedeutung, nachdem Persien ja doch im Zustand der Auflösung steht. Der kleine europäische Landrest der Türkei, das Stück Rumelien mit der dann entwerteten Hauptstadt, wäre als Staatenbegriff einfach unhaltbar. Die Türkei für Europa gestrichen, ein asiatisches Reich.

Die Jungtürkei hat es bisher, was auch ihre zahlreichen Freunde dagegen sagen mögen, nicht verstanden, sich Albanien zu sichern. Noch weniger es zu unterwerfen. Materiell wenig begehrenswert, ist Albanien ein politisch viel umworbener Köder für nachbarliche Anwärter. Nennen wir nur Montenegro, das es als Vorwerk für ein Großserbien besitzen möchte, Italien, für welches der Besitz der albanischen Küste eine wichtige Sperre der Adria gegen Österreich-Ungarn wäre, und letzteres, das zur Gegenwehr gegen die italische Bestrebung, die österreichische Seemacht im mare clausum zu ersticken, sehr leicht gezwungen werden könnte. Diese einander entgegenstehenden Absichten haben bisher den Bestand der türkischen Herrschaft gefördert. Aber sie haben auch — jede nach ihrer Art — die albanischen Unabhängigkeitsideen mittelbar oder unmittelbar geschürt und genährt. Natürlich gegen die Türkei.

Albanien ist an sich ein viel zu armes Land, um sich selbständig zu erhalten. Dagegen kann es aus eigener Kraft immer so viel leisten, daß dort ein nachbarliche Interessen bedrohender Zustand eintritt, der zur Intervention veranlaßt.

Mit Makedonien steht es insofern anders, als es wirtschaftlich einen fet-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten Bissen vorstellt, zum Teil ein reiches, gesegnetes Land ist, eine Öffnung an ein anderes Meer und einen Welthafen in Salonik besitzt. Aber auch Makedonien ist der jungtürkischen Herrschaft, dessen Wiegenort es war, zum großen Teil überdrüssig. Nicht eingehaltene Versprechen, verkümmerte Ansätze, Rückfall in die alten Unkulturzustände haben die zahlreichen Nichtislamiten Makedoniens vollends zu Gegnern des Systems gemacht, das andrerseits die Mohammedaner auch — wegen des Reformstatuts — nicht zuverlässig versöhnen kann. An der makedonischen Grenze stehen lauernd und einmarschbereit — das stärkere Bulgarien und das schwächere Serbien, als Anwärter. Und diese Anwartschaften zwingen wieder Österreich-Ungarn, aus Rücksichten auf seine neuerworbenen Balkanprovinzen, sich bereitzuhalten, solchen Aggressionen zu begegnen, erforderlichenfalls ihnen zuvorzukommen. Die fremden Propaganden haben überdies den Gedanken der Losreißung vom türkischen Band seit Jahrzehnten gestützt. Und dafür gesorgt, daß mit jeder Schneeschmelze in den Grenzgebirgen die makedonische Gefahr immer wieder zu einer europäischen Beunruhigung anwächst.

Ich habe Makedonien, d. h. die drei türkischen Wilajete, die in Europa als geographischer Begriff „Makedonien" gelten, wiederholt besucht und die drei Phasen der dortigen Bewegung miterlebt. In die erste Periode fielen die türkischen Grausamkeiten, mit denen das hamidische Regiment die islamitische Vorherrschaft festigen wollte. Damals traf die von auswärts importierte Revolutionierung auf günstigen Aufnahmsboden. Aber schon nach einigen Kampagnen der Komitadschis empfand die gequälte Bevölkerung Widerwillen gegen die doppelte Aussaugung. Die Befreierbanden wurden zu einer oft ebenso unerträglichen Last als die Türken. Wer nicht von türkischer Seite ausgeplündert wurde, erlebte das gleiche von bulgarischer, serbischer oder griechischer Seite. In Europa bangte man in jedem Frühjahr vor einer Gesamterhebung Makedoniens. Mit Unrecht — denn der makedonischen Agrarbevölkerung war durch das Treiben ihrer „Bruderbefreier" der Geschmack an der Bewegung verdorben worden. Man mordete sich gegenseitig, einzelne versuchten Europa zu alarmieren, aber es fehlte der gemeinsame Schwung.

Dann kam die zweite Phase, als die Jungtürken mit ihrem Kultur- und Gleichheitsprogramm, von Makedonien ausgehend, die nichtislamitische Bevölkerung täuschten und mit den bulgarischen Insurgentenführern fraternisierten. Die ruhebedürftigen makedonischen Bauern nahmen diese kurze Spanne von Hoffnungen ungemein gerne auf. Die türkische Herrschaft schien wieder festzustehen.

Rascher, als man es erwarten konnte, trat die Reaktion ein. Die Jungtürken hatten bald — im Kampf um ihren politischen Bestand, der in Konstantinopel geführt wurde, auf die Reformversprechen vergessen, zum Teil besaßen sie auch gar nicht die Macht, sie zu erfüllen. Jetzt erst trat der makedonische Haß gegen die türkische Herrschaft voll und ganz auf den Plan. Dritte Phase. Die fremden Propagandben haben dieses gänzliche Fallenlassen einer Versöhnungsidee mit der Türkei geschickt beobachtet und sofort mit ihrer Arbeit eingesetzt. Jetzt war es leicht, auch den friedlichen Agrarier zu überzeugen, daß nichts von und mit der Türkei zu hoffen sei. Früher vom Alttürken nicht, der auf einen Wink von Stambul Christen mordete, marterte und plünderte, jetzt auch vom Reformtürken nicht, der sein Programm aus eigenen Existenzrücksichten fallen ließ.

Und nun ist Makedonien, das viel

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

intelligentes Bevölkerungsmaterial und reiche Hilfsquellen besitzt, tatsächlich zur Losreißung reif. Früher war es doch nur Komiteegeschwätz, wenn von einer großzügigen Revolution in Makedonien die Rede war, von der man in allen europäischen Zeitungen las und von der man — beim Besuch des Landes selbst — nur lokale Ansätze vorfand.

Die Türkei hat dagegen jetzt allen Grund, auf der Hut zu sein. Sie ist bedroht — und bedroht als Ganzes, als Staat, und zwar von Makedonien und Albanien aus . . .

v. S.

Menschen und Schicksale

Im Bücherberg der letzten Monate fand ich einige Publikationen, die aus den verschiedensten Zeiten her von einzelnen, ungewöhnlichen Menschen und Schicksalen erzählen. Eigentliche Memoiren sind sehr wenige darunter, deren hat ja die ganze Weltliteratur nicht allzuviel wirklich gute. Ich meine vielmehr solche Bücher, in welchen — ob sie nun von dem, den sie zeigen, selbst verfaßt sind oder nicht — eine besondere Persönlichkeit nicht nur gespiegelt, sondern erhöht und gleichsam kristallisiert sich darstellt.

Da ist der alte, immerlebendige Blumenstrauß der Fioretti vom heiligen Franz, von dem es billigere deutsche Ausgaben bis jetzt nur in katholisch-kirchlicher Aufmachung gab. „Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi", die R. G. Binding im Inselverlag neu übersetzt hat, sind ein klassisches Beispiel für jene seltene Art von Büchern, in denen ein hervorragender Mensch, vom Glauben seiner Zeit dargestellt, sich in Legenden, Erinnerungen, Dichtungen seines Volkes spiegelt. Der Heilige von Umbrien, von dem man in den letzten Jahren dummerweise oft sagte, er „werde wieder Mode" (weil ein paar Kunstfreunde, Dichter und Historiker neuerdings wieder bewundernd vor der Schönheit seiner Erscheinung stehen blieben) — der heilige Franz hat nichts Schriftliches hinterlassen und vielleicht gar nicht schreiben können. Diese „Blümlein" nun berichten aus seiner Erdenzeit fast evangelienhaft von dem feinen, sanftmütigen Mann mit dem starken Herzen, der keinem Menschen oder Tier weh tun konnte und doch stark genug war, Haß und Verachtung, Not und Leid, Hunger und Kälte mit Lächeln und Fröhlichkeit zu tragen. Fromme einfältige Seelen lesen dies Legendenbuch heute noch in aller Welt neben der Bibel und haben, bei allen Mißverständnissen, wohl mehr davon als der gebildete Jüngling aus Berlin, der sich herablassend mit dem alten Heiligen beschäftigt, weil es wieder Mode ist. Man kann aber, wenn man es ernst meint, sehr wohl die ganze innige Reinheit der Fioretti spüren und die ganze Erbauung einer Andacht davon haben, auch ohne daß man „fromm" ist.

Auf den Umbrier folgt der Seuse, der Konstanzer Klosterbruder Suso, dessen Schriften W. Lehmann in zwei Bänden verdeutscht bei Diederichs herausgab. Das ist nun kein Buch für jedermann, sondern wird immer ein Studium und entlegenes Dokument für solche bleiben, denen Askese, Ekstase und religiöse Mystik nicht ein historisches, sondern ein anthropologisches Problem sind und die ein Ohr haben für die Verwandtschaft aller dieser vereinsamten Stimmen aus allen Jahrtausenden und aus allen Religionen. Wem das wichtig ist, der wird sich freuen, daß dieser übersetzte Seuse nun da ist. Er gehört, wiewohl um einen Schatten blasser und schwächer, neben seinen großen Bruder Eckehart.

Eine Frömmigkeit ganz anderer Art, eine weltliche, fröhliche, lebensfrische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und robuste Frömmigkeit und Tapferkeit atmet das „Leidensgedächtnis der Leonora Christina Ulfeldt" (Inselverlag). Diese famose Frau war die Tochter Christians IV. von Dänemark und die Frau des glänzenden Diplomaten und Kanzlers Ulfeldt, der später wegen Hochverats verurteilt wurde und in der Fremde starb. Sie selbst wurde der Mitwisserschaft verdächtigt und, von der Witwe des Königs bitter gehaßt, eingesperrt und hat beinahe 22 Jahre im Blauen Turm in Kopenhagen gefangen gesessen. Dort schrieb sie für ihre Kinder dies „Leidensgedächtnis", das ohne alle Rührseligkeit kurz und anschaulich ihr Kerkerleben schildert. Daß sie Psalmen schrieb und Latein konnte, hinderte sie nicht, eine prächtige Frau voll Mut und Humor und herzhafter Tapferkeit zu sein.

„Die schöne Seele" (Inselverlag) enthält Aufzeichnungen verschiedener Art und Briefe des Fräuleins von Klettenberg und stammt aus jener Luft, in der Goethe eine Zeitlang in seiner Jugend auch gelebt hat. Diese schöne Seele ist gleich ihren Freunden und geistlichen Beratern gewiß ein wenig sentimental und hat für uns gleich Lavater ein schon stark kulturgeschichtlich gefärbtes Interesse, nicht das zeitlose, das wir für die herrliche Frau Rat haben. Aber mehr als eine fromme Zeit- oder gar Modeerscheinung war das Fräulein eben doch, sonst hätte sie auch nicht diese Macht über den feurigen jungen Goethe üben können. Sie hatte ihr Wesen zu einem feinen, stillen Mikrokosmus ausgebildet, wo ein abgeklärtes, doch gar nicht kraftloses Leben im Schein einer vornehmen Frömmigkeit seine vergeistigten Kräfte verlodern ließ.

Aus derselben Zeit stammt das Büchlein „Etwas über William Shakespeares Schauspiele, von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß ihn zu lesen" (Verlag Meyer & Jessen, Berlin). Sein Verfasser ist Uli Bräker, der „arme Mann im Toggenburg", der als Diener und Soldat in der Fremde gewesen war und nun sein geistig glühendes Leben als armer Weber und Häusler im rauhen grünen Toggenburger Tal hinbrachte. Er hatte einen Shakespeare geliehen bekommen, und nun strömt er, in derselben kräftig warmen Prosa in der er sein Leben erzählt hat, seine Begeisterung über diese Stücke aus, die ihm den Atem rauben und die er inniger als irgend eine Wirklichkeit erlebt. Er lacht entzückt über die närrischen Späße der Lustspiele, und zittert mit gesträubtem Haar beim Lesen des Macbeth und Richard III. Und wo er etwas gar nicht verstehen kann, da sagt er es kleinlaut und ehrlich. Es ist ein Büchlein voll Ergriffenheit und Begeisterung und in seiner Begeisterung und Treue gewiß eins der schönsten Denkmale, die je einem Dichter zu Teil wurden, und mehr wert und unvergänglicher als alle Denkmäler aus Stein.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H.; in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter der schwarzen Flagge

Von Ludwig Thoma

Guschelbauer ist tot — Herr von Podewils hat demissioniert. Die zwei letzten alten „Drahrer" von Wien sind also von der Bühne abgetreten und man hätte die Verpflichtung ihrer wehmütig zu gedenken.

Aber Graf Podewils mag entschuldigen, so sympathisch seine soignierte Persönlichkeit gewirkt hat, so wenig niederschmetternd ist sein Abgang für jeden, der sich in Bayern angenehme Verhältnisse wünscht.

Herr von Podewils hat sie gewollt, und hat das sicherste Mittel, sie nicht zu erreichen, gewählt.

Aus unerfindlichen Gründen hat er vor dem Zentrum Respekt gehabt und dadurch bewiesen, daß er diese Leute so wenig kannte, wie die Stimmung im Volke.

Der Altbayer, der aus Phlegma Ultramontane wählen läßt, bringt hinterher diesen Abgeordneten Gleichgültigkeit und Hohn, nicht selten Verachtung entgegen.

Er mag sie nicht, er schätzt den Ehrgeiz der kleinen Streber richtig ein und er verspottet sich selbst wegen ihrer Wahl. Der einzige Zentrumsabgeordnete, der sich im Volke nach und nach Hochachtung errungen hatte, war Heim.

Herr von Podewils hat das nie gewußt, und noch schwerer hat er sich in der Beurteilung der ultramontanen Politik getäuscht.

Er glaubte durch Entgegenkommen friedliche Zustände schaffen zu können, er nahm die Erregung dieser Leute ernst und ahnte nicht, daß diese schlimmste Ochlokratie schimpfen muß, um den Mangel an Fähigkeiten zu verbergen und den Wählern, die auch unmotivierte Grobheiten für Beweise einer volkstümlichen Unerschrockenheit halten, etwas zuliebe zu tun.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer jahrelang ein bayrisches Portefeuille inne hatte und in jedem parlamentslosen schönen Zwischenjahre die blöden Drohungen hörte, die einem allernachgiebigsten Ressortchef von diesen unmanierlichen Polterern entgegengeschleudert wurden, der hätte wirklich auch als Konkursdreier oder mittlerer Staatsmann zu der Einsicht kommen können, daß jedes Entgegenkommen diese politischen Größen nur veranlaßte, neuen Stoff zum Schimpfen zu suchen. Hätte Herr von Podewils ein paar Fensterscheiben des Tuntenhausener oder Regensburger Mistbeetes eingeschmissen, dann wären vielleicht einige für die Budgetperiode angesetzte Frechheiten erfroren.

Statt dessen wurde jedem Subalternbeamten, der sich flegelhaft und ultramontan erwies, eine merkwürdige Scheu und nicht selten eine noch sonderbarere Protektion entgegengebracht und so mußte ein soignierter Ministerpräsident schließlich die Bitte aussprechen, man solle es einem anständigen Manne nicht unmöglich machen in der Prannerstraße aufzutreten.

Und ein paar Wochen später antwortete ihm ein Angestellter der Staatsbibliothek damit, daß er den Ministern, die er kurz vorher um einen günstigen Posten angebettelt hatte, erklärte, man müßte ihnen die umgekehrte Reitpeitsche ins Maul hauen.

Das sind die Personen und Zustände, die Hans Konstantin Clemens von Podewils in neunjähriger Präsidentschaft großgezogen hat.

Und das Andenken daran wird noch leben, wenn die Schnaderhüpferl des liebenswerten Mannes mit den Volksliedern Guschelbauers längst verklungen sein werden.

* * *

Was nachher kam, war für das Zentrum der Verlust von 22 Mandaten und Mitläufern — und für uns die Berufung des ultramontanen Freiherrn von Hertling. Wer die Verhältnisse auch nur flüchtig kennt, weiß, daß der greise Regent nicht etwa erschrocken über das Zustandekommen des Großblocks sich der öffentlichen Meinung entgegenstellen wollte, und auch Prinz Ludwig hatte vermutlich nicht die Absicht, einen rocher de bronce zu stabilieren. Er hat sich Gehör verschafft, was nach Lage der persönlichen Verhältnisse beinahe selbstverständlich war und hat die Männer genommen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die von ihm schon seit vielen Jahren vorgemerkt sind. Die Berufung des Herrn von Soden, dem seit Dezennien ein Plätzchen versprochen ist, beweist das noch eindringlicher als die Wahl des Ministerpräsidenten. Mit ihr hat auch Prinz Ludwig nicht ein „Instrument" gegen die Linksparteien setzen wollen; wenn überhaupt ein Hinblick auf die Fraktionen maßgebend war, so läßt sich eher vermuten, daß man den nachwachsenden „Hausknechten" des Zentrums einen strengeren Herrn entgegenstellen wollte, einen Mann, den die persönliche Kenntnis der gewaltigen Stürmer berechtigt, sie gründlich zu verachten.

Allein das alles ändert nichts an der Tatsache, daß seit langer Zeit wieder ein ultramontaner Parteipolitiker mit der Führung der Geschäfte betraut ist, und die Mehrheit des Volkes sieht darin mit Recht einen Grund zu starkem Mißtrauen.

Man hat, was nahe lag, auf den klerikalen Minister Abel hingewiesen, der von 1837—1847 das paritätische Bayern in Aufregung hielt, aber es läßt sich aus persönlichen und sachlichen Gründen kein Vergleich zwischen Herrn von Hertling und dem Protestantenhasser ziehen.

Der neue Ministerpräsident besitzt andere Eigenschaften als Abel, und wir andere, als unsere Großpapas, die sich so merkwürdig viel gefallen ließen.

Ludwig I. würde Veranlassung zu fürchterlichen Gedichten über seine Bajuvaren finden, wenn er uns heute so katholisch käme, wie Anno Kniebeugungserlaß.

Wenn ferner eine ultramontane Zeitung feierlich versichert, daß Herr von Hertling, dieser „illustre Vertreter konservativer Staatspolitik" von glühender Liebe zu Deutschland beseelt sei, so dürfen wir verständnisinnig lächeln.

Dieser Honig ist offenbar dazu bestimmt, den führenden Protestanten in Norddeutschland um den Mund geschmiert zu werden, weil die Annahme nicht allzuferne liegt, daß man jenseits des Maines die neuen Ereignisse mit Unbehagen bemerkt habe.

Aber die Zeit eignet sich nicht mehr für solche Verdachte und Beschwichtigungen, denn es gibt keinen Partikularismus mehr, auch keinen zum Unterstreichen des Nichtvasallentums.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weitaus schauende Pläne des Ultramontanismus haben wir kaum zu fürchten, aber für den kleinen Hauskrieg wird der neugeschaffene Block rüsten dürfen.

Es muß vom ersten Tag an für das Zentrum wie für die Regierung als unabänderliche Tatsache feststehen, daß die rüpelhaften Erscheinungen des Novembers 1911 das eine große und in seinen Folgen segensreiche Ergebnis gezeitigt haben, alle Parteien bis zur endlichen Erringung eines vernünftigen Wahlrechts gegen die Ultramontanen zu einigen. Wenn die ganze Linie geschlossen vorgeht, wird sich die Regierung ganz gewiß nicht so urgemütliche und harmlose Angriffe gegen den paritätischen Charakter des Staates erlauben, wie unter Podewils.

Herr von Hertling hat es nicht nötig, im Jahre so und so oft sich seine Existenz-Berechtigung bei den Herren Orterer und Pichler verdienen zu müssen, und sollte ihn die eigene Kampflust überkommen, dann werden die vereinigten Linkser hinreichen, um allen maßgebenden Faktoren die Vorzüge eines ruhigen, auf gerechten Gesetzen gegründeten Staatslebens deutlich vor Augen zu führen. In der nächsten Zeit wird Herr Lerno keinem Minister erklären, daß er vorläufig nicht mit ihm verhandeln wolle; die trefflichen Streiter Oswald und Held werden ins Magazin gestellt werden, und was sonst noch schwarz und bissig ist, wird einen Maulkorb tragen müssen.

Das steht fest und alles andere können wir ruhig abwarten.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten" haben sofort nach der Berufung Hertlings einen herzerfrischenden Artikel Dr. Hirths gebracht und mit dieser Einführung einer freieren und schneidigen Tonart vielen im Lande Freude bereitet.

Wenn der Ton Programm bleibt, dann wird sich der Liberalismus zu seinem Heile von seiner leidsamen Dulderpolitik abkehren und Kraft empfangen wie austeilen. Was am 5. Februar nach kurzer Arbeit noch nicht erreicht werden konnte, wird dann in 6 Jahren selbstverständlich sein: Die Niederwerfung der ultramontanen Partei.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die britischen Argonauten in Berlin

Von Dr. Freiherr von Mackay

Kritische Splitterrichter und Gernegroße mögen an der Politik Bismarcks tausenderlei Mängel finden; den Stempel der Charaktergröße, den Vorzug der Durchschlagkraft, der sich in ihrem geschlossenen, methodischen, klar durchdachten Aufbau begründet, können sie ihr nicht abstreiten. Ihr vornehmstes Ziel war, die britische Diplomatie zu kontrekarrieren und deren altüberliefertes System, möglichst viel Unfrieden und Zwietracht unter den europäischen Mächten zu säen, um, wenn alle einander in den Haaren lagen, selbst den Vorteil der verworrenen Lage einzuheimsen, durch das doppelte Mittel matt zu setzen: den Abschluß fester Bündnisse und die Verhinderung von Gegenkoalitionen durch Abpaarung, Auseinanderhaltung der zu Bündnissen nicht geeigneten Staaten, gegebenenfalls auf dem Wege von Sonder- und Rückversicherungsverträgen. „Vous avez le cauchemar des coalitions," meinte einst Graf Schuwalow halb scherzend, halb warnend. Aber diese vielseitige Bündnispyramide war ein durch Englands Taktik zwingend geforderter Bau; die Tatsache erwies sich sehr bald, als man ihn nach der Entlassung des Werkmeisters abzutragen begann, ohne zu wissen, was man Vernünftigeres an seine Stelle setzen sollte, und so der Eduardschen Einkreisungspolitik die Wege frei machte, die nichts war als eine Neuaufmachung der alten Völkerverhetzungsdiplomatie mit modernisierten, der heutigen Weltkonjunktur angepaßten Mitteln.

Das Bismarcksche System hatte aber noch einen andern typischen Vorzug psychologischer Folie: es war ausgeprägt aktiv. Es folgte dem wie für den Krieg, so für alle Probleme menschlicher Krafterprobung gültigen Gesetz, daß im Hieb die beste Abwehr liegt. Es hatte daher nicht nur eine gewaltige dynamische Auftriebskraft, die Deutschland das tatsächliche Präsidium eines ehrlichen Maklers im Rate der europäischen Nationen sicherte, es war auch fruchtbar, schöpferisch, im Experiment zu neuen zukunftreichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zielen führend. Denn jede frische Tat der Ichbehauptung macht nicht nur Begierden anderer zunichte, sie ist die Lebenserweckerin von noch weit mehr Hoffnungen und Wirkungsmöglichkeiten. Die neue durch Caprivi eingeleitete Ära dagegen war in ihrer politischen Geschäftsgebarung negativ, auf die Verteidigung hin orientiert. Charakteristisch für sie ist, daß sie sich niemals genug in Beteuerungen tun konnte, unsere Flottenrüstungen hätten nur defensive Aufgaben im Auge, daß sie in Selbstverherrlichungen ihrer Friedensliebe schwamm. Mit diesen unseren Phraseologien ging es uns aber genau so wie England mit seinen Predigten von der unbedingt aufrecht zu erhaltenden nautischen Übermacht. So lange Albion deren sicher war, hat es davon als einer selbstverständlichen Sache nie geredet; die viele Reklame der imperialistischen Presse nebst den Dreadnoughtitisanfällen hat lediglich aller Welt vor Augen gerückt, daß das Seeimperium seinem Ende sich naht. Genau so führte unsere Friedensmeierei zu keinem anderen Erfolg, als daß man überall an unserer Aufrichtigkeit zu zweifeln anfing, niemand durch unsere Argumente überzeugt wurde, jeder unsere Wehrtüchtigkeit und -Entschlossenheit beargwöhnte. Causa aequat effectum. England leitete als Gebieter des Ententerings die letzte Aufteilung der Welt nach seinem Vorteil und Ermessen; wir hatten uns, bei einem Bevölkerungsüberschuß, der den aller Weltmächte übertrifft, und bei einem Milliardenaufwand für Rüstungen zu Wasser und zu Land mit dem zu begnügen, was von der großen Herren Tisch fiel.

Es ist sicherlich zum allerwenigsten unser und unserer Passivität Verdienst, daß der Entententurm heute überall Risse und Grundmauerverlagerungen zeigt. Wenn Greys Fortsetzung des Eduardschen Spiels heute offenbar einer Remisstellung zustrebt, so liegt das vielmehr an dessen einseitigem und paradoxem Ansatz und Aufbau. Eine Weltmacht kann nur eine selbstsichere Weltbeherrscherin sein, wenn jedes ihrer Glieder harmonisch, nach festbegründetem Gesetz, seine Kräfte diesem Machtzweck unterordnet. Davon ist aber bei Großerbritannien nicht die Rede. Gerade in der Eduardschen Epoche sank der Glücksstern des kolonialen Imperialismus und Föderalismus, mußte wohl oder übel die konzentrische gegen Deutschland gerichtete Organisation der britischen Wehrmacht auf Kosten einer mehr exzentrischen, auf die Kooperation der „Schwesterstaaten" sich stützenden betrieben werden, wie sie im

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grunde dem Aufbau und den wohlverstandenen Lebensbedürfnissen des britischen Reichsgefüges weit mehr entspräche. Bundesgenossenschaften aber können solche Herzschwächen wohl zeitweilig verdecken, nicht jedoch unwirksam machen, weil die Partner in erster Linie ihre, nicht des Freundes Interessen vertreten. Die aber entfremden sich gerade bei den Hauptmitspielern der englischen Ententenpolitik, Frankreich und Rußland, deren Wesen und Zielen immer mehr. Frankreich ist sich seiner militärischen Schwäche wohl bewußt. Das englische Bündnis hat für Paris nur Wert als Rückendeckung seiner kolonialen Machtpolitik und als Versicherungsprämie gegen einen Angriff von der Vogesengrenze her. Deutschland hegt dabei Überfallsgelüste nicht im geringsten, und mit der Einverleibung Marokkos ist die nordafrikanische „friedliche Durchdringung" offenbar an einem gewissen Punkt der Sättigung angelangt, bei der nur das Unlustgefühl über das Doppel- und Ränkespiel des Foreign Office zugunsten Spaniens und der britischen Herrscheransprüche im Mittelmeer verbleibt. Umgekehrt wird Frankreich als Kapitalisten- und Rentnerstaat von Jahr zu Jahr natürlichem Zwangsgesetz nach immer friedliebender. Es verliert in eben dem Maß für England an Wert als Kettenhund, der gelegentlich gegen Deutschland losgelassen werden kann, und zwar heute mehr denn je, da niemand weiß, wieviel französische Regimenter Scherif und Machsen zur Erhaltung ihrer „Unversehrtheit" gebrauchen werden, während die afrikanischen Legionen, die nach Europa transportiert werden sollen, Zukunftswechsel ohne Giro und Einlösungsfrist sind. Noch übler steht es um die russische Freundschaft. Man fängt allmählich an, in England sich die Augen zu reiben und verwundert zu fragen, was in aller Welt für Vorteil darin liegen soll, um der schönen Augen Rußlands und um der Mattsetzung eines Gegners willen, der gar nicht matt zu setzen ist, nicht nur Persien preiszugeben, sondern überhaupt der zarischen Macht zu gestatten, die gefürchtete Landgrenze rings um Indien immer näher vorzurücken, und das, obwohl durch die Zurückrevidierung des japanischen Bündnisvertrags zu einem kaum viel mehr als das Papier werten Aktenstück, durch die Verständigung Tokios mit Petersburg und durch die seit dem Ausbruch der chinesischen Revolution neugeschaffene Konjunktur im fernen Osten der eigentliche Grundgedanke der 1907 instradierten asiatischen Politik, England zur Zunge an deren Wage zu machen, völlig

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chimärisch geworden ist. Schon daraus ergibt sich, daß die gegenwärtige kritische Weltlage mit ihren doppelten Explosionszentren im Mittelmeer und in Ostasien in jeder Beziehung für England ungünstig und gefährlich ist. Die Schildwachstellung in den heimischen Gewässern lähmt seine Aktionskraft hier wie dort oder läßt doch gleichsam nur eine Ausverkaufspolitik zu, deren Früchte fast ausschließlich den übrigen Geschäftsteilhabern der Firma St. James Ltd. zugute kommen. Zeit und Schicksal haben die Einkreisungsmaterie mit einer Giftsäure imprägniert, die das äußerlich noch bestehende Gewebe in den Zellen längst zerfressen hat.

Die Herausforderung Deutschlands während der Marokkoverhandlungen war daher ein Streich ebenso großer Überheblichkeit wie Kurzsichtigkeit. So schickt London heute seine Argonauten nach Berlin, um das goldene Vließ, das Symbol der regenspendenden Wolke, die das verdorrende Gefilde der britischen Diplomatie wieder befruchten soll, zu holen. In Deutschland wurde auf der einen Seite der britische Kriegsminister wie ein Bote hingestellt, der in seiner Toga Falten Krieg oder Frieden mitbringt, wiewohl bei der Entscheidung der Frage, ob es gelingen wird, aus all den Wirren und krisenhaften Zuspitzungen der heutigen politischen Konjunktur einen Ausweg ohne die Entfesselung eines Weltkriegs zu finden, offenbar das Wohl- oder Übelwollen Englands gegen Deutschland nur eine sekundäre Rolle spielen kann. Auf der anderen Seite wurde über ein Verständigungsprogramm des weiten und breiten orakelt, das, in Themsewasser aus der Taufe gehoben, in deutschen Blättern als Erzeugnis eigenen Geistes wiedererschien und das allerdings nicht wegen seines sachlichen Werts, wohl aber als Symptom, wie illusionär die meisten derartiger Vergleichsideen sind, bemerkenswert ist.

An der Spitze des Programms steht natürlich die wechselseitige Einschränkung der Flottenrüstungen, deutlicher gesagt, die Kontingentierung des deutsch-englischen Flottenbaus unter der Prämisse der Briten: Uns gebührt die unbedingte Seeherrschaft. Schon in dieser Forderung liegt aber eine Anmaßung, die jede Verhandlungsmöglichkeit für einen selbstbewußten Staat, der auf sein liberum arbitrium, seine wehrpolitische Autonomie hält, vernichtet. Die Idee ist aber auch abgesehen von der überspannter Herrschsucht entfließenden Klausel in jeder Form unrealisierbar, wie sich fast

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit mathematischer Schärfe nachweisen läßt. Jeder Staat entwickelt seine Kriegsrüstung natürlicher Zwangsläufigkeit nach in dem Maß, als Bevölkerung, Kapitalkraft, technisches Können, überhaupt Kultur, geistige, politische und moralische Energien sich steigern. Bezeichnet man diese Potenzen mit c, die deutsche und britische Flotte*) mit a und b, so ergibt sich die Kontingentierungsformel $x = c \cdot \frac{a}{b}$. Nun treten aber zu diesen Faktoren eine Menge Koeffizienten durchaus fließenden Charakters. Zunächst der geographische (y). England ist hier in jeder Weise im Vorteil. Es liegt, einer Zwingfeste gleich, vor den Toren unserer einzigen Seehandelsstraße und kann diese bei tatsächlicher unbedingter Seeübergewalt uns jederzeit durch einen Panzer-Stachelzaun sperren. Eine weitere Unbekannte (z) ergibt sich aus der Überlegung, daß die Spannung des Flottenwettbewerbs selbstverständlich nicht auf die einfache Antithese Deutschland-England zurückzuführen ist, sondern daß dabei die Rüstungen aller Großmächte in Rechnung zu stellen sind. Im Mittelmeer treten, unvorteilhaft für England, Italien und Österreich in die Reihe der dreadnoughtgewaltigen Mächte ein, in der Ost- und Nordsee suchen, unvorteilhaft für uns, Rußland und Frankreich mit erneutem Eifer ihre nautische Macht zu steigern. Die Wechselwirkungen dieser internationalen Rüstungen in einer konkreten Größe festzustellen, ist unmöglich.

Die obige Gleichung nähme also die Form an $x = \left(c \frac{a}{b+y}\right) z$, eine denkbar irrationale Nuß, die unsere Vettern jenseits des Kanals zu knacken höflich ersucht sind. Jedes Paktieren mit England auf dem Boden der Kontingentierungsidee könnte uns nur in die leidige Passivität zurückdrängen,

*) Die Unsinnigkeit der Churchillschen Phrase vom Luxus der deutschen Flotte ergibt sich schon daraus, daß der Aufwand für nautische Rüstungen, berechnet in Hundertteilen auf den Wert des Außenhandels der Länder, bei England 2,81, bei Deutschland 2,97 beträgt, bei uns also rechnerisch sehr viel weniger höher, in Wirklichkeit wahrscheinlich niedriger ist in Ansehung der vielen unter fremdem Konossement über belgische und holländische Häfen eingeführten Güter. Bei den Vereinigten Staaten ist die Verhältnisziffer 4,68, bei Frankreich 3,83, bei Rußland 6,95: da findet Churchill und sein Eideshelfer Bonar Law natürlich keinerlei Luxus.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus deren Dunstkreis herauszukommen wir eben gute Aussicht haben. Besser als durch solche Zwangsgesetze wird jeder Staat von Übertreibungen der Kriegsrüstungen durch gewissenhafte Berücksichtigung des finanziellen Status, auch eines Hauptstückes der militärischen Wappnung bewahrt*).

Man scheint denn auch in England, wenigstens an maßgebender Stelle, endlich sich entschlossen zu haben, durch die anmaßende Forderung der Flottenkontingentierung einen Strich zu machen, ein Gesinnungswechsel, der ein sehr erfreuliches Aktivum auf der Seite unserer politischen Buchführung bildet. Nach Eliminierung dieses Idols bleiben aber in der Rechnung des Verständigungsprogramms nur noch: 1. Die Bagdadbahnfrage, die für uns gegenwärtig so vorteilhaft geregelt ist, daß uns auf Jahre hinaus ziemlich gleichgültig sein kann, wie sich England dazu stellt; 2. die Gewährleistung des Status quo in Persien, durch die wir nur für England die Kohlen aus dem russischen Feuer holen würden; 3. eine gleiche Abmachung betreffend China, die wir bereits auf viel wirksamerer und zuverlässigerer Basis durch den Notenwechsel mit Washington eingeleitet haben; 4. die Eventualaufteilung der portugiesischen Kolonien und gewisse Grenzregulierungen in Afrika. Und hier allerdings könnte England uns beweisen, daß hinter seinen Beteuerungen des Wohlwollens mehr als Worte stecken, indem es unser wohlerworbenes Vorkaufsrecht auf die portugiesischen Kolonien, das es zunichte zu machen suchte, indem es Lissabon den überseeischen Besitz gewährleistete in der Hoffnung, selbst dessen alleiniger Erbe zu werden, loyal anerkennt, um so eine brauchbare Grundlage für die Verhandlungen über die afrikanische Frage zu schaffen. Dabei bleibt dann freilich noch immer die prinzipielle Schwierigkeit, daß ein britisches Ministerium, das so uneinig ist wie das gegenwärtige und dessen einer Teil während Haldanes Friedensmission auf Lloyd Georges sommerliche Grobklötzigkeit heute einen ebenso groben und beleidigenden Keil setzt, eine denkbar wenig günstige Vermittelungsstelle für eine zuverlässige ehrliche Verständigung und für die Herstellung der vertrauensvollen Beziehungen bildet, die der Reichskanzler im Parlament unter lautem Beifall als Ziel der Berliner Besprechungen hingestellt hat.

*) Nebenbei bemerkt: nach britischer Statistik beträgt die Kopfquote der Gesamtrüstungen in Deutschland 19 s 2 d, in England 1 £ 7 s 9 d.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bethmann Suppenkaſper

Von Wolfgang Heine, Rechtsanwalt, M. d. R.

Ich eſſe meine Suppe nicht,
Nein, meine Suppe eß ich nicht.

Von dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg wird niemand große ſchöpferiſche Gedanken erwartet haben, von Taten gar nicht zu reden.

Aber er zeigt auch nicht den geringſten guten Willen zu hören. Mit der Hartnäckigkeit des Suppenkaſpers wiederholt er den alten abgeleierten Refrain, mag ihm das Votum von mehr als ſieben Millionen Deutſchen auch noch ſo deutlich ſagen, was er tun müßte. Schon „ſieht er wie ein Fädchen aus" — ſelbſtverſtändlich figürlich gemeint — aber er will die Suppe nicht eſſen.

Übrigens iſt er ein Schlaukopf, und kleine Liſten und Schlauheiten, das war das einzige, wozu er ſich in der Rede aufraffen konnte, zu der er am dritten Tage der Etatsdebatte dieſes neugewählten und noch neuer gearteten Reichstages auf eine halbe Stunde erſchien, um dann ſofort wieder zu verſchwinden.

Bethmann gab ſich redliche Mühe, die Parteien der Linken in Verwirrung zu bringen. Etliche Sätze ſeiner Rede waren fein darauf zugeſpitzt, die Sozialdemokratie zu Ausbrüchen berechtigter Entrüſtung zu reizen, die nachher von der offiziöſen und konſervativen Preſſe zu „revolutionären Demonſtrationen" verdreht worden wären. Es tat ihm aber niemand den Gefallen.

Ebenſo erfolglos blieb der billige Spott gegen die Fortſchrittler, weil ſie 1907 über die Niederlage der Sozialdemokratie ebenſo viel Freude bezeugt hätten, als jetzt über deren Sieg.

Die ganze Gegenüberſtellung iſt falſch. Niemand hat den Fehlſchritt des bürgerlichen Liberalismus bei den Wahlen von 1907 ſtärker verurteilt als ich; unmittelbar nach der Wahl habe ich in dieſer Zeitſchrift darauf hingewieſen, daß der Fehler in der Schwächung der Geſamtkraft der für eine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fortschreitende Entwicklung der deutschen Politik allein brauchbaren Faktoren läge.

Aber immerhin: das liberale Bürgertum von 1907 glaubte an Bülows Versprechen einer liberalen Politik, und deshalb jubelte es über den Wahlausfall, in dem es vor allem eine Mattsetzung des Zentrums sah. Das war ein Irrtum; weder war es der Regierung ernst mit einer Wendung zu liberalen Grundsätzen, noch konnte das Zentrum als endgültig abgetan gelten. Gerade das völlige Versagen der Hoffnungen, die man an den Bülowschen Block knüpfte, hat auch Widerstrebende überzeugt, daß eine wahrhaft fortschrittliche Politik nur in Verbindung mit der Sozialdemokratie möglich ist. Und wenn Anhänger geistiger und politischer Freiheit außerhalb der Sozialdemokratie sich diesmal über den Wahlausgang freuen, so geschieht es aus ähnlichen Gedanken heraus, aber mit mehr Recht als 1907: das Zentrum ist teils direkt, teils in Gestalt seiner reaktionären Verbündeten wirklich empfindlich getroffen, die echten Freunde des Fortschritts im Reichstage sind wesentlich verstärkt, die für sie abgegebenen Stimmen sind zu majestätischer Fülle angeschwollen.

Bülow der Gewandte hörte die wieder erwachenden Quellen politischen Freiheitssinnes im Bürgersinn rieseln und versuchte, sie auf seine Mühle zu leiten. Inzwischen ist ein Strom daraus geworden, der vereint mit dem der Sozialdemokratie eine Kraft hergeben könnte, stark genug, endlich den mittelalterlichen Mist aus dem deutschen Augiasstalle zu schlemmen.

Daß Bethmann freilich nicht der Herkules für dieses Werk ist, wußten wir schon vor seiner Rede. Das Interessante an ihr ist nur, daß sie ersichtlich zum Kaiser gesprochen ist; gedacht, sich bei ihm einzuloben, aber damit zugleich eine Urkunde, was an dieser Stelle angenehm berührt. Freilich auch in diesem Sinne keine überraschende Offenbarung mehr.

Die Parteien der Linken haben reiche Programme positiver Gesetzgebungsarbeit vorgelegt; beiläufig bemerkt, bei der Sozialdemokratie nicht etwa eine neue Wendung, sondern lediglich Wiederholung ihrer alten von der ganzen Partei gebilligten Anträge.

Vor den Augen der Regierung findet nichts davon Gnade. Nicht einmal die Verwirklichung der bestehenden Verfassung durch Neueinteilung der Wahlkreise und die Sicherung der gesetzlichen geheimen Abstimmung

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen Terrorismus und Stimmenkauf. „Öde Negation" würden die Offiziösen schreiben, wenn die Sozialdemokratie jede legale Reform so strikt ablehnen wollte.

Von der ganzen Sozialpolitik nennt Bethmann nur eins: „Schaffung selbständiger Mittelstandsexistenzen." Wie volkstümlich das klingt! Wenn man nur nicht wüßte, daß diese „Selbständigkeit" auf eine wirtschaftliche und politische Abhängigkeit von der Polizei und den Vorgesetzten hinauslaufen würde.

Das ist auch der wahre Sinn der „Regierung über den Parteien". Der Kanzler will die Politik orientieren nach dem Gegensatz „Liberal oder Konservativ". Wo bleiben da die vier Millionen Sozialdemokraten? Sie sind doch die stärksten Träger liberaler Gedanken. An sie denkt Bethmann natürlich nicht. Für ihn existiert nur der „bürgerliche" Liberalismus. Dieser und die Konservativen sollen einander die Wage halten, damit die alles wissende allein sachverständige Büreaukratie tun kann was sie will.

Das ist nicht einmal theoretisch ein Ideal, denn erstens versteht die Büreaukratie die Notwendigkeiten des Volkslebens überhaupt nicht oder nicht zur rechten Zeit, zweitens trägt sie in jede sachliche Frage ihre Autoritätsansprüche hinein, die ihr schließlich immer das wichtigste sind.

In der Praxis steht aber die Bureaukratie gar nicht „über" den Parteien, sondern hängt trotz gelegentlicher Reibungen mit den reaktionären Ultras ab von Zentrum und Konservativen, als der eigentlich autoritären Richtung, und tanzt am Ende nach der Pfeife des Hofadels, dessen Stimmungen und Interessen ihr als Ausdruck „allerhöchster" Wünsche zum Befehl werden.

Das sieht man am besten an Bethmanns Stellung zur Sozialdemokratie. Er wird nicht so dumm sein, zu leugnen, daß diese vier Millionen Wähler und einhundertundzehn Abgeordnete eine Macht vertreten. Aber anerkennen darf er das beileibe nicht. So will es die höfische Tradition: Die Sozialdemokratie wird außerhalb des Staats, des Rechts und der Gesetze gestellt; sie ist *nicht vorhanden*.

Den größten Teil seiner Rede verwendet Bethmann darauf, die Sozialdemokratie als das Übel hinzustellen, das alle anderen Parteien einmütig bekämpfen müßten, und dann schließt er, die Politik dürfe sich nicht auf den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegensatz Sozialdemokratie und Reaktion zuspitzen. Den logischen Widerspruch dieser Forderungen merkt er nicht oder er denkt, andere würden ihn nicht merken, und offenbar fürchtet er nicht, seinen Ruf als „Philosoph" durch so grobe Denkfehler zu gefährden. Da die Sozialdemokratie immer die Ideen der staatsbürgerlichen Freiheit vertritt, kann der Kampf gegen sie auf nichts hinauslaufen, als auf eine Förderung reaktionärer Politik.

Verlangen die Vertreter der großen Mehrheit des Volkes stärkeren Einfluß auf die Gesetzgebung und die Leitung der Reichspolitik, deren Erfolge unter der autoritären Regierung wahrhaftig windig genug ausgefallen sind, so lehnt der Kanzler das als eine unzulässige „Demokratisierung" ab. In demselben Atem aber erlaubt er sich, durch keinerlei Taktgefühl gehemmt, sich in die Präsidentenwahl einzumischen, eine Angelegenheit, die verfassungsgemäß nur den Reichstag angeht. Nachdem er unter dem Schutze des Präsidenten und der parlamentarischen Redefreiheit genügend auf den Reichstag und sein Präsidium geschimpft hat, entzieht er sich der Erwiderung, die er aus dem Hause zu erwarten hat.

Freilich ist es staatsrechtlich kein normales Verhältnis, daß ein Präsident des Reichstages, mag es nun der erste oder sein Vertreter sein, sich genötigt sieht, die persönliche Berührung mit dem Präsidenten des deutschen Bundes zu meiden; nur als solcher kommt hier der Kaiser in Betracht, denn er ist nicht „Monarch" im Deutschen Reiche, und ein Besuch bei ihm wäre an sich weder eine monarchische Demonstration noch eine höfische Unterordnung. Aber die Voraussetzung einer solchen rein sachlichen Auffassung wäre vor allem, daß auch die andere Seite das Verhältnis so auffaßte, daß auch dort in dem Präsidenten, gleichgültig wer er wäre, nur der Vertreter des Reichstags erblickt würde, den das Haus kraft seiner Befugnisse sich selbst gewählt hat, und der als solcher respektiert werden muß.

Die Rede des Kanzlers und die Ablehnung des Besuchs selbst der liberalen Präsidenten haben bewiesen, wie unendlich weit man an den maßgebenden Stellen noch von dieser staatspolitischen Behandlung des Problems entfernt ist und wie man sich aus einer rein parteipolitischen Auffassung nicht erheben kann und will. Die staatsrechtliche Leitung des Reichs hat hier in erster Reihe die Aufgabe, die staatsrechtliche Gleichberechtigung der Bürger zur Tat zu machen. Will sie das nicht, so muß man eben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

warten. Die unzählige Male mit Ausdrücken der Verachtung bedachte und konsequent außerhalb des Rechtes gestellte Partei mußte sich sehr scheuen, einen ersten Schritt zu tun, der ihr eine verletzende Zurückweisung eintragen könnte. Auch darüber hat Bethmanns Rede eine höchst erfreuliche Aufklärung gegeben, welche die Parlamentarier und Wähler ihrem Gedächtnis recht gründlich einprägen möchten.

Nach allem ist zu erwarten, daß dieser Reichstag sehr wenig gesetzgeberische Früchte wirklich zur Reife bringen wird. Das ist übrigens auch nicht neu. Die Büreaukratie hat sich schon seit Jahrzehnten als das eigentliche Element der Unfruchtbarkeit erwiesen. Es ist aber auch kein Unglück.

Niemand wird sich eingebildet haben, daß die Fülle freiheitlicher und sozialer Reformen, welche die liberalen Parteien und die Sozialdemokratie fordern, sogleich durchgesetzt werden könnte. Der Zweck dieser Vorschläge wird in erster Reihe sein, Klarheit darüber zu schaffen, wer in Deutschland den friedlichen gesetzlichen Fortschritt will, und wer ihn mit aller Gewalt zu hindern sucht. Es gilt urkundlich festzustellen, was freilich jeder denkende Politiker längst weiß, daß die Sozialdemokratie die verfassungsmäßigen Grundlagen des Reiches als den Boden anerkennt, auf dem sich die gesetzgeberische Arbeit vollzieht, natürlich nicht mit dem — übrigens von keiner Partei geteilten — Aberglauben, daß daran nichts geändert werden dürfte; die Regierung und die reaktionären Fraktionen sind es, die ein Interesse daran haben, die Sozialdemokratie aus dieser wahrhaft staatsbürgerlichen Stellung hinaus zu drängen.

Deshalb darf die negierende Haltung des Reichskanzlers und die unmittelbare Aussichtslosigkeit des Werkes die Sozialdemokratie und die liberalen Parteien nicht verführen, in der Arbeit für ihre Anträge lässig zu werden. Im Gegenteil, man sollte sie beschleunigen. Es ist Gegenwartsarbeit für einen bestimmten Zweck, die in keiner Weise späteren grundsätzlichen Entscheidungen präjudiziert. Deshalb in diesem Augenblick keine kleinlichen Streitigkeiten, keine Eifersüchteleien über geistige Eigentumsrechte, keine Erinnerung an vergangene Kämpfe. Das wären die wahren querelles allemandes.

Mögen die reaktionären Parteien Obstruktion treiben; damit werden wir fertig. Mag der hohe Bundesrat alles ablehnen, mag er dem Reichstag seine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mißachtung zeigen, vielleicht ihn auflösen. Das schadet gar nichts: die Verantwortung fällt auf ihn und seine Bundesgenossen.

Gehen dann bei der nächsten Wahl Sozialdemokratie und Liberalismus noch planmäßiger und energischer zusammen, so werden sie die Widerstände schließlich brechen.

Die reaktionäre Mißwirtschaft im Reiche ist jetzt vierzig Jahre alt. Es braucht ausdauernde Arbeit und langen Atem sie zu überwinden. Aber daran wird es nicht fehlen, wenn erst einmal das Bedürfnis eingesehen ist. Und das wird Bethmanns Rede wohl auch den Unwissendsten verständlich gemacht haben.

Der koler im walt / Von Georg Queri (Starnberg)

(Schluß)

In den sechziger Jahren trieb der Hexenglaube den Schmaller Anderl von Pöcking zum Wahnsinn. Der prügelstarke Bursche war Knecht bei meinem Großvater in Kempfenhausen, ein gutmütiger, aber geistig beschränkter Mensch. Er hatte als Dienstbub einem herumreisenden Tiroler einige Äpfel gestohlen (ich glaube aus des Tirolers Wohnwagen heraus), und der Bestohlene hatte sich mächtig über den Diebstahl alteriert. Und nach einigen Tagen erzählten sich's schon die alten Weiber von Pöcking: „Den hat da Tyrola vowunschn!" Die Details dieser Verwünschung: der Tiroler sei nachts mit einer seltsamen Peitsche auf einem Kreuzweg gesehen worden, wie er nach allen Winden knallte und einen Zauber gegen den unbekannten Dieb aussprach.

Voll Furcht hörte der blutjunge Schmaller Anderl die Mär der Weiber — er wußte, daß ihn der Fluch des Tirolers ereilen müsse.

Und eines Tages begegnete ihm der Teufel, als Jahre über dem Zauberspruch vergangen waren. Der Anderl war bereits Knecht geworden und lebte auf dem Hof meines Großvaters. Und so schilderte er die Begegnung: grünes Gewand, ein grünes Hütl mit einer Gockfeder, ein ganz schwarzer

Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Bart; eine Flinte auf dem Rücken des Gespenstes. Und der Teufel hatte einen Klumpfuß und hinkte.

Den hatte ihm der Tiroler in den Weg geschickt — der Anderl sagte so. Er wurde plötzlich scheu und vergrub sich dann und wann in einem Heustadel.

Schließlich gab er den Dienst in Kempfenhausen auf und verdingte sich zum Gastwirt Pellet nach Starnberg — vielleicht verfolgte ihn der Teufel nicht dorthin. Aber gleichwohl kam der Böse wieder, und der Anderl hielt sich oft eine Woche lang im Heu versteckt, um ihm zu entgehen. Man stellte ihm Essen und Trinken in einen finsteren Winkel der Scheune; und nachts stillte dann der Unglückliche Hunger und Durst.

Die traurige Geschichte vom Schmaller Anderl bedrohte meine Phantasie anläßlich eines Unglücksfalles, der mir die linke Hüfte zerschmetterte. Der Unfall hatte sich beim Turnen zugetragen. Aber tags zuvor hatte ich einen Hund, der mich anbellte, mit einem Steinwurf getroffen. (Ich war damals dreizehnjährig.) Der Hund aber gehörte einem reisenden Tiroler Geschirrhändler, und der Tiroler rannte mir nach und machte auch vor der Tür meiner elterlichen Wohnung nicht halt. Er fluchte und sah in seiner Wut abschreckend aus.

Als ich andern Tags als Krüppel dalag, erzählten sich Vater und Mutter mit kummervollen Mienen die Geschichte vom Schmaller Anderl und sahen in mir das Opfer eines Tirolers, „der allerhand kann".

* * *

Vielleicht hat mir die Erinnerung an dieses Vorkommnis die Fähigkeit genommen, im Aberglauben die interessanten Momente und den Reiz der volkstümlichen Mystik zu achten. Aber die Dummheit des einen ist nicht selten das Verhängnis des andern, und wenn die in unserer Zeit als Hexe verschriene Person auch ein offizielles Gericht nicht mehr zu fürchten hat, so übt ihre Nachbarschaft das Schinderhandwerk an ihr. Mit halbwegs erlaubten und mit unerlaubten Mitteln. Die physische Folter wird durch eine lange seelische ersetzt — und die endlose Reihe der Brutalitäten wirkt so empörend, daß sie die Lust zum Lachen über Dummheit erstickt und daß ein Gelüste, den Volksglauben interessant zu finden, sich in Ekel verwandelt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man untersuche den folgenden Beleg für diese Behauptungen. (Ich gebe hier — lediglich unter Weglassung der Namen — eine authentische Zuschrift wörtlich wieder.)

Am 22. August 1911 kam vor dem Kgl. Amtsgericht Regensburg unter dem Vorsitz des Kgl. Amtsrichters Wiedemann der Beleidigungsprozeß der Postbotenswitwe N. N. in Heidenhofen gegen die Schmiedsehefrau X. X. von dort zur Verhandlung.

Die Klägerin gilt in ihrem Ort allgemein als Hexe. Dabei macht die etwa sechzig Jahre alte Frau einen äußerst günstigen Eindruck und hat nicht das geringste Auffallende an sich, im Gegenteil, man gewinnt im Gespräch mit ihr den Eindruck, eine für ihren Stand sehr gut gebildete, jedenfalls sehr vernünftige Frau vor sich zu haben. Der Umstand, daß sie nicht ebenso borniert ist wie ihre Dorfgenossen, ward ihr nun zum Verhängnis. Bezeichnend dafür ist ihr mir gegenüber gebrauchter Ausdruck: „Ja, wissens, bei mir im Ort san die Leut' halt arg abergläubisch und glauben jeden Schwindel; i aber glaub' an unsern Herrgott, wie i's in der Schul' gelernt hab — und weil i net alles dumme Zeug glaub', dös wo's do net gibt, deshalb werd' i halt von die Leut' für a Hex' og'schaut."

Aus einem mir von der Frau übergebenen Briefe ihrer Tochter ging hervor, daß man ihr vorwarf, wenn sie in einen Stall hineingehe, werden „die Kaibeln" krank, den kleinen Kindern sollte ihr Nähe Krämpfe bringen. Weiterhin soll sie bewirkt haben, daß die Hennen keine Eier mehr legten. Daraufhin zogen die Bäuerinnen in die Kirche, kehrten dort den Staub zusammen, schlugen dann am Abend ein rohes Ei auf und füllten es mit dem in der Kirche zusammengekehrten Staub! (Eine ganz ähnliche Prozedur in einem ähnlich gelagerten Fall berichteten vor kurzem die „Münchner Neuesten Nachrichten".)

Die Prozeßlage war insofern für die Klägerin nicht sehr günstig, als sie ihre Tochter nicht als Zeugin mit vor Gericht gebracht hatte („i hab' glaubt, mei Tochter werd vom Gericht net vereidigt"), die Ortsgenossen aber nicht gegen die „Hexe" zeugen wollten. Schon auf dem Gange vor dem Gerichtssaal hörte ich, wie die beiden geladenen Zeuginnen der Privatbeklagten ermunternd versicherten, daß sie „nix g'hört ham". Deshalb war ein Vergleich im Interesse der Klägerin, da eine eventuelle Klageabweisung mangels

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeugenbeweis in erster Instanz natürlich von den Heidenhofenern so ausgelegt worden wäre: „Der Herr Amtsrichter hat sie aa für a Hex' og'schaut."

Bei der Vernehmung der Beklagten versicherte diese zunächst triumphierend: „Vernehmts nur die Zeugen, die ham aa nix g'hört, daß i von der N. N. g'sagt hab, sie waar' a Hex'."

Gleich darauf aber riß der weiblich-temperamentvolle Redefluß die Beklagte zu der Äußerung hin: „Überhaupts, wenn eine ins Feuer spuibt, des is ka Richtige net, dees hab' i glei zur Maierin g'sagt."

Daraufhin erklärte natürlich der Amtsrichter sofort: „So, jetzt brauchen wir Ihre Zeugen nicht mehr. Sie geben ja selbst zu, behauptet zu haben, ‚daß dees ka Richtige net is'." Nachdem ihr noch angedroht worden war, daß nach der Sachlage ihre Verurteilung auf jeden Fall erfolgen müsse, bequemte sich die Beklagte schweren Herzens zu einem Vergleich, wonach sie öffentlich (an der Gemeindetafel) den Vorwurf der Hexerei zurücknahm und sich zur Tragung der sämtlichen Kosten bereit erklärte.

Über die Stellungnahme des Ortspfarrers ist mir Positives nicht bekannt, sicher ist nur, daß er nichts unternahm, um den jedenfalls auch ihm bekannten Hexenglauben der Heidenhofener zu dämpfen.

Sehr interessant ist dagegen eine Äußerung der Beklagten über den Bürgermeister. Vorwurfsvoll meinte sie im Laufe der Verhandlung zur Klägerin: „Woaßt es no, wia mir zum Sühnetermin g'laden war'n, als was di da unser Bürgermeister og'schaut hat?"

Es ist kaum anzunehmen, daß der gerichtliche Vergleich die Postbotenswitwe vor dem Schicksal gerettet hat, auch fernerhin als Hexe angesehen zu werden. Der Ortsgeistliche könnte vielleicht eher eingreifen — aber da sind wir wieder bei dem schwierigen Thema „Toleranz" angelangt. Toleranz den Blinden! Nicht den Sehenden.

* * *

Die Aufklärungsarbeit der Tagespresse läuft auf matten Füßen. Sie ist überlastet durch Partei und Programm. Die Furcht vor dem Kulturkampf basiert auf der Furcht vor einer starken Minderung des Abonnentenstandes. Und mit gewichtigen Gründen dirigiert das Inserat mit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den vornehmen Gebärden des redaktionellen Teiles schickt der Inseratenanhang ein dreistes, bösartiges Lachen nach; seine Dummheiten, seine Laster, seine Seichtheiten sind das Echo aus der Leserwelt. Hausierer, die von der Herrschaftstreppe herabgeworfen waren und bequem durch die Hintertüre Einlaß fanden.

Wenn ab und zu — um unserem speziellen Thema gerecht zu werden — die Presse einen groben Fall menschlicher Albernheit in Hexen- und Teufelssachen meldet, dann werden ihr die nächsten Tage die nützlichen Inserate der Herren H. W. Dieter, Leipzig, und E. Bartels, Berlin-Weißensee, bringen, die das „sechste und siebente Buch Mosis" und ähnlichen Humbug in Massenauflagen herstellen. Weder ein ästhetisches noch ein juristisches Kollegium wird ihnen darum zuleibe rücken — die Schnüffler haben andere dankbarere Aufgaben, die ihnen den Beifall der Menge sicherer bringen.

Wenn der Lourdesfanatiker Rambacher um seiner Dummheit willen gebrandmarkt wird, dann stellt der Devotionalienschacherer eine gipsene Bernadottestatue in sein Schaufenster und preist sie in der Zeitung an. Und die alten Weiber eilen mit ihren Lourdeswassern, die die Borniertheit in Tausenden von Flaschen bei uns einführte, von Kranken zu Kranken. Und geben Gesundung zu trinken . . .

Der Begnadete / Novelle von Gerhard Quckama Knoop

(Schluß)

Als Wirt und Gast den nächsten Morgen beim Kaffee saßen, waren sie beide in Eile und entschuldigten sich gleichzeitig jeder, daß er den anderen nicht früher als um sechs Uhr zum Essen wiedersehen könne. Dann stoben sie auseinander. — Zwanzig Minuten über sechs saß dann Franz am gedeckten Tisch, auf seinen Genossen wartend. Da öffnete sich die Türe, und es trat unangemeldet ein Herr herein, glatt rasiert, mit kurzgeschnittenem Haar, die Füße in Lackschuhen steckend und in Strümpfen von veilchenblauer Seide. Wehlen blickte mißmutig auf den Eindringling: „Mit wem habe ich die Ehre?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber dann erkannte er schon seinen Poeten, und nun griff er schnell nach dem Glase, um das ausbrechende Lachen im Wein zu ersäufen. Dabei verschluckte er sich leider und es gab einen Hustenanfall.

Kunde sprang hinzu und drosch ihm den Rücken; als das endlich geholfen hatte, kehrte er an seinen Platz zurück, stellte sich in Positur und sprach mit dem Ernst eines Großsiegelbewahrers: „Man muß hier in der Stadt doch wohl gewählter gekleidet sein. Ich habe den heutigen Tag darauf verwendet —"

„Aber woher haben Sie das viele Geld?"

„Ich habe alles vorläufig auf Ihren Namen anschreiben lassen."

Wehlen fühlte vom unterdrückten Lachen krampfige Bewegungen im Bauche, er trank schnell, aber diesmal mit Vorsicht, wiederum ein Glas Wein.

Als er darauf gegessen und sich einigermaßen gesammelt hatte, begann er ernsthaft von der Angelegenheit seines Gastes zu reden. „Ich habe bereits eine Wohnung mit fünf, allerdings etwas engen Zimmern für Sie gefunden," sagte er.

Doch der Schützling erwiderte schnell: „O, ich habe selbst schon eine Wohnung mit nur drei Zimmern, aber herrlichen Räumen entdeckt. Ihnen und der ganzen Stadt wäre es doch gewiß unangenehm, wenn ich nicht passend wohnte."

Bei den folgenden Erörterungen ergab sich, daß er definitiv und absolut von seiner kleinen Familie nichts wissen wollte, außer daß er sich verpflichtete, sie nach Empfang der nunmehr zu erwartenden, schwindelnd hohen Honorare mit Gold zu überschütten.

Gegen alles Zureden blieb er taub. Er rührte sich zwar an Marie und den Kindern so sehr, daß er die Hand vors Gesicht halten mußte, fand aber zugleich, die gute Person habe ihre Schuldigkeit getan und sei ihm überflüssig geworden. Für ihn sei es an der Zeit, eine hochgebildete Dame mit exquisiten Manieren zu heiraten; die Anregung zur Regulierung seines alten Verhältnisses wies er weit von sich: es hieße die zarte Keuschheit eines Dichters verkennen, zu glauben, daß er ein Weib ehelichen möge, mit welchem er bereits gelebt habe.

Franz von Wehlen ergab sich in das Unbegreifliche und schwieg.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am nächsten Tage, dem Monatsbeginn, gingen die zwei auf die Bank, wo die erste Zahlung geleistet und der Modus der ferneren Zahlungen festgestellt wurde. Dann zog Kunde in die Wohnung, die ihm so sehr gefiel.

Der Hausherr aber schlief süß in dem Gefühle, seinen Logiergast los zu sein.

Als er morgens vergnügt aufgestanden war und kaum seine Toilette beendigt hatte, da brachte ihm der Diener die abgegriffene, schmutzige Visitenkarte einer Marie Müsebrink, die im Nebenzimmer mit zwei Kindern warte.

„Jetzt holen die Leute einen noch aus dem Bett," brummte der auf seinen Kaffee begierige Franz, begab sich aber doch gutmütig zu den Harrenden.

„Ach, lieber Herr, geben Sie mir meinen Mann wieder," schluchzte die hübsche, aber elend aussehende, in ein altes schwarzes Kleid gehüllte Frau ihm entgegen, und die Kinder heulten dazu.

„Müsebrink — Müsebrink — ich habe nicht die Ehre, Ihren Herrn Gemahl —"

Nun folgte unter Tränen die Aufklärung, daß es sich um Peter Kunde handle. Wehlen war wütend und hatte Lust alle seine Versprechungen zurückzunehmen. Doch bezwang er sich im Angesichte der armen Frau und bewies ihr, daß Kunde sich in stark verbesserten Zuständen befinde.

„Ach nein, er kann nicht ohne mich auskommen," antwortete sie, indem sie sich bemühte, den fremden Herrn mit ihren rotgeweinten Augen tapfer anzusehen, wobei doch ihre Lippen zuckten.

„Wenn ich nicht da bin — er darf nicht fett essen und kann keine Zwiebeln vertragen; und dann erkältet er sich so leicht den Hals —"

Wehlen hatte Mitleid mit der Armen. Er wünschte das Wiedersehen zunächst um jeden Preis zu verhindern. Die beiden kleinen Mädchen, die sich Ophelia und Desdemona nannten, schickte er mit etlichen Stückchen Kuchen in die Küche. Dann beredete er die Mutter, vorläufig in seinem Hause zu bleiben; er wolle unterdessen mit Peter sprechen und alles aufs Beste arrangieren. —

Wirklich kam er bald mit dem entsetzten Dichter zurück.

In Gegenwart des Hausherrn fand nun eine seltsame Szene statt. Kundes Kleidung befremdete schon Marie aufs Äußerste; er ließ ihr aber zu Worten keine Zeit, sondern stürzte ihr zu Füßen, berührte mehrere Male den Boden mit seiner Stirn und küßte den Saum ihres Kleides. Indem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er weinenden Dank stammelte und beteuerte, Marie habe übermenschliche Opfer für ihn gebracht, beschwor er sie, nun auch das letzte und größte Opfer zu bringen und ihn unbehelligt zu lassen; nicht nur die deutsche Literatur werde dabei unendlich gewinnen, sondern auch sie selbst: er sei nämlich eben mit der Korrektur eines Buches fertig, das ihm ungeheure Reichtümer eintragen werde.

Es gelang ihm, der Überrumpelten ein sinnloses Ja zu entreißen; dann ging er stolz und mit sich zufrieden seiner Wege.

Als er aber fort war, brach Marie in ein krampfhaftes Weinen aus; Wehlen tröstete sie, so gut er konnte, und sparte dabei seinen alten Portwein nicht. Er war gegen seinen Schützling sehr aufgebracht und bereute seine Menschenfreundlichkeit wie irgend ein Verbrecher seine Missetaten; „Dichter sind ja nun einmal verrückte Leute," meinte er, „aber alles hat doch seine Grenzen."

Plötzlich fiel ihm, er wußte nicht wie, der Justizrat Stutenbeck ein, der seit einigen Tagen einer Wirtschafterin ermangelte. Es wurde telephoniert, es fand eine Besprechung statt, und am Ende war die gute Marie mit ihren beiden Töchtern untergebracht bei dem wunderlichen Manne. Franz von Wehlen wischte sich den Schweiß von der Stirn und trank eine Flasche Champagner leer . . .

Ganz andere Sorgen hatte inzwischen Peter Kunde. Sein Buch war erschienen, jedoch das Honorar für die erste Auflage durch Vorschüsse bereits aufgezehrt, und nach einer zweiten sah es nicht aus. Die Welt aber verlangte von ihm in seiner pekuniär so merklich gebesserten Lage, daß er mit verdoppelten Kräften weiter arbeite. Auch hatte er einen großen Plan, allein die Arbeitslust wollte sich durchaus nicht einstellen, und so viel er teils in seinem Zimmer, teils auf den Promenaden spazieren lief, war die Inspiration immer noch weit flüchtiger als er.

Nur Gedichte fielen ihm ein. Jeden Tag stand ein solches in der Lokalzeitung, ohne Unterschrift, aber doch von Kundigen der Familienähnlichkeit nach zu erkennen. „Aha," sagten die ganz Gescheiten am ersten Tage, „das ist der Dank für Herrn von Wehlen. Nur sonderbar, dieser sentimentale Ton, der ist doch bei uns zu Lande unter Männern nicht üblich."

In den folgenden Nummern des Blattes aber steigerte sich dieser Ton

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu einer Leidenschaft und Intimität, nach welcher man durchaus nicht mehr auf einen männlichen, sondern nur auf einen weiblichen Wohltäter schließen konnte; und es klang die Erinnerung an verflossene köstliche Stunden durch, von denen ein diskreter Don Juan prinzipiell schweigt.

In der Tat richteten sich die Verse an ein Weib, nämlich an die in ihr Gegenteil umidealisierte Cäcilie Zackenzahn.

„Die Axt im Haus erspart den Zimmermann;" da sich dem von Natur amoureusen Genius keine städtische Geliebte darbot, so machte er sich eine. Er hatte von der Schillerfeier her eine Aversion gegen die kleine hübsche Nachbarin behalten, die sich in seiner Phantasie allmählich zu einem Scheusal auswuchs; nun erforderte es der künstlerische Kontrast, die andere Nachbarin, an die er sich übrigens kaum erinnerte, mit den Zügen eines Engels auszustatten.

Das gelang dem trefflichen Poeten; er hatte nun ein so wunderbar herrliches Wesen vor sich, daß er sich in einer wahnsinnigen, geistig-seelisch-sinnlichen Verliebtheit wand: manchmal überfiel es ihn akut so mächtig, daß er entweder schluchzend sich an einem Baum der Promenade lehnte, oder lachend und singend auf der Straße umhersprang. Er lief auch zu seinem Freunde Wehlen, umarmte ihn mit Gewalt, heulte ihm in die Weste und stammelte begeistert von seinem Liebesglück.

Wehlen aber blieb kalt wie ein Migränestift und sprach sogar taktloserweise von Desdemona und Ophelia, die ein gewisser Herr Stutenbeck adoptieren wolle.

Da wandte sich der Gast mit Grausen, unterwegs aber faßte er den Entschluß, vom Geiste zum Fleische überzugehen und seiner im Unendlichen Angebeteten nunmehr nach allen Regeln der Kunst den Hof zu machen.

Er schickte, vom nächsten Tage beginnend, Fräulein Zackenzahn täglich Blumen, Blumen in den höchsten Preislagen, soviele Blumen, daß sie in der Wohnung gar nicht unterzubringen waren. Aber er schickte sie stets anonym. Nicht weniger gab es alle Tage — gleichfalls anonym — Gedichte, die immer länger und immer leidenschaftlicher wurden. Außerdem ging der Dichter regelmäßig um eine bestimmte Stunde vor dem Hause der Geliebten auf und ab, wobei er jedesmal vor ihrem Wohnzimmerfenster mit einer tiefen Verbeugung den Hut zog. Wesentlich war es ihm dabei, nicht nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in einer außerordentlich feinen, sondern auch in einer stets wechselnden Kleidung aufzutreten, so daß er schon um dieser Fensterparaden willen mit dem Schneider genug zu tun hatte.

Inzwischen sah er das Ziel seiner Leidenschaft niemals mit körperlichen Augen, wenn auch mit dem geistigen überall, besonders an den Orten, wo er sich ganz allein befand.

Die ununterbrochene innere Spannung hatte zwei ganz natürliche Folgen: erstens mußte sie durch guten, alten, teueren Madeira häufig gelöst werden, zweitens verhinderte sie alle Arbeit. Drittens aber fehlte es an Geld; vom Verlag kam nichts, und das von Franz von Wehlen Ausgesetzte genügte den Ansprüchen eines verliebten Dichters keineswegs. So gesellten sich denn zu den Liebesqualen noch Schulden, und diese Schulden wuchsen rasend schnell.

Eigentlich hätte die Stadt oder der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs wohl etwas für einen Dichter tun können, der ihr die Ehre antat, sie zum Wohnsitz zu wählen. Aber da die deutschen Philister für solche Kulturausgaben keinen Sinn hatten, so überlegte Kunde in den Pausen seiner Liebessehnsucht angestrengt, auf welche Art andere Leute reich geworden seien, und wie er es ihnen wohl nachmachen könne. So ernst und gesammelt sah er aus, daß Wehlen, als er ihm einmal begegnete, zu der Überzeugung kam, es entstehe in des Dichters Hirn eben ein modernes Epos in der Art von Byrons Don Juan.

Bald darauf wurde Peter Kunde die Erleuchtung zuteil. „Man muß spekulieren! Das ist der einzige Weg, schnell reich zu werden und der einzige, der mir offen steht."

Der Entschluß war schnell gefaßt. Kunde raffte alles erreichbare Geld wie Diamantenstaub zusammen: einiges fand er in verschiedenen Hosentaschen, anderes entlieh er, noch anderes ließ er sich von der Lokalzeitung als Vorschuß geben, und das letzte brachte er durch Versetzen seiner Habseligkeiten ein. Als alle diese Möglichkeiten erschöpft waren, rannte er zur Bank, deponierte seine ganze Barschaft als Deckung und erstand damit um den zehnfachen Betrag Aktien einer großen Bierbrauerei.

Wer konnte froher sein als unser Dichter nach dieser Transaktion! Er wiederholte sich die Rechnung des guten Milchmädchens Perrette, und in-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem er, wie dieses, munter aufhüpfte, malte er sich aus, wie er in kurzer Zeit als reicher Kavalier vor Cäcilie Zackenzahn glänzen werde.

Er fühlte sich bereits als Kommerzienrat und vergaß die beschämende Tatsache, daß er einst Bücher geschrieben, sich wie ein Sklave in Kunst und Literatur hatte auszeichnen wollen. Seiner neuen Würde gemäß kaufte er die schwersten Zigarren und las mit Kennermiene den Kurszettel. Er verkündete aus Geschäftsrücksichten überall das Lob des Biertrinkens und bestellte in allen Wirtshäusern seine Marke, obwohl er sie nur mit Furcht vor Leibschmerzen und mit der tröstlichen Aussicht auf ein späteres Glas Madeira genoß.

Da machte er einmal einen mehrtägigen Ausflug. Als er davon zurückkehrte, griff er nach dem Kurszettel und sah mit Grausen, daß seine Aktien tief gesunken waren. Er rannte zu der — für ihn zu einer Schlachtbank gewordenen — Bank. „Ja," hieß es, „haben Sie denn unsere Mitteilung nicht erhalten? Da keine neue Deckung eintraf, mußten wir uns mit Ihrer Einzahlung schadlos halten —"

Er stürmte aus dem Lokal, wie ein Hund aus einem Tabakskollegium. Er raste spazieren, das machte ihm aber den Kopf nicht klar, und so landete er schließlich in einem eleganten Restaurant.

Am gedeckten Tisch und hinter einer Flasche Wein erhellte sich sein Gehirn, wenn es sich auch nicht erheiterte, er sah so deutlich wie im Traum das entliehene und zurückzuzahlende Geld, er sah die versetzten Sachen, die er einlösen mußte, und er sah sein leeres Portemonnaie, aus dessen Inhalt er nicht einmal seine Zeche bestreiten konnte. Was tun? Sollte er sich an Wehlen wenden? — „Niemals," dachte er bei sich, „an diesen Knicker! Mein großartiger, beinahe grotesker Stolz verbietet mir das." An den Verleger? — Der gab ja doch nichts. An Freunde? — Er hatte keine. Er hätte sich aufhängen mögen. Aufhängen? — Nein, doch lieber nicht; es ist zu gemein. Oder ertrinken? — Zu weibisch. Oder sich erschießen? — Sehr unsicher. Ach, wenn der Kellner doch darauf verfiele, heimlich eine Portion Gift in den Wein zu tun . . .

„Ja, Donnerwetter," rief Peter Kunde plötzlich aus, indem er sich an die Stirn schlug, „wozu ist denn Cäcilie Zackenzahn? Sie hat mich ruiniert, sie wird mich wieder aufrichten!"

Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Von diesem Einfall war er so beglückt, daß er taumelnd und laut vor sich hinsingend über die Straße ging, bis ein antialkoholischer Schutzmann ihn barsch zur Ruhe mahnte.

Am anderen Morgen aber bedeckte er — nämlich Peter Kunde — sich mit Frack und Zylinder, kaufte einen Arm voll Lilien und suchte die Dame seines Herzens auf. Indem er der Verdutzten alle die Blumen überreichte, sagte er: „Man ist gewöhnt, Lilien sich in den Händen der Engel vorzustellen. Mögen diese Lilien von Ihnen das bezeugen, was mir freilich niemand mehr mitzuteilen braucht."

Das Fräulein hörte das Gras wachsen; es machte ein eigentümliches Gesicht und sagte halb verlegen, halb überlegen: „Ach, es kommt so plötzlich — — es ist mir ja eine außerordentliche Ehre, und ich schätze Sie sehr hoch — — aber ich müßte einige Tage Frist zum Bedenken — —"

„Solange kann ich nicht warten!" rief Peter aus.

Nun zeigte sich Fräulein Zackenzahn ganz verwirrt und befangen.

Endlich gelang es dem Dichter, sich mit langen Reden halbwegs verständlich zu machen.

„Ja, und wieviel bedürfen Sie?" fragte Cäcilie aufatmend.

„Dreißigtausend Mark," antwortete er in den Tag hinein, diese runde Summe gefiel ihm, obwohl sie um das zehnfache zu hoch gegriffen war.

Und sie gab ihm, in sonderbarer Verwirrung, das Geld widerstandslos. —

Nun zahlte Peter seine Schulden und hatte nachher immer noch so viel Geld, daß er nicht wußte, was damit anfangen. Das Zurückgeben war ihm bei alledem ein unangenehmer Gedanke, und er meinte bei sich: „Wieviel einfacher wäre es, wenn Gläubiger und Schuldner in Gütergemeinschaft lebten!"

Praktisch wie er war, suchte er eine solche herzustellen, indem er Cäcilie Zackenzahn einen förmlichen Heiratsantrag unterbreitete.

Sie hatte inzwischen von dem Verleger allerlei günstige Kritiken über Peter als Dichter erhalten, und ihn als Mann — wenigstens seinem Äußeren nach — kritisierte sie selbst jetzt recht günstig. So ging denn die Sache wie geschmiert.

Kaum aber war diese Verlobung perfekt, so folgte ihr eine andere, die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht viel weniger Aufsehen machte. Herr Stutenbeck hatte nicht genug von der Adoption der Kinder, er wollte auch die Mutter dazu haben.

An dem gleichen Tage gab es dann zwei Hochzeiten, die eine überaus einfach, die andere, die von Franz von Wehlen gegeben wurde, ungemein glänzend. —

Über Peter waltete fortan ein strenges Regiment; er durfte — da er keine Kinder hatte — nur seiner Frau und seiner Arbeit leben; für sich allein auszugehen war ihm niemals erlaubt. Er arbeitete ununterbrochen und sehr intensiv. Daher flossen ihm die Honorare und Tantièmen in Strömen zu und sodann ohne Aufenthalt in die von Frau Cäcilie streng verwaltete Kasse. Einige wollten finden, daß er vor der Zeit alt werde und zusammenschrumpfe. Vielleicht hatten sie recht. Aber das Genie war gerettet.

Rundschau

Lotterie

Preußen in Deutschland voran! Die Maxime ward wieder einmal herrlich betätigt. Der Norden hat eine Kulturein-heit geschaffen unter der Firma: „Preu-ßisch-Süddeutsche Klassenlotte-rie". Die Zersplitterung ist beseitigt, der Spielchauvinismus in sanfte Raub-gemeinsamkeit verwandelt. Rein geo-metrisch betrachtet ein Erfolg. Ein-beziehung, Abrundung. Wir haben ein Ganzes. Nur Partikel fehlen noch: Hamburg und Sachsen. Aber auch sie müssen kommen, die Konkurrenzüber-macht wird sie zwingen.

In Preußens Abgeordnetenhause hat man wieder einmal Sozialethik getrie-ben. König, Arendt usw. König: „Das Lotteriespiel ist ein Übel, aber ein not-wendiges Übel. Schon Tacitus hat die Spielluft der Germanen registriert. Auch haben wir schon 100 Jahre die preu-ßische Klassenlotterie. Manchen hat sie beglückt, vielen von Ziehung zu Ziehung das Hoffen gelassen." Eine entzückende Argumentation. Weil rüdige Germanen „an beiden Ufern des Rheins" Weib und Kind verwürfelten, ist die Spiel-lust geheiligt, und weil Preußen 100 Jahre aus einem elenden, kranken Trieb Kapital geschlagen, muß es auch heute noch so bleiben. Nur der Sozialdemo-krat wollte die Beweisführung nicht anerkennen. Der „Fortschritts"mann legte sich mit auf die moralische Bären-haut urgermanischer Tradition. Fast alle lobten die errungene Einheit über den grünen Klee und segelten lustig ins gemütliche Meer der Skrupellosig-keit. Und doch war hier wieder ein-mal ein Kulturproblem, ein ernst-haft Ding, dem mehr gebührt als ein albernes Breittreten taziteischer Sätze. Wenn man noch wenigstens die Miß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

billigung des Römers erkannt hätte. Aber man nahm seine herbe Kritik für die harmlose Konstatierung einer höchst amüsanten germanischen Leidenschaft.

Ein bißchen in die Geschichte hineinsteigen, meine Herren! Da wird manches klar. Die Geldlotterie ist sehr gemeinen Ursprungs. Der florentinische Staat erfand sie in einer Pleitestimmung. Ultimum refugium blieb der Spieltrieb. Die Kalkulation enttäuschte nicht und die Idee fand Nachahmer. In Frankreich wollte sie nicht recht einschlagen, aber die Italiener wurden begeisterte Anhänger. Dann kamen die Systeme. Es entstand die Klassenlotterie, die den Raub rechnerischer, mathematischer betreibt. Holland hat den Segen gebracht und ihn nach Deutschland getragen. Hier ging die Saat üppig auf. Jedes Duodezeckchen hatte bald seine Klassenlotterie. Sie kam über den Kanal. Aber die Engländer haben sie im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts wieder abgeschafft, ebenso die Franzosen. In Deutschland gedieh sie prächtig, wurde zivil- und strafrechtlich geschützt und ward ein Hätschelkind der Fisci. Bis Preußen bahnbrechend wurde und eine norddeutsche Lotteriegemeinschaft schuf. Der Finanzminister hat im Abgeordnetenhause stolz auf diese Tat hingewiesen und ein Begeisterter träumte gleich darauf von der Reichslotterie. Sie wird kommen, nachdem das süddeutsche Staatentrio beigetreten. Erst dann wird die deutsche Einigkeit wirklich besiegelt sein.

Demgegenüber ist die Frage zu stellen: Was ist Lotterie? Und darauf ist die Antwort zu geben: Ein kalkulativ festgelegter Betrug, nach Tabellen geordnet, auf denen die Zahl der Hereingefallenen im voraus berechnet wird. Man kennt die Opfer nicht und das unterscheidet diesen Betrug von dem strafrechtlich verfolgten. Man macht das Unmoralische einer solchen Methode nicht dadurch moralischer, daß man behauptet, anderer Schwindel werde durch diesen bekämpft. Im Abgeordnetenhause hat man solche Verlegenheiten vorgebracht. Der Fiskus tritt als gewerbsmäßiger Spielunternehmer auf und verhöhnt damit die eigenen Gesetze. Er gewährt dieser Verhöhnung noch strafrechtlichen Schutz. Durch die Institution der Lotterie bringt er das Hereinlegen in ein gesetzlich sanktioniertes System. Und gegen eine derartige Rechtsverdrehung findet nur ein Abgeordneter scharfe Worte. Mit einem Teil der Gelder von Hunderttausenden bereichert der Staat einige Wenige, den Rest steckt er seelenruhig in die Tasche. Kulturbedenken hat er nicht. Zwar ficht er gegen Börsenspiel, Prämienschwindel und derartige Laster und ist dann höchst besorgt um die Ethik. Aber er selbst tritt sie mit Füßen, nimmt armen, nach Metallglück gierenden Menschen letzte Groschen weg und gibt ihnen nicht einmal die Möglichkeit, frühzeitig zu erkennen, wie sehr sie hereingelegt werden. Suum cuique: Dem Staat das Recht, dem Bürger das Recht.

Dr. Alfons Goldschmidt

Minimallohnämter als Schutzmittel gegen fremde Lohndrücker

Die Frage einer gesetzlichen Beschränkung der Ausbeutungsfreiheit in bestimmten Industrien, die große Mengen ungelernter oder unorganisierter Handarbeiter beschäftigen, wird bald in allen Ländern mit verhältnismäßig hoher materieller Kultur, die starken Zuzug von Arbeitskräften aus Ländern mit niedriger ökonomischer Kultur erhalten, zu den dringendsten sozialen Problemen gehören. In Australien, wo seit 18 Jahren Minimallohnämter bestehen, wurden einst die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ersten Schritte dazu unternommen, als Chinesen neben weißen Frauen und Kindern in den Bekleidungsgewerben durch ihren wilden Wettbewerb alle Beschäftigten zwangen, mit Hungerlöhnen zufrieden zu sein. Jetzt werden in 38 verschiedenen Industriezweigen Australiens die Minimallöhne gesetzlich geregelt. Die dafür eingerichteten Ämter sind aus Vertretern der Arbeiter und Arbeitgeber zusammengesetzt, die in voller Öffentlichkeit über Lohnfragen beraten und beschließen. Die Beschlüsse haben für eine bestimmte Zeit gesetzliche Kraft. Wenn nach Ablauf einer solchen Frist beide Parteien eine Änderung verlangen, so werden neue Verhandlungen eröffnet. Da die Vertreter gewählt werden, so hat jeder Arbeiter eine Stimme für die Festsetzung der Löhne.

Eine kräftige Bewegung für die Einrichtung von Minimallohnämtern ist in den Vereinigten Staaten im Gange. Die ungeheueren Mengen bedürfnisarmer ost- oder südeuropäischer Einwanderer, die dort fortgesetzt zuströmen, fördern die Ausbeutungsmöglichkeiten in den Schwitzindustrien in einer Weise, wie man es sich kaum vorstellen kann. Bezeichnend hierfür sind die Verhältnisse in der Baumwollindustrie. Diese wird vornehmlich in den Gegenden längs der atlantischen Küste betrieben. Es ist kein Zufall, daß New Orleans und Fall River, die beiden äußersten Punkte der Baumwollküste, die höchsten Sterbeziffern haben. Nirgends in der Union ist die soziale Gesetzgebung so rückständig, als in den Baumwolle verarbeitenden Staaten Louisiana, Alabama, Nord- und Südkarolina, Georgia, Virginia, Maryland, Pennsylvanien, New Jersey und den Neu-Englandstaaten. Fast alle Gesetzanträge für die Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit wurden dort bisher zu Fall gebracht. Während z. B. überall sonst Kinder unter 14 Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen, ist das in jenen Staaten schon mit acht-, neun-, zehn-, elf- oder zwölfjährigen Kindern gestattet. In Georgia arbeiten kleine Kinder wöchentlich 66 Stunden, und ein Gesetzantrag, der diese Ausbeutung beschränken sollte, scheiterte an dem Widerstande der Fabrikanten. Die Löhne sind allgemein so niedrig, daß sie kein menschenwürdiges Dasein gestatten. In immer größerem Umfange wird Männerarbeit durch Frauen- und Kinderarbeit ersetzt. Gräßliches Massenelend ist der Mutterboden von Unternehmungen, die regelmäßig Dividenden von 15 bis 30 Hundertstel verteilen. Ähnliche Verhältnisse herrschen in fast sämtlichen Bekleidungsgewerben und zahlreichen anderen Industrien und vornehmlich auch im Kleinhandel vor, und überall sind es die Einwanderermassen, die dem amerikanischen Industriefeudalismus das meiste Menschenfutter liefern. Die fremden Elemente hausen in den Städten in höhlenhaften Häusern, bringen Schmutz, Seuchen, Ungeziefer, Verbrechen, Unmoral wohin sie kommen. Die Epidemien steigen in ihren Massenquartieren so stark wie die Prostitution. Elend, Verschuldung, Unterernährung folgen ihnen überall hin.

Erst diese Hungerkonkurrenz macht es verständlich, daß, wie neuere Untersuchungen ergeben haben, die Einwanderung in den Vereinigten Staaten das Tempo der Zunahme der Bevölkerung nicht beschleunigt, sondern verlangsamt. 40 Jahre vor und noch 40 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung war die Einwanderung sehr gering, aber die Bevölkerung verdoppelte sich fast alle 20 Jahr. Malthus hatte, als er sein großes Werk über die Bevölkerungsfrage schrieb, vor allem die nordamerikanischen Kolonien als Beispiele für ein außergewöhnlich rasches Vermehrungstempo einer unter günstigen Bedingungen lebenden Bevölkerung im Auge. Zwischen den Jahren 1790 und 1830 nahm die Bevölkerung zu von 4 Millionen auf fast 13

Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Millionen oder um 227 v. H. in 40 Jahren. Eine im Jahre 1815 auf Grund der Ergebnisse der drei ersten Zählungen vorgenommene Schätzung berechnete die wahrscheinliche Bevölkerung der Union im Jahre 1900 auf 100235985. Statt dessen betrug sie zu diesem Zeitpunkte in Wirklichkeit nur 76303387, trotzdem seit 1820 im ganzen 19115225 Fremde eingewandert waren. Die Geburtenhäufigkeit der ansässigen Bevölkerung war also unter der Einwirkung der neu eingedrungenen fremden Elemente rasch zurückgegangen. Sorgfältige Untersuchungen ergaben nun weiter, daß die Geburtsrate zum ersten Male um 1830 stark fiel, gerade zur Zeit, wo die Wirkungen der Einwanderung zuerst begannen, sich fühlbar zu machen. Ferner zeigte sich, daß die Zahl der Geburten in dem Maße jeweils zurückging, als der Strom der Einwanderer anschwoll. Schließlich ergab sich, daß der Rückgang der Geburten immer dort am stärksten war, wo die meisten Fremdlinge hinzuströmten. In einigen Staaten des Ostens ist die einheimische Bevölkerung tatsächlich schon seit Jahren in der Abnahme begriffen.

Solange die Einwanderung sich noch in mäßigen Grenzen hielt, gab es in der Union immer nur einen Wettbewerb zwischen Alten und Jungen; da diese aber in denselben Überlieferungen, Sitten und Anschauungen aufwuchsen wie jene, und nach vollendeter Erziehung mit denselben Ansprüchen in das Berufsleben eintraten, so konnte die gewohnte hohe Lebenshaltung beibehalten werden; denn an und für sich konnte in einem so riesigen Lande von einer Übervölkerung für absehbare Zeit keine Rede sein. Heute kommen ja in der Union erst 12 Einwohner auf einen Quadratkilometer (in Deutschland 120), so daß es für das Land eigentlich eine Spielerei sein müßte, jedem Bewohner reichlich lohnende Beschäftigung zu bieten. Je länger indes die Einwanderung dauerte, desto niedriger wurde die Kultur der Menschen, aus denen sie bestand. Im Jahre 1880 betrug die Einwanderung aus Deutschland und anderen germanischen Ländern noch 64,5 v. H. der Gesamteinwanderung, 1908 nur noch 17,1 v. H., während die Einwanderung aus slawischen und romanischen Ländern in dem gleichen Zeitraume von 8,5 auf 71,3 v. H. anschwoll. Jede folgende Einwandererwoge trug Menschen ins Land, die geringere Bedürfnisse hatten, als ihre Vorgänger; sie unterboten auf den Arbeitsmärkten die einheimischen Elemente, die sich nun vor die Alternative gestellt sahen, entweder ihre gewohnten Bedürfnisse einzuschränken, oder aber ihre Kinderzahl. In der Regel wählte man das letztere. Man heiratete später oder gar nicht und machte sich neomalthusianische Praktiken zu eigen. Die Einwanderer erleichterten sich ihre Wettbewerbsfähigkeit dadurch, daß sie ihre Kinder frühzeitig am Erwerbsleben teilnehmen ließen, was dem alten Bevölkerungselement widerstrebte. Kinder waren daher für die Fremden ein Gewinn, für die Einheimischen eine Last. Gleichwohl konnte das natürliche Wachstum der fremden Elemente den Rückgang der Geburten im alten Amerikanertum nicht wettmachen, weil bei den Einwanderern die Zahl der Männer mehr als doppelt so groß zu sein pflegt als die der Frauen. Zudem sah sich jeder neue Einwanderungsschwarm bald durch neue noch bedürfnislosere Zuzüglinge in die gleiche Lage versetzt, in die sie ihre Vorgänger versetzten. Die Einwanderung führte also immer wieder dazu, einen Menschentyp mit höherer, durch einen solchen mit niedrigerer Lebenshaltung zu ersetzen.

Die verheerenden Wirkungen die dieser Auslesevorgang im amerikanischen Kulturleben verursacht, könnten, wenn nicht aufgehoben, so doch bedeutend abgeschwächt werden, wenn man nach australischem Beispiel Minimallohn-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ämter einführte. In drei Staaten, in Minnesota, Massachusetts und Wisconsin sind auch bereits im Jahre 1911 vorbereitende gesetzgeberische Maßnahmen hierfür getroffen worden. Fast überall agitieren vor allem die Konsumentenvereinigungen in diesem Sinne, so daß, wenn erst einige Staaten mit gutem Beispiel vorangegangen wären, wahrscheinlich viele andere bald folgen würden. Gewiß ist es ebenso human, durch Minimallohnämter den gefährlichen Wirkungen der Konkurrenz fremder kulturloser Proletarier entgegen zu arbeiten als es inhuman ist, dies durch Einwanderungsbeschränkungen zu tun. Bei uns aber hat man allen Grund, aufmerksam und ohne Schadenfreude die Schwierigkeiten zu verfolgen, in die die Amerikaner infolge des massenhaften Eindringens rasse- und kulturfremder Einwanderer geraten; denn wir werden vielleicht noch in viel stärkerem Grade mit denselben Bedrängnissen zu kämpfen haben, sobald erst die Auswanderung aus Ost-, Mittel- und Südeuropa nach überseeischen Ländern wegen der dort überall errichteten gesetzlichen Schranken stark abgenommen haben wird.

Otto Corbach

Glossen

Hochwassermarke

Die Maschine gewinnt. Der Geldkrieg kündet sich vor. Das Ende der Heeresmassen dämmert heran . . .

Das klingt absurd in einer Zeit, die jahraus jahrein bei irgendeiner Großmacht Militärvorlagen mit neuer Zahlenvergrößerung sieht. — Es ist dennoch so. Am gleichen Tage, an dem Delcassé 1400 Millionen Flottenkredit forderte und bewilligt erhielt, sprach im Senat der Kriegsminister Millerand. Er sprach von der „Fünften Waffe". 22 Millionen, später 25 seien zur Erhaltung einer französischen Luftflotte nötig. Jetzt schon habe man 208 Flugmaschinen; Ende des Jahres würden es 344 sein. Neue Worte formen sich. Flugmaschinenkorps; Luftgeschwader: 27 sollen es sein. Bei 234 „Offizier-Piloten", 210 „Beobachtern", 42 Mechanikern, 110 Offizieren, 1600 Korporalen: 550 Soldaten.

In dieser Rechnung ist keine Ziffer, die nicht gewohnte Vorstellungen umwürfe. Eine gleichberechtigte „Waffe", vielleicht die entscheidende, braucht in allem 2700 Mann. Von zwölf Millionen Mehrkosten kommen elf auf das Material, eine auf die Personen. Offiziere gibt es so viel wie Soldaten; Korporäle und Chargen dreimal so viel . . . Spürt man in dieser Zukunftsmusik den Grundtakt des Werdenden? Das Offizierkorps ohne Mannschaften, die Rüstung ohne Körper, die Waffe ohne Arm: all dies Absurde nähert sich der Wirklichkeit. Worin besteht die Wandlung? In folgendem: Mensch und Werkzeug vertauschen die Rollen. Vordem war die kriegerische Einheit der Soldat, sein Werkzeug die Waffe; künftige Einheit ist die Waffe, ausgerüstet mit der notwendigen Anzahl von Menschen. Was die Friedensarbeit schon lange kannte: die Emanzipation der Maschine, gilt künftig auch für den Krieg.

Der Vorgang ist nicht von heute

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und gestern. Er ist so alt wie die Kampfmittel, die selbständige Formationen verlangten. Ihr Merkmal ist die „Bedienungsmannschaft". So ist es bei der Artillerie, so, in weit höherem Grade, bei der Marine und jetzt bei der Luftflotte. Entscheidend ist das verfügbare Material. Nicht eine bestimmte Anzahl Soldaten gilt es zu bewaffnen; umgekehrt: Nach der Zahl der Geschütze, Schiffe, Flugzeuge richtet sich der Bedarf an Mannschaften. Wer bezweifelt, daß längst schon das Machtgewicht im Begriff ist, sich vom lebendigen in das tote Material zu verlagern, betrachte den Flottenetat der Großmächte. Vor vierzig Jahren wandte Deutschland an seine Marine ein Zwölftel der gesamten Kriegsausgaben; heute ein Drittel. Rußland, vor einem Menschenalter, ein Achtel, Frankreich ein Viertel; heute ist es ein Sechstel und ein Drittel. Damals begnügte selbst England sich mit zwei Fünfteln; heute gibt es für die Flotte mehr aus als für das Heer. Übergang von der vorwiegenden Landmacht zur vorwiegenden Seemacht bedeutet aber sinkende Geltung der Menschenzahl. Das gewaltigste Kriegswerkzeug der Welt, die englische Flotte, wird nur von 150000 Menschen bedient; dafür kostet es nicht viel weniger als die Eineinviertelmillion der russischen Landmacht. Verteilt man die Ausgaben auf die Kopfzahl der Marinetruppen, so ergibt sich, in Deutschland wie in Frankreich, das Fünffache dessen, was ein Landsoldat kostet. Für Nahrung und Kleidung des Mannes — einst der entscheidende Posten — bedarf es nicht so vieler Hunderte, wie Tausende für das Material: Deutschland braucht pro Kopf seiner Schiffsbesatzung 7000 bis 8000 Mark; Frankreich für jeden seiner Luftsoldaten 8000 Frank.

In Summa: Zur See wie in der Luft ist der Menschenbedarf vergleichsweise gering und richtet sich nach dem Material. Das Material aber hängt ab von der Leistungsfähigkeit der Industrie und der Größe des Geldbeutels.

Die Maschine gewinnt. Man könnte einwenden: Die Ziffern der Heere nehmen ja immer noch zu. Aber das stimmt nicht ganz. Die französische Friedensstärke geht absolut, die deutsche wenigstens relativ zurück. Für das laufende Jahr stehen in Frankreich 9000 Mann weniger zu Buche als 1911; und bei uns wird seit zwei Jahrzehnten annähernd die gleichbleibende Zahl rekrutiert. Die Hochwassermarke ist erreicht. Das liegt an zwei Gründen. Einmal an der Konkurrenz der Maschine, die mit ihren ungeheuren Kosten jetzt schon Dreiviertel der Gesamtausgaben verzehrt und uns, über kurz oder lang, vor die Frage stellt, ob wir Menschen oder Waffen bezahlen wollen. Dann an der Geburtenziffer. In Frankreich ist diese Ziffer, auch absolut genommen, ständig gefallen: es wird von Jahr zu Jahr weniger Rekruten haben, auch wenn seine Bevölkerung wüchse. In Deutschland stagniert die Geburtenzahl seit einem Jahrzehnt: es wird die Rekrutenmenge nicht wesentlich steigern können, obgleich seine Bevölkerung wächst. Schließlich — die Heeresmassen haben wohl eine technische Grenze. Vierzig Millionen chinesische Soldaten wird der Erdball niemals zu sehen bekommen; obgleich dies nach der Bevölkerungsziffer und europäischen Heeresverhältnissen eine ganz normale Anzahl wäre.

Und noch eins. Die technisch vollkommene Masse verlangt Qualitätstruppen. Mechaniker, Spezialisten — Offiziere. Die Zusammensetzung der französischen „Luftgeschwader" ist darum sehr lehrreich. Die Masse hat hier schon jede Bedeutung verloren, angesichts der anspruchsvollen, von wenigen Fachleuten bedienten Maschine. Diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verkleinerte, kostspielige, technisch ausgebildete Schar ist die Armee der Zukunft. Rein mechanisch läßt sich das demonstrieren. Als Schauplatz von Millionenheeren ist nur die Landbreite denkbar; die See trägt schon unverhältnismäßig weniger; völlig unzugänglich den Massen ist aber die Luft. Um 25 Soldaten hochzubringen, braucht man ein Fahrzeug von 130 Meter Länge und 20000 Kubikmeter Raumgehalt, für je zwei Mann einen Aeroplan: auf diesem Schlachtfeld sind Fünfhundert ein Heer.

Vier Millionen Bajonette werden nicht stärker sein.

Hermann Friedemann

Kunstgewerbe und Rechtsprechung

Wir haben in Deutschland eine Umwälzung auf dem Gebiete des Kunstgewerbes hinter uns, wie sie einschneidender nicht gedacht werden kann. Während noch vor 10—15 Jahren die Gestaltung alles dessen, was unserem täglichen Gebrauch diente, wie Möbel, Teppiche, Beleuchtungskörper, Speisegerät usw. unter der Herrschaft einer gedankenlosen Anwendung der Formen früherer Zeiten stand, darf man heute mit Fug und Recht von einer selbständigen deutschen Raumkunst reden. Daß wir dahin gelangt sind, ist aber weniger — wie man vielfach glaubte — der Abkehr vom sogenannten Stilmöbel zu danken, als vielmehr in einer Umgestaltung der Organisation der gewerblichen Unternehmungen zu suchen. Das Organ, welchem früher in den gewerblichen Unternehmungen das Entwerfen der Modelle, z. B. des Möbels, des Beleuchtungskörpers usw. obgelegen hatte, differenzierte sich: An die Stelle des „in allen Stilarten fix und firmen Musterzeichners" ist der neue Werte findende und schaffende Künstler getreten. Man erinnert sich, wie schnell dieser Umwälzungsprozeß vor sich gegangen ist. Ein Industrieller nach dem andern suchte jene Künstler, welche die Gebiete der verschiedenen Gewerbe erobert hatten, in dieser oder jener Form an sich zu ziehen. Auch der Staat erkannte rechtzeitig die Zeichen der Zeit und sicherte sich die jungen Kräfte zu Lehrzwecken. Es ist noch in aller Gedächtnis, mit welchem Beifall die Berufung Bruno Pauls, einer der führenden Künstler der jungen Bewegung, an die Spitze der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbe-Museums in Berlin aufgenommen wurde.

Es ging nun nicht mehr wohl an, eine schöpferischen Tätigkeit, deshalb, weil sie durch Rücksicht auf Gebrauchszweck und Material große Schwierigkeiten zu überwinden hat, niedriger zu bewerten, als andere künstlerische Tätigkeiten. Man brachte diese Erkenntnis zum Ausdruck, indem man die Tätigkeit unserer Raumkünstler als „angewandte" Kunst den sogenannten freien Künsten gleichberechtigt zur Seite stellte.

Auch die Gesetzgebung hielt mit dieser Entwickelung der Dinge Schritt und sanktionierte diese Auffassung, indem sie im Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Kunst und der Photographie, vom 7. Januar 1907 in § 1 bestimmte: „Die Erzeugnisse des Kunstgewerbes gehören zu den Werken der bildenden Kunst" und somit auch deren unerlaubte Veröffentlichung unter Strafe stellte.

Um so mehr muß es wunder nehmen, daß diese Gedanken bisher so wenig ins Publikum gedrungen sind, während es nämlich nahezu zum Allgemeingut geworden ist, daß sich ein Schriftsteller, der von einem anderen abgeschrieben hat, unmöglich macht, kommt es anscheinend weder den Bestellern noch den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fabrikanten zum Bewußtsein, daß es Diebstahl ist, wenn man den Entwurf, sei es eines Stoffmusters oder eines Möbels, welcher geistiges Eigentum eines Künstlers ist, kopiert und verkauft, ohne die Erlaubnis dazu zu haben. Diese Beobachtung drängt sich beim Betrachten der Auslagen, insbesondere mancher Möbelgeschäfte auf, deren Inhaber sich nicht klar zu sein scheinen, daß eine Anzeige beim Staatsanwalt vonseiten des betreffenden Künstlers, abgesehen von der Vernichtung der Nachahmungen, neben einer Geldstrafe von 3000 M. bzw. Gefängnis eine Buße von 6000 M. nach sich ziehen kann.

Während man dem kaufenden Publikum nun eine gewisse Naivität wird zugute rechnen müssen und mancher Möbel- und Stoffabrikant vielleicht in der Anschauung lebt, er dürfe geradeso wie er früher ungestraft von den Formenschätzen früherer Stilperioden lebte, nun auch die Arbeiten moderner Raumkünstler plündern, so ist es doch nahezu unbegreiflich, wie wenig in Juristenkreisen die klaren Bestimmungen des Urheberrechts und ihr leitender Gedanke bekannt zu sein scheinen.

Ein Beispiel hierfür ist ein kürzlich in Aachen geführter Prozeß, dessen Bericht mehrfach durch die Presse ging. Der Sachverhalt war kurz folgender: Eine Kunde hatte sich in Köln an die Firma gewandt, welche im Besitz von Möbelmodellen von Bruno Paul ist. Hier waren ihm verschiedene Abbildungen vorgelegt. Da der betreffende Kunde natürlich die Kosten des Künstlerentwurfes mitbezahlen muß, so war es ihm offenbar vorteilhafter erschienen, die Möbel wo anders machen zu lassen und er hatte sich mit einer Aachener Firma in Verbindung gesetzt, welche ihm tatsächlich Möbel nach jenen Paul-Modellen anfertigte. Selbstverständlich kam es zur Verurteilung der Angeklagten. Aber die Umstände, unter denen das Gericht dazu gelangte, sind bemerkenswürdig. Wenn man den Zeitungsberichten glauben soll, mußten nicht weniger als vier Sachverständige, darunter zwei Museums-Direktoren, dem Gerichte beweisen, daß die Arbeiten Bruno Pauls selbständige Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind und somit den Kunstschutz genießen. Man fragt sich nun als Laie: wenn es nicht gerichtsnotorisch ist, daß die Werke Bruno Pauls, der heute einen Weltruf genießt, ohne weiteres als „Erzeugnis des Kunstgewerbes", wie der gesetzliche Ausdruck lautet, gelten, was hat dann der Gesetzgeber mit der ganzen Bestimmung gemeint? Gestoßen scheint sich das Gericht daran zu haben, daß die Paulschen Entwürfe gewisse alte Stilmotive enthalten. Als ob bisher je ein Meister vom Himmel gefallen wäre, der eine völlig neue Form aus der Erde hätte stampfen können! Man braucht sich nur an Namen wie Michel Angelos, Dürer, Holbein, Mansard, Schinkel zu erinnern, ihr aller Werk war nichts als die Umschmelzung antiker Formen in neue selbständige Schöpfungen, wie denn jede Stilart bis jetzt noch eine Fortentwicklung der andern gewesen ist.

Doch wir kommen vom Thema ab. Zweck dieser Zeilen ist, auf die Schäden zu zeigen, die dem nationalen wirtschaftlichen Leben erstehen, wenn die Rechtsprechung mit der ihr vom Gesetz gegebenen Handhabe die Keime eines Industriezweiges nicht schützt, der sich zu einer neuen Eroberung Deutschlands auf dem Weltmarkte auszuwachsen verspricht. Wie oben ausgeführt, hat sich bei uns auf dem Gebiete der angewandten Kunst eine Veredelung des Betriebes vollzogen, indem an Stelle des Musterzeichners der selbständig schaffende Künstler oder Architekt getreten ist. Infolge dessen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist schon heute unsere Industrie imstande, geschmacklich Besseres zu schaffen, als das Ausland, welches — insbesondere die weltbeherrschende französische Möbelindustrie — über das Kopieren alter Vorbilder nicht hinauskommt. Läßt nun die Rechtsprechung die geistige Arbeit unserer Künstler, durch welche wir eben dem Ausland voraus sind, unbeschützt, auf gut Deutsch: kann jeder den kunstgewerblichen Entwurf nachahmen, so verliert er damit jeden Vermögenswert. Der schöpferischen Tätigkeit auf diesem Gebiete ist damit die Existenzmöglichkeit und der Weiterentwicklung der von soviel Hoffnung begleiteten deutschen Raumkunst der Lebensnerv abgeschnitten. Es muß daher auch an dieser Stelle wiederholt werden, was man von vielen anderen Seiten hört, daß es unseren Juristen vielfach an der Kenntnis des praktischen Lebens fehlt.

Als Illustration des Obengesagten sei hier am Schluß eine wahre Geschichte mitgeteilt: Ein Künstler, der einen Stuhl entworfen hatte, wandte sich an einen ihm bekannten Rechtsanwalt, da das Modell von anderer Seite nachgeahmt würde. „Aber was wollen Sie," meinte der Rechtsanwalt, „ein Stuhl ist in meinem Auge ein Ding mit vier Beinen und einer Lehne, das ist es von altersher gewesen und was soll daran zu schützen sein." Das sagte ein befreundeter Rechtsanwalt, der doch schließlich ein gewisses Interesse an der Durchführung eines Prozesses hat. Daß es Shippendale- und Sheraton-Stühle gibt, die wegen ihres Kunstwertes Preise bis zu 20000 Mark erzielen und daß z. B. Schinkel Sessel geschaffen hat, die heute Museumsstücke sind, war diesem Rechtsanwalt offenbar gänzlich unbekannt.

Dr. Hermann Post

„Philosophie des Könnens"

Es gibt Zeiten, wo plötzlich in ganzen Völkern die Lust zu wagemutigem Handeln erwacht. Der einzelne fühlt sich dann etwa wie ein Eiskorn im Firnschnee im Augenblick, wo die Masse sich aus dem Firnfelde hinaus- und als Gletscher talabwärts schiebt. Es sind zugleich die Epochen, wo „große Männer" als Führer gebraucht werden. „Ich bin in einer politisch günstigen Zeit in Tätigkeit getreten," sagte Bismarck einmal von sich, „als ich die Masse flüssig und zum Gusse fertig fand. Ich habe getan, was ich konnte, ohne Menschenfurcht und Selbstsucht, daß der Guß rasch und sicher erfolgt ist. Der Staatsmann kann nie selbst etwas schaffen, er kann nur abwarten und lauschen, bis er den Schritt Gottes durch die Ereignisse hallen hört, dann vorspringen und den Zipfel des Mantels fassen — das ist alles!" In solchen Zeiten ist auch das allgemeine Denken vorwiegend auf die Tat gestellt; die Intellektuellen stellen sich als Tastorgane Verbänden tatlustiger Menschen zur Verfügung. So geschieht es jetzt wieder. In Frankreich hat die Philosophie Bergsons, die ihren bewegenden Mittelpunkt in der Erkenntnis hat, daß alle psychischen Elemente sich in die jeweilig vorwiegende Tathaltung schieben, eine völlige geistige Revolution in führenden Kreisen der proletarischen Bewegung hervorgerufen; der Marxismus, der auf die Geschichte wartet, macht dem revolutionären Syndikalismus Platz, der Geschichte machen will. Auch bei uns in Deutschland liegt schon so etwas wie eine Philosophie der Tat in der Luft. Sie kommt zum Ausdruck in den Organen der Berufsvereine, die mehr und mehr ihre Geschicke unabhängig von den Eigentümern der Produktionsmittel bestimmen wollen, besonders auch in den Titeln

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Programmen neuer Zeitungen und Zeitschriften. Ein Schüler Bergsons, Willy Schlüter, meldet sich bereits mit einer „Mut und Macht" betitelten Einführung in die „Philosophie des Könnens" (Verlag Deutsches Leben, Rudolf Leichter) bei uns zu Wort. Schlüter ergänzt die Bergsonsche Lehre von der Tathaltung, durch eine Philosophie der aktiven Tatwaltung. Deren Grundgesetz ist: mit dem aufwärtssteigenden Leben im Bunde in jedem Menschen das Schöpferische anzuerkennen und zu fördern. Sie soll die Triebkräfte des Gefühls und des Gemütes richten, die Richtkräfte der Vernunft harmonisieren. Sie will daher solche Arten der Erregung und Gärung, die Beherrschung zulassen, und solche Arten der Beherrschung und Richtung, in denen die Harmonie der Spielkraft sich verjüngen kann: „Alle Gerechtigkeit ist Richtkraft, „Richtschaft". Unsere Ideale sind lebendig nur in der Leidenschaft. Das Taten, die Tatschaft muß Leidenschaft und Richtschaft so zu verbinden wissen, daß ein Überschuß vorwärtsdrängenden Lebensmutes und Eigenwillens dem Können Ruck und Rhythmus gibt. Gerichtete und gesichtete, aber nicht vernichtete Triebe." Das schöpferische, könnende Leben soll auch wiederum in der Mitte aller kulturellen Forschungen stehen. Ohne Können keine Reformation! Ohne stetiges Reformieren im Sinne der Ausdehnung des Wirkungsgebietes der Schöpferkräfte des Lebens kein kulturelles Tatvermögen, kein großes Können. Das Leben ist nur potentiv zu erfahren, es ist zu „ertaten", ist siegendes Tun, Können, also mehr als Erkenntnis. „Erst wenn wir im eigenen Tun erproben, daß das Leben den toten Punkt, dem die physischen Prozesse verfallen, überwindet, so wahr wir im Gehen das Fallen beständig überwinden, so wahr ein lebendiger Fisch nicht geschwemmt wird, sondern schwimmt, wie auch das Fliegen des Vogels ein stetig überwundenes Fallen oder Stürzen ist; erst wenn wir dieses ertatend erfassen, verstehen wir das Geheimnis des Lebens." Dem Tatmenschen frommt nur lebendiges Wissen. Nur richtig verdautes Wissen wird Kraft, nur als Diener des Könnens bekommt es Gestalt und Sinn.

Die bisherige Philosophie vernachlässigt es, den Tatvollzug in seiner Aktualität ins Auge zu fassen. Auf das wachsende Leben hat sich der Nebel der Angstreligion gelegt; auf das tatende Leben die Angstmoral mit ihrem schamanischen Schuldnermythos. Die Angstreligion hat in Deutschland im Mittelalter mit seinen Geißlern und Hexenverfolgern ihren Höhepunkt erreicht, die Angstmoral im Aftermittelalter, in dem wir noch jetzt stecken. Der Sprengung des Aftermittelalters will Schlüter mit seiner „Philosophie des Könnens" dienen.

Otto Corbach

Biedermeier-Moritaten

Kürzlich machte ein Bekannter von mir beim Stöbern in alten Büchern, das zu seinen Leidenschaften gehört, die Entdeckung eines Büchleins: „Melpomene" oder Grablieder, von Michael von Jung, Pfarrer in Kirchdorf bei Memmingen an der Iller. Das naive Bändchen stammt aus dem Jahre 1839 und enthält 100 „Grablieder", das heißt 100 Gedichte auf aktuelle Todesfälle, die der Pfarrer Jung am Grabe vorzutragen oder singen zu lassen pflegte. Der Stil ist reines, bürgerlichstes Biedermeier und die Verse oft von so ernsthafter Drolligkeit, daß man Lust bekommen könnte, das Buch neu drucken zu lassen. Da niemand es kennt, seien wenigstens Proben aus zwei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedichten hier abgedruckt, die ganzen Gedichte sind leider zu lang als daß ich sie mitteilen könnte.

Auf den Tod des Königs Friedrich von Württemberg singt der begeisterte Pfarrer unter anderem:

Begabt mit allen Eigenschaften
Begriff sein heller Geist geschwind
Die Summe aller Wissenschaften,
Die einem Herrscher nötig sind,
Wo mit erleuchtetem Verstand
Er stets ein edles Herz verband.

Er wählte Preußens großen König,
Den Friederich, zum Exemplar,
Und schon in Bälde fehlte wenig,
Daß er demselben ähnlich war;
Dann diente er aus freier Wahl
In Rußlands Heer als General.

Dann trat er kühn dem Feind entgegen,
Der zahllos am Rhein erschien,
Um ihn zum Rückzug zu bewegen
Mit weisheitvollem Heldensinn,
Und nur vor seiner Übermacht
War auf den Rückzug er bedacht.

Die Erhebung zur Königswürde, die von übelwollenden Historikern immer mit Napoleon in Verbindung gebracht wird, stellt Jung so dar:

Und als Europa zwanzig Jahre
Erschüttert war vom Kriegessturm,
So stand gegründet auf das Wahre
Und Rechte Er als wie ein Turm,
Und schwang zum wohlverdienten Lohn
Sich auf zu seinem Königsthron.

Als es mit Napoleon doch nimmer gehen wollte:

Nun schloß Er mit Europas Mächten
Aus freier Wahl ein Freundschaftsband,
Die deutsche Freiheit zu erfechten,
Die uns geraubt der Feinde Hand ....

Der Kronprinz wird als Heerführer ausgeschickt und zieht in den Kampf:

Er führte sie voll Heldenmutes
Bei Montereau in Kampf und Schlacht,
Und zog zur Schonung ihres Blutes
Nur vor zu großer Übermacht
Der Feinde, welch ein Heldenstück!
In schönster Ordnung sich zurück.

Schließlich geht aber alles gut, und der König, ohn' Ermüden auf seines Volkes Wohl bedacht:

Er führte, dieses zu bezwecken,
Die ständische Verfassung ein,
Um das Vertrauen zu erwecken:
Er woll' Sich nur dem Volke weihn,
Und schloß nach seines Herzens Rat
Sogleich mit Rom ein Konkordat.

Bedauernd berichtet er über den Versuch eines Attentates auf den König, der zu seiner Freude mißglückte.

Nicht so die braven Württemberger;
Sie lieben ihren König treu,
Indem ja kein Verbrechen ärger
Als Majestätsverbrechen sei,
Und sicher ist auf seinem Thron
Des Königs heilige Person.

Am Ende aber müssen auch Könige sterben, und siehe:

Auf einmal kam ganz unerwartet
Ein unbedeutender Katarrh,
Der doch in kurzem ausgeartet
In einen Krampf der Lunge war;
Verstärkt kam öfters dieser Krampf
Und brachte seinen Todeskampf.

Nichts hätte nun vermocht, den rasenden Schmerz des trauernden Volkes zu enden, wäre nicht zum Glück ein Kronprinz da, und wäre nicht der tröstliche Aufblick

Zum König Wilhelm, dessen Geist
Den Vater zu ersetzen weist.

Inzwischen steigt „Friedrich der Große" zu Gottes Thron empor.

Wo Du als ein erprobter Fürst
Mit Gott auf ewig herrschen wirst.

Ganz anders wieder sieht die Weltgeschichte jener Zeit in dem Grabliede auf den Tod Napoleons aus, da heißt es:

Europas Herrscher krochen hin
Vor ihm gebeugt im Staube —

und:

Er spielte wie mit einem Ball
Mit Königen und Kaisern
Und schmückte sich nach ihrem Fall
Mit ihren Lorbeerreisern.

Napoleons Größe wird anerkannt, aber es wird ihm vorgeworfen, er habe versäumt, auf dem Schlachtfelde zu fallen:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus feiger Todesfurcht ergriff
Er in Gefahr die Flucht:
Hier aber (d. h. auf dem Totenbett) wurde dieser Kniff
Umsonst von ihm versucht.

Trotz allem hat der fromme Pfarrer Mitleid mit dem Armen und versagt es sich, über ihn abzuurteilen, denn:

Er hätte sicher noch bereut
Die Torheit seiner Taten,
Und würde, hätte er noch Zeit,
Des Bessern sich beraten.

Und außerdem, wer dürfte urteilen! Darum:

Nun lasset uns bescheiden in
Den eignen Busen greifen,
Und sehn, ob nicht in bösem Sinn
Wir selbst zur Hölle reifen!
Denn öfter sitzt Napoleon
In unsrer stolzen Brust,
Nur kleiner, auf dem Lasterthron
Und herrscht in böser Lust.

Nur fehlt es uns an seiner Kunst,
An seinen Fähigkeiten,
Und an des Glückes holder Gunst
Und an Gelegenheiten;
Wir würden sonst vielleicht noch mehr
Als er des Bösen tun,
Und einstens nicht so sanft wie er
Im stillen Grabe ruhn.

Hermann Hesse

Tristan und Isolde

Der Zufall will es, daß gleichzeitig drei verschiedene Fassungen der Tristansage erschienen sind, und das ist gar kein Überfluß, denn das Verlangen nach echter Poesie ist heut wie immer groß und der Bestand an echter Poesie ist heut wie immer verhältnismäßig klein. Zu den ewigen Stücken gehört die Sage von Tristan und Isolde, die in hundert Traditionen, Bearbeitungen und Nachdichtungen immer wieder da ist und immer wieder zu den Herzen spricht.

In Richard Benz's „Deutschen Volksbüchern", der mustergültigen Sammlung (bei Diederichs, Jena), ist das alte Volksbuch von Tristan und der schönen Isolde von Irlande herausgekommen, nach dem ältesten Augsburger Druck von 1484. Das ist nun keine Quelle, sondern selbst schon Resultat einer sammelnden, dichtenden, vergleichenden Tätigkeit vieler, es ist der Volkstristan des fünfzehnten Jahrhunderts, und gibt die Sage im Spiegel eines treuen, tüchtigen Volkes, dem es aufs Tatsächliche ankommt und das doch noch keinerlei Scheu vor naiven Reflexionen und Gefühlsausbrüchen hat; sein besonderer Reiz ist die köstliche Sprache, um derenwillen man diesen Tristan neben allen anderen immer wieder gern haben wird.

Eine populäre moderne Bearbeitung der Sage, zusammen in einem Band mit dem Parzival, gibt Will Vesper im Verlag Langewiesche. Er folgt hauptsächlich der Dichtung Gottfrieds von Straßburg, kennt und benutzt aber natürlich auch andere Quellen, und wenn da und dort Nebensächliches verbreitert und kleine, echte Züge wenig herausgehoben sind, so ist doch die Arbeit voll Würde und Geschmack, und man muß dem hübschen Sagenbuch große Verbreitung wünschen.

Es gibt aber neben allen anderen einen modernen Tristan, einen französischen, und der ist mir lieber als alle neueren Bearbeitungen und mindestens ebenso lieb wie das Augsburger Volksbuch. Das ist „Tristan und Isolde" von Joseph Bédier, die schönste, kraftvollste und wirksamste Tristanerzählung, die ich kenne und die für uns den modernen Tristan schlechthin bedeutet. Das Buch, von einem gewiegten Kenner aus allen Quellen mit der innigsten Sorgfalt und Auswahl zusammengetragen, ist schon vor reichlich zehn Jahren einmal deutsch erschienen und tat vorübergehende Wirkung, eine illustrierte Ausgabe davon war eine Zeitlang berühmt.

Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Dann sank es wieder unter, es steckte in einem Verlag in den es nicht paßte, und jetzt erscheint es in schöner neuer Übersetzung als etwas ganz Neues im Inselverlag, nicht teuer und schön gedruckt. In dieser Form muß es uns erhalten bleiben, als wertvollste Bearbeitung eines unvergänglichen Schatzes, und als eines der allerschönsten Bücher, die wir in neuerer Zeit von Frankreich bekommen haben.

Hermann Hesse

Der Mondespfeil

Die schönsten neuen Bücher, die ich seit Jahren sah, waren alle morgenländischer Herkunft; eines der letzten und schönsten waren die von Buber übersetzten „Chinesischen Geistergeschichten". Nun ist aus dem an Schätzen wie an Moder reichen Wirrsal des indischen Ostens wieder ein solches Buch herübergekommen, gefunden von einem jungen englischen Literaten, vielleicht in der Übersetzung von ihm ein wenig gefärbt, jedenfalls aber ein Buch, das nicht die Sanskritforscher angeht, sondern die Künstler und die Liebenden, eine unsterbliche Liebesgeschichte. Man weiß nicht, aus welcher Zeit und von wem sie stammt, sie hat gewisse Familienzüge aller indischen Geschichten und kann, wie die Tempel Vorderindiens, dem Ansehen nach ebensowohl zweitausend wie nur hundert Jahre alt sein. Der Herausgeber F. W. Bain will sie als Sanskritmanuskript von einem sterbenden Brahmanen bekommen haben, und vermutlich ging es wirklich so zu, denn seine Erzählung davon ist so anspruchslos und fast ärmlich, daß es sich nicht gelohnt hätte sie zu erfinden.

Jedenfalls haben wir diese Geschichte jetzt. Sie heißt der „Mondespfeil" und ist im Verlagshaus Vita in Berlin erschienen, zunächst in kleiner Luxusauflage, die schön aber teuer ist und hoffentlich bald einer populäreren Platz macht. Wer nicht arm ist, muß sie sich aber schon jetzt kaufen, sonst versäumt er etwas, denn der Mondespfeil gehört zu den schönsten Dichtungen, die man lesen kann. Wer aufs Äußere sieht, wird sie für eine Art von Anekdotensammlung und Rätselschatz in Form einer Rahmenerzählung ansehen, weil ein verliebter König seine Prinzessin dadurch gewinnen muß, daß er ihr so lange Fragen stellt, bis sie eine nicht beantworten kann. Aber so schön und indisch-witzig diese Anekdoten sind, die Hauptsache ist der Rahmen, die schöne Liebesgeschichte mit ihrem konventionellen Anfang und ihrem herrlich leuchtenden Schluß, und das Ganze schwebt wie in Kristall in jenem indischen Geist, der die Veden schuf und der durch blanke Fenster einer gefrorenen Logik immerzu mitten ins Herz der Welt hinein zu schauen scheint.

Hermann Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ersten vier Wochen

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin, 26. Februar 1912

Unsicherheit war die Signatur der zwei letzten Reichstagsjahre. Sie rührte daher, daß man nicht bestimmt die Meinung der deutschen Wähler kannte. Die Reichstagswahl hat diesen Grund der Unsicherheit beseitigt. Die Linke hat die moralische Autorität der Mehrheit erstritten. Die Rechte, zu der nun auch das Zentrum gehört, kann nur noch namens einer Minderheit sprechen. Der Zorn hierüber schürt ihre Wehklagen und Drohungen. Aber der in der Januarwahl kundgegebene Mehrheitswille fand keinen genügend starken Ausdruck in den Mandatsziffern, welche die öffentliche Meinung nur gefälscht widerspiegeln. Der Zahl der Mandate nach scheint Rechte und Linke fast gleich stark. Aus diesem Schein gleicher Parteistärke und aus der Annäherung der beiderseitigen Mandatsziffern resultiert eine neue große Unsicherheit und eine erneute politische Spannung. Die Schachpartie, die bei den letzten Wahlen gespielt wurde, scheint remis. Diese scheinbare, oder richtiger diese formelle Unentschiedenheit, die eine Folge falscher Wahlkreiseinteilung und falscher Wahltaktik der Linken ist, wird die gesamte Tätigkeit des Reichstags beherrschen, ob er nun kurz oder, aus der Regierungssorge vor einer Neuwahl, lange beieinander sein wird.

Von dieser Unsicherheit gaben die ersten Wochen einen lebhaften Vorgeschmack. Die ganze Präsidentenkrisis ist eine Folge der knappen Linkenmehrheit, die eben wegen ihrer Knappheit abhängig ist, schon von winzigen Bruchteilen ihres rechten Flügels, sobald diese eine Abbröckelungsneigung verspüren. Das Durcheinander bei der Präsidentenwahl, das noch fortdauert, ist kein Zufall. Vielmehr ist der Zufall das Naturgesetz dieses

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reichstags geworden. Das wird er selbst verspüren, die Linke so sehr wie die Rechte, die Regierung so sehr wie die deutsche Wählerschaft, die sich nach Klärung gesehnt hat und über das Schwanken des Fahrzeugs steigendes Unbehagen empfinden wird. Das alles muß man sich gleich von Beginn an klar machen. Man kann sich gegen die Enttäuschungen nur wappnen durch die Gewißheit, mit der man sie voraussieht.

Ein großer Teil der Verantwortung für das was geschehen und nicht geschehen wird, ruht auf der nationalliberalen Fraktion. Aber innerhalb derselben wieder auf deren rechtem Flügel. Dieser rechte Flügel wie der Nationalliberalismus selbst hat zwei Seelen in der Brust, das weiß jedermann, und das werden die beiden Seelen selbst nicht bestreiten. An der stammverwandten rechten Seele der Nationalliberalen wird die Rechte zerren wie ein böser Geist.

Bassermann ist in einer nicht beneidenswerten Lage, er wird, mehr oder weniger zähneknirschend, fortgesetzt Kompromisse in der eigenen Fraktion schließen müssen, um den Schein der Geschlossenheit zu retten. Er wird zum Lavieren gezwungen sein und er wird unter der doppelten Dachtraufe allen Niederschlägen von rechts und von links ausgesetzt sein. Die Tage und Wochen der Präsidentenwahl haben eine Kostprobe geliefert. Die nationalliberale Partei hat in der ersten Sitzung, laut Mitteilung ihrer Blätter, den Leitsatz aufgestellt: „die Sozialdemokratie soll im Präsidium vertreten sein" und nach 4 Wochen scheinen die Nationalliberalen bei dem Standpunkt angelangt zu sein, „die Sozialdemokratie soll nicht im Präsidium vertreten sein", trotzdem sie 110 Mandate und über 4000000 Wählerstimmen hat. Die Stellung der Sozialdemokratie zur Audienzfrage ist kein durchschlagender Grund, wenn man vier Wochen zuvor das sachliche Bedürfnis einer Vertretung der stärksten Partei im Präsidium ausgesprochen hat.

Freilich fordert auch die Sozialdemokratie die Kritik heraus. Dieser Koloß stolpert wieder über Zwirnfäden. Herr Scheidemann gibt Visitenkarten bei allen Ministern ab, nur nicht bei dem Präsidium des Bundesstaates, das unsere Verfassung geschaffen hat. Will die Sozialdemokratie wirklich wieder neun Jahre warten, bevor sie die Visitenkarte auch beim Bundespräsidenten in der hergebrachten Form abgibt? Die her-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebrachte Form kann doch nach dem demokratischen Prinzip nicht eine Minderheit ändern und der gewählte Vizepräsident ist staatsrechtlicher Vertreter des ganzen Parlaments, nicht seiner Fraktion. Die Sozialdemokratie hat doch erklärt, die Konsequenz der staatsrechtlichen Stellung ziehen zu wollen.

Vor neun Jahren stürmte es auch im sozialdemokratischen Blätterwald wegen der Präsidentenfrage. Bernstein wurde vom „Vorwärts" gesteinigt, weil er die Meinung vertreten hatte, die sozialdemokratische Fraktion solle einen Vizepräsidenten stellen. Das wurde damals aus Scheu vor den radikalen Wählern verworfen, weil es die Berührung mit den Trägern hoher und höchster Ämter zur Folge habe. Damals ist dies ausdrücklich als Konsequenz anerkannt und als Ablehnungsgrund für die Annahme einer Vizepräsidentenstelle geltend gemacht worden. Jetzt hat die ganze Fraktion und Wählerschaft in neun Jahren endlich den Entwickelungsprozeß durchgemacht, mit Bernstein einen Vizepräsidenten zu reklamieren und nun will sie sich der Konsequenz entziehen, die sie damals selber plädiert hat! Sie gerät dadurch in Widersprüche, schafft sich Unklarheiten und anderen Vorwände, die als Gründe geltend gemacht, die öffentliche Meinung verwirren und die Linke ganz unnötig schwächen.

Man darf, um gerecht zu sein, an einer Erwägung nicht vorbeigehen, die der Reichstagsabgeordnete Heine in der letzten Nummer des „März" dahin formuliert hat:

> „Die unzählige Male mit Ausdrücken der Verachtung bedachte und konsequent außerhalb des Rechts gestellte Partei mußte sich sehr scheuen, einen ersten Schritt zu tun, der ihr eine verletzende Zurückweisung eintragen könnte."

Das Argument schlägt nicht durch, denn der Pfeil einer „verletzenden Zurückweisung" seitens des Bundespräsidenten gegenüber einem Mitglied des Reichstagspräsidiums würde auf den Schützen zurückfallen. Ganz unmöglich wäre ein Affront nicht. Denn ein Affront war es auch im Jahre 1895, als die Präsidenten des Reichstages, die gewählt worden waren, nach der Ablehnung der Bismarck-Gratulation nicht zur Audienz empfangen, sondern zum Festmahl befohlen wurden, welches im Schloß gerade zur Feier des Bismarck-Geburtstages stattfand, an dem die Reichstagspräsidenten sich nicht beteiligen zu wollen erklärt hatten! Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat sich damals das Zentrums-Präsidium, nicht aber der freisinnige Vizepräsident Schmidt-Elberfeld bieten lassen. Die Vorgänge von damals sind mir deshalb genau in der Erinnerung, weil ich damals im Auftrag von Schmidt-Elberfeld mit Eugen Richter und Ludwig Bamberger über jene Lage verhandelt habe und anwesend war, als Schmidt-Elberfeld seine Ablehnung formulierte. Gerade aber jener Fall zeigt, daß es Möglichkeiten gibt, sich zu decken.

Ich lese in dem angeführten März-Artikel des Herrn Kollegen Heine weiter:

> „Deshalb, in diesem Augenblick keine kleinlichen Streitigkeiten, keine Eifersüchteleien über geistige Eigentumsrechte, keine Erinnerung an vergangene Kämpfe. Das wären die wahren querelles allemandes."

Könnte diese beherzigenswerten Worte nicht auch die Fraktion, welcher der Verfasser angehört, bei der Schloßvisitenkartenfrage beherzigen? Auch sie hat einen „kleinlichen" Beigeschmack. Auch sie ist eine „Erinnerung an vergangene Kämpfe", auch sie ist eine „querelle allemande". Die ganze Bevölkerung hat jetzt den labyrinthischen Gang der Präsidentenfrage miterlebt und gesehen, wie eine Formfrage einen ganzen Aufmarsch in Unordnung bringt, und die Wählerschaft würde es nicht falsch verstehen, wenn unter den geschaffenen Verhältnissen die Konsequenz der staatsrechtlichen Stellung nach dem Herkommen ohne falsche „Scheu" gezogen würde. Der wütend geheuchelte Hohn der Rechten würde der beste Beweis für die Richtigkeit des Schrittes sein und niemand irre machen. Jede andere Lösung leistet der Taktik der Rechten und des rechten Flügel der Nationalliberalen Vorspann und wird einen erheblichen Teil der Verantwortlichkeit für die politische Zerfahrenheit übernehmen müssen, die eine moralische Wirkung eines rechten Präsidiums sein wird.

Überhaupt, die politischen Gewinne der Linken werden sich in dem Maße vergrößern, in dem sich der Fehler sozialistischer Demonstrationspolitik verkleinert! Der Zeitpunkt lädt alle Parteien der Linken ein, Klugheit, Vernunft und Planmäßigkeit walten zu lassen. Aber es werden viele von dieser Einladung keinen Gebrauch machen.

Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Die Auferstehung der Staatsidee

Von Hermann Gottschalk

Der Staat kann nicht existieren, ohne daß seine Idee von einer Mehrheit von Individuen getragen wird. Ohne diese Zellensubstanz ist er ein Scheingebilde. Aber kann es auch vorkommen, daß die Mehrheit von der Staatsidee erfüllt ist, ohne imstande zu sein, sie zu verwirklichen? Sie bliebe dann ein „nützlicher und willkommener Bestandteil" des Staatswesens, das tatsächlich auf ihr ruhte (wie bisher auf den erwerbenden und arbeitenden Massen) und dennoch seine Form von einer Minderheit empfinge? Beim Vergleich der von Wahl zu Wahl hingeschleppten Majoritätsausweise der Linken mit ihrem hartnäckigen Ausschluß von der Staatsgestaltung möchte es so scheinen. Aber es scheint eben nur. Wer die Macht der wirklich lebendigen Ideen kennt, die Realitäten sind wie irgendeine plumpe konservativ-ultramontane Gewaltpolitik, kann sich der Frage nicht verschließen, ob nicht die Aktionsschwäche der Linken auf mangelnde Lebendigkeit ihrer Staatsidee zurückzuführen sei. Denn die Stimmenzahl allein liefert keinen Beweis für das volle Wirken der Idee, sie kann vielleicht eine platonische Liebe zu ihr ausdrücken. Und auf der anderen Seite sind Konzessionen, der Furcht vor der roten Flut abgetrotzt, noch keine für die Staatsidee gewonnenen Gebiete. Aber in der Politik der Linken kann es, wenn sie Positives erreichen will, kein anderes nächstes Ziel als den Sieg der Staatsidee geben, in der ja alle Einzelforderungen eingeschlossen sind.

Wir stehen seit Jahrzehnten unter dem Banne eines Wortes, das an sich nicht böse, aber in seiner Anwendung ein Werkzeug des Staatsverderbs geworden ist: Realpolitik. Seine neudeutsche Anwendung besagt: jede Idee ist irreal, Realitäten sind allein die wirtschaftlichen und politischen Macht-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gestaltungen. Wir haben keine Zeit, Ideen und Weltanschauungen (als ob beides identisch wäre!) nachzuhängen, das haben wir Deutschen zu unserem Schaden allzulange getan (obwohl der Vorrang der deutschen Wirtschaftsrealitäten mit Stolz auf die systematische geistige Schulung zurückgeführt wird!). Durch Entstellung des Wortsinnes — und im Worte liegt eine ungeheuere Macht! — wurde hinter dem Schilde der Realpolitik eine niedrige und gemeine Brutalisierungspolitik betrieben. — Eine Politik, die allein auf Machtgestaltungen ausgeht, ist antistaatlich, ungesund, verrohend und selbstzerstörerisch. Das Abweisen jeder Idee aus der Politik setzt für die Gestaltung eines Gemeinwesens eine Unterdrückungsmaschinerie, deren verderbliche Tendenz notwendig bis in die Erziehung des Einzelnen zurückwirkt und dort den Staatskeim vollends zerstört. Welche Früchte die Verfemung der Idee tragen muß, das zeigt eben die Ohnmacht der Linken, die mit dem Zweidrittelbesitz aller Stimmen nicht imstande ist, den herrschenden Scheinstaat in die Luft zu sprengen.

Wäre es wirklich, wie etwa in den sechziger Jahren, die Staatsidee, die die oppositionelle Stimmenmehrheit schaffte, die Ohnmacht wäre undenkbar. Gäbe die Mehrheit mit ihrem Stimmzettel ein Stück ihres wirklichen Lebens her, das wäre eine Realität, der die reaktionären Mächte weichen müssen. Oder hat Bismarck aus Begeisterung für den Liberalismus die Ära der fortschrittlichen Gesetze mitgemacht? War es nicht vielmehr, daß er sich der Realität der vordringenden Staatsidee beugen mußte? Und wann gelang es ihm, seinen neudeutschen Realpolitik-Begriff wieder zu neuen Siegen zu führen? Doch erst, als Deutschland reich zu werden anfing. Als eine breite Schicht Wohlhabender emporstieg — aus der ehemaligen Schicht der Staatsidee-Träger, denen die Behütung und Vermehrung ihres Besitzes und in notwendiger Verbindung damit der Ausschluß der Besitzlosen aus der Staatsgestaltung höher stand, als der Staat. So hoch, daß die Vertretung der Staatsidee gegen die „Realpolitik" als Umsturz empfunden wurde!

Seit jener Zeit hat der Wohlstand ungeheuer zugenommen und die Notwendigkeit, den persönlichen Besitz zu sichern, hat sich wahrlich nicht vermindert. Zugleich aber hat sich das Proletariat seine Gleichberechtigung und — Macht der Realität! — statt der Furcht, das achtungsvolle Nach-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denken erzwungen. Die Unmöglichkeit, es niederzuhalten, hat eine größere Objektivität notwendig gemacht und für das „soziale Denken", was nichts anderes ist, als die Staatsidee, einen neuen Teilnehmerkreis erworben. Die ehemaligen Mitschöpfer der „Realpolitik" mit den bewußten Trägern der Staatsidee gemeinsam zur Urne treten zu sehen — läßt das nicht auf ein inneres Besserungssymptom schließen, das den zeitlichen taktischen Zweck überleben wird?

Denn was heißt „Abschüttlung des unerträglichen schwarzblauen Joches"?

Versetzen wir uns in die Seele eines der Vielen, die gestern noch vor ihren roten Stimmgenossen erzitterten. Was hat er persönlich vom schwarzblauen Regiment zu fürchten? Geistige Beschränkung? Man wende sich an die Statistik der Theater, der Bibliotheken, man befrage die Redaktionen um die Ansprüche des Publikums, man untersuche den „Geistesgehalt" der sogenannten neuen Religion, des Monismus, man gestehe sich die geringe Macht, die die heute denkbar schwärzeste Regierung über Technik und Naturwissenschaft vermag, welche doch die wahren geistigen Realitäten der Mehrheit sind, man befrage überhaupt den „Geist" der modernen Gesellschaft, um zu wissen, daß das höchste geistige Freiheitsgut, das sie sucht, die Gedankenlosigkeit, von keiner Reaktion abgeschafft werden kann. Oder fürchtet er materielle Beeinträchtigung? Die wohlhabenden Schichten, die der Rechtsliberalismus vorzugsweise vertritt, haben von der reaktionären Realpolitik nichts zu fürchten, hätten sie sonst nicht dreißig Jahre mitgemacht. Die Industrie setzt trotz der Landwirtschaftszölle ihr reichliches Fett an, das Großhandel und Großkredit gefahrlos abschöpfen, und die Lebensmittelteuerung schlägt nur bei den Nachbarn zur Linken ein. Ein besonderer Weitblick, der die tausendfachen Ursachen und Wirkungen der politischen und volkswirtschaftlichen Zusammenhänge über das unmittelbare Ziel hinaus übersieht, pflegt dem Kapitalisten auch nicht eigen zu sein. Viel näher liegt es doch, daß Macht nur durch Macht erhalten werden kann. Oder fürchtet er die Herrschaft Roms? Auch hier läge doch die früher gehegte Angst vor den roten Antikapitalisten näher, denn Rom hält es stets mit den Besitzenden. Daß es in Bayern die Bauern auf Kosten der Städte hätschelt, ist lediglich politische Konstellation, die sich sofort gegen die Bauern wenden würde, wenn die Städte willens wären, Rom zu fronden. Was doch dem Kapi-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

talisten ebenso leicht fiele, wie den protestantischen Agrariern, wenn er nur den Besitz und die Gedankenlosigkeit zum Ziele hätte, die beiden staatszerstörenden Elemente der persönlichen Trägheit. Es muß behauptet werden, daß die innerste Realität, die den Block der Linken schuf, die wiederauflebende Staatsidee ist. So kümmerlich ihre Spur im Bewußtsein des Einzelnen oft auch sein mag.

Wir können hierfür auch den negativen Beweis erfahren, wenn wir die Motive untersuchen, mit denen der schwarzblaue Block seinen Wähler zu erziehen und zu erhalten sucht. Den ländlichen bayrischen Zentrumswähler etwa, soweit er intelligent und nicht mit der Albernheit „die Religion in Gefahr" abzuspeisen ist. Es ist nichts mit dem heiligen Krieg. Die Anstrengungen der Zentrumsredner selbst in ihren sichersten Wahlkreisen, sich durch „Realpolitik" zu rechtfertigen, beweisen, wie wenig dem Bauern das Schicksal der Religion am Herzen liegt. Und sie ist doch das einzige, was die ländliche Masse an inneren menschlichen Gemeinsamkeiten aufzubringen hat. Oder etwa noch der „Patriotismus"? Ach, es scheint fast, als wäre diese edle Zentrumsspezialität bei der diesjährigen Agitation ganz vergessen worden — vor lauter Realpolitik. Man traut dem Bauern nicht einmal mehr diesen schäbigen Fetzen von Gemeinsinn zu, der uns sonst so sehr ergötzte. Um so deutlicher wird die Einschätzung und Verwertung der bäuerlichen Psyche in der hartnäckigen Konsequenz, mit der man sie von jedem Hauche der Staatsidee zu trennen sucht. Nur antistaatliche Instinkte ruft man wach, und was man vom Staate sehen läßt, ist wert vom Bauern bekämpft zu werden. Der Staat wird ihm auf die infamste Weise als ein Konglomerat von Juden, Freimaurern, Professoren und Steuereinnehmern vorgeführt, dem man jeden Vorteil gewaltsam abringen muß. Es handelt sich ja auch nur um Vorteile, niemals um Opfer — da wär's um die Stimme des so erzogenen Bauern geschehen. Natürlich, zur Bekrönung des Ganzen, ist der Staat auch der Feind der Religion, und so schließt sich der Ring der Beweise, daß der Staat überhaupt des Menschen und Gottes Feind ist. Aus der Stellung der Staatsidee und ihrer Auffassung lassen sich alle Motive für die reaktionäre Brüderschaft erklären.

Niemals seit der großen Wendung zur „Realpolitik" war die Lage klarer. Der Verworrenheit, die noch beklagt wird, ist eine Lösung voraus-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zusagen, sofern man nur den Faden am richtigen Ende ergreift. Die bisher erst im Süden wohlgelungene Überwindung der allmächtigen sozialen Gegensätze auf der Linken, der die im ganzen Reiche gelungene Überwindung der religiösen Gegensätze auf der Rechten gegenüber steht, kann in keinem anderen Feuer geraten sein, als in dem der Staatsidee. Was der Rechten einen Kampf *um* den Staat bedeutet, ist für eine ehrliche Linke ein Kampf *für* den Staat. Ein Kampf für die Organisierung von Gemeinsamkeiten, die jahrzehntelang zwischen einseitig gewollten Realitäten zurückstehen mußten. Deren Formulierung noch ungeheure Schwierigkeiten in sich trägt, die aber zur Hälfte überwunden sind, wenn der Wille da ist. Und der hat sich zu regen begonnen.

Die Unmöglichkeit, im ersten Augenblick die Punkte des praktischen Übereinkommens zu entdecken (denn noch scheint zwischen Kapital und Proletariat der Gefühlsgegensatz unüberwindbar), darf an dem Wiederaufleben der Staatsidee nicht zweifeln machen. Denn das muß man bedenken: *es sind mehr als dreißig Jahre antistaatlicher Erziehung zu überwinden!* Was das heißt, wird erst klar bei der Erwägung, daß der Wille zum Staat kein Naturinstinkt ist, wie der rücksichtslos bequeme Egoismus, der das Volk in die Ödheit der „Realpolitik" getrieben hat, sondern das Produkt einer höheren Erziehung. Die Staatsidee ist eine Erziehungsrichtung, die sich aus dem kostbaren Gute der menschlichen Gleichberechtigung ernährt. Ein großer Teil des heutigen persönlichen Kulturverfalls kommt auf Rechnung des Verfalls des staatsbürgerlichen Bewußtseins. Niemals kann der Kampf ums Dasein ein Kampf Aller gegen Alle werden, wie er es heute ist, wenn er durch die Staatsidee gebändigt und geregelt wird. An ihren Feinden sollt ihr sie erkennen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mors praeceptor / Von Dr. Max Adler

Zwischen Maas und Memel bringt sich in jeder Woche durchschnittlich ein höherer Schüler um. Das ist statistisch nachgewiesen. Und es gilt noch obendrein bloß für die minder ergiebigen Jahrgänge; denn in Wirklichkeit beträgt die Jahresernte weit über ein halbes Hundert.

Niemand wird also behaupten, daß es dem Schülerselbstmord nicht gelungen wäre, sich unter den verschiedenen nach Häufigkeits- und Unannehmlichkeitsgraden abgestuften Todesarten einen hervorragenden Platz zu erobern; es wird nachgerade Zeit, die beliebtesten Lichtungsmethoden des Menschenmähers unter diesem Gesichtspunkt zu revidieren. Unerschüttert bliebe dabei höchstens die überragende Position einzelner seiner Leib- und Lieblingssichelwagen, wie Elektrische, Lokomotive und Förderkorb. Mit ihnen freilich nimmt es der Schülerselbstmord vorläufig noch nicht auf. Leisten sie doch an einem einzigen Tag — jedes „System" für sich — reichlich dasjenige, was sämtliche geaichte Pädagogen Deutschlands erst im Verlauf einer vollen Woche vermögen. Tod durch Hinrichtung? Da greifen wir wieder ein bißchen zu niedrig. Jeder lumpige Gurgelabschneider wird ja heutigentags schon begnadigt. Allerdings: die Galgenstimmung des Delinquenten, der sich peu à peu auf seine Nichtexistenz vorzubereiten hat, nähert sich einigermaßen dem Seelenzustand des Tertianers, der die fälligen Vokabeln ins Heft einzutragen vergaß. Aber wie gesagt: numerisch reicht es nicht. Wir müssen also nach einer Todesart fahnden, die sozusagen die mittlere geometrische Proportionale repräsentiert. Kenner technischer Errungenschaften mit letalem Ausgange versichern mir, die Statistik des Automobiltodes liefere die gesuchte „goldene Zahl". Hier also wäre etwa der Schülerselbstmord anzureihen. Richtig ist jedenfalls, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch manch anderes tertium comparationis vorliegt: zunächst die sichere und erhabene, in vieler Hinsicht überirdische Situation des Chauffeurs. Man hat noch nie gehört, daß ein Autoführer aus Gram über den Tod eines von ihm Geräderten sich ein Leid antat. Ihn „trifft", laut Lokalchronik, in den meisten Fällen „kein Verschulden". Er hat seine Instruktion und seinen Fahrschein. Er sitzt, gemächlich und gesättigt, in seinem dicken Pelz an der Lenkstange und schindet Kilometer. Weh' dem, der seinen Weg kreuzt! . . . . . .

Präzeptor Mors mit Staubglas und Huppe. Ein Vorwurf für Kubin oder Sascha Schneider . . . . . .

Ich erlebte einmal in der Berliner Markgrafenstraße folgendes: Ein kleiner verträumter Junge lief auf dem Fahrdamm direkt in ein Auto hinein, das ganz „vorschriftsmäßig" um die Ecke gerast kam. Der smarte Chauffeur sprang vom Wagen, besah sich den Schaden und rief nach einem Schutzmann, dem er unter pilatusartigem Schwenken des Armgelenks einen trockenen Situationsbericht erstattete. Während die Mutter das tote Kind ins Haus trug, standen die beiden Gentlemen noch lange da und diskutierten den Fall. Der Schutzmann machte sich ein paar Notizen, klappte dann das Buch zu, steckte den Bleistift sorgfältig in die Öse und empfahl sich sehr höflich. Der Chauffeur saß wieder auf und fuhr ruhig weiter. Man lynchte ihn nicht. Man fand die Sache bedauerlich, aber natürlich. Verträumte Jungen gehören nicht in den Straßenverkehr . . . . . .

Die verflossene Weihnachtszensur hat wieder ein paar deutsche Kinder unter die Räder des Schulautos geschleudert, und für die Osterkampagne machen wir uns auf eine neue Serie „peinlicher, aber unvermeidlicher Zwischenfälle" im deutschen Schulleben gefaßt. Das Hauptkontingent stellen die höheren Schulen. Begreiflicherweise: der Moloch, dem die Hekatomben von Opfern fallen, heißt „Berechtigungsmonopol". Für Minderbemittelte ein unerschwinglicher Kult. Seelig die geistlich Armen! . . . . . .

Der Primaner Friedrich Nietzsche schrieb einmal aus Schulpforta an seine Eltern einen merkwürdigen Brief. Er liest sich wie die rührende Klage eines getäuschten Kindes und wirkt doch wie der aufpeitschende Ruf des prophetischen Warners. Er spricht von den überschwenglichen Hoffnungen, mit denen die Kindesseele einst den Tempel der Wissenschaft gegrüßt, von der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bitteren Erfahrung, daß die starre Lehrmethode, die Menge des aufgenommenen disparaten Stoffwissens den Schüler mehr aushöhle als mit echtem Lebensinhalt erfülle. Ehedem hätte man von einem Gipfel geistiger Vollendung, von einer Erneuerung und Verstärkung aller Seelenkräfte geträumt — „und siehe da: es bleibt ein schäbiger Rest, den man sich schämt, den Hunden vorzuwerfen! . . . . . "

Das ist die höhere Schule von gestern und heute. Überblickt man diesen Dschungel von sekundären und tertiären Kulturabsichten, so möchte man beinahe daran verzweifeln, hier jemals noch einen Zoll breit jungfräulichen Bodens für eine neue Grundlegung unseres Geisteslebens freilegen zu können. Um Fragen der Lehrmethode, der Stoffeinteilung, der Schulung für die Berufspraxis und den Militärdienst dreht sich unermüdlich das eintönig klappernde Mühlrad der Reformdiskussion; nur von einer Leistung am lebendigen Menschen ist wenig zu verspüren. Daß zwischen den Anforderungen der Pädagogik, die den Menschen um seiner selbst willen zu bilden habe, und denen des Staates, der sich durch den allgemeinen Schulzwang lediglich die Werkzeuge sichern wolle, die er für seine Zwecke braucht, ein fast unlösbarer Widerspruch klaffe, hat bereits Herbart ausgesprochen. Aus dieser bitteren Einsicht in die Doppelnatur aller Massenbildungsbestrebungen hat die intellektuelle Fixigkeit des Bildungsphilisters im Handumdrehen ein gesellschaftliches Muß konstruiert. Mit dem ganzen Schwergewicht seiner bleiernen Persönlichkeit hängt er sich an die längst über Gebühr herabgesunkene Wagschale der offiziellen, einseitig-zweckhaften Schulpolitik, die er durch Massenzuspruch stärkt. Das fabrikmäßige Vollstopfen ganzer Generationen mit „höherer Schulbildung" ist zu einem ernsthaften Kulturhindernis geworden. In der Unbedenklichkeit, womit heute die Mehrzahl der Eltern „aus praktischen Rücksichten" ihre Kinder mit gebundenen Händen an ein anspruchsvolles, nervenzerrüttendes Unterrichtssystem ausliefert, manifestiert sich jenes latente und darum um so gefährlichere Mißtrauen in die auferbauende, organisierende Kraft ursprünglicherer und wertvollerer Lebensmächte, das seit jeher die Verfallszeiten der Geschichte begleitet hat. Wie perplex würde einer der besagten Philisterväter dastehen, wenn man ihn benachrichtigte, daß Fichte, dessen „Reden an die deutsche Nation" er sonst mit so großer Vorliebe eitel im Munde zu führen pflegt,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der neunten dieser Reden sogar — horribile dictu! — die Dringlichkeit einer allgemeinen und gleichartigen Elementarunterweisung bezweifelt. Er wirft Pestalozzi vor, daß er die Bedeutung des Lesens und Schreibens für den Kinderunterricht beträchtlich überschätze: seien doch gerade diese Elementargegenstände bisher die eigentlichen Mittel gewesen, um die „Menschen in Nebel und Schatten einzuhüllen und sie überklug zu machen." Die Nationalerziehung, die Fichte für die Volkserziehung im Sinne Pestalozzis substituiert wissen will, müßte seiner Ansicht nach dem „armseligen Wunsch, daß die Erziehung ja doch recht bald vollendet sein und das Kind wieder hinter die Arbeit gestellt werden möge", von vornherein entsagen, ausgenommen etwa den Fall, daß es sich geradezu um eine Gelehrtenerziehung handle. Was würde Herr Professor Johann Gottlieb Fichte erleben, wenn er heute mit seiner Forderung hervorträte, den Unterricht in den verschiedenen Wissenszweigen an das Ende der Jugenderziehung zu verlegen, anstatt damit zu beginnen!

Bei sotaner Disposition der zeitgenössischen Psyche muß es eigentlich Wunder nehmen, daß noch nicht aller Optimismus erstorben ist. Wächst dennoch irgendwo bei uns ein Schultypus empor wie die „Freie Schulgemeinde in Wickersdorf", die sich die Aufgabe stellt, unsere daseinsflüchtige Jugend wieder ein Leben aus vollem Herzen zu lehren — was anderes könnte man zu solch tiefernstem, schwerwiegenden Beginnen sagen, als ein froherlöstes Ja und Amen? Es müßte zunächst eine Experimentierschule ermöglicht werden, denkt man, die Zentralzelle einer neuen Bildungstradition, zu der die Gläubigen wie zum heiligen Stein der Kaaba wallfahren kämen, eine Eliteanstalt, der in Anbetracht ihrer einzigartigen Kulturfunktion auch eine ganz exzeptionelle Rechtsstellung einzuräumen wäre. Die Schule eine organische Einheit von Erwachsenen und Jugendlichen. Schülerausschuß, Lehrerkollegium und Elterngemeinde in unaufhörlicher Wechselbeziehung. Der Lehrer nicht Schultyrann, sondern Anführer der Klasse; sein vornehmstes Lehrziel: die Erziehung zur Selbstarbeit, Pflege des Verantwortlichkeitsgefühls und des Gemeinschaftsgeistes. Der Unterricht nicht lediglich Vorbereitung für den Beruf oder für den Kampf ums Dasein, sondern Bürgschaft für die Kontinuität der geistigen und künstlerischen Entwickelung.

In den Publikationen der „freien Schulgemeinde" — ihren Jahres-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berichten und Jahrbüchern, die bei Diederichs in Jena erschienen sind — kann man nachlesen, inwieweit es geglückt ist, dieses Programm im Rahmen der gegenwärtigen Schulverfassung durchzuhalten. Es heißt da, die Behörden stünden den Bestrebungen der Reformschule jetzt vielfach wohlwollend gegenüber; auf einzelnen Gebieten, wie auf dem des Religionsunterrichts, sei sogar eine partielle Autonomie erzielt worden.

An den Resultaten der Berechtigungsprüfung sollt Ihr sie erkennen! Der in Wickersdorf amtierenden Prüfungskommission ist es mit so gutem Erfolg gelungen, die Uniformität des höheren Unterrichtswesens zu wahren, daß bei den Einjährigenexamen zu Ostern 1911 sechs von neun Kandidaten als durchgefallen erklärt werden konnten!

Jedennoch: man steht wohlwollend gegenüber . . . . . .

Unaufhörlich rast über die breite, ausgefahrene Landstraße die bethlehemitische rabies — das deutsche Schulauto . . . . . .

Man kann nur eines von beiden tun: reformieren oder lachen. Quod ferrum non sanat —

Soll man sich immer wieder nutzlos erzürnen? Schwerhörige eifervoll bekriteln? Spezialkuren für den simultanen und für den konfessionellen, für den humanistischen und für den realistischen Krankheitsfall auskalmüsern?

Nein! Längst nicht mehr gipfelt die Klimax des Hippokrates im Feuer des Schillerpathos. Die Wedekindsche Akribie, die leidenschaftslose Widerspiegelung des klinischen Gesamtbildes erheischt allseitige kulturärztliche Approbation. Wir haben uns zu Shakespeare vorwärtsentwickelt, der Schal und Schwächlich seine ethische Entrüstung erbarmungslos versagt: der tolle Spuk der friedensrichterlichen Dignität verlangt nach einer kräftigeren Beschwörungsformel! . . . . . .

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirklich, wirklicher, am wirklichsten!

Von Felix Löwy (Wien)

s ist wahr, daß 2 mal 2 vier ist, und noch wahrer ist es, daß 3 mal 3 neun macht. Am wahrsten aber ist 3 mal 4 zwölf." Widerwillig folgt man diesen witzlosen Worten, mit der Markierung des müden Lächelns, das uns der grinsende Spaß eines Idioten abnötigt. — „Wirklich, wirklicher, am wirklichsten." Sonderbar! das klingt bereits nicht mehr so sinnlos; so schrieben und schreiben gar Philosophen (selbst kein Minderer, als der große Kant, der verschämteste und verkappteste unter den großen Gottsuchern, auf seiner Fahrt nach Einem, der allmächtig sei und allwissend und allgütig) und — ist doch genau so, als wollte man sagen: „es ist Tatsache, daß .... es ist Tatsache, daßer .... und endlich ist es Tatsache, am daßesten ...."

Die Annahme von Wirklichkeitsgraden ist in der Tat eine höchst eigenartige Erscheinung in der Geschichte des philosophischen Denkens. Nimmer wäre zu verstehen, wie dergleichen nur möglich werden konnte, wäre die Frage „Gibt es Grade der Wirklichkeit?" in dieser Form und gelöst von jedem Zusammenhang erhoben und bejaht worden. Allein, so war es auch nicht. Die Frage lauerte unterwegs, als unbetonte, maskierte Nebenfrage. Auf der Fahrt nach ganz anderen Zielen tauchte vor den Wanderern im Reiche des Gedankens dieser Denkgrenzpfahl auf. Wie es geschehen konnte, daß man den Pfahl für einen Baum hielt und unbeirrt weiterschritt, ins Reich des Unsinns, in das Reich der Nur-Worte, statt umzukehren und neue Richtung zu nehmen, soll an etlichen Fällen aus dem mittelländischen Altertum deutlich werden.

Für die hellenische Antike (Rom kommt hier nicht in Frage) ist charakteristisch, daß ihre Weltbildkonstruktionen durchaus dem Typus des naiven, ametaphysischen Monismus angehören. Es gibt nur die eine, die erscheinende

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt. Dies wird aber nicht etwa mit Bewußtheit behauptet, in Ablehnung anderer Ansichten, sondern man ahnt garnicht, es wäre auch anderes denkmöglich. Nun geschah es, mehr als einmal, im Verlaufe der Werdegänge der antiken Philosopheme, daß man in Situationen geriet, in denen diese unbewußte, nie diskutierte, geschweige denn angezweifelte Kardinalvoraussetzung um ein Haar zunichte werden konnte. Daß es nicht so weit kam, hatte seine Ursache einzig und allein in der völligen Unbewußtheit dieser Voraussetzung, in der fast kindlichen Ahnungslosigkeit jener griechischen Denker, worum es sich eigentlich im letzten und tiefsten Grunde drehe.

Die Atomistik des Demokritos aus Abdera war so eine Situation. Seine hypotektonische Konstruktion von Atomen im leeren Raum widersprach dem Eindruck der stetigen Erfülltheit des Raumes, den die farbigen, klingenden und tastbaren Sinnenfälligkeiten hervorrufen. Der scheinbare Ausweg, das Gehirn wie ein Sinnesorgan zu behandeln, zu sagen, dasselbe wird vom Ohr als etwas Tönendes gehört, vom Auge als stetige, farbige Raumerfüllung gesehen und vom Gehirn eben als Atome im leeren Raum verstanden, führt nicht ins Freie. Denn: Auge und Ohr, die Sinnesorgane überhaupt, sind voneinander unabhängig, bilden ein Nebeneinander. Gehirn aber und Sinnesorgane bilden kein unabhängiges Nebeneinander, sondern ein Hintereinander im Sinne einer einseitigen Abhängigkeit. Das geistige Auge sieht die Welt nur durch die wer weiß wie gefärbte und geschliffene Brille der Sinne. Und am Ende ist es vielleicht nicht einmal eine Brille. Jedenfalls: Nihil est in intellectu, quod non, aliquando saltem, illuc pervenerit per sensus nervosque. (Hätte Demokrit um etliche zwanzig Jahrhunderte später gelebt, so hätte er es vielleicht wirklich so gesagt.) Zwischen das Ding und den Verstand drängen sich die Sinne, just so, wie die Wasserflut zwischen des Ozeans tiefuntersten Grund und uns. Darum „ruht die Wahrheit auf dem Meeresgrund", ewig unerforschlich, nimmer erreichbar. „Ἐτεῇ δὲ οὐδὲν ἴδμεν, ἐν βυθῷ γὰρ ἡ ἀλήθεια." Das ist dieses Denkers allerletzter Schluß. Kant in Abdera. Wenn auch nur potentiell, ohne Bewußtsein des — vorletzten Schlusses, ohne Metaphysik und ohne Antimetaphysik, ahnungslos. Beweis dafür: das Folgende. Das Gehirn ist also den Sinnen untergeordnet, nicht koordiniert, Farbe und Ton sind nicht im Widerspruch zu einander, wohl aber stetige Raumerfüllung und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leerer Raum. Da gab's nur zweierlei: Entweder man nahm eine Weltenzweiheit an, eine unabhängige Welt und die Welt der Erscheinungen, der Sinnenfälligkeiten, abhängig von der andern, der unsichtbaren, dann hatte man auch zwei Räume, es war garnicht ein und derselbe Raum gemeint, der Widerspruch existierte nicht mehr, und die Atomistik blieb wenigstens ein Symbol für die unerkennbare Außenwelt. Derlei ahnte aber Demokrit noch garnicht. Oder: man entschied sich für die eine von den beiden Möglichkeiten der Alternative, natürlich für die Behauptung des Verstandes, und, was die Sinne künden, existiert eigentlich — garnicht, ist eigentlich — garnicht wirklich. Aber doch mehr als nichts! Also jedenfalls — weniger wirklich, nur scheinwirklich. —: Die Welteinzigkeit blieb erhalten, um den Preis der Zwiespältigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens, mit Hilfe von Wirklichkeitsgraden.

Hier hält uns etwas fest. Wie war das? „Natürlich für die Behauptung des Verstandes"?! Wie? Zeter! Ein Widerspruch! Hieß es denn nicht, daß nichtig sei unser Wissen von der Welt, daß der Verstand lebe von dem, was seine Kerkermeister ihm reichten? Wie? Wenn der Verstand von den Sinnen gespeist wird, darf da die Aussage der Sinne verworfen, ihr Inhalt zur Scheinwirklichkeit erniedrigt werden, weil der Verstand das Gegenteil behauptet von den Vorgängen außerhalb der Mauern seines Verließes? Doch höchstens umgekehrt! Das Zeugnis der Sinne ist vielleicht trotzdem unentsprechend, aus anderen Gründen, aber doch immer noch, fast möchte man sagen, weniger falsch als das des Verstandes! Nicht? — Beruhigung! Geduld! Es soll noch bunter kommen! „O du jämmerlicher Verstand! Erst nimmst du von uns die Beweise und dann willst du uns damit besiegen? Dein Sieg ist dein Fall!" Demokritos selber ist es, der so die beleidigten Sinne sich wehren läßt. Und trotz alledem siegt der Verstand? Trotz alledem ist die Erkenntnisart des Verstandes die echte, die γνησίη, und die der Sinne die dunkle, die schattenhafte, die σκοτίη, statt umgekehrt? Trotzdem bleibt es dabei: „— ἐτεῇ δὲ ἄτομα καὶ κενόν, die Atome und das Leere allein sind das echt Wirkliche, denn: der Verstand hat es gesagt"? Warum folgt denn nicht auf jene Erkenntnis die Annullierung der ganzen Konstruktion?! Etwa bloß, um Leukippos nicht pietätlos zu widersprechen, von dem die Idee der Atomistik ihren Ausgang nahm? Der Grund

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheint schwach und geht nicht in die Tiefe. Fehler sind meist unterirdisch determiniert: Triebhaftes, das bedroht wird, drängt zur Oberfläche und wehrt sich durch Fehler. Auch in Demokrit lebt ein Trieb, der Bautrieb, der Gestaltungstrieb des konstruierenden Künstlers. „Göttlich ist's für einen Geist, sich stets was Schönes auszudenken." Dies können doch nur die Worte eines Edelhellenen sein, das Bekenntnis einer echten Künstlernatur. Der Trieb, der es schuf, schützt auch das gelungene Werk. Es ist kaum anzunehmen, Demokrit hätte schon gewußt, oder auch nur geahnt, was erst in allerletzter Zeit, und nur ganz wenigen Denkern, klar werden sollte, daß philosophisches Konstruieren Triebbefriedigung ist, ein Bauen um seiner selbst willen, im tiefsten Grunde Werk der Phantasie, nicht des Verstandes, daß nicht Erkenntnis das Ziel ist (aber nicht bloß deshalb, weil sie es nicht sein kann), sondern Baustilgerechtigkeit, daß Philosophie im Wesen nicht Wissenschaft ist, sondern Kunst, — mag auch der Künstler, wie gewöhnlich, in einer falschen Theorie über sich selbst befangen sein. Aber sicher ist, — denn Naturkräfte wirken, ob man ihr Gesetz durchschaut oder nicht —, daß Demokritos trotz aller Einwände seiner eigenen Kritik sich schließlich dem Banne des Glaubens hilflos überlassen mußte, den baustilgerechte Konstruktion sich erzwingt. So sonderbar es klingt, ein resignierender Glaube muß den Schluß gebildet haben. Demokritos konnte sich nur sagen: „Οὐδὲν ἴδμεν, ein Wissen ist das nicht, kann's ja nicht sein; wie's eigentlich zu nennen wäre, vermag ich nicht zu finden; denn pure Dichtung kann es auch nicht sein, ich glaub' ja dran, jawohl, und wenn ihr mich tötet, ich weiß es anders nicht zu sagen, — und es bleibt doch dabei: Nur die Atome und das Leere sind vom höchsten Grad der Wirklichkeit!" — Damit sind zwar die Widersprüche nicht getilgt, aber wir verstehen jetzt, was für Gedanken sich vorher in Demokrits Haupte gewälzt haben mögen. — — — — — —

Nicht überall, wo in der Antike mit Wirklichkeitsabstufungen operiert wird, war, wie bei dem großen Denker von Abdera, der ametaphysische Monismus in Gefahr, dem zersetzenden Tageslicht der Bewußtheit ausgesetzt zu werden. Auch bei Parmenides kommt es schließlich zur Zwiespältigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens mit dem Primat des Verstandes über die Sinne und einer dem gemäßen Graduierung der Wirklichkeit. Aber wie ganz anders ist dies hier zu fassen! Wie sehr verschieden der Weg, der dazu führte! Nur

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Wirkliche existiert, war der, gewiß einwandfreie, Ausgangspunkt des sprachgeblendeten, gedankenblinden Eleaten gewesen. Und was ist wirklich? — das Seiende. Und das Nichtseiende? — ist auch nicht wirklich. Was gehört aber zum Nichtseienden? Nun, eben alles das, wovon sich sagen läßt, es wäre ein Nichtsein, wie etwa vom Dasein, es wäre ein Dort — Nichtsein, oder vom Gewesensein, es wäre ein Jetzt — Nichtsein, oder vom Blausein, es wäre ein Grün — Nichtsein, oder vom Grünsein, es wäre ein Blau — Nichtsein. — Das Nichtseiende kann auch nicht gedacht werden; somit ist nicht wirklich, was nicht gedacht werden kann. So ist denn auch, insbesondere, alles das, was sich nur sehen, hören, tasten, schmecken, riechen, lieben oder hassen läßt, nicht wirklich. Es gibt nur Denken und Sein, νοεῖν und εἶναι; beides ist eines. In exaktester Formulierung des Resultates dieser glorioſen Paralogismen: Die Buchstaben von νοεῖν und εἶναι sind das einzig Wirkliche. Alles andere ist zernichtet, die schöne Welt zerstört (aber — kein Halbgott hat sie zerschlagen!). — Wenn nun Parmenides den Geschehnissen — die sich denn doch in gar zu dringlicher, man möchte fast sagen, in gar zu wirklicher Weise bemerkbar machen —, schließlich die unterdrückte Wirklichkeit wirklichkeitsgedrungen wiedergibt, wenn auch zur Halbwirklichkeit von Schein und Trug, zur bloßen δόξα, degradiert, da rührt sich der Anker der hellenischen Weltanschauung, an dem die demokritische Spekulation schon bedenklich reißt und rüttelt, nicht im geringsten. Überhaupt, Parmenides und Demokritos! Wenn Parmenides, der Gefangene des Wortes, in grandioser tragischer Ironie seines traurigen Schicksals, voll Hohn und Verachtung ausruft: „Leerer Schall wird all das sein, was die Sterblichen in ihrer Sprache festgelegt, im Glauben, es sei wahr!“ — wo ließe sich dies mit Demokrits bescheiden-resignierendem, aber geschauten, gedachten, nicht bloß geredeten „Auf dem Meeresgrunde ruht die Wahrheit“ vergleichen! . . .

(Schluß folgt)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Malthusia-Land

(Aus einem alten Reisetagebuch)

Von Otto Rung

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Emilie Stein

Während einer Reise durch zentralamerikanische Gegenden besuchte ich den wenige Quadratmeilen umfassenden Staat Malthusia.

Ich war in Begleitung meines Führers, eines schweigsamen Mestizen, aus der fürchterlichen Zone der Kordilleren herabgeritten. Von der Paßhöhe aus sah ich zum ersten Male das Land, tief unten ausgebreitet, von Nordwest gegen Südost über das Tal gespannt — eine grüne und sonnenreiche Hochebene, von einem silberblauen Fluß durchschlängelt. Wie ein weißes Siegel über den Fluß geklebt, lag seesternförmig die einzige Stadt des Landes, die ebenfalls Malthusia heißt.

Wir ritten einen schmalen Serpentinenweg hinab, die Augen bald zu den Bergen erhebend, bald ins Tal hinabgewandt. Wie ein ungeheures Seerosenblatt, von Wasseradern durchfurcht, ruhte die Ebene unter uns. Der zackige Kraterrand des Sierra Madre umhegte sie gegen Süd und West mit hohen unüberschreitbaren Grenzen. Gleich grauen erstarrten Lavafluten wälzten die Eichenwälder sich über die Berglehnen hinab. Im Norden aber stand, über weißen Zinnen aufragend, nackt und eisenrot, der mächtige Mont reale, von ewigem Eis gekrönt.

Mein Führer hob, stehenbleibend, die Hand an die Brust und zur Stirne, und das Maultier, auf dem ich ritt, stand wie in unabweichlicher Gewohnheit still. An die Felswand dicht neben uns war ein großes blutrotes Kreuz genagelt und daran ein nacktes wetterzerbissenes Skelett an Händen und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Füßen aufgehängt. Der Bergwind klimperte hohl und trocken auf der Klaviatur der versteinerten Rippen und die Luft pfiff leise durch die leeren Schädelhöhlen. Die ans Kreuz geschlagene rechte Knochenhand wies wie der Pfeil eines Wegweisers hinaus über das Land.

Ich betrachtete erstaunt dies traurige Gerippe, das gleich einem gekreuzigten Erlöser hier hing, wie eine Äolsharfe im Höhenwinde seine wilden uralten Gesänge murmelnd. Ja, dies war der Tod, den man — so schien es mir damals — ans Kreuz geschlagen hatte an der Grenze eines Landes, das ihm verboten worden, beim Eintritt in dieses paradiesische Tal, dessen wohlriechender Ackerbrodem und Blütenhauch fast bis zu ihm heraufdrang. Er wandte sein hohles Knochenantlitz der blühenden Sternenstadt zu, die da inmitten des Tales ruhte in ihrem Wohlstand und Ordnungsgeist, und diesem ganzen, durch weiße Straßenbänder in gleichförmige Figuren geteilten fruchtbaren Lande.

Eine breite Chaussee führte uns zu dem doppelten Zollgitter, das die Stadt umschließt. Ich gab bei dem niedrigen Stadttor einer dunkel uniformierten Wache meinen Namen an und nannte zugleich den Namen des Mannes, der mich erwartete, meines Korrespondenten im Staate Malthusia, Señor José Paras. Die Wache nickte und hieß mich in einer großen kahlen Halle nahe dem Stadttore warten.

Bald darauf kam ein großer starkgebauter Mann auf mich zu. Er blieb einige Schritte vor mir stehen und grüßte lächelnd.

„Ich bin José Paras," sagte er. „Ich habe Sie erwartet und heiße Sie unter den Bedingungen, die ich Ihnen sogleich bekanntgeben werde, in unserem Lande willkommen." Er war in weißes Leinen gekleidet, und sein Antlitz barg sich in dem ockerbraunen Schatten des Strohhutes. Darunter hervor trafen seine Augen mich wie zwei unbeweglich auf mich gerichtete, glänzende, stahlblaue Punkte. Die tiefroten Lippen zeigten in ihrem beständigen Lächeln zwei tadellose Zahnreihen, und er sprach mit einem von dem Lehmstaub der Straßen völlig unbeschwerten reinen Brustton, ohne ein einziges Mal zu stocken oder sich zu räuspern.

„Sie haben unseren Gesetzen gemäß," fuhr er fort, „als Fremder das Recht eines vierundzwanzigstündigen Aufenthalts in unserer Republik, ohne den Gesetzen unterworfen zu sein, denen zu gehorchen unsere Pflicht oder eher

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— unser Recht ist. In dieser Zeit genießen Sie eine Art Freirecht, wobei wir Sie jedoch als völlig außerhalb des Rahmens unserer Gesetzgebung stehend betrachten. Wie Sie sehen, reichen wir Ihnen die Hand, aber wir halten Sie moralisch in Quarantäne. Gegen andere als moralische Ansteckungsstoffe, die ein Fremder etwa mit sich führen könnte, besitzen wir übrigens sehr wirksame Mittel."

Während wir durch die Akazienallee der Chaussee dahinschritten, begann mein Begleiter mich über sein Land zu unterrichten.

„Sie sind nach europäischem Urteil offenbar vollkommen fähig, unsere Einrichtungen zu verstehen. Aber eben dieses europäische Urteil bedarf vor allem der Revision und Korrektur.

„Sie haben in Europa gelernt, daß die Republik Malthusia im Jahre 1846 gegründet wurde, und es ist Ihnen wohl erzählt worden, wir seien eine fanatische und ausschweifende Sekte, die sich von der mormonischen Gemeinde abgesondert habe und ihre eigenen Wege gegangen sei. Dies stimmt auch insoweit, als nach dem furchtbaren Massakre, in welchem die letzten Heiligen aus der Tempelstadt Nauvoo vertrieben wurden und bei dem der große Joseph Smith seinen Tod fand, unsere Männer nicht mit den übrigen nach dem Salzseeland zogen, sondern gen Süden wanderten und hier eine Kolonie gründeten.

„Auf jener entsetzlichen Wanderung, an welcher zwölfhundert erwachsene Männer, aber keine Frauen teilnahmen und bei der Hunderte von Wagen mitgeführt wurden, fand die Hälfte der Ochsen und ein Drittel aller Männer durch Wetterunbill sowie auch im Kampf mit den Indianern ihren Tod. Die achthundert Letzten erreichten dieses Tal. Unser politischer Häuptling war schon damals Vinzent Strong, der noch heute als Ältester unseres Senats lebt.

„Schon bei dem ersten Spatenstich in diese Erde berechnete unser mächtiger Führer, daß dieses Tal zehntausend Menschen ernähren könne. Und jetzt leben hier zehntausend, nicht mehr, nicht weniger — mit Ausnahme des heutigen Tages, an dem Sie unser Gast sind.

„Es waren ausschließlich Männer, die unser Gemeinwesen gründeten, und dieses besteht noch heute einzig und allein kraft einer männlichen und mannhaften Lebensanschauung. Wir ließen der Fortpflanzung des Ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlechtes wegen Frauen hierher kommen. Unsere Agenten suchten aus den Kontingenten der alten Länder die vorzüglichst geeigneten aus. Und wir nahmen männliche Kolonisten auf, bis unsere Zahl voll war, und dann keine mehr. Gegen Übervölkerung hat unsere Vernunft Gesetze gebildet.

„Man kennt auch in Europa die Lehre des großen Malthus. Aber in den alten Ländern wird eine Lehre nie zum Grundgesetz erhoben. Man gestattet dort dem Leben, Wellen zu bilden und läßt eine blinde Willkür entscheiden, wer ertrinken soll. Darum wurde Europa so oft von Eunuchen, Epileptikern und Weibern regiert. Hier haben wir die ganze Sache in unsere eigene Hand genommen. Wir selbst haben die Auswahl der Besten besorgt. Wir betrachten die Dinge von oben. Wir haben das Leben uns unterordnet und nicht uns dem Leben. Wir haben kraft unserer Vernunft die bestmögliche Welt für die Bestmöglichen geschaffen — nicht für alle, da wir die Unmöglichen, ja auch die Mindermöglichen nicht anerkennen.

„Darum werden Sie unter unseren Zehntausend nicht einen finden, der unglücklich, ja nicht einen, der nicht vollkommen glücklich wäre. Sie werden keine Seelen- oder Körperkrüppel entdecken. Wir anerkennen keine Schwächlinge, keine Träumer, keine Entarteten. Für Gefängnisse und Spitäler haben wir keine Verwendung. Gegen das Unglück haben wir vernichtende Mittel geschaffen.

„Sie werden schon jetzt unser Tal bevölkert finden von einer mächtigen Rasse, einer Elite-Nation, die die Weltgeschichte in ihrem Schoße trägt. Nur für zehntausend ist hier Platz. Aber jenseits unserer Berge ist Platz für Zehntausende neuer Kolonien, für Töchter unserer Kultur. Die anderen Länder werden gezwungen sein, sich unserer Lehre und unserem Gesetz zu fügen. Denn unser Gesetz ist das einzige Prinzip des wahren Lebens: die reine Vernunft."

Señor Paras schwieg. Sein Gesicht bewahrte dabei jenes Lächeln, jenen stillstehenden Ausdruck des Glückes und Gleichgewichtes, der alle Mienen in Malthusia-Land prägte. Seine Augen aber bewachten die meinen.

Wir wandelten noch immer durch die blühende Allee, wo dunkle Purpurpompons in den schwarzen Laubkronen glühten. Rechts und links lagen die Felder, hinter ihnen die bräunlichen Schachbretter der Weinberge. Hie und da standen zu beiden Seiten der Straße weiße isolierte Kalkhäuser.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Bretterwagen, von drei Maultieren mit klingelnden Schellen gezogen, kam langsam die Straße daher. Eine junge Malthusierin lenkte das Fuhrwerk. Sie stand auf dem Wagen, bloß angetan mit Hemd und Rock, ganz ruhig, die Zügel in den geschlossenen Fingern haltend. Auf ihrem erhobenen Antlitz, auf den olivenfarbigen Armen und den nackten Füßen flirrten die zipfligen dunkelblauen Schatten der Akazienblätter. Es war als bebe der ganze starke Mädchenkörper in dem weißen Linnen in diesem tanzenden Schattenspiel. Ihre Augen aber glitten unbewegt an uns vorüber und folgten uns nicht. Zwischen den starken Zähnen hielt sie einen grünen Halm, der ganz leise wippte. Auch sie lächelte ruhig, aber ohne jeden äußeren Impuls — bloß aus ihren gesunden Organen und dem ungestörten Rhythmus ihres jungen Körpers heraus.

Und andere kamen an uns vorüber. Tannenwüchsige junge Mädchen, die den Maisfeldern zuwanderten, Geräte über den starken Schultern. Männer, die Draisinen führten, welche an Drahtleitungen über die Seitenwege der Äcker bugsiert wurden. Über uns funkelte der Morgen. Die letzten Schatten der Berge verzogen sich. Ein Hauch von Licht und Hitze ging über das Tal. Von den Bergen herab kam der letzte gletscherkalte Windstoß. Und Scharen von Kindern kamen uns auf den Straßen entgegen, von uniformierten jungen Männern geführt. Sie gingen in Abteilungen, und jedes trug eine Nummer auf der Schulter.

Auf Kommando lösten die Kolonnen sich auf und verteilten sich in geordneten Spielgruppen über die Wiesen. Es waren Übungen und Kampfspiele, die große Anforderungen an Kraft und Widerstandsvermögen stellten, aber das Spiel ging ohne Wildheit und ohne Übermut vor sich. Knaben und Mädchen waren gleich gekleidet in lose Blusen, die bis an die Knie herabfielen und deren Gürtel sie dem Alter nach sonderten: die gelben Gürtel kennzeichneten die Zehnjährigen, die blauen die Zwölfjährigen, die blutroten das Grenzalter der Vierzehnjährigen.

José Paras wandte sich rasch nach mir um.

„Nicht wahr?“ sagte er. „Unsere Rasse ist schön und stark, vollkommen wie der Augenblick selbst.“ Seine Wangen erhielten Glut, seine Augen strahlten von Lächeln. „Jawohl!“ fuhr er fort. „Nichts ist uns mehr unmöglich. Wir haben das Problem des Lebens gelöst. Wir haben alle

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glücksschleusen geöffnet, aber ihren Ausfluß begrenzt. Wir haben die Quellen der Fruchtbarkeit in weiser Verteilung durch unser Land geleitet. Blicken Sie um sich. Wir haben einem Fremden nichts zu verbergen. Überall begegnet Ihnen Kraft und Heiterkeit. Ein ruhiges Wachstum, ein ewig fruchtbarer Sommer trägt und erhält unser Land. Sehen Sie unsere jungen Männer, wie leicht und geschmeidig sie ihre schweren Geräte tragen: sie gehen nicht den holpernden Sklaventritt des Erdarbeiters, sie sind frei und sie sind gesund. Sehen Sie unsere Mädchen, wie sie ohne Ängstlichkeit hinter ihnen über die Felder schreiten, sammelnd, ährenlesend. Und sehen Sie da draußen unsere Kinder, unsere Innocentes. Ist es nicht wie eine lebende Pflanzschule, in der Jahrgang mit Jahrgang an Geschmeidigkeit, Kraft und Frische wetteifert? Bei uns werden Sie keine Kinderspitäler zu sehen bekommen. Skrophulose und Rhachitis sind hier gesetzlich verboten."

Er stand still. Mit gesenkten Brauen, aber mit demselben unveränderten Lächeln um die Lippen sah er den spielenden Kindern nach. Und sein Blick wurde fern, seine Haltung erschlaffte. In diesem Augenblick glitt der Schatten eines Mannes über ihn hin. Mein Begleiter sah ihn und stand augenblicklich stumm, bewegungslos, mit zu Boden gesenktem Blick.

Es war ein dunkelgekleideter alter Mann, der rasch an uns vorbeischritt. Das gelbe Antlitz war energisch und verschlossen, der Blick vor sich hingewandt, einem Ziele zu, das er verfolgte. In der Hand trug er einen blaulackierten Stab. Lautlos und ernsthaft, gravitätisch wie ein großer dunkler Vogel zog er an uns vorüber die weiße Landstraße dahin.

Wir gingen schweigend weiter, zuerst über eine Brücke, dann einen Weg, der an der Böschung des Hamisflusses entlangführte. Schaumlos haslete der Fluß da unten vorbei, seine silberblauen Polster zwischen die grünen Uferabhänge pressend, der Stadt zu, wo gegossene Zementdämme ihn einengten. Denn da oben lag schon die weiße Stadt und spannte ihre Brücken über die Verzweigungen des Flusses, wölbte Bogen an Bogen, reihte Insel an Insel — weiße viereckige Fassaden, flache Ziegeldächer und dazwischen die schwarzen Baumkronen der Gärten — ein neues Venedig. Und mitten über ihrem scharfgeschnittenen Profil erhob sich wie ein majestätischer Bienenkorb ein mächtiges Gebäude, halb schwarz, halb weiß, wie die Radnabe dieser sternstrahlenförmigen Stadt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir durchschritten eine Vorstadt von lärmenden Werkstätten. Wir warfen einen Blick in das Innere von Schmieden, in denen das Feuer der Essen atemlos hastig blaffte. Rasche Dampfpulsstöße fuhren aus schlanken Fabriksschornsteinen. Ein seltsam eiliges Tempo beherrschte alle Tätigkeit. — Ich sah eine Schicht Arbeiter ein Weinfaß bergauf nach einem großen Lagerhaus rollen. Sie stemmten Hände und Schultern mit ungestümer Kraft gegen das schwere Faß, sie überboten einander in Zurufen und Aufmunterungen, und ihre Gesichter waren von energischem Eifer verzerrt. Plötzlich stand einer von ihnen still und ließ die Arme hängen; er hatte mich erblickt, ein Gesicht, das er noch nicht gesehen hatte. Die anderen wandten sich um wie er. Sie erkannten mich als Fremden. Aber im nächsten Augenblick umschlossen ihre Hände wieder die Dauben des Weinfasses, und sie stimmten einen lauten Aufgesang an, während sie das polternde Faß über das Pflaster pufften.

Dichter und dichter umschloß uns die Stadt mit ihren schlanken regelmäßigen Gebäuden, deren Mauern zu den flüsternden Kandlen abfielen. Ich begann den Typus der uns passierenden arbeitenden Männer festzustellen. Eine schulterbreite, hochbrüstige Rasse mit großen indianischen Zügen und haftenden Blicken. Überall dieselben knochigen Gesichter mit demselben Ausdruck einer gehobenen Stimmung, auf allen Lippen dasselbe unbewegte Lächeln, das die tadellosen starken Vorderzähne entblößte. Viele waren bis zum Gürtel nackt, und der kohlschwarze starke Haarwuchs zeichnete ein Kreuz auf ihr Brustbein.

José Paras' Augen bewachten die meinen und hielten meine Fragen zurück, und ich ließ die Dinge für sich reden.

Die Hauptstraße öffnete sich zu einem großen ovalen Platz. Dort erhob sich ein Monument: eine Pyramide aus weißen Steinen. Ich las auf jedem der drei dreieckigen Flächen ein Wort und setzte sie in willkürlicher Ordnung zusammen: VITA LEX NOSTRA.

„Hier", begann José Paras wieder, „haben wir ein Symbol jener Idee errichtet, die unser Gemeinwesen festhält. Diese Pyramide ist der zugespitzte Gedanke unserer Lehre. Wie die Steine dieses Baues ruhen auch wir aufeinander, alle gleich unentbehrlich für unsere Einheit; nicht ein einziger kann hinzugefügt, nicht ein einziger fortgenommen werden. Und zuoberst werden

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir abgeschlossen von dem letzten, dem herrschenden Stein, der die Form der Pyramide selbst hat und in dem die regierende Idee ausgedrückt ist. Und hier lesen Sie die drei Worte, die einzig und allein Geltung in unserem Lande besitzen: das Leben ist unser Gesetz! Aber kommen Sie jetzt. Sie sind unser Gast, und wir haben die Mittel, Sie gastfreundlich aufzunehmen. Hier ist mein Haus. Meine Frau erwartet uns."

Der Staat Malthusia ist kommunistisch verwaltet, und ich erhielt später Einblick in die kooperativen Einrichtungen, die das Land leiten. Ich lernte die Ordnung, die Gesetzmäßigkeit, das fehlerlose System bewundern, durch welches die tausend ineinandergreifenden Tätigkeiten gelenkt und die für den täglichen Verbrauch und für die Abgabe an den Reservefond bemessenen Mengen von Werten erzeugt wurden. Ja, dies war die Pyramide! Nicht ein Stein war zu wenig, nicht einer war überflüssig. Jeder stützte den anderen, jeder half das gemeinsame Ganze tragen. Aber bei alledem begriff ich, daß all dies nur die äußeren Kreise waren, die Schanzwerke, eine äußere Befestigung, die ich erst durchschreiten mußte, um zu dem Kern zu gelangen, zu dem letzten zentralen Prinzip, das diesen Staat im Gleichgewicht hielt und das zu umfassen und zu verstehen ich bestrebt war.

In José Paras' Hause traf ich das Weib, das ihm durch den Beschluß des Rates zugesprochen worden war. Sie hieß Felicia Paras und war kreolischen Blutes. Aber es war nichts von Kreolenträgheit in ihr, nichts von jenem Schaukelstuhldufeln, das ich sonst überall in den zentralamerikanischen Ländern bei den Frauen ihrer Rasse angetroffen hatte, die unbeweglich, die Hände fromm auf dem Schoß gefaltet, hinter geschlossenen Persiennes in Zigarettenrauch und schwülem Halbdunkel ihre Tage verdämmern.

Sie war so groß wie ihr Mann, geschmeidig und doch langsam in den Bewegungen. Ihre Kleidung war einfarbig und ohne Putz. Nur das Haar trug sie auf indianische Art geschmückt, in zwei langen mit Perlen eingeflochtenen pechschwarzen Zöpfen über die starke Brust herabhängend.

Paras führte mich zu ihr hin in den Hofplatz des Hauses, wo sie inmitten einer Schar arbeitender Frauen stand. Sie folgte uns in eine der fast kahlen Stuben, deren Fußböden aus roten Ziegeln bestanden. Mit einem Lächeln um die vollen leidenschaftlichen Lippen, aber mit völlig ruhigem Blick betrachtete sie mich, aufmerksam, jedoch ohne Neugierde. Paras, der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fortwährend das Wort geführt hatte, sprach jetzt heftig argumentierend auf mich ein, immer neue Seiten der Staatsordnung erklärend, wobei er es jedoch, wie mir schien, mit Absicht vermied, sich dem bewegenden Mittelpunkt, der das statische Moment der Republik bildet, direkt zu nähern. Hie und da fing ich einen raschen verstohlenen Blick auf, den seine Gattin auf ihn heftete.

Ehe sie uns verließ, reichte sie mir die Hand. „Sie sind hier fremd," sagte sie. „Es ist selten, daß wir Fremde hier sehen. Der Weg zu uns ist beschwerlich. Und die, die kommen, reisen bald wieder. Auch Sie werden uns bald verlassen." Sie sah mir forschend in die Augen, und ich fühlte ihre Hand fest und zögernd in der meinen ruhen.

Wir speisten in einer sehr großen Feldhütte, zwanzig Männer und ebenso viele Frauen, die zurzeit vom Staate diesen Männern zugeteilt waren. Ich betrachtete nicht ohne Wohlgefallen diese Tischrunde vollkommen gebauter Menschen, deren Rasse in jedem einzelnen Antlitz so fest und einheitlich ausgeprägt war. Alle hatten dieselben eckigen starken Kiefer, dieselben klaren kühlen Augen, die ohne Seitenblicke das Werk der Hände überwachten. Jeder trug sich selbst aus großen an der Breitseite des Saales aufgestellten Behältern die Speisen herbei.

Paras beugte sich über die Tischplatte zu mir vor.

„Nicht wahr, wir unterscheiden uns in vielen Dingen nicht von Ihrem Europa?" sagte er. „Wir haben hier bloß die Konsequenz der Linien gezogen, die Perspektive in ihrem Brennpunkt gesammelt, alle Strahlen in einem Hohlspiegel, einem konzentrierten Bilde vereinigt, das Sie mit Ihren europäischen Augen vielleicht verzerrt nennen werden."

Und es war mir wirklich, als sähe ich in diesem Augenblick ein Zucken über alle Gesichter gehen, eine Verzerrung, wie sie durch die Beule in einem Spiegelglas erzeugt wird; und plötzlich entdeckte ich den Punkt, von dem sie ausging. Unweit von mir saß einer jener alten Männer, deren einen ich vorhin unseren Weg kreuzen gesehen, in lautloser Hast wie ein Aasvogel, den blauen Stab in der Hand. Und in demselben Augenblick erschien eine Perspektive vor mir, die nicht flach wie der Augenblick, sondern in tiefe Dimensionen der Vergangenheit und Zukunft eingebaut war.

Als wir uns kurz darauf erhoben, kam jener alte Mann auf mich zu,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lächelte mir in die Augen und berührte mit seiner langen weißen Hand meine Brust.

„Ich habe einen Auftrag an Sie," sagte er. „Der Präsident unserer Republik hat von Ihrer Ankunft gehört. Er heißt Sie willkommen und wünscht Sie zu sehen."

Ich folgte ihm stumm durch die stillen Straßen, dem breiten Schlagschatten folgend, den die weitausladenden, von dünnen Rippen getragenen Hausdächer warfen. Wir überquerten viele Brücken und schlugen zuletzt einen Richtweg ein, der durch einen ausgetrockneten Kanal führte. Hohl und geisterhaft drang der Widerhall des lärmenden Treibens, das fernrollende Arbeitsgetöse der emsig schaffenden Stadt zu uns hinab.

(Schluß folgt)

Rundschau

Proporz und Pluralwahl?

Im Reichstage hat bei der Etatberatung so etwas wie ein Vorpostengeplänkel zwischen Anhängern und Gegnern des Proportionalwahlverfahrens stattgefunden und wie zu erwarten war, hat Herr von Bethmann-Hollweg es rundweg abgelehnt, „zu einer weiteren Demokratisierung des Reichstagswahlrechtes die Hand zu bieten". Diese Erklärung ist vielfach als eine grundsätzliche Stellungnahme gegen den Proporz aufgefaßt worden, war aber gewiß nicht so gemeint. Der Kanzler, dessen Geist so gern „über den Parteien" schweben möchte, obgleich diesem wie dem Vogel Strauß die Flügel zu kurz geraten sind, um überhaupt fliegen zu können, fügte seiner Erklärung einige Andeutungen über seine eigenen Wünsche zu einer Reichswahlreform hinzu und bekannte sich dabei als ein entschiedener Gegner des Stichwahlsystems. Wer aber das Stichwahlsystem abschaffen will, muß entweder ein besseres Korrektiv des Majoritätssystems kennen, oder aber bereit sein, dieses durch irgendein Proportionalverfahren zu ersetzen. Ein besseres Korrektiv gibt es nicht, also ist anzunehmen, daß Herr von Bethmann-Hollweg sich in Gedanken schon damit vertraut gemacht hat, den Freunden des Proporzes entgegenzukommen. Von dieser Erwägung ist es nur ein Schritt zu der Überlegung, daß irgendeine Kombination von Proporz und Pluralwahl den Kompromißgedanken vorstellt, den die „regierenden Kreise", deren gehorsamer Interpret der Kanzler ist, im stillen als Handelsobjekt für künftige Reichswahlreformkämpfe bereit halten. Maximilian Harden, der von jeher eine feine Witterung dafür hatte, was jeweils an den höchsten Stellen unserer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beamtenhierarchie geplant wird — um es flugs als ureigene Ratschläge auszuposaunen und sich selbst hernach als Inspirator der wirklich Regierenden hinstellen zu können —, dieser politisierende Mime, der sich neuerdings als freiwilliger commis voyageur der Gesellschaft für preußisch-deutsche reaktionäre Politik interessant zu machen sucht, weil er sich durch die Feder nur mehr immer uninteressanter machen kann, sucht gerade jetzt wieder mit verdächtigem Eifer zu prophezeien, daß in Bälde die Zeit kommen werde, „da sich die Notwendigkeit erweisen dürfte, an die Stelle des allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrechts ein anderes zu setzen, das auch der Intelligenz des Landes den ihr gebührenden Anteil in der Volksvertretung sichert". Das ist die passende Form, in der sich der Pluralwahlgedanke als ein vorzüglicher Köder für Anhänger der liberalen Weltanschauung darstellt.

Die ersten Ergebnisse des mit einem „allgemeinen" Wahlrecht verbundenen Pluralwahlverfahrens in Belgien sollten unsere Liberalen warnen, auf solchen Köder anzubeißen. Den Klerikalen brachte es nach seiner Einführung die Stimmen der ländlichen Bevölkerung, die besonders in Flandern unter der Oberhoheit der Kirche stehen; den Sozialisten die Stimmen der Arbeiterkreise. Die ausschließlich bürgerliche, liberale Partei verschwand fast zwischen den beiden schon von den ersten Wahlen an. Gerade um sie zu beschwichtigen und vor einer vollständigen Abhängigkeit von den Sozialisten zu bewahren, wurde dann dem allgemeinen Pluralwahlrecht der Proporz aufgepfropft.

Der Pluralwahlgedanke geht, soweit er den Gebildeten eine größere Bedeutung in der Volksvertretung verschaffen will, von einer falschen Voraussetzung aus. Es ist weniger ein Mehr an intellektueller Bildung was einen einzelnen Volksgenossen fähiger zu staatsbürgerlicher Einsicht macht, sondern sein Interesse an solcher Einsicht. Dieses Interesse ist aber am stärksten bei denen, die von ihrer Hände Arbeit leben, weil sie am meisten auf den Geist der Gerechtigkeit im öffentlichen Leben angewiesen sind. Ein Kopfarbeiter, besonders ein akademisch gebildeter, hat es oft leicht, mehr von fremder als eigener Arbeit zu leben, ein Parasit am nationalen Wirtschaftsorganismus zu sein, — er braucht sich nur in die Dienste derer zu stellen, die ein Interesse an der Ausbeutung besitzen und bildungslose Handarbeiter haben. Dann aber hat er kein Interesse an staatsbürgerlicher Einsicht, wodurch sich der Mangel an politischer Regsamkeit in manchen höheren Gesellschaftskreisen von selbst erklärt. Es ist nun weiter zu berücksichtigen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht jeden geistig Geschulteren außerordentlich begünstigt. Er kann andere Wähler beeinflussen, für seine Partei bekehren, so daß ihre Stimmen im Grunde nur seine eigene vervielfältigen. Was will es gegenüber solchem natürlichen Pluralwahlrecht besagen, wenn ein Wahlgesetz bestimmt, daß die Stimmen akademisch Gebildeter dreifach oder gar vierfach zählen. Sie ergeben dann immer noch Gesamtziffern, die im Vergleich zu den Stimmen der nicht akademisch Gebildeten verschwindend gering wären und wie kümmerlich nähmen sich solche Pluralwahlrechte gegenüber den natürlichen Pluralwahlrechten der intellektuellen Führer großer Wählermassen aus? Diese Führer werden zwar in Wirklichkeit mehr von den Massen beherrscht, als daß sie sie beherrschen, aber bei noch so demokratischer Grundanschauung läßt sich nicht verkennen, daß ihr rein persönlicher Einfluß eine Menge Wahlzettel aufwiegt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Pluralwahlrecht im Sinne des Herrn von Bethmann-Hollweg würde natürlich auch Kreise wie die der Hausbesitzer, der Inhaber selbständiger Geschäfte, der Familienväter usw. begünstigen, Leute, bei denen nicht immer eine besondere Bildung zu Hause ist. Den besonderen Nachdruck würde man aber immer auf eine Stärkung des Einflusses der „Intelligenz" legen, weil man dadurch diesem System am besten einen fortschrittsfreundlichen, liberalen Anstrich geben kann. Liberale Parteien würden aber, wenn sie sich darauf einließen, sich selbst am meisten schädigen. In einem Lande, wo das höhere Schulwesen noch so weit davon entfernt ist, den billigsten demokratischen Anforderungen zu entsprechen, wie in Deutschland, würde es in den Kreisen der Handarbeiter neue Erbitterung und Klassenhaß hervorrufen, wenn den aus höheren Schulen Hervorgehenden, die schon an und für sich gegen einen Wettbewerb geistig emporstrebender Angehöriger niederen Volkes so gut wie vollständig geschützt sind, noch obendrein als Staatsbürgern ein Pluralstimmrecht eingeräumt würde. Neue Schwierigkeiten für eine liberal-soziale Blockpolitik der Linksparteien wären die Folge. Zugleich würde neue Zwietracht in den eigenen Reihen des liberalen Bürgertums gesät. Die Gegensätze zwischen akademisch und nicht akademisch gebildeten Kopfarbeitern, würden sich weiter verschärfen. Desgleichen die Gegensätze zwischen Hausbesitzern nnd Mietern und anderen städtischen Elementen. Der Liberalismus kann weder bei uns noch anderwärts sein Heil bei einer Entdemokratisierung des Reichstagswahlrechts finden, sondern nur bei seiner vollständigen Demokratisierung mit Hilfe von Proporz und Referendum. Ebenso entschieden wie Herr von Bethmann-Hollweg und seine Leute es ablehnen, dazu die Hand zu bieten, ebenso entschieden muß der Liberalismus jede Zumutung, auf einen Pluralwahlvorschlag einzugehen, von sich weisen.

Otto Corbach

Risiko und Dividende

Die letzte Emission des Reichs und Preußens ist nur ein „Achtungserfolg" gewesen. Offiziell hieß es zwar anders, de facto war das Resultat keineswegs günstig. Trotz der kleinen Überzeichnung viel Spekulation, wie jetzt feststeht. Und das, obwohl alles Mögliche vorher versucht worden war. Man war sehr früh herausgekommen, bevor die Städte, Kreise und Provinzen das Feld abgegrast hatten. Hat den Kommunalverbänden Eindämmung der Pumplust nachdrücklich empfohlen. Es half nichts. Geschehen muß jedoch etwas, sonst nützen eines Tages die glattesten Parlamentsgenehmigungen nichts mehr. Schon lange will man die preußischen Sparkassen zu Anleihekäufen zwingen. 1906 ist die Aktion eingeschlafen. Jetzt hat man dem Herrenhause einen neuen Entwurf vorgelegt. Die Sparkassen sollen 20—30 Prozent ihres verzinslich angelegten Vermögens in Inhaberpapieren festlegen. Von dieser Quote sollen drei Fünftel Reichs- oder Preußenrenten sein. Den Geschäftsbedürfnissen der Kassen, die immer mehr Kreditinstitute, Bankkonkurrenten, werden, soll mehr als in der ersten Vorlage Rechnung getragen werden.

Der Entwurf setzt die Zwangstendenz des Fiskus fort. Die Reichsversicherungsordnung enthält schon eine derartige Bestimmung, die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten Preußens müssen einen Teil ihrer Mittel in Anleihen investieren, Pfandbriefämter,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinbahnen hat man zur Mithilfe an der Kurshebung herangezogen, kurz, man hat sich redlich bemüht. Kein Solider, der nicht den Reichs- und Staatsrenten das Beste wünscht. Keiner, der nicht ihre Risikovorzüge anerkennt, nicht betont, auf welch fester Basis Preußens Schuldgebäude steht. Der preußische Konsol ist eins der sichersten Papiere der Welt. Selbst die „goldgeränderte Standardrente der Welt", der englische Konsol, verdient nicht mehr Vertrauen. Man kennt die Unterlagen, kann jederzeit die völlige Selbstverständlichkeit des Zinsendienstes berechnen, feststellen, daß große Überschüsse über das Zinserfordernis jederzeit greifbar sind.

Alles das kann man, aber es nützt nichts. Nur einige furchtsame Rentiers und die fundierten Krösusse, denen die Risikolosigkeit lieber ist als einige Prozent mehr, kaufen Staatsrenten. Die Banken halten sie aus Repräsentations- und Konsortialgründen und mimen mit ihren Effektenkonten die Patriotischen, wenn sie ein Finanzgesetz verhindern oder eines durchdrücken wollen. Am liebsten schmissen sie den ganzen Kram zum Teufel. Auch die neue Maßregel wird eine dauernde Kurserhöhung kaum verursachen. Sie wird die Unterbringung der Emissionen — erleichtern. Aber bei dem ständigen Nachschub neuer Anleihen werden auch die Sparkassen bald das verlangte Quantum im Portefeuille haben. Und dann zum mindesten ist der Druck auf den Kurs wieder da. Außerdem wird die Konkurrenz der Dividendenpapiere von Tag zu Tag stärker. Das aber ist der Hauptgrund für die Aversion gegen unsere Staatsrenten. Man verfolge nur einmal in diesen Tagen die Emissionsankündigungen. Eine erschreckende Flut. Mag das Risiko noch so groß sein, heute ist das Dividendenpapier Sieger. Aus natürlichen Gründen. Steigende Lebenshaltung, höhere Preise. Wer soll sich da noch mit vier Prozent oder gar dreieinhalb zufrieden geben. Allerdings geht die Dividendensucht weit über das gesunde Maß hinaus. Die Banken haben tüchtig eingeheizt, so tüchtig, daß jetzt der Reichsbankpräsident die Feuerspritze auffahren läßt. Aber auch ohne diese Animiertätigkeit würden die Staatsrenten sicherlich nicht viel mehr Liebhaber finden. Die Dividende lockt.

Das ist nicht nur an der Entwicklung der Anleihekurse zu sehen. Man betrachte einmal die Industrieobligationen. Dieselbe Sache. Nur die wenigen fünfprozentigen können sich noch einigermaßen über Wasser halten. Die meisten vierprozentigen stehen unter Pari. Und sind doch in der Mehrzahl der Fälle ebenso sicher wie eine erststellige Hypothek. Auch die Kurse der Industrieobligationen sanken, je mehr die Dividenden der Gesellschaften stiegen. Man vergleiche die Kursskala der Obligationen mit der Dividendenreihe. Die Schuldverschreibungen nehmen sich aus wie traurige Lappen an einem glänzenden Gewande. Unsere Zeit will nichts Festes mehr. Chancen, ungemessene Perspektiven, der Staat wird folgen müssen. Wie lange noch, und er hat den vierprozentigen Typ verlassen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Das Petersburger Ballett

Meine kunsthistorischen Studien haben mich nach Byzanz geführt. Byzanz steht ja überhaupt im Brennpunkt der kunstwissenschaftlichen Forschung, seitdem Strzygowski gezeigt hat, was alles von morgenländischer Kultur durch diese pompöse Pforte zu uns Europäern hereingeflutet ist. Wie in einem Sam-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

melbecken muß all das kostbare Gut: bautechnische Errungenschaften hauptsächlich neben Stoffen, Metall- und Emailarbeiten mit den religiösen Ideen zugleich in diesem einen großen Konstantinopel sich angestaut haben. Ein eigentlicher Stil ist doch wohl nie daraus geworden — was wir byzantinische Kunst nennen, fesselt uns gerade durch seine schillernde Vielgestaltigkeit, und dabei ist uns das Byzantinische der Ausbund aller konservativen Gesinnung.

Wer löst den Widerspruch?

Ich glaube einen wertvollen Fingerzeig bekommen zu haben, wie die byzantinische Kunst zu fassen ist, durch zwei Gastspiele des Petersburger kaiserlichen Balletts in der Dresdner Oper. Ganz unerwartet fiel von einem künstlerischen Erlebnis ein heller Lichtschein auf ein wissenschaftliches Problem. Daß die byzantinische Kunst nach der Eroberung von Konstantinopel durch die Türken in Rußland ein Asyl gefunden hat, ist bekannt genug. Man braucht nur an die Kuppelkirchen mit ihren Goldmosaiken zu erinnern, wie sie selbst heute noch im Mutterlande der griechisch-katholischen Staatsreligion gebaut werden. Die Handschriftenillustration der Athosklöster hat den gleichen Weg nach dem Norden gemacht. Aber lassen wir das kirchliche Leben beiseite und betrachten uns die Kunst, die aus dem Westen kam. Sie ist vom weltlichen Kulturträger in Rußland, vom Zarenhofe, eingeführt worden. Auch sie flutete in glitzernden Wellen herein, vielgestaltig aus dem Westen, wie sie ehedem nach Byzanz aus dem Osten angeflutet kam. Und wie in einem Sammelbecken hat der Hof in Petersburg die wertvollsten Errungenschaften des Barock, des Rokoko und des Empire angestaut. Zu einem russischen Stil hat es diese kühl akademische Hofkunst nicht gebracht und wird's wohl auch nicht mehr bringen, denn ihre Tage sind — das lehrt ein Blick auf die politischen Zustände — gezählt.

Was diesen fremden, europäischen Kulturelementen an Entwicklungsfähigkeit gebrach, das suchte man durch eine eisern strenge Tradition zu ersetzen. Vom Volkstum isoliert, wie sie war, gedieh diese Fremdkultur, gestärkt durch eine akademische Tradition, durch die konservative Gesinnung, wie sie die sozialen Verhältnisse erzeugen mußten. (Das war in Byzanz kein Haar anders.) Deswegen malen die Jung-Petersburger Alexander Benois, Léon Bakst und Constantin Somoff immer wieder Rokoko- und Empirebildchen, und Bakst und Benois haben den Aufführungen des Hofballetts ihr Siegel aufgedrückt, denn seine Dekorationen und Kostüme sind ihr Werk.

Dieser malerische Rahmen hat keinen persönlichen Charakter, kaum einen russischen, es sei denn, daß er in der ganz unfranzösischen Liebe für grelle Farbenkontraste — Französisch ist sonst in Rußland, wenigstens in der bildenden Kunst, noch immer Trumpf — gefunden werde. Außer dem Rokoko (im „Tempel der Armida") und Empire (der Pantomime auf den „Karneval" von Schumann) gelingt alles Orientalische besonders gut („Kleopatra" und „Scheherezade"). Daran ist wohl eher die allen dekadenten Stilepochen, dem Rokoko zumal, eigentümliche Bevorzugung des Exotischen, als die moskowitische Stammesverwandtschaft schuld. Bezeichnenderweise fällt Benois' romantische Ausstattung der Ritterpantomime „Gisela" (auf A. Adams Musik), die etwa im Stil Meyerbeerscher Monstreopern wie „Robert der Teufel" gehalten ist, empfindlich dagegen ab, in den Kostümen wie in der Szenerie.

Ihrem dekorativen Rahmen entsprechen die tanzkünstlerischen Leistungen durchaus. Man hält es nicht für mög-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich, daß das «Corps de ballet» im Gazeröckchen, das in dem blutleeren Adamschen Ritter- und Geisterstück mit all seinen sinnlosen Gliederausrenkungen und höchstens gymnastisch zu begreifenden Körperdrehungen — auch die Kasernenhofaufmärsche fehlen nicht — dem Zuschauer eine Übungsstunde vorzumachen scheint, zu den erotischen Ekstasen fähig sei, die einen in der „Scheherezade", in der „Kleopatra" in taumelndes Entzücken hineinreißen.

Jeder Schritt, jede Körperwendung und Armbewegung, die Gruppierungen, sind in der französischen Tanzkunst des 18. Jahrhunderts vorgebildet. Schon dort finden wir die Hinneigung zu orientalischen Szenen, die höchstens bei den Petersburgern um einen Grad echter ausfallen. Von griechischen Vasengemälden haben sie zwar Bacchantinnen- und Satyrnreigen, von ägyptischen Reliefs und Fresken die hieratisch steife Stellung der braunen Sklaven im weißen Lederschurz abgeschaut; aber das sind Einzelheiten, die die akademische Gebundenheit ihrer altüberlieferten Kunst nicht im geringsten sprengen. Vielmehr die erstaunliche Disziplin der bis ins kleinste einstudierten Masse, die man auch ihren Schauspielern und Kirchenchorsängern nachrühmt, bringen hauptsächlich die starke Wirkung überall da hervor, wo diese unübertrefflichen Techniker sich sehen lassen.

Es ist dekadente Kunst, gewiß, die nur zu überzeugen vermag in tändelnden oder andererseits in wollüstigen und grausamen Szenen. Alle die feineren Gefühlsregungen, um deren Ausdruck wir uns seit dem Erscheinen der Duncan mühen, bleiben den Russen fremd. Und das erinnert mich wieder an meine byzantinischen Bildwerke. Auch denen ist es nicht um seelischen Ausdruck zu tun. Auch sie sind, höfisch-zeremoniell durchaus, in ihrer guten Zeit wenigstens, nur durch eine von der Tradition gestärkte Technik lebensfähig. In der Eigentümlichkeit der Hofkunst liegt wohl das Geheimnis der byzantinischen Kunst: daß sie fremdartig und konservativ zugleich ist. Aber das gibt den unentwegten Volks- und Heimatkünstlern noch lange kein Recht, verächtlich auf diese „dekadente" Kunst herabzuschauen. Gerade wir Deutschen müßten von dem französisch-russischen Ballett so gut wie von den alten Byzantinern lernen, wie unersetzlich wertvoll Tradition und technische Zucht sind. Wir kranken seit dem frühen Mittelalter daran, daß wir sie unterschätzt haben.

Dr. Hermann Hieber

Glossen

Klara Moes aus Luxemburg

Nach Norden tritt das Plateau, auf dessen felsigem Südrand Luxemburg liegt, schroff ins grüne Tal der kleinen Alzette; droben liegt ein nüchtern umschlossenes Bauwerk an den Rand geschoben und schaut, wenn man das von diesem blinden Mauerwerk sagen kann, freudlos und ohne Gesinnung ins fleißige Tal hinab, in dem das älteste Eisenwerk des Landes noch immer gedeihlich arbeitet. Es ist natürlich ein Kloster und Dominikanerinnen begraben sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

droben vor den Anforderungen des gesunden und harten Lebens in die süße Schwüle ihrer himmlischen Brautschaft.

Hinter diesen Mauern hauste in den 80er Jahren — 1880 nicht 1380 — eine Nonne, der es an Popularität im Land nicht fehlte. Aus der Dunkelheit ihrer Zelle wurde bekannt, daß sie abwechselnd in der Hölle schmorte und im Himmel Hochzeit mit ihrem süßen Jesus feierte; bald wälzten sich Teufel vergewaltigender Weise über ihren jungfräulichen Leib und sie versuchte ihnen durch Selbstmord zu entkommen und bald gründete sie in himmlischer Mission Klöster. Dann wurde sie vom hl. Dominikus und einer Kapelle musizierender Engel besucht und besuchte selber wieder in ihrem bösen Geiste die Lasterhöhlen von Berlin und Paris und mußte dort die verwegensten Angriffe auf ihre hl. Reinheit abwehren. Bald durfte sie wieder jubeln in göttlichem Entzücken, Stigmata natürlich, usw. Diese merkwürdige Person hieß Klara Moes. Im Mund der Leute ging sie jedoch unter einem anderen Namen, den man nicht gut niederschreiben kann, weil er in engster Beziehung mit ihren Besuchen in den berliner und pariser Lasterhöhlen stand. Aber mit dem Himmels- und Teufelszeug der hysterischen Nonne wurde ein einsichtiger uud guter Bischof gestürzt und ein Kloster gegründet.

Doch Klara Moes starb und wurde begraben. Aber der Himmel öffnete sich nicht an dem Tag über Luxemburg. Sie wäre auch vergessen worden, wie das schon vielen ähnlichen Damen gegangen ist. Jedoch hatte ihr Kloster Herrn Barthel als Seelsorger. Diesem schien das wunderbare Leben der Klara so recht wie zu einer Heiligsprechung geeignet, er wollte sich sein Röllchen dabei nicht entgehen lassen und schrieb ein ausführliches Buch über dieses Objekt. Das Buch erlangte das bischöfliche Imprimatur, wurde in der St. Paulusdruckerei in Luxemburg im Jahre 1908 — nicht 1408 — gedruckt. Dann muß es aber für günstigere Zeiten zurückgelegt worden sein, für Zeiten wahrscheinlich, die durch ihre Entfernung die Tatsachen verwischt und das Nachprüfen unmöglich gemacht hätten. Es kam nicht in die Öffentlichkeit und auch nicht in die Bibliotheken.

Da auf einmal fiel es der in Luxemburg erscheinenden freigeistigen Zeitung „Die neue Zeit" ein, eines von diesen Büchern zu entdecken. Das Titelblatt war zwar herausgeschnitten, aber es stellte sich doch heraus, daß diese Kastration nicht genügt hatte, Unberufene und Uneingeweihte über den Inhalt zu täuschen. Zum Ergötzen der Leser begann die Neue Zeit aus dem Werk abzudrucken. Eine so ungewöhnliche Erscheinung wie Klara Moes findet auch über die Grenzen meiner kleinen Heimat hinaus Interesse und ihre Schicksale dürften besonders in Bayern verstanden werden. Also gleich schon die Geburt Klaras war merkwürdig und stand unter übersinnlichen Zeichen. Von ihrer Taufe erzählt Herr Barthel in seinem Buch, das den Titel trägt: „Mutter Maria Dominica Klara Moes und ihre Klostergründung":

„In dem Augenblick als ihre Seele von der Erbsünde gereinigt wurde, sah die Dienerin Gottes den Teufel unter gar häßlicher Gestalt die Flucht ergreifen. Mit seinen kralligen Händen bedeckte er sein teuflisches Gesicht und schrie voll Ärger und Wut: „O weh, über alles weh für mich, daß dieses Geschöpf geboren ist! Es macht mir mehr Schaden auf der Welt, als hunderttausend andere Menschen! Verflucht ist der Tag für die ganze Hölle, an welchem dieses Kind geboren ist!" . . .

Ein Lebenslauf, der unter solch absonderlichen Erlebnissen begonnen hatte,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fuhr natürlich auch so fort. Es gehört freilich eher in den Charakter von Büchern, wie etwa Mantegazzas „Physiologie der Liebe", wenn wir dann von dem sechs Wochen alten Säugling hören, daß ein „Schutzengel ihn schon vor entsetzlichen Versuchungen gegen die hl. Reinheit" schützte und ihn Buße tun lehrte. Dabei verfuhr der Engel raffiniert wie ein routinierter Sadist:

„So hatte ihr z. B. der Engel zu Beginn des Adventes 1832 als Sühne aufgetragen, sie solle an den Mittwochen und Freitagen sich der Muttermilch enthalten. Dies fiel der kleinen Anna manchmal schwer, weil sie befürchtete, durch ihr Fasten der Mutter Unruhe zu bereiten und ihr etwa an der Gesundheit zu schaden." So oft sie jedoch ihrer Mutter zulieb dem Befehle entgegenhandelte, „durfte sie die im Ungehorsam genommene Milch nicht bei sich behalten, und zur weiteren Strafe entzog sich der Engel manchmal auf einige Tage ihren Blicken oder er zeigte sich ganz ernst und traurig, so daß sie ihn lieber nicht gesehen hätte!" (S. 32.)

Nun und auf diese Weise geht es weiter. Wenn man dann zu Klaras Besuchen im Himmel kommt, so scheint nach ihren brünstigen Anrufen ihr schlimmster Verführer freilich ihr süßherziger Bräutigam Jesus selber gewesen zu sein.

Doch so war es Herrn Barthel mit seiner Prosa nicht gemeint. Wie er die so nackt und unerwartet in den Spalten der freigeistigen Zeitung wiederfand, verlor er den Mut vor ihr und lief zum Gericht. Ein Gerichtsvollzieher brachte dann ein in schlechtem Französisch verfaßtes offizielles Schreiben, nach dem die Zeitung für jede weitere Fortsetzung aus der Biographie 5000 Franken zu bezahlen hätte. Soviel schien ihr die Klara nicht wert zu sein. Und es ist für die Moralischen kein Schade, daß die weitern Schicksale der Nonne in dem Buch des geistlichen Herrn begraben bleiben. Sie wetteifern an Pikanterie manchmal mit den Schriften der Kollegen des Herrn Barthel aus dem galanten Zeitalter.

Nur meine arme Heimat zieht wieder den kürzern. Seitdem ihre geistlichen Elemente die publizistische Kunde aus ihr im Ausland besorgen, muß sie bald anfangen, einen merkwürdigen Ruhm zu bekommen. Die geistliche Gruppe Klara Moes und ihr Biograph zusammen mit dem plagierenden Tenor der Katholikentage, Herr Jakob Meyers, Gymnasiallehrer und Schöngeist in Luxemburg! Man wird euch kein Denkmal auf der Place d'armes errichten, wo die anderen luxemburgischen Berühmtheiten in Stein gefeiert werden.

Norbert Jacques

Der epische Kintop

Ich war im Kinotheater und habe die Sandrock gesehen und den Liebling aller kunstsinnigen Kintopisten: „Die Asta". Auch einen italienischen Operntenor, der den listigen Helden Odysseus mimte, und einen Berliner Komiker, der die Wirkung eines Abführmittels demonstrierte, habe ich auf dem Film bewundert. Seitdem bin ich überzeugt, daß der Kintop das Theater der Zukunft ist. (Reinhardt ist nur ein letztes Übergangsstadium. Die Bewegung der Masse wird endgültig der Masse der Bewegungen weichen müssen.)

Man überschätze nicht den Wert des Dichterwortes! Was sind uns Worte?! Umwege zu Handlungen und Hemmungen der lebendigen Geschehnisse. Wer das Wesen des Dramas richtig versteht, wird auf diese Krücken der Handlung verzichten können und in der Pantomime den Ersatz, im Filmdrama die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Überwindung von Shakespeare und Schiller finden. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß diese Dichter ganz umsonst gelebt haben. Wie einige Szenen aus der Odyssee, so werden auch einige Ausschnitte aus Hamlet oder Macbeth, aus den Räubern oder der Wallenstein-Trilogie Gnade vor den kritischen Augen der Filmfabrikanten finden. Nur wird man von allem Überflüssigen abstrahieren, den Strom der Worte ableiten und die dramatische Quintessenz herausstellen. Was allen Theaterdirektoren nicht glückte, wird im Handumdrehen den Kinobesitzern gelingen: eine Epoche volkstümlicher literarischer Kultur wird anbrechen.

Solange es auf dem Film nur wilde Reiterhorden, Automobilrennen und entgleisende Expreßzüge zu sehen gab, konnte man noch von einer kinematographischen Barbarei sprechen. Seitdem aber an die Stelle der äußeren Bewegung die innerliche Bewegung getreten ist, hat sich die Sache wesentlich geändert. Nach Homer und einigen weniger berühmten Autoren, wird nun auch Strindberg mit seinem „Vater" und „Fräulein Julie" auf der Wand, die die Welt bedeutet, erscheinen und ein besonderes Kinodrama wird vielleicht des schwedischen Dichters tiefste Analyse des Raubtiertypus „Weibchen" offenbaren. Vielleicht dürfen wir sogar von der bekannten zyklischen Veranlagung Strindbergs eine ganze Kinodrama-Serie erwarten. — Übrigens erscheint es mir zweifellos, daß des großen Schweden Beispiel viele hoffnungsvolle junge Talente in Deutschland auf ihre eigentliche künstlerische Bestimmung hinweisen wird. Wie wäre es, ihr literarischen Rattenfänger, wenn ihr es nun statt mit dem Mimodrama mit dem Kinodrama versuchtet!

Alle künstlerischen Neuerungen haben sich erst nach schwerem Kampfe durchgesetzt und wenn heute noch der Bühnenverein und die Schauspielergenossenschaft gegen den Siegeszug des Kinematographen opponieren, so ist das eine traurige Revolte gegen den unaufhaltsamen Fortschritt der Kultur. Wir aber, denen die tiefere Einsicht in die Entwicklung des Theaters vom Sprechdrama zum Mimodrama und vom Mimodrama zum Kinodrama nicht verloren gegangen ist, wollen uns durch dieses reaktionäre Geschrei nicht abhalten lassen, in Zukunft, wie bisher, die kinematographischen Seelenregungen unserer Asta und das projizierte Leibweh des Berliner Komikers als wahre und echte Kunst zu bewundern!

Adolf Lapp

Die literarische Produktion

Nach dem Bericht des Buchhändler-Börsenblattes erschienen vergangenes Jahr im Deutschen Reiche mehr als 31000 Bücher und Broschüren. Dazu 6000 Fachzeitschriften; ein paar Tausend Tageszeitungen. Die Publikationen in Buchform nahmen seit 1901 um 25 v. H. zu ...

Der erste Eindruck ist ein jähes Erschrecken. Der Respekt vor dem Buch, der immer noch, in einem Winkel unseres Empfindens, das gedruckte Wort für etwas Seltenes und Feiertägliches halten will, schüttelt sich unter dem Zahlensturz. Man hat das Gefühl, als müsse sich dieser ungeheuerliche Chorus an jeden einzelnen wenden. Dann überlegt man. Zunächst: Wie kommen die Dreißigtausend zusammen? Ihrer fünfundzwanzigtausend sind Fachschriften. Die gehen in ihrer ungeheuren Mehrzahl mich, den Leser, nichts an. Beanspruchen gar nicht, mich anzugehen. Der Fehler war: Wir nehmen instinktiv (und aus dem erwähnten Respekt heraus) den Maßstab von der Dichtung;

Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die denn tatsächlich den Anspruch macht, zu allen zu reden. Die Fachschriften aber reden zu einem ganz bestimmten, zuweilen räumlich, meist sachlich begrenzten Kreis. Ihre Zahl braucht eine Überproduktion so wenig zu bedeuten, wie die fünf Milliarden Briefe, die jährlich die deutsche Post befördert. Sie sind, mit einem Wort, nicht Literatur, sondern Technik. Das Maß gibt ihnen die Arbeitsteilung. In jeden Produktionsgang ist irgendwo die Druckschrift eingeschaltet; und fünfzigtausend, hunderttausend Fachdrucke setzen noch lange kein schreib- und lesewütiges, nur ein vielseitig arbeitendes Volk voraus. Erschöpfen auch sobald nicht die Aufnahmefähigkeit: In Deutschland leben vierzig Millionen Menschen, die des Buches bedürfen.

So gut wird es der Gattung nicht, die wir, mit etwas komischem Wort, „Belletristik" nennen. Allem also, was im Bereich, den Grenzgebieten und den Ödländereien der Dichtung sein Leben fristet. Hier erst setzt die Beklemmung ein. Der Pessimismus der Zahl, der seit dem Wort: „Mich jammert des Volkes, daß es so viel ist," auf allen Kulturen lastet. Sechstausend „schöngeistige" Werke ... Von Arbeitsteilung weiß die Belletristik nicht; noch auch von Raumgrenzen. Es hilft ihr nicht das geringste, daß sie in einem Sprachgebiet von achtzig, statt von drei Millionen ausgeübt wird. Die Möglichkeit örtlich beschränkter, aber gesicherter Existenz, des Lokaldichtertums, hat ihr die Verkehrstechnik vernichtet; und spezialisieren kann und darf sie sich nicht. So spricht denn jeder der Tausende zu allen, die lesen können; jeder im Wettbewerb gegen jeden. Wo es Menschenhäufungen gibt, ist dies der Fluch aller Talente: sie, die vergleichsweise immerhin selten sind, ganz auf Seltenheit gestellt, werden zur Masse — durch Addition. Je kopfreicher das Volk ist, dem sie angehören, um so schlimmer: denn es steigert ihre absolute Anzahl. Und die Höchstleistung, an der man jeden von ihnen mißt, wird, ceteris paribus, in einem Großstaat beträchtlicher sein, als in einem Volkssplitter. Der Verband französischer Dramatiker zählt 4500 Mitglieder, ihr Geldgewinn ist zwei bis drei Millionen Francs. Das heißt, fünfhundert von ihnen haben nennenswerte Einnahmen; der Rest teilt sich in eine Summe von — — 100000. Fünfundzwanzig Frank für jeden ...

Das Problem dieser Dinge heißt: das Mittelmaß. Im Urteil der Produzierenden selbst, der Künstler und Schriftsteller, sieht es schlimm darum aus. Die Großen, fast ausnahmslos, sind mit Hebbel überzeugt, daß in der Kunst nur die Gipfel gelten. Die Schar der Begabten stellt, selbstquälerisch, immer neu die Frage nach Sinn und Zweck ihres Tuns. Ihnen zum Trost sei gesagt: Das Große bedarf des Mittelmaßes.

Der Satz: „Ein gutes Buch macht tausend geringere überflüssig," theoretisch unanfechtbar, wird in der Wirklichkeit der Dinge abgeschwächt. Trotz der Allgemeinheit des Verkehrs, trotzdem das Wesen der Dichtung allem Spezialistentum feind ist, erzwingt die ungeheuere Breite unseres Lebens so etwas wie ein Nebeneinander. Keine Arbeitsteilung, doch etwas, daß ihr verwandt ist. Ein Rechnen mit Grenzwerten und Übergängen, selbst für den ausschließendsten aller Absolutismen. Und vor allem: Die Größe kommt an die Menge nicht heran, es sei denn durch Vermittlung. Ohne die Romantiker (nicht nur ihre Kritik, sondern auch ihre Dichtung) wäre Goethe ein unbekannter Name. Die Wirkung eines Großen, mit Zahlen umschrieben, drückt sich in einer Potenzrechnung aus. 10^7: Das heißt: Über zehn Verkünder, hun-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dert ihrer Jünger, tausend ihrer Nachfolgenden muß ein Ruhm hinweg, bis er, auf siebenter Stufe, ein Volk erreicht hat. Wo eine fünfte Essenz sein soll, muß eine vierte, dritte, zweite gewesen sein: das Bedeutende allein in der Welt lassen, hieße es ausschließen. Zuletzt: Eine Lebenserscheinung, die so breit und zwingend sich durchsetzt, entspricht doch wohl einem Bedarf. Ich kann an den Gipfel nicht glauben, der von keinem Massiv getragen wird. Und nicht an den Lebensunwert derer, die auf halber, auf Viertelhöhe wohnen. Mehr als der Autor den Leser, erschafft der Leser den Autor. Wird ihn, trotz aller Bußreden, immer aufs neue erschaffen. Ist der verwerflich, der, unter Tausend vielleicht der Beste, unter hundert Millionen nur mittelmäßig wirkt? Er hat ein Publikum, dem er nötig ist; das ihn ruft, weil ein Größerer ihm nicht helfen könnte.

— Das Geld? Auch darin haben die zornigen Gewissen unrecht. Max Nordau erwähnt es einmal als Vorzug des Künstlerlohnes, daß er gern und freiwillig gezahlt wird. Und, kann man hinzusetzen, billig. Der Beitrag des Lesers zum Buchhonorar berechnet sich nach Pfennigen, zum Zeitungshonorar nach Hundertteilen eines Pfennigs. Kein anderer ist wie der Schriftsteller so außerstande, einen Menschen zu übervorteilen: was er geleistet hat, liegt restlos vor Augen. Sein Handel ist der ehrlichste und billigste unter allen.

Hermann Friedemann

Panamerikanimus in Zahlen

Der Außenhandel der 20 lateinischen Republiken Amerikas belief sich im Jahre 1910 auf 9374976120 Mark, 800 Millionen mehr als im Jahre 1909. In den letzten 14 Jahren ist der Außenhandel dieser Republiken um 157 Hundertstel gestiegen, der Mexikos und Zentralamerikas allein um 189 Hundertstel, der Südamerikas um 148 Hundertstel. Im Durchschnitt wächst danach die Kaufkraft der lateinischen Republiken um 11—12 Hundertstel jährlich. Um so bemerkenswerter sind die Anstrengungen, die es sich die Yankees kosten lassen, um sich mit der Zeit überall in diesen Ländern den Löwenanteil am äußeren Handel zu sichern. Von dem Außenhandel jener 20 Staaten im Jahre 1910 entfielen 7835563640 Mark oder nahezu 84 Hundertstel auf Argentinien, Brasilien, Kuba, Chile und Mexiko. Vom Handel dieser fünf Republiken betrug der Anteil der Vereinigten Staaten etwas über 30 Hundertstel, ein wenig mehr als ihr Anteil am gesamten Außenhandel Lateinisch-Amerikas, der sich auf 29,46 Hundertstel belief, gegenüber 23,26 Hundertstel für England, dem nächststark Beteiligten. Mexiko und die mittelamerikanischen Staaten sind sehr viel bessere Kunden Onkel Sams als die südamerikanischen Republiken. Die Vereinigten Staaten nahmen 1910 74,78 Hundertstel aller Waren auf, die die nördliche Gruppe der lateinischen Schwesterrepubliken ausführte, dagegen nur 20,20 Hundertstel von denen, die die südliche Gruppe verschickte. 55,20 Hundertstel aller Waren, die die Nordgruppe einführte, kamen aus der Union, aber nur 13,64 Hundertstel von denen, die die Südgruppe von auswärts bezog. Der ganze Handel der Union mit Kuba war im Jahre 1910 4355591600 Mark oder 72 Hundertstel von dessen gesamtem Außenhandel wert; der mit Mexiko 619417640 Mark oder 68 Hundertstel, der mit Brasilien 569751944 Mark oder 26,1 Hundertstel, der mit Argentinien 286131676 Mark oder 10,2 Hundertstel, der mit Chile 152202608

Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Mark oder 16,6 Hundertstel. Im ganzen kaufte die Union von Kuba für 300 Millionen Mark, von Brasilien für 338 Millionen Mark, von Mexiko für 168 Millionen Mark, von Chile für 44 Millionen Mark mehr als sie im einzelnen Falle an das betreffende Land verkaufte. Nur Argentinien kaufte mehr von den Vereinigten Staaten, als es dort absetzte, nämlich um 89600000 Mark. Im Einfuhrhandel ganz Südamerikas steht England noch mit 26,03 Hundertsteln an führender Stelle, es folgen die nordamerikanische Union mit 23,31, Deutschland mit 15,54, Frankreich mit 8,21 Hundertsteln. Im Ausfuhrhandel stehen die Vereinigten Staaten an der Spitze mit 34,51 Hundertsteln; es folgen England mit 20,99, Deutschland mit 11,41 und Frankreich mit 8,29 Hundertsteln.

Im Jahre 1911 erreichte der Wert des Handels der Vereinigten Staaten mit Südamerika fast 1200 Millionen Mark gegenüber 1160 Millionen Mark im Jahre 1910, das schon ein Rekordjahr war. 1905 hatte diese Ziffer erst 844, 1900 erst 576 Millionen Mark betragen. Der Abstand zwischen den Ein- und Ausfuhrwerten vermindert sich immer rascher. Im Jahre 1900 führten die südamerikanischen Republiken für 412 Millionen Mark aus der nordamerikanischen Union ein, für 164 Millionen Mark dorthin aus; im Jahre 1911 waren diese Ziffern bis Ende Oktober bezüglich 660 und 436 Millionen. Die Union bezieht von Südamerika vornehmlich Nahrungsstoffe und Rohmaterialien; es liefert ihm hauptsächlich Fabrikate.

Wie Herr Root im Jahre 1906 zu vorwiegend handelspolitischen Zwecken eine Rundreise durch Südamerika unternahm, so will Herr Knox demnächst auf einem amerikanischen Kriegsschiffe zu den Republiken am karaibischen Meere reisen, um politische Hindernisse für eine noch raschere Entwickelung des Handelsverkehrs zwischen diesen Staaten und der Union zu beseitigen. Kuba, Haiti, Panama wie Kulumbia sind mit der Lösung schwieriger Probleme beschäftigt, bei denen ihre Beziehungen zu den Vereinigten Staaten eine große Rolle spielen, und Nicaragua und Honduras wollen und müssen ihre Finanzverhältnisse unter den Auspizien Onkel Sams neu regeln. Mexiko wird von Knox' Reise nicht berührt werden, da Präsident Madero in Washington schon ebenso unbeliebt ist, wie es Präsident Diaz in den letzten Jahren seiner Herrschaft war. Dafür stehen amerikanische Truppen bereit, die mexikanische Grenze zu überschreiten, sobald die um sich greifenden neuen Unruhen Leben und Eigentum amerikanischer Untertanen bedrohen sollten, damit dann mit Waffenmacht aller Widerstand gegen die fortschreitende Amerikanisierung des Landes gebrochen werde.

Witkop

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Groß-Berlin / Von Hermann Kötschke

Haben wir eine Hauptstadt? Es war unser Leidwesen im Mittelalter, daß wir keine hatten. Das ist ja jetzt anders geworden. Aber man merkt Berlin doch noch in vieler Beziehung an, daß es eine recht junge Hauptstadt ist.

Berlin hat sich entschieden angestrengt und mit kräftigen Schritten an die Spitze gestellt. Geschäftlich hat es sich die Herrschaft errungen. Seine Industrie ist die stärkste in Deutschland. Seine Banken kontrollieren die gesamte deutsche Industrie. Jede halbwegs große Firma hat in Berlin ihr Bureau. Zehn Prozent des jährlichen deutschen Bevölkerungszuwachses nimmt Berlin unter seine Fittiche. Trotz aller Erschwerungen, trotzdem die agrarische Politik ihm wie ein Blutsauger im Nacken sitzt.

In wissenschaftlicher Beziehung hat es sich schon seit 100 Jahren durchgesetzt. Auch in literarischer Hinsicht nimmt es seit Jahrzehnten eine führende Stellung ein. Als Musikstadt kommt ihm — trotz der Eigenartigkeit Wiens — keine andere Stadt der Welt gleich. In der Kunst dagegen merkt man noch, daß es in Ostelbien liegt. Die Musen der Kunst sind Ostelbien bisher nicht hold gewesen.

Berlin ist keine schöne Stadt. Es hat leider auch noch keine Aussicht es zu werden. Trotz des Kaiserwortes, daß Berlin die schönste Stadt werden solle. Und trotz des Platzregens der Denkmäler. Früher, unter dem alten Schinkel, war Berlin sicher schöner und einheitlicher.

Das moderne Berlin hat keinen Charakter — höchstens den außerordentlicher Nüchternheit. Wie man in den 60er und 70er Jahren gebaut hat, das spottet aller Beschreibung. Die Straßen und Plätze hat man ohne tieferen Sinn aufgeteilt. Dazu nahm man nur einen einfachen Geometer mit Reißbrett und Lineal. Man wollte die Menschen einfach unterbringen, gleichviel wie. Man hat Mietskasernen aneinander gereiht.

Die preußische Kaserne wurde zum Wohnideal. Wie beim Kommiß hat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man die Leute zusammengepfercht. Nur daß eine Kaserne mit ihren großen Höfen noch sehr viel weiträumiger ist als ein Berliner Mietskasten, wo die Höfe meist nicht viel mehr als Lichtschächte sind. Der Mensch hat sich in solchen Riesenkästen zur Nummer stempeln lassen. Die Mieter haben da ihr Fach und ihre Nummer wie die Akten im Schrank. Ich kenne neuere Gefängniszellen, die sind hinsichtlich Luft- und Lichtzufuhr ideal gegen einen großen Teil der Berliner Mietswohnungen. Die Hygieniker verlangen heute für jede Wohnung eine ausreichende Besonnung. Zahllose Berliner Mietswohnungen trifft kein Sonnenstrahl, und ausreichende Besonnung hat nur ein ganz geringer Prozentsatz. Ich habe jedesmal eine durchschlagende Wirkung erzielt, wenn ich bei Vorträgen Lichtbilder von anständigen Gefängnissen und elenden Berliner Mietskasernen gegenüberstellte.

Von eigentlicher Wohnkultur kann man also in Berlin nicht reden. Dabei mag es in einigen anderen deutschen Großstädten nicht viel besser sein. In Einzelheiten haben wir vielleicht Fortschritte gemacht. Die Badewanne hat sich eingebürgert. Das ist erfreulich. Aber was man sonst hat: Zentralheizung, Warmwasserversorgung, eingebaute Eisschränke usw. sind doch von mäßigem Wert. Fahrstühle und Müllschlucker sind nur wegen der hohen Stockwerke nötig geworden. Der Fassadenfirlefanz anderseits, der noch bis vor ein paar Jahren sich breit machte, war meist geradezu widerlich.

Einen wirklichen Fortschritt bedeuten höchstens Wasserleitung, Kanalisation und Gas, die aber in Berlin schon seit 40—50 Jahren vorhanden sind, wozu vielleicht neuestens noch das elektrische Licht kommen mag. Im übrigen waren die Wohnungen früherer Zeit, von denen die größern alle ihren eigenen Garten besaßen, entschieden angenehmer. In Berlin aber macht sich im Augenblick der Vandalismus gerade daran, die letzten Gärten ins Jenseits zu schicken. Künftig wird der Berliner das Wort Garten nur noch mißbräuchlich für einen Hof mit etlichen verkrüppelten Bäumen bezeichnen hören. Auch die schönen Villenvororte, wie Friedenau, Steglitz, Pankow, verschwinden. Überall marschieren feldmarschmäßig die Steinkästenkompagnien auf.

Ja, wenn die Menschen noch sich näher kämen durch das Aufeinanderhocken. So etwas haben sich wohl die Förderer der Mietskasernen gedacht. In Berlin sagte seinerzeit der einflußreiche Stadtbaurat Hobrecht: Auf diese

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weise kämen die reicheren Leute mit den ärmeren im Dachgeschoß oder im Hinterhause nahe in Berührung, daß sie ihnen häufig einen Teller Suppe oder eine alte Hose zuschicken könnten. Aber nirgends fühlt sich der Mensch einsamer als in einer Berliner Mietskaserne, wo er mit 100 Familien sozusagen unter einem Dache wohnt. In einem Einfamilienhaus spricht man viel eher über den Zaun weg mit seinem Nachbar als in Berlin mit dem Mieter, mit dem man Wand an Wand wohnt.

Die Sache ginge noch, wenn die Berliner sagen könnten: Man hat die Wohnungen zwar dicht neben- und aufeinander gebaut, aber dafür sind sie billig und geräumig, dafür hat der einzelne Mieter möglichst viel Gelaß und kann zufrieden sein, daß er eine große Wohnung in der Stadt hat, statt ein Miniaturfamilienhaus in einem entlegenen Vorort. Aber fehlgeschossen. Die dichte Bebauung hat dem Mieter nicht den geringsten volkswirtschaftlichen Nutzen gebracht. Die Wohnungen sind klein, teuer und übervölkert.

In seinem klassischen Werk über die Berliner Wohnungsaufnahme von 1875 sagt Richard Böckh: Eine starke Übervölkerung liegt vor, wenn mehr als 4 Personen in einem heizbaren Zimmer untergebracht sind. Danach gab es 1875 28238 übervölkerte Wohnungen mit 184230 Bewohnern. 1905 waren in derselben Weise in Groß-Berlin 100000 Wohnungen mit 600000 Menschen übervölkert. Der Prozentsatz ist von 1,5 auf 1,6 gesunken. Aber das hat leider keine Bedeutung. Denn seit der Zeit sind in den Wohnungen die Nebenräume verschwunden. Außerdem sind immer mehr Freiflächen zugebaut, die Gelegenheiten nach einer Prise frischer Luft von draußen sind immer schwieriger geworden. In Berlin, im engeren Sinne, wohnten 1875 etwa 160 Menschen auf einem Hektar, 1905 dagegen 330.

Man mache sich nur dies Zusammenhocken von Menschen klar! In Berlin und den Vororten gibt es 8393 Wohnungen mit 7 Personen in einem Zimmer, 3485 mit 8, 1281 mit 9, 428 mit 10, 126 mit 11, 26 mit 12 und 8 mit 13 und mehr Personen in einem Zimmer. In Berlin selbst zählte man am 1. Dez. 10 unter 524000 Wohnungen 257000, das ist ungefähr die Hälfte, die nur aus einem heizbaren Zimmer bestehen, in der Regel noch mit Küche. 34400 davon besitzen aber keine Küche, und 25700 sind solche, die nur einen Raum haben, von denen der Statistiker nicht sagen kann, ob es Küche oder Wohnraum sein soll. Man erschrickt förmlich über diese Zahlen!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kellerwohnungen sind etwas geringer geworden. Dagegen die Hinterwohnungen machen heute 45 Prozent aus gegen 37 Prozent 1875. Bezüglich der Preise stellte Dr. Schwabe 1867 fest, daß die Mietspreise für kleine Wohnungen in Berlin nirgends mehr als 25 Prozent des Verdienstes erforderten. Für Schöneberg berechnet heute Dr. Kuszinski einen Prozentsatz von über 30.

Was sind das für Verhältnisse? Wo sind wir hingeraten? — Wir wollen die Welt beherrschen, mit unserer Flotte uns Raum schaffen auf der ganzen Erde, und in der Heimat züchten wir ein Geschlecht, das sich in die engsten Netze einspinnt, dem jedes Gefühl für Großzügigkeit abgehen muß. Die Berliner müssen körperlich und geistig kurzsichtig werden, denn ihr Blick bewegt sich immer nur zwischen engen Straßen und engen Höfen. Man kann beinahe sagen, den Berlinern müssen allmählich die Beine absterben, denn sie haben keine Gelegenheit sie zu bewegen. Ein Berliner Spaziergänger wird zur Rarität. Der Rückgang der Kinderzahl ist erschreckend. Denn für kinderreiche Familien sind die Mietspreise unerschwinglich und die Hausbesitzer besonders empfindlich.

In Amerika gibt es ein Sprichwort: Ein Kind ohne Spielplatz wächst heran zum Mann ohne Arbeit. Wo aber hat das Berliner Kind seinen Spielplatz? Selbst im feinsten Westen, wie am Kurfürstendamm, denken die Häuserbauer noch nicht daran, ein paar Quadratmeter als Spielplatz abzustecken.

Es ist ein Jammer, wie die Kinder in Berlin aufwachsen! Überall gedrückt und umhergestoßen — kann sich bei ihnen nicht ein Lot Herrschaftsgefühl entwickeln, daß ihnen irgend ein Plätzchen gehört. Höchstens auf der Straße duldet man sie, wo jeden Augenblick ihr Leben gefährdet ist.

Im ganzen liegt die Tatsache vor, daß wir auf einem wichtigen Gebiete des modernen Lebens keinen Fortschritt, sondern eher einen Rückschritt gemacht haben, wenigstens in Berlin. Man kommt sich da bei Berliner Wohnungsstudien fast vor wie die Forscher, die zu Beginn der kapitalistischen Periode über die soziale Frage schrieben: sie sahen zunächst lauter Schatten.

Das Bedauerliche ist, daß die Tatsachen bekannt sind und doch nichts geschieht. Die Berliner Wohnungsstatistik ist recht gut. Aber von der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theorie bis zur Praxis machen wir Deutsche manchmal entsetzlich langsame Schritte.

Auch in anderen Weltstädten sind heute die Verhältnisse so weit bekannt, daß man Vergleiche ziehen kann. Man kann sich heute in Berlin nicht mehr darauf berufen, daß die dichte Bebauung für Großstädte eine Naturnotwendigkeit sei. In Holland, in Belgien, in England und in Amerika hat man nicht diese Mietskasernen wie bei uns. In London herrscht noch heute das Einfamilienhaus. Dort kommen nur 8 Personen auf ein Haus, gegen 77 in Berlin. Die amerikanischen Städte sind noch weit schneller gewachsen als Berlin. Aber der Amerikaner hat nicht so gegeizt mit dem Boden. Er will um sich schauen können. In Newyork kann man Berlin 13mal hineinstellen, und Philadelphia hat mit seinen 1,3 Millionen Einwohnern reichlich das Fünffache an Umfang wie Berlin. Nur in Paris drängen sich die Menschen noch mehr. Aber Paris war eben bisher Festung. Die Berliner indes haben ihr Festungsgewand schon vor über 100 Jahren abgelegt. Wenigstens äußerlich. Innerlich scheinen sie die Festung noch für einen Vorzug zu halten. Dabei hat Berlin nicht die geringsten Widerstände für seine Ausdehnung zu überwinden. Es liegt weder auf einer Insel wie Newyork, noch an einem Gebirge.

Woher kommt das alles? Welches sind die tieferen Ursachen dafür, daß man sich in Berlin aus dem Labyrinth nicht herausfindet? Wir Deutschen können doch sonst organisieren. Sollten wir nicht 4 Millionen Menschen ein gutes Unterkommen in einer erträglichen und sogar schönen Stadt schaffen können?

Es ist natürlich ein sehr verwickelter Knoten von Fragen, daß die Lösung bisher nicht gelungen ist. Wir wollen das Wichtigste wenigstens kurz andeuten.

Eine der wichtigsten Ursachen ist politischer Art. Bismarck prägte schon in den 50er Jahren den Ausspruch: Die großen Städte müssen vom Erdboden verschwinden! Später nannte er Berlin einen Wasserkopf. Ja, wenn man eine Stadt durchgehend so behandelt, wird sie schließlich ein Wasserkopf. Das geht so den Städten wie den Menschen. In Preußen herrschen in der Regierung wie im Landtag noch heute die Junker. Die wollen Berlin nur schröpfen. So verkauft man das Tempelhofer Feld, den letzten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen Tummelplatz von Hunderttausenden im Innern Groß-Berlins, den Punkt, wo ein Berliner Kind allein noch die Sonne untergehen sehen konnte. Man versilbert die Wälder, die Lungen Berlins, und erholt sich von dem moralischen Katzenjammer bei dem Gedanken, daß man doch in Ostelbien noch genug Wälder besitzt, wo man etliche Kranke auf ein paar Wochen hinschicken kann*).

Es ist bekannt, daß man im preußischen Landtag nur sagen darf, von einer Vorlage hat Berlin Vorteil, um eine Wirkung zu erzielen, die einem Rauhreif in der Frühlingsnacht gleicht. Jede Petition eines Rittergutes irgendwo in der Hundetürkei wird von der Landratskammer mit mehr Liebe behandelt als ein Anliegen Berlins. Kommt so etwas zum zweiten Male in der Welt vor?

Seit Jahren haben Landtag und Regierung jede Beseitigung der entsetzlichen Zersplitterung Groß-Berlins durch eine Eingemeindung bekämpft. Jetzt ist zwar ein Zweckverband eingeführt worden. Aber dieser ist eine völlige Halbheit, und das Wahlrecht dazu ist noch reaktionärer als das preußische Dreiklassenwahlrecht, und das will etwas heißen.

Wir hätten sicher längst ein Wohnungsgesetz, wenn die Wohnungsfrage zum Ressort des Reichstages gehörte. Denn alle möglichen sozialen Gebiete hat der Reichstag behandelt. Die Fabrikhygiene wird z. B. durch Gesetz und Fabrikinspektoren sehr streng gehandhabt. Eine Wohnungshygiene, die viel wichtiger ist, gibt es noch nicht. Und wenn sich der preußische Dreiklassenlandtag etwa damit befassen sollte, so werden die Land- und Hausagrarier das Gesetz schon in den April zu schicken verstehen.

Die Kommunen indes wären selbständig in der Lage durchzugreifen, wenn sie nicht selbst ein ganz elendes Wahlrecht hätten. In der Berliner Kommune sitzen 60 Prozent Hausbesitzer. Selbstverständlich schneiden diese sich nicht in das eigene Fleisch.

Mit den politischen Ursachen hängen manche andere zusammen. Die Berliner Oberbürgermeister haben nicht immer eine starke Hand gehabt. Sie waren gegen oben und gegen Spekulanten zu nachgiebig. Sie haben

*) Vgl. meine Schrift: Die Berliner Waldverwüstung und verwandte Fragen. Verlag des Ansiedlungsvereins, Schöneberg, Grunewaldstr. 30.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

es nicht verstanden, das Verkehrswesen an sich zu reißen. Und für eine gute Wohnungspolitik ist die Beherrschung des Verkehrs eine Hauptsache. Die Staatsbehörden und die Krone, die sowieso schon in Berlin viel zu viel zu sagen haben, haben eifersüchtig ihre Macht ausgedehnt. Jetzt ist für wichtige und auch oft unwichtige Dinge ein Instanzenzug zu erledigen, daß Kirschner einmal gesagt hat: Die Verhältnisse des seligen römischen Reichs waren einfach und geregelt gegen die im heutigen Berlin.

Infolge der Zersplitterung Groß-Berlins hat auch das Interesse an der Wohnungspolitik bei der Bevölkerung sich nicht vertiefen können. Die Hauptstadt hat an sich schon zu viel Zuzügler, die recht lange brauchen, bis sie heimisch werden. Nun wohnen sie heute in Berlin, morgen in Schöneberg, dann in Charlottenburg. So bleiben sie der einzelnen Gemeinde fremd.

Und der Zweckverband? — Wie die Dinge sich anlassen, mißtrauen die Berliner diesem Wechselbalg. Sie nennen ihn Zwickverband. Sie haben schon soviel Instanzen über sich und neben sich, Reibereien und Eifersüchteleien zwischen den hart zusammenstoßenden Kommunen, daß nach ihrer Ansicht ein so schwerfälliger Apparat fast mehr stört als wehrt.

„Arm geboren werden und arm sterben“

Von Dr. Erwin Steinitzer

Die Mahnungen der großen Religionsstifter zu Armut, Entsagung und kommunistischer Gesinnung sind, — wenn man von dem engen Bereich einzelner, sich zu freiwilliger Dürftigkeit bekennender, geistlicher Vereine absieht, — gegen die egoistisch-materialistischen Grundtriebe der Menschen ohnmächtig geblieben. Neunzehnhundert Jahre nach der Bergpredigt wird die christliche Welt so leidenschaftlich wie nur je zuvor von dem Drängen nach jenen Gütern beherrscht, so nach dem Worte Jesu „der Rost und die Motten fressen.“ Das Streben nach dem größtmöglichen Gewinne — nicht bloß nach der „Nah-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rung", dem „täglichen Brot" — ist der Hebel unseres Wirtschaftslebens, der Eigentumsschutz über den Tod hinaus die Grundlage unseres privaten Rechts. Reichtümer erwerben gilt unserer Zeit als legitimstes Ziel, sie sich und seinen Nachkommen ungeschmälert durch Ansprüche der Allgemeinheit bewahren dürfen, als selbstverständliches und unveräußerliches Recht. Verrückung und Verletzung der Fundamente unserer Kulturordnung aber nennt's die Phalanx der Besitzenden, wenn das Gemeininteresse — wie bei Erbsteuer und Bodenreform — mit mehr oder minder begrenzten Forderungen an der Ausschließlichkeit der individuellen Verfügung über Selbsterworbenes zu rütteln versucht.

Daß dieser schroffen Bejahung des Besitzrechts aus dem Kreise der Nichtbesitzenden seine ebenso schroffe Verneinung gegenübergestellt worden ist — der Sozialismus — ist schließlich kein Wunder. Merkwürdiger scheint's, daß auch unter den Begüterten, ja gerade unter den Allerbegütertsten eine „Bewegung" zum Durchbruche gelangt (sofern in so engem Zirkel überhaupt von einer Bewegung, statt von einer Summe bedeutsamer und vorbildlicher Einzelhandlungen gesprochen werden kann), die zwar nicht den Erwerb, wohl aber die individuelle Konservierung und Vererbung des Erworbenen beschränken will. Eine Art Milliondrsozialismus also — nach dem treffenden Ausdrucke Bernard Shaws. Von dem Theoretiker dieses plutokratischen Antiplutokratentums, dem amerikanischen Eisenmagnaten Andrew Carnegie, der seit seiner Lebensretterstiftung bekanntlich auch in der deutschen Philanthropie einen Platz besitzt, ist die These in die Welt gesetzt worden, die an der Spitze dieser Zeilen steht.

„Arm geboren werden und arm sterben!" Das Leben, das zwischen diesen beiden Polen liegt, zur Reichtumsansammlung zu benutzen, ist nicht verpönt. Das ist nur natürlich bei einer Ethik, deren Schöpfer Kaufleute, captains of industry, Tatmenschen sind. Auch wo der Erwerb aufhört Ziel zu sein — was ja durch seine geforderte, mehr oder minder vollständige Hingabe an caritative oder gemeinwirtschaftliche Zwecke dokumentiert wird — behält er seine volle Bedeutung als — innerhalb der kapitalistischen Unternehmerwirtschaft einziger — Prüfstein ökonomischen Erfolgs. Herrn Rockefeller mögen seine Milliarden als solche gleichgültig sein; als greifbaren Beweis des Gelingens seiner organisatorisch-kaufmännischen Riesentat (der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eroberung und Unterjochung des Weltpetroleumhandels) wird er sie nicht missen mögen. Der Ausschluß des Reichtumsstrebens mußte auf dem Boden kapitalistischer Wirtschaftsorganisation zu stoischem Quietismus führen; in einer „energetischen" Ethik, die die Entfaltung und Übung der individuellen Kräfte voraussetzt und anstrebt, ist er, wie die Dinge liegen, schlechterdings unmöglich. Vielleicht wird dem nicht immer so sein. Der Sozialismus fordert bekanntlich eine Ordnung, in der auch auf dem ökonomischen Schaffensgebiete — wie bereits in der Gegenwart auf einzelnen anderen — der unmittelbare materielle Ansporn überwiegend durch den mittelbaren sozialen ersetzt ist. Ob das durchführbar, ob es vor allem dem heutigen Zustande gleichwertig wäre, steht hier nicht zur Erörterung. Für das Handeln unserer Zeit, in der der materielle Erfolg in der Regel der primäre, der soziale, der abgeleitete ist, in der so häufig das Hauptbuch die Grundlage der gesellschaftlichen Adelsmatrikel bildet, sind solche Postulate jedenfalls bedeutungslos.

Die ausgedehnte Beschränkung des Besitzes auf Person und Generation des Erwerbers hingegen, die des weiteren in der These liegt, ist „energetisch" durchaus begründet. Vermögen, das ererbt wird, gewährt Rente; Rente an Geld und Rente an sozialem Ansehen. Rente aber ist antienergetisch; denn sie gibt das meiste von dem, was Ziel der Anstrengung sein sollte, mühelos. Sie wird besonders aktive Naturen von der Betätigung nicht abhalten (sie aber nach dem psychologischen Kontrastgesetze häufig auf immaterielle Aktionsgebiete drängen); sie wird jedoch für Minderbetätigungsbedürftige das Gegenteil eines Antriebs sein. Die übliche, rasche Dekadenz großer Unternehmerfamilien hängt ja mit dieser Tatsache zusammen. Auf alle Fälle wird der Reiche, der seine Söhne so stellt, daß ihnen auch materiell und sozial ein erstrebenswerter Zuwachs durch eigene Arbeit zu erringen bleibt, für die Positivität ihrer Lebensgestaltung mehr geleistet haben, als der, welcher ihnen in jenen Punkten von vornherein nichts mehr zu wünschen übrig läßt. (Man würde sich übrigens täuschen, wenn man etwa annehmen wollte, der durch väterliche Schenkungen und Stiftungen in kräftigem Maße — in weit kräftigerem selbst, als das meist faktisch geschieht — Enterbte befinde sich nun in derselben Lage, wie andere, gleich mäßig begüterte Lebensanfänger. Durchaus nicht; in aller Regel wird vielmehr sein Start bedeutend günstiger sein und er wird unzweifelhaft größere Aussichten haben,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Fähigkeiten aufs nutzbringendste verwerten zu können. Er erbt ja, selbst wenn er sonst noch so wenig erbte, den sozial-ökonomischen Positionsvorteil der — industriell oder finanziell — hervorragenden väterlichen Stellung; er erbt die freie Bahn, die das sozial minder glückliche Talent so oft nicht finden kann.) Die reichliche Ausstattung der Töchter widerspricht dem energetischen Grundsatz nicht; von ihnen wird ja in den begünstigten Kreisen der kapitalistischen Gesellschaft kein anderer als rein konsumtiver Energieaufwand erwartet. Vornehmer Müßiggang gilt a priori als ihre natürliche Bestimmung. Es ist nur logisch, daß auch der Carnegiesche Kodex ihre „Versorgung" in Aussicht nimmt.

Als Millionärsethik im Gegenwartsstaate ist die Lehre des „Erwerben aber nicht Vererben" zweifellos die sozial nützlichste, die man erfinden kann. Die Allgemeinheit mag auf gleichmäßigere Verteilung sinnen; der einzelne Reiche kann diesem Ziele gar nicht besser entgegenkommen, als indem er ihr selbst sein Zuviel zurückgibt. Aber leider ist das Evangelium des Amerikaners kaum in höherem Grade Gemeingut der materiell Bevorzugtesten, als das Armutsevangelium Christi. Zu einer Anwendung, die dem gemeinen Interesse in regelmäßiger, jährlicher Wiederkehr große Summen zur Verfügung stellt, hat es die Doktrin überhaupt erst in den Vereinigten Staaten gebracht. Und auch dort ist ihre Gefolgschaft doppelt begrenzt: einmal auf die Reichsten, dann — unter diesen — auf die erste Generation. Für die große Menge der Begüterten dieser Welt ist nach wie vor Nehmen dauernd seliger, denn Geben.

Daß die Donatorenpraxis im stärksten Maße vor allem in Amerika hervorgetreten ist, läßt sich wohl zwanglos aus der Struktur der amerikanischen Gesellschaft erklären. Diese besitzt weder Hof, noch Adel, noch Bürokratie — überhaupt keine historisch anerkannte Spitze ihrer Pyramide. Der deutsche Millionärspießbürger kann Geheimer Kommerzienrat werden, irgend einen Adler-, Löwen- oder Bärenorden erhalten, mit dem Erbgroßherzog von Gerolstein frühstücken und — falls er unter einem besonders glücklichen Stern geboren ist — mit einer veritablen kaiserlichen Hoheit Tennis spielen. Sein sozialer Ehrgeiz ist also vollkommen und eindeutig determiniert. Dem Amerikaner fehlen alle diese erstrebenswerten Ziele. Das soziale Selbstgefühl des Eisenkönigs kann durch den Verkehr mit einem erfolgreichen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schweinezüchter nicht gehoben werden; und das des letzteren nicht durch den Umgang mit einem führenden Getreidespekulanten. Inmitten von Gleichen, niemand über sich, sieht man sich wohl oder übel nach dem breiteren Resonanzboden der öffentlichen Meinung um; die aber kann nur durch Taten aufgerüttelt und erobert werden.

Die Tatsache, daß die Reichtumsgröße eine gewisse ziemlich hochliegende Grenze überschritten haben muß, ehe die Idee ihrer freiwilligen Beschränkung und Minderung eine stärkere — sagen wir Virulenz erlangen kann, ist in der Natur der Dinge begründet. Vorher erscheint in aller Regel die Sicherung behaglich-üppig-sorgloser Lebensführung für den Erwerber und seine Familie als das beherrschende Moment, das bloß besondere und außergewöhnliche Intensität der vorhin angedeuteten, energetischen Gesichtspunkte — oder des Sozialgefühls — ein wenig zurückdrängen könnte. Steigen die Revenuen aber weit über die Summen, die eine einigermaßen ungekünstelte — wenn auch anspruchsvolle — Bedarfsbefriedigung fordert, so werden sich die wachsenden Absurditäten einer Ausgabenforcierung um ihrer selbst willen (Absurditäten, wie sie uns in ganz ähnlicher Weise aus dem Rom des Petronius, wie aus dem Amerika Upton Sinclairs berichtet werden) immer mehr fühlbar machen. Der sachlich nutz- und wertlose Energieaufwand für einen Luxus, der losgelöst von jeder materiellen Bedürfnisbasis, nur mehr einem abgeschmackten, gesellschaftlichen Überbietungsstreben dient, kann dann (kann, muß nicht; die Schwäche der Gatten- und Vatergefühle oder die eigene Abhängigkeit von niedrigen ego-altruistischen Instinkten mag's hindern) bei jenen, die, nicht in der Ideologie des Reichtums aufgewachsen und mehr mit seinem Erwerb als mit seiner Verwendung beschäftigt, dieser noch einigermaßen objektiv und kritisch gegenüberstehen, eine mehr oder minder lebhafte Reaktion auslösen. Sie mögen inne werden, daß Geldausgeben nur einen Sinn hat, so lange es kein Problem ist.

Daß solche Objektivität dem eigenen Besitze gegenüber noch am ehesten in der ersten Generation gefunden werden kann, (die Rockefeller und Carnegie haben als Donatoren in den letzten Jahren Weltruf erworben; nicht aber die Gould und Vanderbilt) ist gleichfalls unschwer a priori einzusehen. Die erste Generation betrachtet den Reichtum noch als Individualgut;

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erworben durch Tüchtigkeit oder zugeflogen durch Glück. Für die zweite ist er bereits soziales Attribut der Familie und als solches ein selbstverständlicher Bestandteil des mit der Geburt überkommenen Weltbilds. Genau wie der ererbte Adel als natürlicher und indiskutabler Familienvorzug empfunden und angesehen wird. Daß dadurch, von den sozialen Gefühlen ganz abgesehen, sowohl die energetischen Motive, als auch die Widerstände gegen Exzesse der Reichtumsideologie an Kraft erheblich einbüßen, liegt auf der Hand*).

Die Aussicht, der Satz des Stahlkönigs könnte zur Grundlage allgemeiner Plutokratenethik werden, ist also herzlich gering — selbst, wenn man das „Arm sterben" durchaus nicht allzuwörtlich auffassen wollte. Hätte er diese Eignung, dann vermöchte er der Welt einen stets wachsenden materiellen Kulturfond zu schenken, dessen Bedeutung von vornherein gar nicht abzuschätzen wäre. Man könnte dann daran denken, durch eine, natürlich bloß beratende und anregende, nationale und internationale Organisation eine gewisse Gleichmäßigkeit der Berücksichtigung aller wichtigen Kulturzwecke zu fördern, damit nicht hier Hyper- dort Atrophie entstehe. Indes das sind Träume. Pall-Mall, der Grunewald, die Tiergartenstraße werden uns nicht den Gefallen tun. — —

*) Eine treffliche Illustration liefert das jüngst publizierte Testament des Freiherrn Albert von Rotschild in Wien. „Mit Rücksicht auf seine zahlreiche Familie" (vier Kinder) ist dieser arme Plutokrat, dessen Nachlaß auf mindestens eine halbe Milliarde Mark (Sechshundert Millionen Kronen) geschätzt wurde, außer Stande gewesen, wohltätigen und allgemeinen Zwecken mehr als — zwei Millionen Kronen zu widmen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirklich, wirklicher, am wirklichsten!

Von Felix Löwy (Wien)

(Schluß

Alle die Fälle, in denen innerhalb des naiven ametaphysischen Monismus nach Demokrit von ihm ebenbürtigen Denkern Grade der Wirklichkeit angenommen wurden, haben für uns kein prinzipielles Interesse mehr. Jede naiv-ametaphysische Konstruktion schützt sich, wenn ihr Vernichtung droht, durch Wirklichkeitsgrade, völlig gemäß dem kindlichen, verhältnismäßig alogischen, weil sprachbeherrschten Zustande der geistigen Entwicklung, dem sie entspringt. Und schließlich sind ja die meisten der Denker, von denen in einer umfassenderen Arbeit über dieses begriffsarchäologische Kuriosum jetzt die Rede sein müßte, in diesem Punkte Epigonen. Hier sei nur nochmals betont, daß faktisch kein einziger Philosoph der hellenischen Antike den Begriff einer transzendenten Außenwelt gefunden, besser, erfunden hat, daß selbst von den kühnsten und genialsten Spekulationen griechischer Geister die von der unbewußten Welteinzigkeitsvoraussetzung gezogenen Grenzen in der Tat nicht überschritten wurden. Wer zum Gegenbeweise Platon nennt, hat nicht verstanden, daß die „Welt" der Ideen, der κόσμος νοητός, nur ein (raum- und zeitloses) Gebiet in dieser einen Welt ist, genau so wie die „Welt" der Töne und die „Welt" der Farben; wer auf des Aristoteles πρώτη φιλοσοφία, die später von Andronikus von Rhodus sogenannte „Metaphysik", deutet, hat nicht begriffen, daß daselbst von Transzendenz der Seinsarten, die der Philosoph aus den Dingen herauszulesen habe, nirgends die Rede ist; und wer sonst einen anführen möchte, der schärfe noch einmal seinen Geist und lese abermals die angeblich beweisenden Stellen genau und im Grundtext! Wir wollen ihn dann fragen, was in der Sprache der altgriechischen Philosophen „die Außenwelt" heißt. (Etwa ὁ ἔξω κόσμος?) — — — — — —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon bei der Rekonstruktion demokritischer Gedankengänge entdeckten wir einen Weg, den Demokritos und nach ihm alle echten Griechen offenbar garnicht bemerkt haben. Wir fanden, daß, wenigstens beim demokritischen Problem, die Nötigung verschwinde, Wirklichkeitsgrade heranzuziehen, bei der Annahme von mindestens zwei Welten, einer unabhängigen und einer abhängigen, bei der Annahme einer echten, transzendenten Außenwelt, — die selbstverständlich nur als unabhängig, oder, bei einer Weltenpluralität, jedenfalls als von der Erscheinungswelt unabhängig gefaßt werden kann —, bei der Konstruktion einer eigentlichen Metaphysik. Es reizt uns nun zu schauen, wie sich denn de facto das Schicksal der Wirklichkeitsgrade in der antiken Philosophie außerhalb der altgriechischen Metaphysiklosigkeit gestaltet hat, ob sie da überhaupt noch zu finden sind, und wenn, welche Rolle ihnen in der neuen Umgebung zugefallen ist.

Erst in der Zeit des Hellenismus, dieser Periode der buntesten Kulturmischungen, trat in die mittelländische Philosophie neben den Begriff einer „Ordnung der Welt vom Chaos zum Kosmos" der einer „Weltschöpfung aus dem Nichts" und in seinem logischen Gefolge der Begriff einer Außenwelt, eines metaphysischen Jenseits, wo Gott, der Schöpfer und Erhalter dieser Welt, in unfaßbarer Vollkommenheit thront. Der jüdische Sonderling Philon von Alexandrien ist es, der diese biblischen Begriffe der Philosophie zuführt, vielleicht, sogar wahrscheinlich, ohne sich des Gegensatzes dieser Gedanken zu allem Griechischen bewußt zu werden. Ganz ohne Diskussion, bloß in sanftestem Mißverstehen seiner griechischen Vorgänger und Vorbilder, ersetzt er deren naive Kardinalvoraussetzung durch einen jüdischen Gedanken, übrigens auch ohne des Judentums letzten Sinn zutiefst erfaßt zu haben. Jedenfalls ist Philon der erste Philosoph der mittelländischen Gegenden, der mit einem augenscheinlich echten Außenweltssymbol operiert. Und siehe da! Philon kennt keine Wirklichkeitsgrade. Sieht dies nicht aus wie eine Bestätigung der Regel, die wir bei der demokritischen Konstruktion aufstellen konnten? Gemach! Es wäre unverzeihliche Oberflächlichkeit, wollte man meinen, Philon sei eben jenen Weg gegangen, den Demokrit nicht gesehen hatte. Philon, der leidgetriebene Jude, stand ja vor ganz anders gearteten Problemen, als der Theoros, der Schauende, der Künstler Demokritos. Diesen treibt ein künstlerischer Trieb, die Welt zu bauen, jenen treibt das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leid, sie zu deuten. Gemeinsam ist beiden nur, Philon sowohl wie Demokrit, in Unklarheit und Irrtum zu sein über ihres Schaffens Art und Wesen. Dieser glaubt, Erkenntnis müsse das Ziel sein, und steht betroffen vor der Sonderbarkeit, glauben zu müssen, ohne wissen zu können, jener vermeint, er lese aus der Welt den Sinn, — den er ihr gibt. Bei Demokrits Werk verweilend sagten wir, Kunst ist alle Philosophie, und dachten dabei nur an die Art, der Demokrits Atomistik zuzurechnen ist. Hier müssen wir sagen, durch Philons Art gemahnt, ergänzend und einschränkend zugleich: Philosophische Gebäude sind als Kunstwerke zu fassen, so weit sie nicht etwa — Trostwerke sind, Hütten und Zelte, aus drängender Not erbaut, illusionären Schutz zu geben gegen die Unbilden irdischen Leides und menschlicher Gemeinheit. — Bei solcher Grundverschiedenheit im Wesen wäre es gewiß bedenklich, das Fehlen von Wirklichkeitsgraden in Philons Konstruktion darin allein begründet sehen zu wollen, daß ihm ein Begriff geläufig war, der, bei ganz anderen Fragen, Demokritos vor jenem Unsinn bewahrt hätte. Vielleicht gelingt es uns im Verlauf des Folgenden, noch eine andere, bedeutsamere Ursache zu entdecken.

Wir müssen also in der Linie der Fortsetzung demokritischer Probleme suchen, wenn wir finden wollen, wie sich die historischen Tatsachen zu unserer Regel verhalten. Wir stoßen dabei auf einen, dem man es fast nicht glauben will, daß er, wenn auch sehr, sehr weitläufig, mit der Sippe des Demokritos verwandt sein soll, auf Aurelius Augustinus. Die dem Metaphernzwang der Sprache ihre Entstehung verdankende Theorie von der Gliederung des Bewußtseins in den Akt des Denkens und in den Gegenstand, über den gedacht wird, ermöglicht es ihm, durch Weglassung des Denkaktes, des Empfindungsaktes, zu einer sich ihrer selbst unbewußten Materie zu gelangen, die er aus dem Bewußtsein hinausverlegt, also zu einer richtigen metaphysischen Materie. Auch sein „sensibus credere“ deutet auf regelrechte Metaphysik. Und Augustinus hat tatsächlich damit die Grundlage zur späteren Entwicklung einer Metaphysik der Materie geboten, zur modernen Behandlung der demokritischen Probleme. Und trotzdem — baut Augustinus mit Wirklichkeitsgraden, ja, sie sind für seine Konstruktion von geradezu grundpfeilerhafter Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit. Wir werden fast schon unwillig. Wir merken, daß unsere Regel eigentlich eine logische

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Forderung ist, der nicht Erfüllung wird. Indeß, wir werden ruhiger, wenn wir bedenken, daß zwar an jenen Punkten echte Metaphysik gemeint ist, jedoch ohne daß Augustinus das richtige Wort dafür gefunden hätte, ohne daß die Konsequenz aus jenen Keimen für ihn bewußtseinsklar geworden wäre. Und unser Interesse ändert seine Richtung, wir wollen nun wissen, was Augustinus gehindert haben mag, in der angedeuteten Linie bis zur vollen Klarheit zu Ende zu denken, was ihn wohl gezwungen haben dürfte, die Wirklichkeitsgrade vor jeder Gefahr der Zersetzung sorgfältigst zu schützen. Wir ahnen, daß wir dabei dieses für uns so überaus sonderbare Erbe aus den Zeiten altgriechisch-naiven Philosophierens in einer ganz neuartigen Funktion kennen lernen werden.

Für Augustinus ist Gott Schöpfer und Erhalter alles Wirklichen, unbegreiflich und unaussprechbar; keine Benennung ist seiner würdig, keine kann sein Wesen vollkommen bezeichnen. Will man aber doch von Gott sprechen, so muß man ihm in jeder Beziehung das Höchste und Vollkommenste beilegen. Und nicht nur größte Macht und Weisheit und Güte gehören zu seinen Attributen, sondern vor allem ist er die summa essentia, nicht bloß in dem Sinn, daß er das summum ens sei, das höchste Seiende, sondern auch das summe ens, das im höchsten Grade Seiende, ihm kommt der höchste Grad der Wirklichkeit zu. Er braucht kein Substrat für sein Schöpfungswerk, eine Materie etwa, die von Ewigkeit her existiert; die wäre ja eine zweite Macht neben Gott. Nein, aus dem Nichts hat er alles gemacht, erst die Materie und daraus die wirkliche Welt.

Aber die Wirklichkeit alles Geschaffenen ist von geringerem Grad als die des Schaffenden, denn das Nichts, das non esse, aus dem geschaffen wurde, bewirkte eine Wirklichkeitsverminderung für das vom summe ens Geschaffene, so daß es nur ein minus esse darstellt. Naturas essentiarum gradibus ordinavit. — — — Wozu dies alles? Was ist der versteckte Sinn des unsinnigen „summe ens“? Was wollen hier die Wirklichkeitsgrade? Uns genügt nicht zu wissen, daß dies nach dem Vorbilde der neuplatonischen Konstruktion des Plotinos gemacht ist, dessen Schriften der Manichäer Augustinus kurz vor seinem Übertritt zum Christentum in der lateinischen Übersetzung des Marius Viktorinus mit großem Eifer gelesen hatte. Denn wir fragen, warum eben Augustinus gerade dies zum Muster

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nahm. Augustinus gibt dem nihil die Schuld an allem Bösen, allem Leiden, allem Unvollkommenen. War er vielleicht dadurch gezwungen, dem nihil malum, dem bösen Nichts, die Gottheit als ein summe esse gegenüberzustellen? Auch Philon hatte, indem er eine ganz periphere Zufälligkeit bei Platon im Sinne seiner eigenen psychischen Komplexion mißverstand, die Materie, die auch er als Ursache des Übels und des Leides ansah, für nichtig erklärt. Es war dies einer jener Punkte, in denen er dem Griechentum zuliebe Altbiblisches, hier die Deutung des Leides als Strafe, aufgab. Allein, wir finden bei Philon nirgends eine Seinssteigerung, nirgends Wirklichkeitsgrade. Für ihn ist die Gottheit, augustinisch gesprochen, wohl das summum ens, aber nicht ein summe ens. Nein, ganz anderes muß die Ursache gewesen sein. Wir glauben, das Ziel der Konstruktion und damit den geheimen Zweck der Wirklichkeitsgrade bei Augustinus gefunden zu haben. „Deum et animam scire cupio. Nihilne plus? Nihil omnino!" Darin liegt es. Gott und Unsterblichkeit sind die Ziele seiner Spekulation. Alles andere interessiert ihn nicht. Sein Glaube daran ist schwach geworden oder noch nicht stark genug. Scire, wissen will er es, er sucht Beweise für das ersehnte Resultat. Jetzt begreifen wir, daß er die Wirklichkeitsgrade behütete wie ein teures Vermächtnis. Denn, wo gibt es eine Steigerungsreihe ohne Superlativ? Hatte er einmal eine Wirklichkeitssteigerung angenommen, dann konnte er sich ja von der logischen Melodie zwingen lassen, mit einem Superlativ zu schließen. Und wollte er mehr? Nihil omnino Jetzt war ja der Beweis erbracht, jetzt wußte er es ja. Die andern Superlative waren keine Antwort auf die eine Frage, die ihn bedrängte. Aber an der Existenz dessen, zu dessen Eigenschaften es gehört, sogar im höchsten Grade zu existieren, kann man doch nicht mehr zweifeln! (Wir lächeln heute, aber für jene sprachbeherrschte Zeit konnte und mußte das genügen.) — Philon von Alexandrien hatte dergleichen nicht nötig gehabt. Er war ja gläubig, schwärmerisch sogar, fast schon neurotisch. Für ihn war Gott nicht Ziel und Endzweck seines Spekulierens. Von ihm ging er ja aus. Ihm raubte das Gespenst des Zweifels nicht den Schlaf. Was hätten ihm Wirklichkeitsgrade gesollt? Für Augustinus aber bildeten sie die Himmelsleiter, die zum Gotte seines zweifelbedrohten Glaubens emporführte, zur ersehnten Ruhe in Gott. „... inquietum est cor nostrum, donec requiescat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in te“ und „Deum et animam scire cupio.“ Der Glaube an diese beiden Wunschinhalte durfte ihm nicht verloren gehen, mußte gerettet werden, um jeden Preis.

Wir verstehen jetzt auch, warum jene scheinbar rein theoretisch gemeinten Ansätze zu einer Metaphysik der Materie Ansätze bleiben mußten. Einmal, durfte die Seinssteigerung nicht bedroht werden, und dann, — interessierte ihn das ja garnicht. Wir sagten vorhin, die Theorie von der Gliederung des Bewußtseins ermöglichte es ihm, durch Weglassung des einen Gliedes zu einer sich ihrer selbst unbewußten, metaphysischen Materie zu gelangen. Wir hätten aber sagen sollen, jene Theorie gab ihm die Möglichkeit, durch Weglassung des zweiten Gliedes den innig gesuchten Begriff einer unsterblichen Seele zu finden. Denn jenes andere Resultat, das sich dabei auf die gleiche Art ergab, hatte in seinen Augen ja nur den Wert eines gleichgültigen, überflüssigen Nebenproduktes. — Wir waren ganz im Recht, als wir dem christlichen Bischof die Verwandtschaft mit dem Griechen Demokritos nicht glauben wollten. — — — — —

Wir sind am Ausgang des Altertums angelangt. Unser Weg ist zu Ende. Wir vermuten, daß die Funktion, die sie bei Augustinus versahen, den Wirklichkeitsgraden in späteren Jahrhunderten geblieben ist. Wo immer wir sie beobachten konnten, jedesmal boten sie ein Zeugnis, daß an dem Denker, den es betraf, die Wahrheit einer Sentenz des Franziskanermönches Joannes Duns Scotus sich bestätigte, dem schon die mittelalterliche Mitwelt den auszeichnenden Titel „doctor subtilis“ nicht versagen konnte. Es ist der Satz: „Voluntas est superior intellectu“, oder, mit den Worten eines Poeten unserer Tage: „Das Hirn spinnt, was das Herz bewegt.“ — —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Malthusia-Land

(Aus einem alten Reisetagebuch)

Von Otto Rung

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Emilie Stein

(Schluß)

Durch eine Reihe von Gärten, deren dunkle Gewächse hinter weißen Steinrahmen nach Schulen und Jahrgängen geordnet waren, gelangten wir endlich zum Präsidentenhause, einem einstöckigen weißen Gebäude mit zahlreichen Höfen, in die die freistehenden Mauerpfeiler offenen Eintritt gewährten. Obwohl niemand außer uns hier zu sehen war, stand es doch jedermann frei, hier aus- und einzugehen. Hier herrschte die Politik der offenen Tür. Der Mann, der alle repräsentiert, alles in aller Namen besitzt und als einziger unter allen nichts sein Eigen nennt, er muß allen zugänglich und ohne Privatleben sein.

In einem der vorderen Höfe erblickten wir ihn. Schon von weitem sah ich seine weißgekleidete Gestalt im Schatten eines Sonnensegels sitzen, einen großen Arbeitstisch vor sich, an seiner Seite einen jener furchtgebietenden alten Männer. Ein jüngerer Mann, der ihn soeben verlassen hatte, war auf dem Wege nach einer Loggia, wo vier andere eifrig zu arbeiten schienen. So wenig kompliziert ist die Regierungsmaschinerie in diesem Staate, so einfach in ihrem fortschreitenden und ordnenden Prinzip wie ein *perpetuum mobile*.

In seiner Deckstellung im kalten Schlagschatten des Sonnensegels erschien Vinzent Strong mir in diesem Augenblick bloß als ein gründlich und bewußt arbeitender Mann, ein ruhiger Berechner, ein Generalstabsoffizier, der in seinem Zelte die kleinen Fähnchen über die Karte rückt. Er stand auf,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blickte mich durch die kaltblinkenden Zwickergläser an und lächelte höflich, indem er die dünnen Lippen unter dem starken weißen Knebelbart etwas verzog. Trotz seines hohen Alters war er aufrecht und breitschultrig wie ein junger Mann, und die ein wenig kurzen Reiterbeine trugen den schweren Torso in der strammen weißen Jacke straff und ohne Mühe.

„Nun," sagte er, „was halten Sie von unserer Republik?" Und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Wollen Sie mich auf meinem Gang begleiten? Jede Minute meines Tages ist besetzt. Der Dreimännerausschuß des Senats tagt gegenwärtig. Die fünf Minuten, die der Weg mir nimmt, darf ich dem Gastrecht opfern. Kommen Sie, wir kürzen den Weg ab."

Ich durchschritt an seiner Seite die schwarzen Kirchhofgärten von Agaven und Palmen. Die straffen Blätterbüschel streiften unsere Schultern, als wir den schmalen Steig passierten. Und Vinzent Strong fuhr mit seiner festen geschulten Stimme fort:

„Ja, was ist unsere Republik mehr oder minder als die vervollkommnete Idee des Staates! Wir greifen da entschlossen zu, wo Europa noch unsicher tastet. Wir haben das bestmögliche Material gebildet, ein festes, hartes und gleichartiges Material. Für das weiche schmiegsame Prinzip haben wir keine Verwendung. Auch keine Lust, unseren Gesellschaftsbau durch willkürliche Unkrautschößlinge, wurzellose Zierpflanzen und schmarotzende Pilze zerfressen zu lassen. Euere europäischen Juristen und Ärzte befinden sich ja auch schon auf dieser Fährte, aber sie beschwert noch euere altmodische, theologische Empfindsamkeit. Auch ihr scheidet euere schädlichen Substanzen aus, aber ihr seid noch nicht so weit, euch durch resolute Mittel von ihnen zu befreien. Ihr ergreift bloß euere Vorsichtsmaßregeln. Ihr gewährt den Schmarotzern eine Freistatt innerhalb reservierter Territorien. Ihr richtet Strafkolonien, Monstreasyle und kostspielige Spitäler ein. Ihr erlaubt den Ungeeigneten und Unsozialen, auf indirektem Wege am Staatskörper weiterzuschmarotzen, indem ihr euere Bürger besteuert, um den Dieben Gefängnisse, den Untauglichen Asyle und den Kranken Spitäler zu schaffen. Ihr gestattet den Leidenden, die Gesunden anzustecken, indem ihr die letzteren durch Mitleid — mitleiden laßt. Ihr arbeitet mit sentimentalen und nicht mit mathematischen Gründen. Auch in Europa weiß man es schon, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die orthopädische Methode unbrauchbar ist. Euer Leitungssystem leitet nicht recht. Aus nichts läßt sich nichts schaffen. Ihr könnt höchstens das Vorhandene verteilen, indem ihr den Gesunden und Starken nehmt und hiedurch auch sie schwächt. Ihr erreicht nur, das Leiden über eine größere Fläche auszudehnen. Ihr vermeidet es wehleidig, es mit glühendem Eisen bis auf den Grund auszubrennen. Ihr laßt die Fruchtbaren Zinsen zahlen auch an die Unfruchtbaren, und vor allem seht ihr die Über- oder Entvölkerung sich unabläßig wie ein grausiges Gespenst außerhalb aller Grenzen euerer Kontrolle erheben. Was helfen euere Statistiken, euere Tabellen und euere Register, solange ihr nicht zur Chirurgie übergeht, solange ihr euch scheut zu dem reinlichen Prinzip des Messers zu greifen!"

Wir waren auf einem offenen Platz angelangt, auf einem Markt, wo der Obstverkauf des Jahres an langen bunten Zeltreihen vor sich ging. Als wir uns näherten — ich an der Seite des Präsidenten, Señor Paras und drei der Ältesten hinter uns — kamen die Verkäufer aus ihren Zelten hervor, um mich zu betrachten. Eine weiße gewölbte Brücke führte über den Kanal nach der Insel, auf der das Ratsgebäude lag. Und da sah ich nun das kolossale Viereck dicht vor mir, halb schwarz, halb weiß wie die Kaaba in Mekka, mit einem Dach in Form einer treppenförmigen Pyramide. Steil und mächtig erhoben sich die lotrechten Wände wie die Mauern eines furchtbaren Gefängnisses, einer befestigten Bastille. Der Fluß lief in einer geschlossenen Wölbung quer durch das Fundament. Funkelnd grün, in scharfen Bruchflächen wie zersplittertes Glas, unter dem Druck seines Gebirgsgefälles, rauschte er, von Norden kommend, unter dem Hause dahin, kam aber unter der Südmauer wieder hervor wie aus einem schwarzen Kloakentor, matt und kraftlos, dunkel wie geronnenes Blut.

Wir schritten zwischen einer langen Doppelreihe von Menschen dahin, die uns ohne Zurufe grüßten und blieben vor einer kleinen schwarzen Bronzetüre am Fuße des mächtigen, fensterlosen, verschlossenen Gebäudes stehen.

„Weiter können Sie mir nicht folgen," sagte Vinzent Strong. „Vor dieser Türe hält alle Öffentlichkeit inne; und wir zeigen einem Gaste nicht mehr, als unsere eigenen Bürger sehen dürfen. Diese Schwelle überschreiten nur, die unserer Gesellschaft nicht mehr angehören — und diejenigen, die darüber bestimmen und wachen, daß der Staat keinen Schaden nehme. Diese Tür

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist also nur für die Unsicheren, Zweifelnden und Verzweifelnden bestimmt — und für die vollkommen Sicheren und vollkommen Wissenden. Darum sage ich Ihnen hier Lebewohl."

Er reichte mir seine starke, nur wenig gefurchte Hand. Ich betrachtete die kleine viereckige Türe und ihre hohen schmalen rotgemalten Rahmen schienen mir die Form der Guillotine oder des Galgens zu haben. Ein greller Sonnenglanz, der hinter dem Flügel des Gebäudes hervorbrach, beleuchtete des Präsidenten Antlitz. Es sprang vor, glühend wie eine Maske aus Gold. Ich bemerkte die langen gelben Tigerzähne unter dem straffen Bartkamm, die grausamen kleinen Augen von der Farbe des Achats, flammend von Genialität und Tollheit. Eine heimliche Angst packte mich. Ich meinte einen jener alten mexikanischen Blutgötter vor mir zu sehen, goldgepanzert und getigert, die mörderische Gottheit der männlichen Form. Und hinter ihm den gewaltigen Teocalli, sonnenglühend an den Zinnen, blutschwarz um das Fundament, den rauchenden Opferstein einer feindlichen barbarischen Staatsform, in dieser Gegend aufgestellt, wo eine urferne aztekische Kultur die mitleidslosen Kommunen, die kurzsichtigen und brutalen Brudergemeinden unerbittlich beherrscht hatte.

Noch einmal wandte der Präsident seinen kalten Blick mir zu. „Nun denn! Erzählen Sie Ihren Landsleuten, was Sie hier gefunden haben. Heißen Sie sie uns erwarten! Eine Nation von Athleten, ein Bund von starken Männern, von Römern, die um des Staates willen willig ihre linke Hand dem Feuer opfern, eine Rasse, die vor einem Messerstich kein Augenblinzeln kennt, die nie nachgab, nie aufs Knie sank, nie zweifelte!"

Bei diesen letzten Worten glitt sein Blick an mir vorbei und suchte unter denen, die uns umgaben, José Paras. Und ich sah meinen Begleiter erblassen. Eine fahle Leichenfarbe quoll unter der sonnverbrannten Haut hervor wie unter einer Schminke. Es war, als sei er bisher maskiert gewesen und nun schäle sich die Maske von ihm und entblöße verzehrte, todkranke Züge. Auch die beiden Männer, die die blauen Stäbe trugen, betrachteten ihn und ihre Blicke tauschten ein Signal. Und zum letzten Male hob Präsident Strong die Hand zu einem flüchtigen Gruße und ging. Die enge Bronzetüre öffnete und schloß sich lautlos.

Es war gegen Abend. Meinen Wirt hatte ich viele Stunden nicht ge-

Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

sehen. Des Morgens war er an seine Arbeit gegangen, auffallend aufgeräumt, seinen Eifer nur allzusehr zur Schau tragend. Ich selbst war von einer Wanderung durch die rastlose Stadt heimgekehrt, deren Arbeitstempo mir nun noch erhöht schien. Ich beobachtete, wie die Beschäftigten sich an Raschheit überboten, Kraft und Behendigkeit selbst da entwickelten, wo es nicht vonnöten war. Sogar diejenigen, die das vorgeschriebene Tagewerk beendet hatten, ließen nicht ab, durch künstlich eifrige Gebärden vor den schon gefüllten Magazinen eine fortgesetzte Emsigkeit zur Schau zu tragen.

Ich befand mich allein in einem der spartanisch nackten Steinräume, als Felicia Paras bei mir eintrat. Sie blieb bei der Türe stehen, zögernd, die Hände an die starken Lenden gepreßt. Ihre Stimme schien mir verändert, als sie zu sprechen begann, tiefer in der Tonlage, ungleichmäßig und stockend, aber ihre Miene verriet keine Unruhe.

„Senor," sagte sie, „Sie sind fremd hier. Sie werden verstehen, was niemand hier versteht. Sie sind nicht an unsere Gesetze gebunden — Sie stehen außerhalb unseres Gehorsamkeitszwanges. Darum sind Sie der einzige, an den ich mich wenden kann. Ich brauche nicht Ihren Rat, sondern Ihre Hilfe." Ich sagte ihr einige freundliche Worte und reichte ihr die Hand als Zeichen meiner Einwilligung. Sie ergriff sie rasch und führte sie gegen meinen Willen nach Art der Indianerinnen an die Lippen. „Señor," flüsterte sie, „Sie reisen heute abend — nehmen Sie uns mit, — mich und ihn, meinen Mann. Meines Mannes Leben ist verwirkt, wenn er über Nacht hier bleibt. Sie waren ja dabei, Sie müssen es gesehen haben, was heute geschehen ist, wie er, der über alles hier bestimmt, meinen Mann durch einen Blick bezeichnete. Nicht wahr, es war Ihnen genug, ihn ein einziges Mal zu sehen, den Schrecken, das tödliche Grauen zu empfinden, das von ihm ausgeht, der sich Erhalter des Lebens nennt — weil er wohlweislich diejenigen verbirgt, die er tötet."

„Hören Sie mich nun!" Sie preßte meine Finger zwischen den ihren und eine heftige Bewegung durchzitterte ihre Stimme, als sie weitersprach.

„Wir hatten ein Kind, mein Mann und ich — einen Knaben. Uns Frauen hier ist es zur Pflicht gemacht, Mütter zu werden, und unsere Männer wählt der Staat für uns. Man frägt uns wohl nach unserer Neigung. Man verlangt von uns, daß wir den Mann lieben, der uns ge-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geben wird. Dies veranlaßt so manche zu heucheln. Ich aber liebte meinen Mann, von unsrer ersten Begegnung an, und er liebte mich, und dies machte uns scheu und zurückhaltend voreinander und vor denen, die uns beobachteten. Die Form unseres Zusammenlebens war nicht jene laut bekennende, die in diesem glücklichen Staate gefordert wird. Man behielt uns darum beständig im Auge, verdächtigte uns, betrachtete uns als unverläßlich, hinterhältig und gefährlich.

„Ich gebar mein Kind wie alle Mütter hier — unter Bewachung. Es hegt eine geschlossene Brücke von dem Hause, in dem die Entbindungen stattfinden, über den Kanal nach dem großen Gebäude, das Sie heute gesehen haben. Und alte ruhige Männer kamen an mein Lager und betrachteten mit ihren kalten Augen meinen kleinen Knaben, den man mir in den ersten Augenblicken in den Armen zu halten gestattete. Und sie sagten:

‚Der Knabe ist schwach, aber wir geben ihm Frist. Pflege ihn wohl ein Jahr lang.‘

„Sie gewährten mir diese Frist außerhalb aller Gesetze und aus Gründen, die niemand hatte vorhersehen können. Etwas Wunderliches war geschehen: die Geburtsziffer war unter die Norm gesunken. Ein Menschenalter hindurch war der Nachwuchs genau reguliert gewesen. Nur die Erwählten, die Auserkorenen verpflanzten das Geschlecht. Die Ungeeigneten wurden beizeiten ausgeschieden und dahin gesandt, wo es ihre Bestimmung war zu enden. Dennoch verringerte sich die Bevölkerung, und die Kinder kamen schwach zur Welt. Niemand begriff es. Es war als sauge der allzu intensive Bodenbau die Fruchtbarkeit aus dem Erdreich. Die entsetzliche Drohung, die über allem Ungeborenen und Zarten hing, lähmte und schwächte. Und die Statistik zeigte keinen berechenbaren Ausweg. So blieb denn nichts übrig als Schonung zu gewähren und Fristen zu geben.

„Neun Jahre behielten wir unser Kind, meinen geliebten, süßen, kleinen Jungen, insoweit wir hier etwas für uns selbst behalten dürfen. Die alten Männer aber, die uns aufsuchten und mein Kind besichtigten, lächelten mit ihren klugen Ärztemienen und gaben immer kürzere Fristen.

„Er war klein und schmächtig, spät lernte er gehen, und als er sprechen gelernt, fand er selten Grund zu sprechen.

„Er war so still, mein kleiner Knabe, und seine Wege waren uns ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

borgen. Keinem von uns galten seine Gedanken. Einsam und stumm lebte er, wie Kinder hier leben: unter beständiger Bewachung, unter dem Zwang unserer Methoden, unter der fürchterlichen Forderung, die auch von ihnen das Äußerste an Körperkraft heischt, sie in einen rasenden Wettstreit treibt, um zu denen zu gehören, die am Leben bleiben dürfen.

„Ich las in seinem klugen schmalen Gesicht, wie bald er verstand, was es galt. Aber niemals klagte, niemals fragte er. Ich sah ihn in der rückwärtigsten Reihe der jagenden Knabenkolonnen, mit seinen zarten Gliedern vergebens sich mühend, den anstrengenden Übungen zu folgen, sah sein strenges Gesichtchen mit dem vor sich hinstarrenden Blick, den fest zusammengebissenen Lippen. Und ich sah diejenigen, die anführten und Urteile fällten, Blicke wechseln und die Achseln zucken.

„Wenn aber die Schule gebot zu ruhen, dann ruhte er nicht. Dann saß er fern von den anderen, das Kinn auf die Hände gestützt und den Blick den Bergen zugewandt, die unseren Augen Grenzen setzen. Und erst dann lebten seine Augen. Ich weiß, daß er in einer Welt weilte, die anders beschaffen war als die unsere, tiefer, lichtvoller und milder. Merkte er aber, daß man ihn beobachtete, dann kehrte sein Blick zurück und wurde wach, argwöhnisch, furchtbar gegenwärtig.

„Ich ließ ihn in Frieden. Ich wagte es nicht, meine Gedanken mit den seinen zu verbinden. Er war ein kleiner Fremdling, ein Gast aus fernen und milderen Strichen, der in unser hartes Land gekommen war, in ein Land, wo man den Daseinskampf in ein geordnetes Raubmordsystem gezwängt hatte. Ja, er war mein Träumerkind, aus meinem Herzen gelöst, als es noch Sehnsucht kannte, der letzte verschwebende Traum von dem Lande, das wir verlassen hatten.

„Mein Knabe, mein einziger Knabe! Gezeugt war er in Furcht, geboren in Weltgerichtsschrecken. Darum waren seine Hände so zart, seine Augen so frühreif, so traurig. In ihm war eine Seele hierher zurückgekehrt, die sich suchend und verwundert weitertastete zwischen unseren scharfen, unüberwindlichen Grenzen.

„Wir wachten über ihm, mein Mann und ich, wir betrogen die, die nach ihm fragten; selbst eines dem anderen gegenüber schwiegen wir aus Furcht, durch gegenseitige Aussprache ihn den anderen zu verraten. Wir

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mühten uns ihm zu verbergen, was ihn umgab, wir hüteten die Traumwelt, in die er tiefer und tiefer versank. Er sollte für sich selbst leben, in seinen fernen unwirklichen Regionen frei wie kein anderer hierzulande. Und wir träumten, ihn eines Tages als einen Befreier zu uns zurückkehren zu sehen, um uns die neuen Gesetze zu geben.

„Als unser Knabe sein neuntes Jahr erreicht hatte, nahmen sie ihn uns. Wir erwarteten ihn eines Tages, aber er kam nicht heim. —

„Ich will nicht mehr von ihm sprechen. Er ist befreit! Seine einsame Wanderung zwischen uns soll vergessen, er selbst soll vergessen und begraben sein. Was mit denen geschieht, die durch jene kleine Türe des schwarz-weißen Hauses geführt werden, darf unser Gedanke nicht verfolgen. Genug davon!

„Aber nun gilt es meines Mannes Leben! Er ist verraten, verdächtigt, verkauft. Wir sind von Angebern umringt, wir leben in einem Netz von Aufpassern und Sykophanten, jeder unserer Nachbarn kann der gedungene Spion des Rates sein.

„Als das geschehen war, was ich Ihnen erzählte, begann ich meinen Mann zu beobachten. Tag um Tag sah ich ihn sich verändern. Sein Antlitz war ruhig, sein Lächeln das frühere, aber seine Augen verrieten ihn nicht nur mir, sondern auch den anderen. Er beobachtete mich, wie ich ihn. Er suchte sich zu decken, trug seine Maske auch mir gegenüber. Aber ich sah, wie es mit ihm stand. Er war ein Zweifelnder, ein Verzweifelnder geworden und darum mußte er sinken. Er glaubte nicht mehr an unser Staatssystem, unsere Gesetze, unser Recht, ja nicht einmal an sich selbst und an mich. Seine Augen wurden zuweilen fern wie die unseres Kindes — einsame Wanderer, die Dinge träumten, welche nicht sind und nicht sein dürfen.

„Die hier oben wissen es und sie dulden nicht, daß in diesem Lande gezweifelt werde. Sein Tod ist beschlossen. Hören Sie mich an! Sie müssen mich ja verstehen können — Sie, ein Fremdling und ein freier Mann!"

Ihre Augen bohrten sich in die meinen und die Flechten ringelten sich wie Schlangen an dem weißen, nun wild verzerrten Antlitz hinab.

„Wir müssen fort von hier — noch heute," fuhr sie rasch mit heiserer Stimme fort. „Sie haben einen Führer und Pferde, Sie müssen uns mitnehmen über die Berge. Versprechen Sie es mir! Suchen Sie meinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mann auf, sprechen Sie mit ihm. Ich habe keinen Weg mehr zu ihm. Er verschließt sich vor mir. Er grübelt. Er steht still vor jener kleinen verschlossenen Türe, durch die er seinen Knaben verschwinden sah. Er sieht keinen anderen Weg vor sich — und er sehnt sich danach, daß diese Türe sich auch ihm öffnen möge, er will wissen, was sie verbirgt — eine krankhafte Begierde verzehrt ihn zu wissen, zu verstehen — das Verborgene — das Allerverstecksteste. Dies Starren nach unseren Gesetzen hat ihn versteinert, er sieht nur das System. Ihn sieht er nicht, den Meuchelmörder, der sich hinter die Gesetze duckt wie ein maskierter Straßenräuber.

„Ich aber sehe ihn, der mein Kind mordete, es in seiner geheimen Höhle mit seinen Gorillahänden erdrosselte. Ja, ich kenne ihn. Er ist bluttrunken, toll von mörderischer Wollust. Ich habe einen nach dem anderen verschwinden gesehen, alle die, die er fürchtete, die tiefer dachten als er selbst. Sein Inneres ist eine Grube der Furcht, der feigen stinkenden Angst vor den Schrecken des Untergangs. Darum mordet er blutdürstig und verzweifelt, wie ein gereiztes Tier um sich beißt.

„Hören Sie mich. Eben ist der Rat um ihn versammelt. Ich fürchte ihn nicht, ich will vor ihn hintreten, Aug' in Auge. Er soll mich hören. Er muß uns freies Geleite geben. Wir sind nicht mehr die Seinen. Wir sagen uns los.

„Sie treffen meinen Mann bei seiner Arbeit unter den anderen. Sagen Sie ihm, was ich Ihnen gesagt und wohin ich jetzt gehe. Nein, halten Sie mich nicht auf. Diesen Weg gehe ich am besten allein. Aber Sie werden meinen Mann retten, nicht wahr? Sie werden ihn überreden, mit Ihnen zu gehen — Sie werden ihn zwingen! Vor dem Rathause erwarte ich Sie. Dort sehen wir uns — oder — wenn wir uns nicht sehen sollten — — dann nehmen Sie meinen Mann allein mit. Verteidigen Sie ihn, wenn Sie angehalten werden. Sie haben ja Waffen. Hier sind alle furchtsam von Geburt auf, feige hinter ihren verschanzten Mienen. Vor einem einzigen Mutigen ergreifen sie die Flucht.

„Folgen Sie mir nicht. Leben Sie wohl, wenn wir einander nicht mehr sehen sollten. All mein Vertrauen setze ich auf Sie!"

Ich neigte das Haupt und ließ sie dahin gehen, wohin zu gehen sie beschlossen hatte. Dann weckte ich meinen schläfrigen Mestizen und befahl

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm Pferde herbeizuschaffen, die rascher waren als die Maultiere, auf denen wir hergeritten waren.

José Paras traf ich bei einer Abteilung Straßenarbeiter, deren Führung ihm oblag. Ich sagte ihm rasch, was zu sagen nötig war, und er ging ohne Widerstand mit mir. Vor seinem Hause fanden wir die gesattelten Pferde. Zögernd setzte er den Fuß in den Steigbügel, und sein Blick verließ mich nicht. Und plötzlich sah ich, wie er begriff. Abgebrochen, rasch kamen seine Fragen, die keine Antwort erforderten.

„Wann verließ sie Sie? Was hat sie vor? Kommen Sie, — wir müssen fort, ehe — ehe — —"

Auf unseren frischen Pferden galoppierten wir dahin. In rasendem Ritt ging es die öde Allee entlang, durch die langen Straßen, wo die Fußgänger sich an die Hausmauern drückten und uns mit erschreckten lauernden Augen anstarrten. Wir passierten die mächtige Pyramide, deren Dreifläche die vieldeutigen Gesetzesworte trug, und ich sah meinen Begleiter an den Zügeln reißen. Seine Kiefer öffneten sich, ein erbitterter Ausruf entfuhr ihnen. Endlich gelangten wir auf den Marktplatz, wo wir uns Schritt für Schritt einen Weg durch das Gewimmel bahnen mußten, das dichtgedrängt den Raum zwischen den Verkaufszelten füllte. Paras hieb mit der Reitpeitsche um sich, unsere Tiere bäumten sich, und wütende Schreie erschollen rings umher. Wir brachen ja den Marktfrieden! — Ich riß meine Waffe aus dem Gürtel und richtete sie auf die, die sich uns entgegenwarfen.

Hoch über den niedrigen gelben Häusern erhob das mächtige Ratsgebäude seine Kuppel. Ich sah sein Spiegelbild im Kanal, schwarz und weiß wie matte Streifen von Pech und Kalk. Und über den Köpfen der Männer sahen wir im Schatten der gewaltigen Hausfassade ganz nahe der kleinen Tür ein Weib warten mit verhülltem Antlitz, die rechte Hand unter der Mantille an die Brust gedrückt.

José Paras schrie auf und schwenkte die Arme. „Rasch! Vorwärts! Sie ist dort!" Und er rief ihren Namen und zwängte sein Pferd gewaltsam durch die dichten Haufen erbitterter Krämer, die uns den Weg über die Brücke versperrten.

In diesem Augenblick öffnete sich die kleine Bronzetüre in der Front des Gebäudes. Und wie eine geschwärzte Mumie in ihrem bunten Sarkophag

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sahen wir in der Türeinfassung den Präsidenten stehen. Er trat hervor und drei alte Männer folgten ihm. Die brandrote Abendsonne beleuchtete sie, wie sie auf der Piazza standen, die Augen mit der Hand beschattend, und übergoß ihre Gestalten mit Blut; sie tauschten Bemerkungen — und einer von ihnen streckte die Hand aus und wies auf uns.

Gleichzeitig löste Felicia Paras sich aus dem Schatten, schritt hinaus in das flammende Licht und hob die Hände wie eine, die um eine Gunst fleht. Der Präsident drehte sich langsam nach ihr um, und als sie vortrat, kam sie zwischen uns und ihn zu stehen, so daß ihre nun hochaufgerichtete Gestalt mit den ausgestreckten Armen ihn uns verbarg.

Mein Begleiter stöhnte, rührte sich aber nicht, saß wie erstarrt, zwischen den Fingern den Kolben der über seinen Sattelknopf gelegten langen Reiterpistole.

Wir sahen Felicia sich vorneigen und bemerkten eine blitzschnelle Bewegung ihrer rechten Hand. Dann sprang sie beiseite und verschwand im Schatten des Hauses. Und wieder wurde Vinzent Strong sichtbar. Er hielt beide Hände an die linke Seite gepreßt, wankte einige Schritte zurück und sank zu Boden. Seine Begleiter beugten sich über ihn, aber plötzlich sahen wir sie zurückfahren, aneinanderprallen und hierauf, ihre Rockschöße sammelnd, in einem drollig hüpfenden Greisentrab die Piazza hinablaufen.

Ich folgte Paras, der weitergeritten war. Er war vom Pferde gestiegen und hielt Felicias Schultern umfaßt. Sie lehnte sich schwer an ihn, stumm, mit verschlossenem, wie versiegeltem Antlitz.

Vinzent Strong lag auf dem Rücken, halb in der Sonne, halb im Schatten, das Haupt gegen die Steine geschleudert. In seiner linken Seite steckte, bis zum Stichblatt eingebohrt, ein spanischer Dolch, und das vergoldete Heft ragte steil unter der Armhöhle hervor wie ein Heber, der langsam das unter den Kleidern hervorquellende schwarze Blut trank. Ich betrachtete noch einmal dies fürchterliche Antlitz mit der gefurchten Raubtierstirne und dem mitten in einem Biß erstarrten Hyänenrachen, und ein eisiger Schauer durchfuhr mich. Ich riß mich los.

Paras aber hielt sein Weib noch dicht an sich gepreßt; stöhnend, halb wie Lachen, halb wie Klage, kam es in gebrochenen Worten aus seiner Kehle: „Felicia! Geliebte! Wast hast du getan! Geliebte, was hast du getan!“ Sein Blick wandte sich mir zu, er suchte zu verstehen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Fort!" rief ich. „Rasch fort!" Ich schwang mich aufs Pferd. Er hob Felicia in den Sattel. „Geliebte, was hast du getan!" Er zögerte, er mußte an der Leiche vorüberreiten, um weiterzukommen.

Um den Gefallenen stand schon ein Kreis von Männern, die sich vorsichtig und neugierig zu ihm hinabbeugten. Einer von ihnen tastete nach dem Dolchgriff, während die anderen zusahen, stumm, mit erloschenen, idiotischen Mienen. Plötzlich riß er den Dolch aus der Wunde, eine Blutsäule folgte, und rasch, Stoß um Stoß, jagte er aufs neue dem Toten die Klinge in den Leib, in Brust, Hals und Lenden. Und wie auf ein Signal stürzten die anderen sich über die Leiche, schlugen sie mit Fäusten, traten sie mit Absätzen. Von der Piazza kam in dichtem Gewimmel, noch vorsichtig und abwartend, eine neue Schar. In den Haustüren zeigten sich Männer, die Büchsen trugen, und ich sah einen von ihnen niederknien und auf den letzten der fliehenden alten Männer zielen.

„Kommt!" rief ich. „Fort!" Die Gesetze waren gebrochen, alle Rahmen gesprengt! Das Chaos war da! Ich sah José Paras langsam das Gesicht der kleinen Bronzetür zuwenden, die jetzt offenstand, und sah ein krankhaft begehrliches Zucken seine Züge verzerren. Ich ergriff den Zügel seines Pferdes und wir sprengten durch die lärmenden Straßen.

Hinter uns aber erscholl das erbitterte Geheul der Massen, die wie eine entfesselte Sturmflut auf das offenstehende Ratsgebäude losstürzten. Sie drängten sich durch die kleine Türe, sie tobten vor Begierde zu wissen, sie riefen die Namen ihrer Toten, sie heulten ihre alten, lange aufgespeicherten Klagen! Jawohl! Das Meer stieg. Die Dämme waren gesprengt, und die schäumende Flut ergoß sich über das geordnete Land. Ich sah den Widerschein des Grauens auf dem Antlitz meines Begleiters, während wir uns einen Weg durch die Menge bahnten. Ja, er begriff es wie ich: das männliche Prinzip war gebrochen. Eines Weibes Hand hatte das große Uhrwerk zum Stehen gebracht.

Die Welt stand in Brand, die blinden Gesetze der Willkürlichkeit herrschten!

Wir ritten den Serpentinenweg hinan, der zur Paßhöhe führt. Hinter uns schlug der brandrote Rauch der Anarchie empor. Wie ein blutiger Feuerstoß, in schwefelige Dämpfe gehüllt, brannte die Stadt tief unter uns.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir hörten das ferne Heulen des tobenden Pöbels, der die Lösung des Mysteriums nicht gefunden hatte, der nichts gefunden hatte im Hause des Todes als — das Schweigen des Todes.

Und wir beugten stumm das Haupt, als wir den gekreuzigten Toten passierten, dessen Knochenfinger hinauswiesen auf das flammende Tal des Lebens.

Rundschau

Der englische Bergarbeiterstreik

Trotz aller hoffnungsvollen Meldungen über den Verlauf der unter den Auspizien der englischen Regierung in letzter Stunde eingeleiteten Einigungsverhandlungen kam der Generalstreik der englischen Bergarbeiter zum Ausbruch. Am 26. Februar hörten in Derbyshire 2000 Arbeiter zu arbeiten auf; mehrere Tausend weitere am 27. Februar in Yorkshire. Am 28. Februar waren es beinahe 100000 Bergleute, die die Arbeit niedergelegt hatten, am 29. fast dreiviertel Million. Wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, wird vielleicht eine Einigung erzielt sein, aber wahrscheinlich ist das nicht. Jedenfalls aber ist die bloße Tatsache des Ausbruchs ein Ereignis von größter Tragweite für das soziale Leben Englands; denn eine rasche Einigung ist nur noch möglich nach fast völliger Anerkennung der Forderungen der Bergleute durch die Grubenbesitzer. Die Grubenbesitzer aber würden, wenn sie so rasch das Feld räumten, nur einem Druck der öffentlichen Meinung nachgegeben haben, die von den Wirkungen eines längere Zeit andauernden allgemeinen Ausstandes der Bergarbeiter vielleicht übertriebene, aber jedenfalls schreckliche Vorstellungen hat. Man nimmt an, daß in wenigen Tagen außer 830000 Untertagarbeitern, 190000 Obertagarbeiter, 1580000 Hüttenarbeiter und 942000 Textilarbeiter, ganz abgesehen von Arbeitern weniger bedeutender Industriezweige genötigt sein werden, zu feiern. Seit Wochen werden alle Folgen eines solchen sozialen Erdbebens in englischen Blättern mit den schwärzesten Farben ausgemalt. Und doch scheuten die Bergleute nicht davor zurück, die englische Gesellschaft vor diesen Abgrund zu führen. Muß in ihnen, wenn ihr Erfolg allzu leicht erkauft wird, nicht das Gefühl geweckt werden, daß sie künftig alles erreichen könnten, was die Mineninduſtrie überhaupt zu bieten vermag? Die Torypresse schüttet die volle Schale ihres Zornes über das liberale Kabinett aus, das nach ihrer Ansicht imstande gewesen sein müßte, „the greatest catastrophe that has threatened the country since the Spanish Armada", wie die „Times" sich ausdrückt, zu verhüten. Der „Standard" spricht von einer „schändlichen Sorglosigkeit und Unfähigkeit der Minister", von einer „Vernachlässigung der primären Pflichten, für die diese Herren ihre

Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

großen Gehälter empfangen". „Sie werden dafür bezahlt," fährt das Blatt fort, „darauf zu sehen, daß »the kings government is carried on« und nicht dafür, die Augen gegen das Herannahen einer nationalen Katastrophe zu verschließen, bis sie zu unsern Füßen angelangt ist. Die verspätete Intervention des Kabinetts ist die ernsteste Kritik seiner früheren Untätigkeit."

Was aber hätte das Kabinett tun können? Zuerst waren beide Parteien gegen eine Regierungseinmischung und als schließlich die Grubenbesitzer versöhnlich gestimmt waren, erschienen zu der von der Regierung einberufenen Einigungskonferenz nur vier Vertreter der Bergleute, die erklärten, zu bindenden Abmachungen nicht bevollmächtigt zu sein. Einigermaßen aussichtsvolle Konferenzen konnten erst am 27. Februar beginnen. Die „Times" schlägt vor, den Arbeitern, die für die Versorgung mit Wasser, Nahrungsmitteln und Kohlen und für die Eisenbahn arbeiten, jeden Streik gesetzlich unmöglich zu machen, wie es in Australien geschehen sei. 45 Millionen Menschen aushungern zu wollen, nur weil Arbeiter und Arbeitgeber in der Mineninduſtrie sich nicht einigen können, sei ein Verbrechen. Der Vorschlag ist billig, die Ausführung gewiß nicht. Was in Australien möglich ist, ist in England noch lange nicht möglich. Australien wird nicht wie England von einer Plutokratie beherrscht. In Australien gab es schon 1904 und gibt es jetzt wieder ein von der Arbeiterpartei gebildetes Ministerium, aber auch ohne die formelle Herrschaft zu besitzen, bestimmt in den meisten Kolonien die Arbeiterpartei längst die Politik des Landes. Es besteht überall der achtstündige Maximalarbeitstag, neben anderen strengen Arbeitsbestimmungen, und für zahlreiche Industrien gelten Mindestlöhne. Die Entwicklung der sozialen Bewegung ist in Australien, wie Sombart feststellt, „soweit in kollektivistischer Richtung fortgeschritten, der ‚sozialistische Staat' ist schon in so weitem Umfange verwirklicht, daß die Kampfesorgane, wie sie die europäische Bewegung kennzeichnen, bereits im Absterben begriffen oder gar nicht recht zur Entfaltung gelangt sind." Statt eines Wettbewerbs um Arbeitsstellen, gibt es in Australien einen Wettbewerb um Arbeitskräfte. Arbeitslosigkeit ist, wenigstens für gelernte Arbeiter, eine unbekannte Erscheinung. Was Wunder, daß unter solchen für die Gegenwart außergewöhnlichen Verhältnissen gemeingefährliche Streiks gesetzlich verboten werden können. Aus England wanderten im vorigen Jahre weit über 300000 Menschen aus, ohne daß die schon unheimlich umfangreiche Beschäftigungslosigkeit im Lande aufgehört hätte, sich weiter auszudehnen. „Etwa dreißig Prozent unserer Bevölkerung werden unter dem Werte bezahlt, befinden sich am Rande des Hungers," erklärte seinerzeit der verstorbene Premierminister Campbell Bannermann. Dreißig Hundertstel, das will sagen fünfundvierzig Hundertstel der Lohnempfänger. Also fast die Hälfte der englischen Arbeiter lebt in bitterer Armut. Nach dem „Report of Inquiry by the Board of Trade into the Earnings and ours of Labour" aus dem Jahre 1909, verdienten im Jahre 1906/07 vier Millionen erwachsene Männer in England Wochenlöhne, die sich zwischen 8 s 6 d und 30 s (8½ bis 30 M.) bewegten. Selbst in Industrien, wo die höchstbezahlten Arbeiter beschäftigt werden, sind die Löhne für ungelernte Arbeiter kläglich. Ein Bericht des Board of Trade zählt 73 Städte auf, in denen die in Maschinenfabriken beschäftigten ungelernten Arbeiter Wochenlöhne erhalten, die nirgends 24 M. übersteigen und im Durch-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schnitt 17 M. betragen. Viel schlechter noch werden Portiers, Fuhrleute, Dockarbeiter usw. bezahlt. Wie J. Ellis Barker in „The 19th century and after" berechnet, sind in England aber 24 Schilling wöchentlich nötig, um eine Familie von zwei Eltern und drei Kindern ganz notdürftig zu unterhalten, ohne daß für Bier, Tabak, Vergnügungen usw. das Geringste übrig bliebe. Hohe Löhne empfangen nur die, die zur Aristokratie der Arbeiterschaft gehören, wie sie in den Trade-Unions organisiert sind; das sind aber nur ein Siebentel der gesamten englischen Arbeiterschaft.

Bei solchen sozialen Verhältnissen kann keine Regierung einen genügend starken Rückhalt im Volke finden, um große Arbeiterorganisationen wie die der Bergleute verhindern zu können, zu streiken oder damit Erfolge zu erzielen. Die Trade-Unions selbst haben seit einigen Jahren ihre Kampfweise geändert; sie ist heute ausgesprochen klassenkämpferisch. Es sind dabei die Massen, die die Führer beeinflußt haben, nicht umgekehrt. Der Sozialist H. M. Hyndman tritt in einer Zuschrift an die „Times" mit Recht der Auffassung entgegen, als ob „bezahlte Agitatoren" für den „labour unrest" der letzten Jahre verantwortlich zu machen seien. „Ich kann auf Grund eigener Kenntnis positiv erklären," schreibt dieser, „daß bei all den jüngsten Unruhen die Leute selbst viel mehr für Ausstände waren, als die, die als ihre Führer angesehen werden. Soweit meine Erfahrung reicht, begünstigen Präsidenten und Sekretäre der Trade-Unions sehr selten einen Streik. Sie haben zu ihrer Zurückhaltung auch sehr gute Gründe. Ein Ausstand bedeutet für sie immer viel mehr Arbeit und Unruhe, und, ob er gewonnen oder verloren wird, daß ein gut Teil Schuld den Personen zugeschrieben wird, die als verantwortlich für den Streik angesehen werden."

Vielfach fehlt es den alten Führern, besonders den parlamentarischen, völlig an Verständnis für den neuen Geist in den Arbeitermassen. Das haben sich anarchosozialistische Außenseiter wie Tom Mann und Ben Tillet zunutze gemacht, indem sie den Massen die Unfähigkeit der alten Führer, den veränderten Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen, mit der angeblichen völligen Unzulänglichkeit der bisherigen gewerkschaftlichen und politisch-parlamentarischen Kampfmittel erklärten und ihnen „direkte Aktion" als Ersatz empfahlen. Großes Aufsehen hat ein unter den Bergleuten von Südwales verbreitetes anarchosozialistisches Pamphlet erregt, das genau zu erklären weiß, wie die Arbeiterschaft Englands auf den von den Bergleuten leicht zu erzielenden Erfolgen fußend, eine „industrielle Republik" gründen könnten. Der Titel lautet: „Der nächste Schritt der Bergarbeiter." Nach Einführung des Mindestlohnes (um den augenblicklich der Kampf tobt) solle zunächst die Zahl der Arbeitsstunden und später die Quantität der Kohlenförderung verkürzt werden. Mit der alten Politik der Gleichheit der Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer müsse gebrochen werden; eine Politik offener Feindseligkeit an ihre Stelle treten. Für kleine lokale Forderungen solle man nicht zum Mittel des gewöhnlichen Ausstandes greifen, sondern bei der Arbeit bleiben und mittels eines sogenannten Irritationsstreiks, d. h. durch passives Verhalten den Betrieb der betreffenden Gruben unergiebig machen. Die „South Wales Miners Industrial Organisation" soll eben planmäßig die Existenzfähigkeit der Grubenbesitzer untergraben. Diese werden dann wahrscheinlich selbst bald eine Verstaatlichung des Bergbaues fordern. Damit sollen sich die Bergleute keineswegs einverstanden erklären. Die Verstaatlichung werde einen natio-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nalen Trust ins Leben rufen, hinter der die ganze Macht der Regierung stünde. Das einzige Bestreben der staatlichen Leitung würde sein, die Geschäfte der Mineninduſtrie so zu führen, daß die Zinsen für die Obligationen bezahlt werden können, womit die Grubenbesitzer entschädigt würden, und noch soviel Profit als möglich heraus zu ziehen, um die Besteuerung anderer Landlords und Kapitalisten ermäßigen zu können. Die industrielle Organisation der Bergleute muß eine industrielle Demokratie herbeizuführen trachten. Heute besitzen und beherrschen Aktionäre die Kohlenfelder und lassen die Betriebe durch bezahlte Beamte in Gang erhalten. Die Männer, die in den Bergwerken arbeiten, sind aber gewiß so kompetent, solche Beamte zu erwählen als jene Aktionäre, die vielleicht nie ein Bergwerk gesehen haben. Wenn jeder Arbeiter eine Stimme dafür abzugeben hätte, wer sein Geschäftsführer, Inspektor usw. sein solle, so würde er damit die Bedingungen, welche sein Arbeitsleben beherrschen sollen, mitzubestimmen haben. Von dieser Stimme würde in großem Maße die Sicherheit seines Lebens und seines Körpers, seine Freiheit von der Unterdrückung durch kleine Bosse abhängen; sie würde auch sein Eigeninteresse an der Wirksamkeit seiner Arbeit wecken. Die industrielle Demokratie kann nun erst verwirklicht werden, wenn in allen Industriezweigen die Organisation der Arbeiterschaften soweit vorgeschritten ist, daß der Arbeitgeber durch sie überall ausgeschaltet und auch der Staat verhindert werden kann, dessen Rolle zu spielen. Dann würde an die Stelle des Staates die Industriezentrale treten, die mit Hilfe eines statistischen Büros Produktion und Konsumtion im nationalen Wirtschaftsleben im Gleichgewicht erhielte, ohne die Autonomie der Erwerbstände zu beeinträchtigen. Die Bergarbeiter könnten aber die Führung bei diesem Vorgang, die sich mit Naturnotwendigkeit schon im wirklichen Leben zu vollziehen begonnen habe, übernehmen. Drei Stadien, so schließt schwungvoll das Pamphlet, habe die Unterdrückung der Arbeit, die die industrielle Demokratie überwinden solle, durchlaufen: das des erbarmungslos ausgebeuteten Sklaven, der als ein belebtes Werkzeug oder als ein Lasttier betrachtet wurde, das des fest an den Boden gebundenen mittelalterlichen Leibeigenen, der sein Leben lang Gefangener auf der Domäne seines Herrn war, und das des modernen Lohnsklaven, der nichts zu verkaufen hat, als seine Arbeitskraft. Damit seien die Möglichkeiten der Sklaverei erschöpft; „die Menschheit will endlich Ruhe haben und menschenwürdig leben können, statt wie Tiere, die Hungers sterben."

Der Kreis der englischen Arbeiterschaft, der ganz und gar für solche anarchosozialistische Ideale eingenommen ist, mag noch klein sein; sicher aber halten die meisten Bergleute schon mehr von der „direkten Aktion" als von der indirekten, parlamentarischen. Der Sinn für weite revolutionäre Perspektiven könnte aber leicht in größeren Massen wach werden, wenn sie mit Riesenausständen rasche, billige Erfolge erzielten.

Otto Corbach

Die Damenausstellung

Die Berliner Veranstaltung „Die Frau in Haus und Beruf" ist eine Arroganz und eine Verkennung. Nicht die Frau zeigt hier Entwickelungsnotwendigkeiten, die Dame paradiert mit Dingen und Dingelchen, die nicht viel mehr als ein Geschmacksprädikat

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verdienen. Nur einige statistische Gerippe lassen ahnen, was die Frau heute muß. Sozialkritiker, die den schweren Kampf der deutschen Frau um Brot und Arbeit mitleidig und hilfsbereit verfolgen, lächeln, wenn sie vor den Schminkkunststückchen einer Diva, der Sänftenbequemlichkeit einer Kolonialdame stehen. Was wollten die Veranstalterinnen eigentlich? Sieht so der Beruf der Frau, so ihre häusliche Pflicht aus? Selten haben solch lautes Lob, solch herzliche Galanterie eine Ausstellung begrüßt. Die Presse opferte von Tripolis ein Stück, vom englischen Kohlenstreik hundert Zeilen. Sogar der Präsidialklatsch ward beschnitten. Die Welt draußen glaubt, weithin leuchtend sei das Arbeitspanier der Frau aufgepflanzt, in den weiten Hallen am „Zoo" hätten sich Würde und Not eingefunden. Was aber ist es? Eine Wiederholung, eine Zusammenfassung dessen, was uns täglich hunderte illustrierter Zeitungen zum Überdruß vorkauen. Der Triumph des Häkeltischchens, der Siegeslauf des Stickrahmens. Die Partikelchen aus der Arbeitsfron sind nicht Frauenerfolge. Von der Organisation, dem Kummer der Schwangeren, der stillen Arbeitsnot der Verschämten, dem Ringen um politische Mitbestimmung, von alledem nichts! Die Tränen der Heimarbeiterinnen, das Gesellschaftsweh der Künstlerinnen, die Rigorositäten männlicher Sklavenhalter, die Winkelfurcht der Prostitution, die Schande des internationalen Mädchenschachers. Nichts davon. Vielleicht wollte man nicht schwarz malen. Weshalb denn aber firmiert man „Die Frau in Haus und Beruf"? Eines der wichtigsten, der drängendsten Probleme ist hier übertüncht, mit Flitter behängt. Von den Frauen, von den Arbeitstieren, die eben zu selbständigen Menschen erwachsen, haben die Damen anscheinend nie etwas gehört. Nie haben sie keuchende Wesen mit Schwindsuchtswangen vor dem Miasmengeschleuder der Papierfabriken gesehen, haben nie am Rädergetriebe, an Spulen und Öfen gravide Armseligkeiten bemitleidet. Ein Puppenspiel ist die Sache doch nicht. „Die Frau im Sport." Im Winterdreß, ledig aller Mühen, mitten im Amüsement, das der Mann seufzend bezahlt. Das nennt sich hygienische Errungenschaft. Inzwischen prostituieren sich die Schwestern, weil ihnen Warenhausekel ganze 40 Mark für die Monatsschinderei zahlen. Sonntags lungern die Ausgemergelten auf den schäbigen Resten winterlicher Grunewaldherrlichkeit nach dem zarten Portemonnaie, aus dem der Kaffeeobolus springt. Schwelende Pechpfannen machen es nicht. Auch nicht Kantaten. Wer für die Frau etwas erringen will, muß aufhören Dame zu sein.

Die Frau im Haus. Ja die Frau lebt im Haus, zieht in freien Stunden Kinder auf, kocht und stopft. Sie kennt die Wohltat des Groschensparens. Aber die Dame? Die Berliner Dame? Ein riesenlanges Vergnügungsmenü ist allwinterlich und allsommerlich zu verdauen. Wer kämpft denn gegen das Haus, zersetzt die Familie, wirkt in jeder Hinsicht destruktiv auf alle Familienökonomie? Die Berliner Dame! Wer belastet den Etat bis zum Zusammenbruch, wer hat all den Jux, die falsche Ornamentik, den Vergnügungskitsch geschaffen? Die Berliner Dame! Härene Gewänder braucht es nicht. Gewiß nicht. Helle soll sein. Aber nicht von bengalischen Flammen. Das, meine Ausstellungsdirektricen, wäre der Stoff für ein hübsches Pädagogikum. Hier Wandel zu schaffen, die Haushaltsökonomie, die Familienethik auf eine andere Grundlage zu stellen. Haben eure sozialistische Schwestern nicht recht? Seid ihr denn noch Hausfrauen? Ihr wißt nicht, wohin ihr im Lebenskahne

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

segeln sollt, da euch der frische Wind fehlt. So kommt ihr auf Ausstellungen, wollt der Welt etwas zeigen, dessen Firma mit dem Inhalt nicht identisch ist. Fluch und Segen der Arbeit habt ihr nicht begriffen, Fluch und Segen des Hauses auch nicht. Das ist die Quintessenz eures Bemühens, der wahre Wert der Parade. Wenn ihr ihn erkenntet, wäre schon etwas gewonnen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Gott und die Menschen

Der liebe Gott gab keinen Kommentar zu seiner Weltschöpfung. Er stellte die Menschen vor ein fait accompli. Das konnten sie ihm nicht verzeihen und schwuren Rache. Aber Rache ist ein häßliches Wort, man sagt dafür „Drang nach Erkenntnis". Er wurde vor einen Gerichtshof zitiert, um sich über das Wie, Wann und Warum zu verantworten. Dieses Gericht wies folgende Besetzung auf:

Untersuchungsrichter: Naturwissenschaften,
Staatsanwalt: Philosophie,
Verteidiger: Theologie.

Da der Angeklagte zu den festgesetzten Terminen weder persönlich erschien, noch seine Personalakten beibrachte, noch seinen Verteidiger genügend bevollmächtigt hatte, erging Versäumnisurteil. Man verurteilte ihn zur Nichtexistenz. Der Verteidiger erhebt fortwährend Einspruch. Warum? Aus Selbstlosigkeit. Übrigens war die Verteidigung matt. Sie brachte keine Gründe bei, sondern war pathetisch. Aber Pathos ist Blech, das weiß jeder Konfirmand. Und der Flieger Védrines ist sympathischer als M. T. Cicero.

Für die bevorstehende Wiederaufnahme des Verfahrens empfehle ich der Verteidigung, nicht mehr pathetisch zu sein, sondern sachlich, kühl, witzig. Z. B.: Es ist bekannt, daß dem Angeklagten tausend Jahre sind wie ein Tag. Dieser Pathologie des Angeklagten muß Rechnung getragen werden. Er wird also alle 365 000 Jahre um ein Jahr älter. Eh bien! Man setze das Alter der Menschheit und das Alter Gottes in ein Verhältnis usw. usw. Daraus folgt, daß der Angeklagte zur Not zwei bis drei Jahre alt ist, demgemäß weder vernehmungsfähig noch strafbar. Antrag auf Vertagung bis zur Volljährigkeit. Auf diese Weise gewinnt die Verteidigung wieder zirka 5—6 Millionen Jahre Zeit, um (wenn es dann noch nötig sein sollte), neue Beweismittel zu erbringen.

* * *

Einer der Untersuchungsrichter war ein ganz besonderes Genie. Er ist tot, schrieb das seinerzeit berühmte Buch „Kraft und Stoff", hieß bei Lebzeiten Dr. Ludw. Büchner und versuchte dem lieben Gott mit Geist beizukommen. Er schlug ihm vor (da er ja allmächtig sei) er solle groß und deutlich an den Himmel schreiben, ob er existiere oder nicht. Es könne doch nur in seinem eigenen Interesse liegen, diesem Zweifel der Menschheit mit einem Schlag ein Ende zu machen. Steht zu lesen in „Kraft und Stoff". Man beachte den abgründigen Hohn des Dr. L. Büchner. Auch darauf reagierte der liebe

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gott seltsamerweise nicht. Allerdings auch keiner von Büchners Zeitgenossen. Es war eine witzlose Gesellschaft. Einige leben noch. Wie leicht hätte dem Mann mit einem mäßigen Scheinwerfer geholfen werden können.

* * *

Übrigens sind auch unter den Staatsanwälten Gottes rare Tiere zu finden.

Der Philosoph Leibniz, (der allerdings mit der Verteidigung verwandt und verschwägert war), behauptete und bewies, das corpus delicti (die Welt) sei die beste aller denkbaren Welten.

Der Philosoph Schopenhauer behauptete und bewies, diese Welt sei die schlechteste aller denkbaren Welten.

Auf dem Planeten Mars, wo die gleichen Gerichtssitzungen tagten, mit der gleichen Besetzung, kam es zu ähnlichen Szenen. Die Nuance etwas anders, aber das Prinzip das gleiche:

Der Marsphilosoph Lu behauptete und bewies, diese Welt sei die grünste aller denkbaren Welten.

Wohingegen La behauptete und bewies, Lu sei ein seniler Trottel, die Welt sei selbstverständlich so rot als nur möglich.

(Das Weltreichsgericht, das auf dem Sirius steigt, wird seinerzeit darüber zu entscheiden haben, nach welcher Seite hin das corpus delicti zu bewerten ist. Ob nach der ethischen oder nach der optischen.)

* * *

Die Sache ist die: Unser ganzes Sonnensystem bewegt sich mit rasender Schnelligkeit nach einem bestimmten Stern im Sternbild des Herkules. Nun kann es einem Kometen, der auch von der Partie ist, einfallen, einen Schnelligkeitsrekord aufzustellen. Die Bummelei gefällt ihm nicht, er bricht aus, und rennt dabei vielleicht unsere schöne grüne Erde über den Haufen wie einen alten Gartenzaun. Und wenn der liebe Gott, nach der Ankunft — sagen wir in 200 Millionen Jahren — Inventar aufnimmt, entgeht es ihm ganz, daß der Planet Tellus abhanden gekommen ist.

* * *

Um eine Freude beneide ich den lieben Gott.

Er wird eines Tages mal wieder die Schimmelkruste, die die Erde bedeckt, abkratzen, sie auf den Objektträger seines Mikroskops legen und durchs Okular beschauen. Dabei wird er einen merkwürdigen Bazillus entdecken. Geht aufrecht auf den Hinterbeinen, hat eine Nase im Gesicht und balgt sich fortwährend mit den anderen herum.

Nicht eines, Millionen solcher Tierchen wird er wimmeln sehen.

„Wie interessant," wird er sagen und sich sehr freuen, „voriges Mal gabs das noch nicht. Was auf einem solchen Stern doch alles für Zeug sich sammelt." Dann wird er den Objektträger sauber abwischen und das Mikroskop in den Kasten schließen. In seinem Tagebuch wird stehen: Fand einen neuen Bazillus im Schimmel des Planeten Tellus und habe ihm den Namen B. Anthropos gegeben.

Fr. A. Holland (Paris)

Die Reichstagsboten

Die Theorie erträumt sich ein Ständehaus, dessen Besetzung nichts anderes ist, als ein Abbild der Wählerschaft in verkleinertem Maßstab. Die Praxis, anderweitig, schafft eine Versammlung von Berufsparlamentariern. Beiden ist, zum Glück, unser Reichstag unähnlich.

Dies Parlament hat ein eignes Gesicht. Ein anderes, als das Volksganze; und doch, in jedem seiner von

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Parteipsyche herausgearbeiteten Züge, charakteristisch. Wenn es noch eines Nachweises bedarf, daß nicht das wankende Massenurteil, nur das Bedürfnis, die mittelbar wirkende Struktur der Massen im Wahlrecht zum Ausdruck kommt: die Abgeordnetenliste erbringt ihn. Wählen die Konservativen Bauern ins Parlament, die Sozialdemokraten Arbeiter, das Zentrum Kapläne, die Nationalliberalen Fabrikanten, die Fortschrittler Handelsleute? Nichts von alledem. Mag man über den Reichstag denken wie man will — von dem Erkenntnismaß seiner Wähler ist er unabhängig: durch Lebensberuf und Bildungsgrad der Abgeordneten. Dennoch ist keine Partei, die nicht, über den Fraktionswillen hinaus, in der Berufszusammensetzung ihrer Mitglieder eine leicht erkennbare Eigenart aufwiese. Vielleicht die Konservativen allein haben sich einen Rest von ständischer Selbstvertretung erhalten. Dreiundzwanzig der 45 Abgeordneten (mit den Hospitanten) sind adlig; schier Mann für Mann ein Rittmeister a. D. oder d. R. Achtzehn sind Rittergutsbesitzer, nur zwei haben mittlere Güter („Gutsbesitzer"), fünf zeichnen schlichthin als „Landwirte". Acht andere sind oder waren Regierungsbeamte; vier Landräte darunter. Zwei höhere Militärs außer Dienst. Die beiden Richter, die zwei Redakteure, ein Rechtsanwalt und ein Gastwirt ändern nichts mehr am Bild. Es ist eine pallaschklirrende Partei der Grundherren, Staatsbeamten und Soldaten; prachtvoll in ihrer Geschlossenheit. — Weiter von rechts nach links: die Gouvernementalen. Es ist die Reichspartei. Neben den Konservativen hat sie fast etwas Abstraktes. Kein Schollengeruch mehr: Verwaltung. Vier Beamte, davon zwei amtierende Landräte; vier (aber mittlere) Grundbesitzer. Der Rest zersplittert sich.

Lehrreich genug ist die Zusammensetzung des Zentrums. Woher empfängt es seinen gelassenen, formvollen, in der Politik halb unabhängigen, halb gebundenen, in der Repräsentation zuverlässigen Charakter? Von den hohen richterlichen Beamten. Sie geben den Ton. Es wimmelt im Zentrum von Landesgerichtsräten, Oberlandesgerichtsräten, Geheimen Justizräten; die Partei zählt ihrer fünfzehn unter 24 des ganzen Reichstags; fünf Rechtsanwälte spielen daneben keine Rolle. Der Grund ist: das Zentrum, aus religiösen Motiven zu weltlichen Aufgaben gewählt, wüßte mit Kirchendienern nichts anzufangen: Es braucht repräsentative Leute. Richter: äußerlich genügend unabhängig, um durch Opposition keinen Schaden zu nehmen; innerlich genügend abhängig, um vor linksliberalen oder gar sozialistischen Anwandlungen sicher zu sein. Das bewegliche, respektlose Element der Anwälte fände hier keinen Raum. Im übrigen reicht das Zentrum so weit nach rechts, daß es 25 Grundbesitzer zählt, darunter ein Dutzend mit Rittergütern, und, ein süddeutsch-freundlicher Zug, zwei Weingutsbesitzer; soweit nach links, daß es zwei Universitätsprofessoren und vier Oberlehrer entsandte (eine Spezies, die den konservativen Parteien fehlt). Acht Geistliche sind nicht mehr, als die Kleinfraktionen der Polen und Elsässer stellen. Die Welfen, von einem Lehrer abgesehen, sind Grundbesitzer.

Beispiel einer politisch-repräsentativen, ganz und gar nicht ständischen Vertretung sind die Nationalliberalen. Drei Kommerzienräte; Kaufleute und Industrielle im ganzen sechs. Aber sieben Beamte, dabei, als vorgeschobener Posten, ein Landrat. Acht, meist kleine, Besitzer. Neun Anwälte, zwei Handwerker, ein Arbeiter. Zwei Professoren. — Der Typ der Fortschrittler ist der Rechtsanwalt; als der unabhängigste

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und, aus Instinkt, demokratischste unter den „Bürgern“. Mit ihrer zwölf hat die Fortschrittspartei weitaus die meisten Anwälte. Es fehlt nicht der professorale Zug: zwei akademische, zwei Oberlehrer; doch auch, im Gegensatz zu anderen Parteien, vier ungraduierte „Lehrer“. Die Mischung empfindlichen Ehrgeizes und unkritisch treuherziger Wissensanbetung in diesen Männern vermittelt der Fraktion einen Anschluß an die Aufsteigenden, durch den sie erst „Volkspartei“ wird. — Kaufleute, Handwerker sind nahezu unvertreten.

Bleibt die Sozialdemokratie. Hier, wie nur noch bei den Konservativen, kommt Ruhe in das Bild. 49 der 110 sind Schriftsteller und Redakteure; von dem Rest die meisten (31) Partei- oder Gewerkschaftsbeamte. Sieben Anwälte. Nirgend im Reichstag ist man so fern von irgendwelcher Selbstvertretung; alles ist Organisation geworden. Lächelnd vernimmt man, daß alle drei „Industriellen“ in der Partei — Zigarrenfabrikanten sind. Zu vier Kaufleuten kommen drei „Geschäftsführer“, zu vier Handwerkern drei „Expedienten“: Privatbeamte, die einen relativ unabhängigen Beruf in wirtschaftlicher Unselbständigkeit betreiben. —

Ärzte (sechs, nebst einem Apotheker) sind fast nur bei den Landsmannschaften und „Wilden“ zu finden. Offenbar liegt das daran, daß diese Gruppen (Polen, Elsässer) vom Berufsparteilertum, ihrem Wesen nach, frei sind.

Hermann Friedemann

Uhland als Politiker

Eine Monographie über den Politiker Uhland hat seltsamerweise bis heute gefehlt. Seltsamerweise, denn die Möglichkeit, eine für die Geschichte des deutschen Liberalismus wichtige Untersuchung mit dem Porträt eines so ungewöhnlichen Charakters zu vereinigen, durfte für reizvoll gelten. Jetzt erscheint in den von Wahl in Tübingen herausgegebenen „Beiträgen zur Parteigeschichte“ ein Buch von Reinöhl*), das aus Parlamentsakten, Flugschriften, Regierungsreskripten, Briefen und Tagebüchern ein gewaltiges Material zusammenträgt und weiterer Forschung wenig Raum mehr zu lassen scheint. Das Erstaunliche und Hocherfreuliche dabei ist die völlig gelungene Sichtung und Klärung dieser Stoffmenge; das Buch ist nicht nur anschaulich, es ist sogar unterhaltend. Ungern würde man irgendein Stück aus der dokumentarischen Rüstkammer des Verfassers für entbehrlich erklären, angefangen von der ersten Tagebuchnotiz des jungen Stuttgarter Rechtsanwalts, — sie ist vom 11. Januar 1815, dem Tage, an dem die Verfassungspläne König Friedrichs bekannt wurden — bis zum Bericht über die Sprengung der Nationalversammlung, in dem der Sechziger ein bißchen verächtlich die Heldenrolle ablehnt, die ihm von der öffentlichen Meinung zugewiesen worden war. Die äußere Gliederung des Buches ist durch Uhlands zweimalige Tätigkeit im Württembergischen Landtag und sein Auftreten in der Nationalversammlung gegeben; im Laufe einer im ganzen 34 Jahre umfassenden Entwicklung gelangt er von seiner konservativen, durch die „Modernität“ Friedrichs I. veranlaßten Zufallsopposition zur radikalen Opposition, die ihm nun einen nicht mehr verrückbaren Lebensstandpunkt bedeutet. Auch der Mensch Uhland tritt aus der Reinöhlschen Darstellung in deutlichen Umrissen hervor; dieser erste deutsche Dichter (denn so war sein Rang, und ganz besonders im Norden), der „aussieht wie ein Uhrmacher“, der früh-

*) Dr. Walther Reinöhl. Uhland als Politiker. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeitig von aller Kunstübung sich lossagt und nur mit einem gewissen Widerstreben an jenes frühere Lebenskapitel sich erinnern läßt. Der Gefeierte, dem auf einer Rheinreise in Köln die halbe Stadt eine Abendmusik bringt, während der württembergische König im gleichen Hotel wohnt; und der gleich darauf wieder im Landtag sich mit den Anstellungsverhältnissen der württembergischen Gemeinderäte beschäftigt. Wo immer es möglich ist, bedient sich der Verfasser der Worte Uhlands. Seine eigene Schreibart will nichts Anderes sein als deutlich und knapp, doch im rechten Augenblick tritt Schönheit und Würde an ihr hervor.

Dr. F.

Die neue Liliencron-Ausgabe

Im Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin, erscheint eine neue Ausgabe der „Gesammelten Werke von Detlev von Liliencron", die endlich in Papier und Druck, Einband und Anordnung des Dichters würdig ist. Als Herausgeber zeichnet Richard Dehmel, Liliencrons literarischer Nachlaßverwalter. Die Ausgabe ist ein Denkmal der Liliencronschen und Dehmelschen Freundschaft, und zwar im besonderen hinsichtlich der Textgestaltung. Dehmel hat den großen Variantenapparat, den Liliencron mit seinen durchkorrigierten Handexemplaren hinterließ, vergleichend und sichtend benutzt und beruft sich außerdem auf eingehende mündliche Besprechungen mit dem verstorbenen Freunde. Die nachträgliche Änderung an längst gewordenen künstlerischen Formungen ist ein gefährliches und problematisches Beginnen, ob sie nun vom Dichter allein oder in Gemeinschaft mit seinem besten Freunde geschieht und selbst wenn im einzelnen nachweisbar große Verbesserungen dabei herauskommen. Bei allem Respekt vor Dehmels Kunstverstand und seiner sorgfältigen textkritischen Arbeit kann darum seiner Meinung, daß der Wortlaut der Liliencronschen Bücher jetzt endgültig feststeht, nicht bedingungslos beigepflichtet werden. Die Nachwelt wird es sich nicht nehmen lassen, zu derjenigen Gestalt mancher oft verbesserten Liliencronschen Dichtung zurückzukehren, die ihr die schönste dünkt — genau so, wie wir heute den ursprünglichen Fassungen der Goetheschen Jugendlyrik vor der „Ausgabe letzter Hand" den Vorrang geben.

Aber ich hoffe und wünsche trotzdem, daß Liliencron noch möglichst lange mit textkritischen Erörterungen verschont bleibe und lieber um so mehr gelesen werde. Die neue Ausgabe faßt zum ersten Male sein Gesamtschaffen, das bisher in siebzehn Bänden verzettelt war, in acht zusammen, sie gibt dem „Poggfred", Liliencrons Hauptwerk, endlich den gebührenden Platz an erster Stelle, konzentriert die sämtlichen Gedichte in den zwei weiteren Bänden, läßt völlig Wertloses fort und bringt dafür vom Unveröffentlichten alles Lesenswerte. Jeder Band kostet gebunden 6 Mark und ist einzeln käuflich. Es ist eine stumme Forderung an jeden gebildeten Deutschen, dies abgeschlossene Werk eines Dichters zu haben, der unsere Gegenwart sowohl wie die mannhaftesten Kräfte des Deutschtums verkörpert und schon jetzt reine Klassizität besitzt.

Hans Brandenburg

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Riefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das europäische Dilemma der Tripolisaffäre / Von Julius Sachs (Wien)

„On s'occupe sérieusement d'une proposition qui n'est pas sérieuse", — Wir machen ernste Miene zu einer Sache, die wir nicht für ernst halten — diese Phrase, mit der einer der geistreichsten und satirischesten Diplomaten der Gegenwart die Frage nach dem Stande der Friedensverhandlungen beantwortete, kennzeichnet in fast klassischer Formulierung die Aktion, mit der die Mächte sich zurzeit beschäftigen. Das, was da vorgeht, ist nämlich eine Sache, die man nicht Bluff nennen kann, da niemand — außer dem zeitungslesenden Publikum — hineingelegt wird, man könnte höchstens von einem Selbst-Bluff sprechen. Wenn man in den Zeitungen die Meldungen liest von den Friedensanregungen der einen Macht, von den Amendements, die eine zweite hinzuträgt, von den Botschafterberatungen und dem allgemeinen Köpfezusammenstecken, wird man naiverweise zum Glauben geführt, überall herrsche die heiße Sehnsucht nach einer Vermittlung, vor der nur die empfindliche Rücksichtnahme auf die zarte Rolle der Neutralität zögert. Aber man braucht nur ein bißchen die bekannten und zugegebenen Tatsachen zu analysieren, um die Frage stellen zu können: „Qui trompe-t-on ici?"

Mit den Friedensanregungen ist es eine ebenso sonderbare Sache wie mit dem Kriege selbst, und sie werden durch die gleichen Verhältnisse bestimmt, wie der Krieg. Im Vordergrunde stehen, wie bei diesem, nicht die beiden Belligerenten, sondern die Interessen der Großmächte. Und bei diesem Streite muß man das Sprichwort umkehren und sagen: Wenn zwei sich streiten, kränkt sich der dritte. — Die modernen Staaten sind durch ein so wirres Netz von Ententen, Allianzen, Akkords und Freundschaften verbunden, daß, wenn irgendwo an diesem Gewebe gezerrt wird, alle diese verwickelten Interessen angespannt und gezerrt werden, was ja übrigens der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grund dafür ist, daß es trotz der großen, immer wieder ausbrechenden Krisen doch nie zum Kriege kommt. Am dichtesten schießen diese Fäden am Goldenen Horn hin und her und die Motive kreuzen sich hier. Die Türkei ist nicht nur das ottomanische Reich, sie ist eine europäische Interessensphäre, und die Rivalität der Mächte, die um ihre investierten Interessen besorgt sind oder noch große materielle Errungenschaften von ihr erhofften, hat ja den Hauptgrund für die Erhaltung der Türkei gebildet. Einige der wichtigsten Abmachungen und mehr oder weniger innige Gruppierungen der Gegenwart haben den nahen Orient zum Gegenstand, ob man nun an Potsdam und die Bagdadbahn denkt, an Mürzsteg und die Erhaltung des status quo auf dem Balkan oder an die Annexionskrise, an das Kretaschutzverhältnis oder an die französisch-italienische Rivalität um das Protektorat der Katholiken. Die Folge ist, daß jeder, der an die Türkei rührt, an die Interessen der Großmächte rührt. Darum hat auch der Krieg alle europäischen Empfindlichkeiten aufs peinlichste affiziert und sämtliche Mächte getroffen, zumal sie alle in einem besonderen Verhältnis zu Italien stehen. Deutschland ist mit der Türkei durch die stärksten materiellen und moralischen Beziehungen verbunden, aber gleich Österreich-Ungarn ist es der Alliierte des angreifenden Italiens.

Österreich-Ungarn hat mehr als sonst jemand das aufrichtigste Interesse an der Erhaltung und Stärkung des neuen Regimes, denn es ist um die Ruhe auf dem Balkan und um seine großen Handelsinteressen besorgt. Es muß an allem, was das ottomanische Reich betrifft, lebhaften Anteil nehmen, aber es kann ebensowenig eine Verminderung des italienischen Ansehens oder eine italienische Machtschmälerung wünschen. Nicht minder heikel ist die Lage der lateinischen Schwester. Frankreich hat ja durch einen Vertrag dem italienischen Nachbar die diplomatische Vorbereitung des Feldzuges ermöglicht. Aber kann es die Milliarden vergessen, die es in der Türkei investiert hat, die gewaltigen Kapitalinteressen, die die Schonung der Machthaber am Goldenen Horn erfordern, die katholischen Schutzinteressen? Und muß es nicht als zweitstärkster muselmanischer Staat und als größte nordafrikanische Macht auf die Empfindlichkeiten des Kalifates Rücksicht nehmen? Ja, Italien selbst möchte am liebsten Tripolis nehmen, ohne der Türkei etwas zuleide zu tun. Es hat in seinem Ultimatum erklärt, daß es um das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wohl der Türkei besorgt sei, und zum Schlusse der vom „Temps" veröffentlichten Konzessionen, die es bei einem Friedensschluß gewähren würde, kommt wieder die Versicherung der besten Freundschaft, die nachher herrschen würde. England, die beste Freundin Italiens, leidet in seinem Handel und in seinen muselmanischen Interessen. Und Rußland wird in seinem durch das Schwarze Meer laufenden Handel schwer geschädigt und muß die Explosion auf dem Balkan fürchten.

Diesen Gesichtspunkt, daß durch den Krieg weniger die Belligerenten als die Mächte geschädigt werden, muß man im Auge behalten, und er erklärt uns deren besondere Neutralitätsinterpretation und Intervention im Kriege selbst und in den Friedensbesprechungen. Er läßt uns vor allem das historische Unikum eines Krieges verstehen, der nicht durch den Willen der Gegner, sondern durch den dritter Faktoren auf einen bestimmten Schauplatz beschränkt wird. Dadurch wird das Wesen des Krieges selbst verleugnet, das doch darin besteht, den Gegner an allen möglichen und vor allem an den empfindlichsten Stellen zu packen. Aber an den empfindlichen Stellen der Türkei sind in erster Linie die Großmächte empfindlich. Als die italienischen Schiffe bei Prevesa sich im Übereifer des ersten Kampfes zu lebhaft betätigten, herrschte in Österreich außerordentliche Erregung, und alle Welt sprach von Mobilisierung. Aber Italien selbst erkannte die Verhältnisse an, die stärker sind als die Herrscher und Mächte, und die zu diesem Kriege eine etwas parteiliche Auslegung der Neutralität notwendig machen, und spontan verpflichtete sich seine Regierung, sich der kriegerischen Aktionen in der Adria und dem jonischen Meer zu enthalten. Als dann in Beirut die zwei türkischen Schiffe vernichtet wurden, schrie das an der empfindlichsten Stelle seines levantinischen Einflusses getroffene Frankreich laut auf und erhob in Rom diplomatische Vorstellungen, damit auch Syrien eliminiert werde. Und da das Bombardement von Beirut allgemein als eine von Italien beabsichtigte Belastungsprobe der Meinung Europas aufgefaßt wurde, und als ein Vorstoß, dem ein solcher gegen die anderen östlichen Häfen des ottomanischen Reiches folgen sollte, unternahm England einen Schritt: Es unterbreitete den Mächten einen Vorschlag, es solle auf die italienische Regierung in dem Sinne eingewirkt werden, daß die italienische Flotte keine Aktion gegen die östlichen türkischen Häfen unternehme. Der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diplomatische Hintergrund dieses falsch verstandenen und als Feindseligkeit gegen Italien aufgefaßten Schrittes war in Wirklichkeit folgender: England war geleitet von der Sorge um seinen durch die Minenlegung in den Dardanellen bedrohten Handel, und der Schritt in Rom sollte das Mittel bieten, auch in Konstantinopel eine Konzession zu erwirken. Hätte nämlich Italien sich der Angriffe in jenem Meere zu enthalten verpflichtet, so konnte man von der Türkei die Unterlassung der Dardanellensperre fordern. Wie das Jonische und Adriatische Meer sollte Italien also auch das Ägäische Meer gesperrt werden. Das heißt, Italien muß einen Krieg mit einer Großmacht führen, aber es ist auf die Mittel des Kolonialkrieges angewiesen. Auch der bekannte Vermittlungsvorschlag Rußlands hatte eigene Besorgnis zur Ursache, die Furcht vor Komplikationen auf dem Balkan, die infolge des Hinziehens des Krieges im Frühjahr losbrechen könnten, und die Furcht vor der Sperrung der Dardanellen, wozu noch die übliche russische Tendenz, die Sache des Friedens zu führen, kommt.

Die Folgen dieser sonderbaren Voraussetzungen, die die Türkei begünstigen, sind die sonderbaren Friedensverhandlungen, die Italien begünstigen. Die Friedensverhandlungen sind immer das Produkt des Krieges, indem der siegreiche Gegner den anderen zum Frieden *zwingt*. Da aber Italien den Krieg als Kolonialkrieg führen muß, hat es wohl mit der Küste den Schlüssel zum Lande in der Hand, aber die Türkei ist noch im Hause. Italien steht an der Tür und ist nicht ganz drinnen, wie die Türkei nicht ganz draußen ist. Aus den dargestellten Gründen haben die Mächte Interesse, daß der Krieg nicht verschleppt werde, aber die Wirkung dieser Gründe hat wieder seine neue Verschleppung zur Folge. Die charakterisierten Gründe schaffen das Dilemma, daß einerseits Italien die Möglichkeit versagt wird, durch empfindliche Angriffe die militärischen Voraussetzungen zum Friedensschluß zu schaffen und daß andererseits das an diesem raschen Abschluß interessierte Europa nicht selbst zu intervenieren wagt. Denn niemand wagt das Odium einer Pression in Konstantinopel auf sich zu nehmen. Da Italien die Türkei nicht zur Kapitulation zwingen kann und da es einer ehrenvollen Transaktion durch das Annexionsdekret vorgebeugt hat, hat es die Mächte auf den einzigen freien Weg gedrängt, auf den der *Pression gegenüber der Türkei*. Denn wenn man von einer Mediation spricht, muß man be-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denken, daß die Mächte wissen, was Italien will, daß dieses durch die Annexionserklärung deren Vermittlung in Rom zu einer bloßen Anfrage herabgedrückt hat, und daß eben darum ihr Schritt in Konstantinopel notgedrungen die Form einer Intervention, ja die einer Pression annehmen mußte. Auf eine solche hat der Vorschlag Sassonofs auch abgezielt und man kann heute nur andeuten, daß er eine ungeheuerliche Verletzung der Neutralität bedeutet hat.

Das Urteil der Welt über die so verschriene Annexionserklärung wird sich in Zukunft vielleicht ändern. Vielleicht erkannten die Italiener, daß die Mächte im Kriege selbst die Neutralität zugunsten der Türkei handhaben würden, daß aber eben darum bei den Friedensverhandlungen der umgekehrte Weg würde eingeschlagen werden; dann wäre das fait accompli und Präjudiz des Annexionsdekretes eine kluge Spekulation. Je mehr die Mächte Italien daran hindern, selbst die Türkei durch militärische Mittel zum Frieden zu zwingen, um so mehr engagieren sie sich auf dem Wege, der sie selbst zur Ausübung eines diplomatischen Zwanges nötigen wird. Vielleicht war es klug von den Italienern, daß sie durch die Annexionserklärung das Maximum ihrer Forderungen fixiert haben.

Die geschilderte Entwicklung der Dinge läßt es als unvermeidlich erscheinen, daß die Mächte auch beim Friedensschlusse intervenieren, wie sie im Kriege selbst interveniert haben. Ob sie sich zur Pression in Konstantinopel entschließen werden, läßt das Schicksal der Sassonofschen Vorschläge als zweifelhaft erscheinen. Wir sehen aus diesem Dilemma nur einen Ausweg, jenen, für den wir an dieser Stelle zweimal schon eingetreten sind: den der Konferenz. Sie allein könnte das jungtürkische Regime infolge des möglichen Hinweises auf den Willen Europas vor dem Sturze bewahren, der es sonst beim Aufgeben der Provinz treffen würde. Und für Italien entfiele die Besorgnis, die seinerzeit für Österreich-Ungarn bestand. Die Mächte, die zur Konferenz gingen, sind durch Allianzen und Verträge an Italien gebunden und würden die Annexionserklärung respektieren. Dessen könnte Italien sich ja versichern.

Von die Situation ändernden Ereignissen kann man zunächst nur den Zusammentritt der neuen türkischen Kammer erwarten. Nur die Rücksicht auf die Wahlagitation hat übrigens in Konstantinopel von der ernsteren

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beschäftigung mit dem ersten russischen Vorschlag abgehalten, der auf Zurückziehung der türkischen Truppen gegen Bezahlung von hundert Millionen hinauslief. Immerhin scheint es, daß Italien, das nicht imstande ist, die Türkei zur Kapitulation zu zwingen, diese unangenehme Aufgabe den Mächten zu übertragen gedenkt. Die Verwirrung, die infolgedessen in deren Reihen getragen wird, dürfte uns noch manche hübsche diplomatische Episode bringen. Jedenfalls ist die Tripolisaffäre eine europäische, und Europa wird die Kosten zu zahlen haben. Wohl zögert es; aber es gibt die arme Türkei nicht erst jetzt auf; die hat es aufgegeben, als es mit Italien die Besprechungen pflog, die diesem den Krieg ermöglicht haben.

Die Abschaffung des Erbrechts der Verwandten / Von H. Gauß

Wie abgeneigt man heutzutage ist, politische Fragen prinzipieller Art zu behandeln, wenn sie nicht mit dem wirtschaftlichen Leben unmittelbar zusammenhängen und die alltäglich empfundenen Interessen der Wählerschaft oder eines Teiles von ihr direkt berühren, dafür liefert der Vorschlag, das Intestaterbrecht abzuschaffen, soweit es sich nicht mit dem Noterbrecht deckt, einen eklatanten Beweis. Schon im November 1908 hat die Reichsregierung einen in dieser Richtung sehr weit gehenden Gesetzesentwurf beim Reichstag eingebracht. Wie hätte früher, sagen wir in den siebziger oder achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, ein solcher Vorschlag, der das gesetzliche Erbrecht von Grund aus verändert und im Gegensatz zu der bisher unsere rechtlichen und sittlichen Vorstellungen beherrschenden Auffassung die Familie nur noch als das Verhältnis von Aszendenten und Deszendenten versteht, auf die öffentliche Meinung und die politische und soziologische Literatur gewirkt! Jener Gesetzesentwurf ist zwar in den Tagesblättern — meist zustimmend — erwähnt, vielleicht auch sein hauptsächlichster Inhalt kurz wiedergegeben, nirgends aber, soweit ich sehe, einer irgendwie eingehenden

Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Kritik unterworfen worden. Das macht den Vertretern seiner Tendenz Mut, ihre noch viel weiter gehenden Vorschläge, d. h. die Forderung der Abschaffung des Erbrechts aller Seitenverwandten, auch der Geschwister, in immer apodiktischerer Form vorzutragen. Insbesondere ist es Justizrat Bamberger in Aschersleben, der seit Jahren nicht müde wird, die Presse mit zahllosen Artikeln gleichen Inhalts zu überschwemmen, und er hat neuerdings den Erfolg erzielt, daß der preußische Finanzminister auf seinen Wunsch eine Statistik über die Erbschaftsanfälle an Seitenverwandte im Jahr 1908 hat aufstellen und publizieren lassen.

Eine eingehende Würdigung des Gedankens würde weit über den Rahmen dieser Zeitschrift hinausgehen. Die Wichtigkeit und die kulturelle Bedeutung der Frage erfordern aber doch, ihr eine Besprechung zu widmen, zumal die Gesetzgebung über kurz oder lang wieder dazu Stellung zu nehmen haben wird.

Dabei ist man genötigt, auszugehen von den Argumenten des Vorkämpfers der Bewegung, Justizrat Bamberger. Er sucht das gegenwärtige Intestaterbrecht darzustellen als ein historisch-zufälliges, weil aus dem einst von der Familie gewährten Rechtsschutz erwachsenes und darum heute veraltetes und innerlich unbegründetes Gebilde des römischen Rechts. Es wäre ja auch merkwürdig, wenn die nachgerade zur Modesache gewordene Abneigung gegen das römische Recht nicht auch hier nutzbar gemacht würde. Es gehört aber nicht viel Rechtskenntnis dazu, um zu wissen, daß das Verwandtenerbrecht, wenngleich verschieden gestaltet, überall gegolten hat und noch gilt, auch wo das römische Recht nicht eindrang — z. B. in England — und ehe das, in Deutschland, geschah, weil es eben dem durch die Natur selbst begründeten Verhältnis der Menschen zueinander entsprach. Es ist nicht wahr, daß der Gedanke des Erbrechts der Seitenverwandten etwas spezifisch römischrechtliches wäre. Nur das ist richtig, daß in Deutschland die grundsätzliche Unbeschränktheit des Verwandtenerbrechts, wonach beim Fehlen näherer Verwandter die allerentfernteste Verwandtschaft zur Begründung des Anspruchs auf die Erbschaft genügt, aus dem Justinianischen Recht übernommen worden ist. Die Beseitigung dieses Satzes, der zu Konsequenzen geführt hat, wie sie dem Rechtsbewußtsein nicht mehr entsprechen, der übrigens auch in Deutschland nach

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

manchen Partikularrechten seit Jahrhunderten nicht gegolten hat, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht worden wäre, ist der berechtigte Kern der Anfechtungen des geltenden Reichsrechts; das nötigt aber entfernt nicht zu einer Auflösung der Familie, soweit diese über das Deszendentenverhältnis hinausgreift.

Zur Rechtfertigung dieser einschneidenden Veränderung des geltenden Rechts bedient man sich zunächst einer Argumentation, die sich durch Einfachheit auszeichnet; man sagt: da der Erblasser, der bloß Seitenverwandte hinterläßt, deren Erbrecht durch Testament ausschließen kann, sei dieses Erbrecht kein „wohlerworbenes" Recht, ja überhaupt kein Recht, sondern eine bloße Erwartung, und darum verletze man kein Recht, wenn man das Intestaterbrecht der Seitenverwandten gesetzlich aufhebe. Die Gesetzgebung und die Rechtsbildung überhaupt hat sich aber noch zu allen Zeiten veranlaßt gesehen, Moralverhältnissen in gewissem Umfang rechtliche Bedeutung zu verleihen. Sie kann das in der Form zwingenden Rechts, wie es z. B. bezüglich der Pflichtteile geschehen ist, die gewissen besonders nahestehenden Familienangehörigen zugewendet werden müssen, aber auch, wie bei dem sonstigen Intestaterbrecht, in der Form dispositiven, abänderbaren Rechts. Diese ergibt sich von selbst aus der Erwägung, daß die vom Gesetz seiner Regelung zugrunde gelegten Verhältnisse Durchschnittsverhältnisse und Regelfälle sind und daß darum ein Verbot, besonderen Verhältnissen durch abweichende Bestimmungen Rechnung zu tragen, ungerechtfertigt wäre. In der Wahl dieser Rechtsform liegt also nicht im mindesten ein Zugeständnis dessen, das es an rechtfertigenden Gründen für solche Rechtssätze fehle, und es wird darum niemand jener formalen Argumentation aus der rechtlichen Natur des gesetzlichen Erbrechts irgend eine Bedeutung beimessen.

Man hat sich darum auch nach materiellen Gründen für die aufgestellte Forderung umgesehen. Zwar nicht die beste, aber doch die wirksamste Begründung dafür liegt natürlich in der Geldbedürftigkeit des Reichs, dessen Schatzsekretär die Einziehung zahlreicher, nach Abschaffung des Verwandtenerbrechts herrenloser Erbschaften auf Grund eines Erbrechts des Reichs kein unsympathischer Gedanke ist. Die phantastischen Hoffnungen des Herrn Bamberger auf eine jährliche Reichseinnahme von einer halben

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Milliarde Mark, womit jahrelang Stimmung für den Gedanken zu machen gesucht worden ist, müssen sich freilich nach den Statistiken des Reichs und der preußischen Regierung, und da an die Abschaffung des Erbrechts der Geschwister nicht zu denken ist, eine Reduktion auf ein Zwanzigstel gefallen lassen, und auch eine derartige Summe wäre aus den unten zu erwähnenden Gründen lange nicht zu erreichen. Es soll aber diese Seite der Sache hier unerörtert gelassen werden.

Die Anhänger der Abschaffung des Verwandtenerbrechts beschränken sich natürlich nicht darauf, mit einer unrichtigen Darstellung des geschichtlichen Ursprungs des geltenden Rechts und mit einigen — leicht zu durchschauenden — juristischen Künsten zu operieren, sondern sie bemühen sich, unserem heutigen Denken und Fühlen entnommene, innere Gründe für ihre Forderung beizubringen. Da wird nun behauptet, „ein gesundes Familienleben bestehe im wesentlichen nur noch innerhalb der engeren Familie, im Verhältnis der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, eines Ehegatten zum andern", oder aber faßt man die Sache etwas theoretischer und sagt: die moderne Kultur und insbesondere die Erleichterung des Verkehrs habe eine immer weiter gehende Individualisierung unter Loslösung des Individuums von seiner früheren räumlichen Bedingtheit herbeigeführt und gleichzeitig habe sich der Familienverband, abgesehen von dem Deszendentenverhältnis, bis zur völligen Auflösung gelockert. Gewiß ist es durch die Erleichterung des Wechsels von Aufenthalt und Wohnsitz, noch mehr durch die Ermöglichung der Verbesserung der sozialen Lage des Einzelnen, durch die vom modernen Leben erforderte äußerste Anspannung aller Kräfte, durch das Fallen von mancherlei Schranken zwischen Gesellschaftsschichten und Berufsständen begünstigt, daß einzelne Individuen ihrem Verwandtenkreis entzogen werden, über ihn hinauswachsen und sich ihm nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich entfremden. Damit ist aber jene Behauptung doch nicht erwiesen. Wäre sie wahr, so wäre das eine ganz besonders merkwürdige Erscheinung im Zeitalter der Vererbungstheorie, die für unsere Vorstellungen von der Bildung des geistigen und körperlichen Wesens des Menschen und damit auch von dem Zusammenhang der Menschen untereinander von immer größerem Einfluß wird. Wir wissen längst und es erscheint uns als selbstverständlich, daß sich bei

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tieren durch Züchtung und Vererbung ganz bestimmte Typen und Rassen entwickeln. Wir sehen aber, sobald wir das erforderliche Beobachtungsmaterial besitzen, eine ganz analoge Erscheinung beim Menschen. Eigenschaften körperlicher und seelischer Art treten bei Personen derselben Familie auf in Generationen, die Hunderte von Jahren auseinanderliegen. Die Habsburger Unterlippe ist ein Beispiel davon. In bürgerlichen Familien fehlen meist die Nachrichten und Nachweise für diese Tatsachen, die für das Entstehen und Wesen der einzelnen Persönlichkeiten von der größten Bedeutung sind; darum sind diese Tatsachen aber doch vorhanden, und jeder Denkende ist sich mehr oder weniger ihrer bewußt. Je mehr nun die moderne technische und wirtschaftliche Entwicklung die Mittel an die Hand gibt, das äußere und innere Bild von Persönlichkeiten auch außerhalb fürstlicher oder adeliger Kreise für kommende Generationen festzuhalten, desto mehr wird auch die Vorstellung der Abhängigkeit des Einzelnen von seiner Ahnenreihe und damit auch die der Zusammengehörigkeit der Individuen gleicher Abstammung noch lebendiger und noch mehr vertieft werden. Es ist uns selbstverständlich, daß die erste Frage des Psychiaters, der einen Patienten in Behandlung nimmt, der „hereditären Belastung" gilt. Unser Interesse für einen großen Mann, Dichter oder Künstler, den wir bewundern, übertragen wir unwillkürlich auf seine Verwandten, forschen seiner Genealogie nach und suchen in ihr Züge seines Bildes zu ermitteln.

Alles das ist jedermann so bekannt und geläufig, daß man kaum wagt, es besonders auszusprechen. Die Art, wie die ganze Angelegenheit bis jetzt behandelt worden ist, zwingt aber dazu. Da stößt man auf Sätze wie den, das Verhältnis des Kindes zu seinem Vater unterscheide sich von demjenigen zu einem Bruder oder Neffen dadurch, daß es „qualitativ ein anderes sei, begründet durch die Natur". Als ob das Verhältnis zwischen Geschwistern nicht genau ebenso „durch die Natur begründet" wäre! Die Verwandtschaft wird — wörtlich! — für einen „leeren Namen", das Geschwisterverhältnis, also die völlige Blutsgemeinschaft, für eine „entfernte" Verwandtschaft erklärt, die Seitenverwandten für Leute, mit denen man „keinerlei inneren Zusammenhang habe", die darum normalerweise dem Menschen „gleichgültig" seien, weshalb ihm auch der Gesetzgeber keine „Vorliebe" für solche unterstellen dürfe usw.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist eine Binsenwahrheit, daß die ganze von den Vorfahren überkommene Anlage der erste und bei weitem wichtigste Faktor jeder Individualität ist, und daß ein Mensch, wäre nur einer seiner Vorfahren vor vielen Generationen ein anderer gewesen, als er tatsächlich war, nicht so sein könnte, wie er jetzt ist. Die die geistige und körperliche Veranlagung bildenden Eigenschaften treten freilich auch bei Individuen gleicher Abstammung in verschiedener Mischung und Stärke auf, bleiben auch vielfach und lange latent; sie bilden darum im Verein mit den Erfahrungen des Individuums verschiedene Charaktere und das natürlich regelmäßig noch mehr bei Personen nur teilweise gleichen Blutes. Immerhin aber ist dieses zwischen Menschen gleicher Abstammung bestehende Band ein Moment, das dem aufmerksamen Beobachter nicht entgeht und vermöge dessen mindestens der nachdenkliche Mensch, aber nicht bloß dieser, sich mit denjenigen gleichen Bluts verbunden fühlt. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Sache wissenschaftlicher Beobachtung und theoretischer Erkenntnis, sondern um ein Gefühl, das mehr oder weniger unbewußt im Volk lebendig und mächtig ist. Die vermöge ihrer Abstammung gemeinsame Vergangenheit zweier Menschen ist ein wichtiger und wirksamer Faktor für ihrer Beider Gegenwart und liegen auch die „tausend feinen Beziehungen ihrer leiblichen und seelischen Anlage" zum bei weitem größten Teil im Verborgenen, so ist doch das dadurch begründete Band noch zu allen Zeiten instinktiv empfunden worden.

Darum gibt es keinen unglücklicheren Versuch als den, den „inneren Zusammenhang" zwischen Menschen gleichen Bluts zu leugnen und die Verwandtschaft als etwas Zufälliges und deshalb Gleichgültiges darzustellen. Das ist sie nur für die alleroberflächlichste Betrachtung. Es gibt in der Tat nichts, was so starke und so wichtige „innere" Beziehungen zwischen den Menschen zu begründen vermöchte, wie die Blutsverwandtschaft. Naturwissenschaftlich betrachtet gibt es gar keine anderen „inneren" Beziehungen zwischen den Individuen.

Nun wird aber behauptet, das natürliche Band bestehe wohl, dem natürlichen entspreche aber kein ethisches. Bis jetzt hat man freilich geglaubt, es sei ein feststehender Satz der Ethik: Soviel Naturverhältnisse, soviel Vernunftaufgaben; was beim Tier bloß natürlich tatsächliches Verhältnis ist, werde beim Menschen in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Stufe des Bewußtseins emporgehoben und die Grundlage dauernder persönlicher Beziehungen und beiderseitiger sittlicher Verpflichtungen; wie die Geschlechtsgemeinschaft zur Ehe, so werde beim Menschen die Blutsgemeinschaft zur Familie. Wenn es wahr wäre, daß sie ihre sittliche Bedeutung verloren habe oder auch nur im Begriff sei, sie zu verlieren, so wäre das nichts anderes als die Feststellung der Tatsache, daß die moderne soziale Entwicklung vom ethischen Standpunkt betrachtet eine Rückwärtsentwicklung sei. Es ist aber nicht wahr. Das zeigt nicht bloß die in der Begründung zu dem Reichsgesetzentwurf vom Jahr 1908 erwähnte „Erfahrungstatsache, daß insbesondere kinderlosen Ehepaaren die Kinder ihrer Geschwister ebenso nahe wie eigene Kinder zu stehen pflegen", sondern davon kann man sich auch bei weiteren Verwandtschaftsgraden heute genau so wie in früheren Zeiten tagtäglich überzeugen. Es wäre auch nicht einzusehen, warum die Faktoren, die dabei früher wirksam waren, es nicht auch heute noch sein sollten. Mit zunehmender Bildung werden sich weitere Personenkreise, die über die Erscheinungen des Lebens nachdenken lernen, ihrer Abhängigkeit von vergangenen Geschlechtern bewußt. Der wachsende Wohlstand ermöglicht die Pflege verwandschaftlicher Beziehungen. Die heutigen Verkehrsmittel, die angeblich bloß im gegenteiligen Sinn gewirkt haben sollen, lassen andererseits auch einen besseren Kontakt zwischen Verwandten aufrechthalten, während früher räumliche Entfernung auch ein Unbekanntwerden und innere Entfremdung zur Folge haben konnte. Das Streben nach sozialer Geltung hat noch zu allen Zeiten zu einer Betonung der Familie und zu einem Zurücktreten des Individuums hinter sie geführt, und jenes Streben macht sich heute — aus hier nicht zu erörternden Gründen — in allen Ständen mehr als je geltend. Es ist unnütz, darüber zu streiten, wie oft sich Familiensinn zeigt oder verleugnet. Jeder urteilt hier aus seinem Beobachtungskreis heraus. Die Erfahrungen, die Herr Bamberger gemacht hat, unterscheiden sich offenbar von denjenigen anderer Leute; sonst könnte er es nicht als einen typischen Fall behandeln, daß jemand unter Hinterlassung von drei Brüdern stirbt, „von deren Existenz er nichts gewußt hat"; er könnte auch nicht zur Begründung seiner Annahme, die Verwandtschaft — einschließlich des Geschwisterverhältnisses — sei für den normalen Menschen eine gleichgültige Tatsache, geltend machen: „Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Verwandten seien ungefähr so häufig wie Liebe und

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freundschaft". Gewiß kommt es nicht selten vor, daß zwischen Verwandten überhaupt kein persönliches Verhältnis besteht, daß solche sich kaum kennen, daß Streit und Zerwürfnisse zwischen ihnen ausbrechen; vielleicht sogar haben eben die durch die Verwandtschaft begründeten näheren Beziehungen den Anlaß zu derartigem gegeben. Bekanntlich ist es aber auch nicht so gar selten, daß Kinder sich mit ihren Eltern bis zum Haß und zu geflissentlicher Ignorierung überwerfen, ja, daß Mord und Todschlag zwischen ihnen vorfällt, und noch etwas häufiger ist es, daß in Ehen Todfeindschaft herrscht. Folgert man daraus auch, daß die Ehe oder das Eltern- und Kindesverhältnis keine näheren menschlichen Beziehungen mit sich bringe?

Natürlich kann sich in Verhältnissen, wo die Mühen und Sorgen des Alltags der Pflege feinerer menschlicher Beziehungen keinen Raum lassen, schwerer ein Gefühl für die Zusammengehörigkeit der Familie über den allerengsten Rahmen hinaus — ja nicht selten kaum in diesem — entwickeln. Daß jedoch diejenigen geistig höher stehen und sittlich normal sind, denen das durch die Blutsverwandtschaft begründete natürliche Verhältnis nicht gleichgültig ist, wird kaum von jemand bezweifelt werden. Mit welchem Recht kann man aber dann verlangen, die Gesetzgebung solle ihren Maßregeln die Anschauungen der Zurückgebliebenen und Tieferstehenden zugrunde legen? Das wäre um so weniger begründet, als von der zunehmenden Verbesserung der wirtschaftlichen Lage aller Volksschichten umgekehrt eine Entwickelung auch der unteren Volksklassen zu höheren Formen menschlichen Zusammenlebens erhofft werden kann und darf, wie überhaupt der erstrebenswerte Gang der Dinge doch der sein muß, daß jene Volksklassen mehr und mehr wie an den materiellen, so auch an den ideellen Gütern teilnehmen.

Man kann über das Verwandtenerbrecht nicht reden, ohne daß die „lachenden Erben" vorgeführt werden. Der Ausdruck ist das Hauptstück unter den Beweisgründen des Herrn Bamberger. Man behauptet, dieses volkstümliche Wort stelle eine — „beißende" oder „vernichtende" — Kritik der gesetzlichen Institution des Verwandtenerbrechts dar, während es sich auf die Pflichtteilserben — unter denen es selbstverständlich nicht minder „lachende" gibt — wie auf Testamentserben gerade so gut bezieht. Denn seine komische Wirkung liegt ja in gar nichts anderem als in dem grotesken Widerspruch des Verhaltens des Menschen mit dem, was durch die Umstände von ihm gefordert zu sein scheint, d. h. mit dem natürlich-sittlichen Empfinden.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rationelle Nashornjagd

Aus meinem afrikanischen Tagebuch

Von Fritz Bronsart von Schellendorff

Zoologische Farm Löwenhöhe, den 5. August 1909

Nachts und gegen Morgen hatten zwei Löwen ungefähr dort gebrüllt, wohin vorgestern abend die beiden Löwen flüchtig geworden waren. Ich brach um 1/2 11 Uhr in der Richtung auf. Es ist hier die unübersichtlichste Gegend, die ich je in Afrika gefunden habe: Wellige Höhenrücken, kreuz und quer von kleineren und größeren, trockenen, dicht mit verworrenem Gestrüpp verwachsenen Flußläufen durchzogen; die Höhenrücken selbst sind ziemlich breit, plateauartig, meist mit verkrüppelten flachen Schirm-Akazien und vereinzelten Busch-Parzellen bestanden, aber ziemlich übersichtlich. Alles grau, fast nirgends ein grüner Baum oder Busch, trostlos, dürr, nach zwei ausgebliebenen Regenzeiten. Aber auch größere Gebüsch-Komplexe mit niedrigem, grauen Gesträuch, so dicht, daß man keine 3 Meter weit sehen kann, kommen auf den Rücken vor, wie z. B. das Gestrüpp nahe meinem Lager, in dem vorgestern abend die Löwen steckten. —

Nur wenn man in die tiefste Senkung, in das 30—50 m breite, sandige Bett des Tiva kommt, wird das Auge durch saftiges Grün von hohen Uferbäumen, Akazien und Tamarinden, erfreut, eine wahre Wohltat! Auch sind die Ufer unten mit grünem Riedgras eingefaßt, da fast überall auf 2—3 m Grundwasser steht. —

Zwerg-Kudu-Antilopen, wundervolle gestreifte Tiere, kommen in dieser Einöde in einzelnen Familien, aber nicht häufig, vor; sie können fast ganz ohne Tränke auskommen, und kauen wasserhaltige Pflanzen, hauptsächlich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Agaven-Arten, aus. Kongonis (Kuh-Antilopen), in Rudeln bis 20, treiben sich fast nur in den offensten Gegenden herum, und Eland-Antilopen in kleinen Trupps; auch Zebras ziehen umher. Alles Wild ist fabelhaft scheu in diesem Jahre, da die Wakamba infolge der Hungersnot mehr wie gewöhnlich jagen. —

Nashörner kommen nur ganz vereinzelt vor und sind dann meist auf der Durchwanderung, da sie ohne Wasser und Suhle nicht lange auskommen können. Immerhin gibt es auch einige, die dauernd hier in der Gegend sind, wie ich an einigen ständig benutzten Wechseln und Losung verschiedensten Datums bis heute sah; aber sie müssen sehr verängstigt sein, da ich mehrfach an ihren Wechseln Kanzeln von Wakamba fand, die ihnen mit vergifteten Pfeilen auflauern. Die Nashörner stecken am Tage in für Menschen ohne Buschmesser undurchdringlichem Busch und Gestrüpp, so daß sie auch, wenn sie keinen Wind von Menschen bekommen, doch ziemlich sicher deren Annäherung durch das Gestrüpp hören müssen, und rechtzeitig flüchtig werden. Vom menschlichen Standpunkt wieder ist es sehr gefährlich, Nashörner hier aufzusuchen, da man im Schießen behindert ist, und es doch vorkommen kann, daß ein Nashorn annimmt, vielleicht weil es im Gefühl der Sicherheit sehr fest schläft und zu nah überrascht wird, um flüchtig zu werden; oder ein Nashorn mag zufällig in der Richtung der Menschen flüchtig werden; und wie selten kommt es vor, daß man solch einen Dickhäuter auf nächste Entfernung mit tödlichem Schuß sofort umlegt. —

Etwa dreiviertel Stunden östlich von meinem kleinen Lager erweitert sich eins der Flußbette zu einem breiten, jetzt ausgetrockneten Sumpf, der mit über mannhohem, dichten Schilf- und Riedgras bestanden, von hohem Akazienwald und wirrem Dorngestrüpp eingerahmt ist. Hier vermutete ich die Löwen und wollte schon von 2—3 km flußaufwärts alles absuchen. Weiter oben sind die zum Flußbett sanft abfallenden Hänge mit 2—4 km ausgedehntem Gestrüpp bestanden, das in Parzellen steht, nach dem Flußbett zu immer dichter wird, und in dem man nur auf Nashorn-Wechseln vorsichtig und mit großer Schwierigkeit vordringen kann. —

Als wir — vom Maultier war ich längst abgestiegen — auf solchem Nashorn-Wechsel leise vordrangen, ertönte etwa 40—50 m vor uns das bekannte Fauchen und Schnauben, dann schwerer Galopp; wir hatten ein

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ruhendes Nashorn aufgetrieben. Mir lag nichts an einem Nashorn heute, aber unser Weg führte uns ohnehin auf dem Wechsel des flüchtigen Dickhäuters entlang. So ging es denn eine halbe Stunde, teils gebückt, teils kriechend, alle Augenblicke Kratzer von Dornen im Gesicht und an den Armen davontragend, durch Dorngestrüpp, Schlingpflanzen, dünnstämmigen dichten Wald mit grünem, verschlungenem Unterholz, Agaven-Dickichte weiter; furchtbar heiß, kein Luftzug, sehr anstrengend, und schließlich doch mit dem Nashorn rechnend; wir konnten fast nie weiter wie 3, höchstens 10 m sehen. — Allmählich wurde mir die Sache langweilig und das Gestrüpp zu dick; auch sagte ich mir, daß, wenn hier irgendwo Löwen säßen, wir sie auf diese Weise nie zu Gesicht bekommen würden.

Ich machte also den Plan, mit meinen Wakamba Mukasi und Ngala hinauf ins Offene und auf dem Plateau entlang bis an den Sumpf zu gehen, wo es bis nahe an den Sumpf auf dieser Seite ziemlich offen war, und wo, wie ich wußte, ein Nashorn-Wechsel herausführte. Hier wollte ich mich anstellen und drei Leute mit Hinterladern auf der Nashornfährte weiter treiben lassen; denn es schien mir, daß dies derselbe Wechsel sei, und ich vermutete das Nashorn noch im Gestrüpp, und hoffte, es würde auf der Flucht vor den Treibern den Wechsel innehalten; auch falls Löwen im Gestrüpp steckten, hatte ich von meinem erhöhten Standpunkt aus Chancen zu sehen, wo sie im Sumpfgras flüchtig werden würden, und zwar an der Bewegung des Grases. —

Nach drei Viertelstunden war ich an Ort und Stelle, nahm meine Position neben einer kleinen Schirmakazie etwa 50 m seitwärts des Wechsels und stellte Mukasi und Ngala 10 m zurück an einen Baum, den sie nötigenfalls schnell erklettern konnten. Ich hatte meine beiden Gewehre (Mauser 9 mm und 7 mm) am Baum stehen und machte meine Kamera fertig. Die Träger und den Mann mit dem Maultier hatte ich 200 m zurückgelassen am Plateaurand.

Ich untersuchte noch den Wechsel; es war da eine Fährte von gestern, die den Treibern entgegenführte, und ich war fast sicher, daß dies der Wechsel unseres Nashorns war; also waren die Chancen gut, nur das Licht zum Photographieren war schlecht. Schießen wollte ich nur im Notfall, nahm aber an, daß das Nashorn den Wechsel innehalten würde.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun, so ganz genau programmäßig kann man ja kein Treiben erwarten; aber heute ging es doch über Erwarten gut.

Nach etwa 20 Minuten ertönte Fauchen in der Richtung des Wechsels aus dem Gestrüpp; nach einer Weile Geräusch von knackenden Ästen — Schnauben; Ruhe; dann abermaliges Fauchen, näherkommendes Gekrache — furchtbar aufregend, gerade da noch nichts zu sehen, denn der kulissenartige Gebüschrand war etwa 100 m von mir — fortwährendes kurzes Fauchen — und da war es!

Ein Nashornbulle, ganz hellgrau, mit hocherhobenen Hörnern, im vollen Galopp, schaukelnd, brach aus dem Dickicht, etwas seitwärts des Wechsels nahm ihn aber gleich an und schien ihm folgen zu wollen. Auf etwa 80 m knipste ich ab — da ich hoffte, mehrere Aufnahmen zu machen —, doch ehe ich den Film wieder aufziehen konnte, stutzte das Nashorn — da wo es unsern Wind bekam — und kam schnurstracks, prustend und schnaubend, auf mich zu. Auf 40—50 m Schuß in Brust, es stürzt, geht noch, und wieder dem Wechsel zu. Zweiter Schuß, zwischen Blatt und Rückgrat, es überschlägt sich vollkommen, einen Moment sehe ich alle vier Läufe hilflos gen Himmel gestreckt, in einer flachen Senkung. Ich denke, es ist erledigt, sichere, hänge mein Gewehr um und will mit Kamera näher — da geht es hoch und, als ob nichts passiert wäre, im Galopp ab; dritter Schuß Bauch, macht keinen Eindruck, vierter Schuß spitz von hinten, linke Hinterkeule, stoppt es auch nicht; dann ist es durch den Flußlauf unsichtbar und erscheint am andern Ufer, immer galoppierend.

Mukasi und Ngala fielen wie reife Pflaumen vom Baum; nun die Schweißfährte aufgenommen.

Die Treiber hatten es im Sumpfgras aufgetrieben.

Die Fährte führte, fast immer dem Wechsel folgend, etwa eine Stunde lang über ziemlich offene Plateaus, hin und wieder durch ein dichtes Gestrüpp — in dem wir es dann jedesmal vermuteten und vorsichtig vordrangen —, aber immer war es auf der andern Seite wieder hinaus, und unausgesetzt getrabt und galoppiert. — Schwer verwundete Nashörner gehen meist unausgesetzt weit ab, bis sie nahe am Verenden sind, und da findet man sie natürlich sehr viel später, da die Menschen ungleich langsamer

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf der Fährte vordringen wie ein flüchtiges Nashorn; so erwartete ich es auch heute, denn meine drei ersten Schüsse saßen gut. Häufig habe ich ein Nashorn mit einem Schuß (7 mm Mauser) zwischen Blatt und Rückgrat erlegt. Dieser hatte außerdem noch Brust- und Bauchschuß. Der Schuß in Hinterkeule tat ihm eventuell wenig. — Ein nicht untrügliches, aber ziemlich sicheres Zeichen, daß man das verwundete Nashorn bald verendet oder nahe am Verenden findet, ist, wenn man auf der Schweißfährte frische Losung findet. — Der Schweiß hörte so um drei Uhr nachmittags ganz auf, und ich begann zu glauben, daß mit meinem 9 mm Mauser irgend etwas nicht stimmen müsse. Ich hatte natürlich mit Stahlmantel geschossen und extra starke Pulverladung bestellt. — Da dies Nashorn heute vom Wechsel aus, unverwundet, nach dem Wind zu entschieden angenommen hatte, so galt es vorsichtig sein.

Nun ging es in ein enges, total verwachsenes Flußbett; wieder vermutete ich es darin, fand aber, daß es darin entlang, langsam, gegangen war. Ich also wieder mit Ngala auf das andere Ufer, um es im Bogen voraus abzuschneiden, und Mukasi mit drei Leuten, jetzt sprechend, auf Fährte, denn dann ist keine Gefahr, daß es annimmt, sondern es wird auf größere Entfernung flüchtig. Bei unserer Umgehung gesellte sich plötzlich meine kleine Foxterrierhündin Mieze zu mir, die auf unserer Spur vom Lager gefolgt war. Oben auf dem Höhenrücken kam dann ein komisches Intermezzo. Vor uns in Nachtschattenstauden trieb sich eine große Pavianherde umher. Die nächsten, ein Paar starke Exemplare, nur 50 m vor uns, ahnungslos, brachen Früchte von den Stauden (sind für Affen trotz ihres Giftes also ungefährlich). Mieze nahm sie wahr, und — was haste, was kannste — mitten in die Affenherde hinein. Im ersten Schreck riß alles aus nach verschiedenen Seiten, einer der großen Paviane auf einen kleinen Baum, Mieze darunter, bellt ihn an. Da hopst der Affe herunter, haut Mieze eine echte, gehörige Ohrfeige — und rennt der flüchtigen Herde nach. Mieze kam heulend zurück.

Das Flußbett mündete in den breiten Tiva, und kurz vor der Mündung war alles abgebrannt und ganz offen. Hier wartete ich. Nach einer Viertelstunde zeigten mir die Signalpfiffe der Treiber, daß sie bereits auf dem anderen Ufer auf der Fährte folgten. Bald hatte ich sie erreicht. Jetzt

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ging es aber durch „infames" Gestrüpp, ganz dürr, grau, gleichmäßig doppelte Mannshöhe, die Fährte kreuz und quer. Nach einer Viertelstunde dicht vor uns Schnauben, Ästeknacken und sich entfernender Galopp hinunter ins nächste Flußbett. Ich laufe einer offenen Stelle zu, von der aus ich das jenseitige Ufer sehen kann. Mit dem Glas sehe ich denn auch dort Büsche sich ruckweise bewegen, immer weiter fortschreitend, dann, ehe das Nashorn aus dem Gestrüpp herauskommt, mehrfaches Buschbewegen an derselben Stelle; es stellte sich dort ein, unterhalb einer schmalen Felskante von hellem Gestein, etwa 50 m vom Übergang ins Offene.

Dann hörten wir andauerndes, langgezogenes Schnaufen, ein Zeichen, daß das Nashorn schwer lungenkrank war. — Jetzt dachte ich mir: Nun hab' ich dich, nun entwischst du mir nicht mehr. Der Wind stand von uns dem Nashorn zu. Ich machte also den Plan, mit Ngala auf das andere Ufer zu gelangen, indem wir den Ursprung des Flußbettes, nur 4—500 m oberhalb, umgingen, mich dort 100 m vom Nashorn — also 50 vom Gebüschrand, im Offenen hinter einem Busch gedeckt, anzustellen, und die Leute, sobald sie sahen, daß ich meinen Platz innehatte, laut rufend weitertreiben zu lassen — so mußte es mir zu Schuß kommen. Nach etwa 20 Minuten, die letzten paar hundert Meter schleichend, stand ich oberhalb der hellen Felskante, 50—60 m vom Gebüsch, konnte das Nashorn leise schnaufen hören, setzte mich dann an einen kleinen Baum, machte 7 mm (Fernrohr) fertig — denn dem 9 mm traute ich nicht mehr so recht — winkte, und das Treiben und Rufen begann. Bis zur Felskante war das Gelände ganz offen, abgebrannt; ich stand an einem kleinen Baum und hinter einem 2 m hohen grauen Busch gegen Sicht gedeckt; Ngala „saß" bereits auf einem Baum, 20 m entfernt. — Ich muß gestehen, ich fühlte mich nicht so ganz behaglich, jedenfalls habe ich mich schon behaglicher gefühlt; hatte aber nicht viel Zeit, nachzudenken. Schnauben, Prusten, und der Nashornbulle kam, dicht an der Felskante vorbei und im langen Trab, Hörner hoch, Schweiß an der Muffel, auf 40—50 m an mir vorbei. Schuß mit 7 mm Vollmantel zwischen Blatt und Rückgrat (diesmal rechts), und prompt stürzt das Nashorn, überschlägt sich, strampelt, Staubwolke. Ich denke: Na, nun ist's aus. Auch Ngala kam bereits an: Bwana, ame kufa Herr!... (es ist tot). Immerhin war ich vorsichtig; als der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staub sich verzog, war kein Nashorn da. Wieder ab! Ist denn dies Tier nicht tot zu kriegen? Die Treiber kommen; also alle zusammen weiter auf der Fährte. Hier ziemlich offen, aber 30—40 m voraus dicke Gebüschparzellen. Natürlich führt die Fährte über eine etwas offene Stelle, die mit kleinen Gestrüppen besät ist, in so ein ekelhaftes, dickes Gestrüpp hinein. Diese Gestrüppe schieben sich kulissenartig voreinander. —

Wir schlichen wirklich lautlos. 30 m vor dem Hauptgestrüpp hielt ich an einem kleinen Busch. Ich sagte mir: Ist das Nashorn nah und noch lebendig, muß man das Lungenschnaufen hören. Hört man nichts, so ist es entweder verendet, oder ziemlich weit fort. Eine ganz logische Überlegung, nur daß diese Nashörner, wenn sie ruhig sein wollen, sich selbst mit Schmerzen das Lungengeräusch verkneifen. Dieses Nashorn heute hat sich, im Gefühl, daß es doch nicht mehr weit kann und konsequent verfolgt wird, ganz bestimmt planmäßig vorgenommen, seine Gegner zu erwarten und seinerseits zu überfallen. Verdenken kann man es ihm wahrhaftig nicht! —

Also, nach einigem Lauschen, weiter; aber im selben Augenblick Fauchen, das ganze Gebüsch schien plötzlich lebendig, schwerer Galopp näher kommend. Alles riß aus, rufend hoi! hoi! — Ich, wie meist in solchen Situationen, dem Nashorn schräg entgegen gelaufen, um hinter Gebüsch zu gelangen, ehe das Nashorn aus dem Gebüsch heraus ist; dann habe ich es Breitseit oder spitz von hinten (Schuß hinter Lauscher). Gelingt mir auch, und ich stehe mit fertiggemachtem Gewehr bei, halb hinter dürrem Gestrüpp; das Nashorn war zuerst hinter Ngala her, dann 15 m von mir (nachher abgeschritten) stehen geblieben, wohl, da die Ausreißer vor seinen Augen hinter Büschen verschwunden waren. Als ich nun etwas rechts trete, um zu schießen, muß es mich durch das dürre Gestrüpp gesehen haben — denn meinen Wind konnte es nicht haben — und wie der Blitz saust es im Bogen um das Gestrüpp, unter den Ästen eines kleinen Baumes hindurch, auf mich zu. Nie im Leben vergesse ich das! Dieser hellgraue, wütende Koloß, Nacken hochragend, Kopf mit Hörnern tief zum Stoß, die Muffel voll Schweiß heranstürmend, das kleine Auge fraglos auf mich gerichtet, hinter mir Dornwand; Schuß: Nacken — Rückgrat auf 1½ m, das Nashorn stürzt, sich vollkommen überschlagend, die Hinterhand einen Moment hoch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Luft; ich sehe die zweite Gefahr, daß es mich im Sturz unter sich begräbt, springe bei ihm vorwärts vorbei, wende, Fangschuß zwischen die Ohren — denn ich traute dem Überschlagen dieses Nashorns nicht mehr. Und ohne den Fangschuß wäre es auch wohl nochmals hochgekommen, denn das Verenden trat erst nach einer weiteren Minute ein. —

Vielleicht wird mancher fragen, weshalb ich denn nicht schon auf 15 m geschossen habe? Darauf kann ich antworten: 1. selbst in solcher Situation gewesen sein; — 2. als ich rechts trat, um zu schießen, sah es mich durch die Büsche, ehe ich frei zum Schießen stand, und war wie der Blitz spitz von vorn heran. Natürlich trat ich etwas zurück und schoß eben so schnell ich konnte; man macht sich zu Hause, wenn man die Nashörner so träge im zool. Garten sieht, kaum eine Vorstellung von ihren blitzartigen Bewegungen, wenn sie es wollen. Wenn das Nashorn auch schwer verwundet war, so war es doch sehr unwahrscheinlich, bei seiner heute bewiesenen Aktivität und Zähigkeit, daß ich es mit dem einen Schuß, der mir blieb, tot oder kampfunfähig umlegen würde; und schlimmstenfalls auszuweichen, war mir durch die Dornen unmöglich gemacht, da ich vollkommen in einer Sackgasse stand. Das alles war mir im Moment des Angriffes klar, und nach meiner Kenntnis afrikanischer Jagd bin ich um Haaresbreite am sicheren Tod vorbeigegangen. Daß ich so traf, war ebensoviel Glück, als wie Bewahren von Ruhe in solchen Momenten, woran ich mich allmählich gewöhnt habe. — Erst abends, als ich in aller Ruhe auf Löwenanstand auf der Kanzel am Tränkplatz saß und die Bilder des Tages an mir vorüberziehen ließ, kam mir nachträglich das rechte Bewußtsein, daß ich um ein Haar — hier nicht sitzen würde.

Ich lasse beim Nashorn eine Kanzel bauen. Vielleicht finden sich Löwen ein. —

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mecklenburgiſches Umwogtſein

Von Ernſt Blaß

Schmerzlich und klanglos ging die Zeit vorbei. Es war im Auguſt, an der See, auf der Reiſe. Da zog ſich dieſer taube und zerrüttende Schmerzenskrampf zuſammen, den ich heut überſtanden habe. Wenn ich heute aus dem geheizten Zimmer auf die kleine, rührend emſige Bewegung unten auf der Straße ſchaue, und wenn ich — wie oft — gerade an damals denke, ſo fühle ich gedenkend manches Selige mit neben allem Gedrückten; manches vom Leben, vom Umwogtſein. Strand und Sand und Sommer; weiße Kleider, rote Schleier; Wellenplätſchern, Nachmittage, Träume, Verſe; ein Röckerauſchen; Wälder; ein Karuſſell; Gaſſenhauermuſik. Damals litt ich: leer und ſinnlos. Heute ſpüre ich in wundenloſer Trauer den Glanz der Weiten. Erlittenes; — dennoch etwas, das ferne ruhig leuchtet — und winkt.

Es war im Auguſt. Klingt es heut nach? Nein, heut erſt erklingt es, unverlierbar — für ein ganzes Leben.

Wenn ich ſchwach aushole, beginne ich bei folgendem Punkt aus einem Brief, an meinen Freund in Berlin. Ich ſchrieb ungefähr: „Dieſes Oſtſeebad iſt etwas blöde, etwas drall. Leute, die zu bedenken geben, ob nicht eine ‚kräftige Briſe' wehe. Oder: ‚Na, heute hat es ja wieder etwas abgeflaut.' Derartig. Aber ich möchte mich ja nur etwas erholen. Zur Erholung von Nervoſität und Zerſchlagenheit iſt dieſes Oſtſeebad vielleicht wirklich gut." Ungefähr ſo drückte ich mich in dem Brief aus.

Während ich am Nachmittag innerlich Worte ſuchte, meine Mattigkeit und Zerriebenheit auszuſprechen, gedachte ich eines Onkels und der Suggeſtionen, die ſeine runde, wohlhabende Naſe zu verbreiten geeignet iſt.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Gedanken keuchte ich, mit imaginären ironischen Handbewegungen: „Ja, lieber Herr, daß du das alles nicht verstehst, das liegt ja nun ganz gewiß, sicherlich, keineswegs an der Unzulänglichkeit deines Gehirns." Und da seine Nase meine Seele immer weiter bedrückte, erfand ich „Dummköpfe", „Pack", „Schwein"...

Nachträglich seufzte ich hinzu: „Soll man sein Leben damit verlieren, daß man gegen ganz unerhebliche Gestalten Schimpfwörter heraufzeugt? Soll man eines Tages sterben, indem man ‚Hohlköpfe' murmelt? Man muß Gifte, die Krämpfe erregen, umgehen!"

Abends stand ich auf der Meerbrücke und empfand den Sturm und das schwarze Grün des Wassers. Weiße Wellen zerbrausten; ich fühlte, das müsse sehr gesund sein...

Beim Zurückgehn bemerkte ich Ada Gerwig. Voriges Jahr war sie auch hier gewesen. Wir hatten uns einmal flüchtig kennen gelernt; dann hatte ich sie aber doch nicht mehr gegrüßt. Ich erinnerte mich einer Augustnacht, wo Lindenreihen brandschwarz in die Nacht geragt hatten, — und ein leichtes, etwas tierisches Gelächter war abgereist, auf Nimmerwiederhören...

Also doch auf Wiedersehn. Einmal hatte ich sie übrigens, voll Gleichgültigkeit, schon in Berlin getroffen, ohne mich nach ihr umzusehn.

* * *

Zwei Tage später sprach ich sie an. Strand, Sand und Sommer. Neben ihr saß eine Freundin, im Aussehen zwischen einem Karpfen und einer langen Japanerin. Ada war ganz weiß angezogen und schlank. Sie trug angesteckte Locken. Sie sagte zwischendurch:

„Voriges Jahr haben wir Sie für einen Detektiv gehalten."

„Wieso?"

„Na, überhaupt —, und dann, nicht wahr, glaubten wir uns oft von Ihnen beobachtet. Sie saßen oft an Nebentischen."

Ich antwortete, so auffällig hätte das kein Detektiv gemacht. Ada Gerwig sagte:

„Eben, wir dachten, Sie hätten dann auch mal als Sandschipper kommen müssen!..."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich gab zu bedenken, daß es ja grade ein sehr feiner Schachzug von dem Detektiv hätte sein können, ganz auffällig den Detektiv zu spielen, damit man denkt, er ist kein Detektiv, in Wirklichkeit ist er aber doch ein Detektiv...

Ich sagte, ich hätte sie einmal in Berlin getroffen. Ada wußte es. Ich sagte:

„Ich dachte, Sie hätten mich gar nicht gesehen, — oder wieso kennen Sie mich überhaupt?" Sie antwortete:

„Ach Gott... das ist ja die Kunst, so zu tun, als sieht man nichts." Ich sagte: „Wer ist denn hier der Detektiv?" Ada antwortete:

„Habe ich dir nicht gleich erzählt, Else, daß ich ihn getroffen habe, am Wittenbergplatz?"

Jetzt sprach Else. Wir gingen später. Es war ein heißer, staubiger Nachmittag.

* * *

Einen Tag später begegnete ich ihr in einem Kaffeegarten des Badeorts. Die Freundin war dabei. Wir beschlossen, einen Spaziergang zu machen. Wir traten aus dem Garten... und sahen einen Villenweg hinunter. Links etwas Wald. Senkrechte, hohe, braune Kiefern. Gar nicht irgendwie auffallend. Rechts lag das Meer, in blauer Herrlichkeit, herzerfreuend, erfrischend, heiter, voll Duft. Die Nachmittagsluft war durchsichtig. Wir sahen einen Villenweg hinunter. Wir atmeten Licht. Else trug ein rotes Kleid, einen braungelben Schleier um den breiten Hut; Ada ein weißes Kleid und einen roten Schleier um den breiten Hut. Ada war schlank und braunblond. Sie hatte stehend etwas von einer Antilope, nein: von einem Rennpferd. Von einem Rennpferd. Unernstes, Sportshaftes, Gespanntes, Lachzitterndes. So war Ada. Sie sagte...

Wir fanden einen alten Knochen, der wie ein Opal glänzte. Ada sagte, sie würde einen wirklichen Opal nicht aufheben, das bringe Unglück.

Lichtstrahlen kamen schräg, indes wir den Villenweg, der mit gelbem Kies bedeckt war, hinunterschritten. Wir gingen später durch eine Straße, schließlich kauften wir in einer Villa Pfirsiche. Der Villenbesitzer hatte sie selbst geerntet. Sie waren sehr groß und schön. Einen umwand Ada mit ihrem Taschentuch, das sie zusammenknotete. An diesem Knoten trug sie es.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kurz vorher hatte ich einmal geſagt: „Wiſſen Sie, daß wir uns voriges Jahr überhaupt ſchon kennen gelernt haben? Wir haben ſogar zweimal zuſammen getanzt . . .“ Sie antwortete, rennpferdhaft: „Ja—a.“

Wir gingen durch einen Wald. Was geſprochen wurde, weiß ich nicht mehr. Ich fand den Spaziergang damals ſehr langweilig und bedrückend. Was ſoll man mit einem Rennpferd ſprechen, wenn die Freundin dabei iſt? Liebe, liebe Ada . . .

Ich weiß, daß Elſe manchmal trällerte und Twoſtep-Schritte tanzte. Daß wir lachten. Von hohen Sträuchern unreife Haſelnüſſe abriſſen. Daß Adas Gang ihre Röcke knattern machte. Ich weiß heute nur von Seligem. Damals war alles gedrückter und ohne Klang.

Als es ſchon etwas abendlich (doch noch hell) war, kamen wir zu einem großen Karuſſell. Da im Innenraum viele Spiegel angebracht waren, ſtrahlte, funkelte, blitzte alles in der Sonne.

Die Mädchen ſtürzten ſich auf das Karuſſell. Ich wollte zuſehn. In der Hand (Sonne ſtand abendlich in den Spiegeln . . .) — in der Hand hielt ich den Pfirſich in Adas Taſchentuch, an dem Knoten. Ich ſah zu. Ich empfand trübe, daß ich Ada nie gewinnen würde, nie haben, — aber ich ließ alles ſeinen Gang nehmen, ich würde nichts dazu tun, dumpf und leiſe lächelnd, ſchwermütig und ergeben in etwas Notwendiges, ſo empfand ich es. Ich würde Ada nie beſitzen. Als ſie auf einem Karuſſellpferd ſaß, verſchob ſich ihr Rock etwas. Es war wohl der Gipfel dieſes Sommererlebniſſes.

Wenn die Mädchen an mir vorbeifuhren, lachten ſie mir zu. Sie machten viele Fahrten. Einmal, wie auf Kommando, begannen ſie mit ihren Schleiern lebhaft und rhythmiſch mir zuzuwinken. Ich fühlte etwas wie Abſchied. Und als Notwendigkeit: daß ich ſie nicht beſitzen würde . . .

* * *

Mehrere Tage bekümmerte ich mich gar nicht um die Mädchen, in unaufgeklärter Traurigkeit. (Doch; in aufgeklärter. In träger, mutloſer Beſichtigung der eigenen Trägheit, des eigenen Mangels an Aktivitätsluſt.) Einmal traf ich ſie; doch ich grüßte ſie nicht, weil ſie gerade nicht herſahen. Aber ſie hatten hergeſehen; und mein Betragen paßte ihnen nicht. Als ich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie das nächste Mal traf, sahen sie so ostentativ nicht her, daß ich innerlich aufschrie —.

So zufällig ist das Leben. Und ich hatte jede Chance verloren, sie je zu besitzen. Alles war hin. Ganz ohne Grund, ohne Sinn, ohne Schuld. Genau ebensogut hätte alles anders und glücklicher kommen können. Alles ist so zufällig im Leben —. Und eines Tages wird man es beenden, nicht weil die Zeit erfüllt ist, sondern weil der behandelnde Arzt ein Esel ist.

Mutlosigkeit vermischte sich mit der aufstachelnden Erkenntnis, was ich versäumt hatte, durch Mutlosigkeit, durch Gedankenlosigkeit; ohne daß es hätte so kommen müssen. Das trieb mich umher. Tagelang fanden in meinem Gehirn hitzige opernhafte Dialoge statt. Auf Taumel des Stolzes, des Fortweisens folgten Anfälle der Erschöpftheit, Bettlerposen. Ich müßte sie wiedererringen, mich an sie heranschmeicheln, sie durch Schilderung meines Unglücks rühren. Ich rannte eines Nachmittags durch den Wald, stundenlang über braune Samtschichten von Kiefernadeln an der Erde. Ich würde sie nie wieder grüßen, dieses Stück. Ich könnte ohne sie leben; es solle ihr noch einmal leid tun . . .

Es ist schwer, im Unglück nicht zu posieren.

Hindurch dunkelten Stimmungen des Entsagens, des Dahingebens —

* * *

Mittendrin ein Sieg. Ich wollte mit einer gleichgültigen Person telephonieren. Einer rief: „Es ist falsch verbunden, klingeln Sie doch nicht immerzu, hängen Sie doch an!" Ich schrie: „Wer sind Sie denn?" Er: „Hängen Sie doch jedenfalls an!" Ich: „Sie gehen mich ja doch garnichts an!" Er: „Es ist ja ganz gleichgültig, was Sie angeht. Hängen Sie jetzt an!" Ich schrie: „Sie Esel!" Gleich darauf hängte ich den Hörer an. Die Antwort hab ich nicht zu hören geruht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tags darauf ging ich auf sie zu und sagte: „Es ist nicht recht und billig von Ihnen, mich zu schneiden." Sie antwortete:

„Wir kennen Sie so wenig . . ." Und ich fuhr fort: „Wie ich zu Ihnen stehe, das braucht Sie ja nicht zu kümmern, das ist natürlich meine Privatangelegenheit."

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und leiser: „Leben Sie wohl!“

Und ich ging schnell durch den Wald, — und ich weinte; weil es so schade war, daß nicht alles glücklicher geendet hatte, und weil es nicht mehr gut zu machen war, und ich nicht den Mut hatte, es wieder gut zu machen.

Am besten gefiel ich mir in dem Satz: „Wenn sie jetzt käme, würde ich sie zurückstoßen? Nein, wenn sie mir den kleinen Finger reichte, würde ich ihn nehmen, nehmen . . .“

— — — Monate sind nun vergangen. Heute bin ich, ohne Krampf, derselben Ansicht wie damals.

Rundschau

Der elektrochemische Betrieb der Organismen

Unter diesem Titel hat Doktor Georg Hirth in München eine Programmschrift für Naturforscher und Ärzte herausgegeben, die zahlreiche und mannigfaltige Kritiken erfahren hat. Sie fand von manchen Seiten begeisterte Zustimmung, von anderen Stellen wieder eine durchaus absprechende Beurteilung. Und es waren vielfach gerade Ärzte und Physiker, die sich mit dem Inhalte nicht befreunden konnten, die mehr oder weniger verhüllt der Anschauung Ausdruck gaben, daß Herr Doktor Hirth ja sicherlich ein ganz tüchtiger Zeitschriftenverleger sei, daß er aber zweifellos besser täte, seine Finger von medizinischen und physikalischen Problemen wegzulassen. Gerade diese Sorte der Kritik vermied jegliche sachliche Widerlegung und gipfelte in dem beklommenen Schlußergebnis: die ganze Richtung paßt uns nicht.

Aber leider ist nun überhaupt in den letzten Jahren allerlei passiert, was gewissen Schulen und Richtungen absolut nicht in den Kram paßt. Da kam zunächst die vermaledeite Geschichte mit der Wünschelrute.

Humbug! Unfug! Mittelalterlicher Aberglaube! schrien diverse Leute, welche die Erbweisheit gepachtet zu haben glauben. Und wenn die Wünschelrute nicht das Glück gehabt hätte, daß ein richtig gehender in Amt und Würden befindlicher Geheimrat sich für sie ganz energisch eingesetzt hätte, so wäre sie wahrscheinlich heute noch in allen „wissenschaftlichen Kreisen“ in Acht und Bann.

Heute sind die Erscheinungen der Wünschelrute einigermaßen studiert. Wir wissen heute, daß sie kaum etwas anderes ist, als ein einfacher empfindlicher, mechanischer Zeiger, der bestimmte, bis dahin beinahe völlig unbekannte elektrische Reizerscheinungen des menschlichen Organismus anzeigt. Heute interessiert uns daher kaum noch

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die schlichte Weidengabel, desto mehr aber der elektrisch wirkende Organismus, dessen Spiel uns die Rute verraten hat.

Bei weitem nicht jeder Mensch besitzt die Anlage zum Rutengänger. Wer sie aber in gutem Maße hat, der findet beispielsweise mit einer experimentell unzweifelhaft festgestellten Sicherheit den Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Glas Wasser und einem anderen, dem Radioaktivität induziert wurde, heraus. Experimentell können wir den Elektronenwirbel, der im aktiven Wasser tobt, nur mit den feinsten elektrostatischen Meßinstrumenten nachweisen. Damit aber auch einwandsfrei. Der Organismus des Rutengängers reagiert direkt darauf, wie sorgfältige und zwingende Experimente gezeigt haben.

Wir wissen aber, daß elektrische Phänomene nur auf wesensähnliche Erscheinungen, auf verwandte Lichtätherbewegungen Einfluß ausüben können, und so ist die geschilderte Reaktion ein sicherer Beweis, daß auch im Organismus mannigfache noch wenig erforschte elektrische Kräfte ihr Wesen treiben müssen.

Vielleicht beim Rutengänger, wenn wir uns mit diesen Erscheinungen schon wohl oder übel abfinden müssen, werden nun die Gegner sagen. Vielleicht bei irgendwelchen nervösen und psychopathischen Personen. Aber doch nicht bei jedermann.

Aber da kommt wiederum so eine unliebsame Erscheinung, die ebenfalls derartig experimentell nachgewiesen ist, daß man nicht mehr um sie herum gehen kann. Die meisten Rutengänger besitzen die wunderbare Gabe der Blutstillung. D. h. sie vermögen leichte Blutungen, die natürlich nicht aus spritzenden arteriellen Gefäßen kommen dürfen, durch einfaches Handauflegen zum Stehen zu bringen. Wiederum liegt jetzt die Vermutung ganz nahe, daß es sich auch hier um Erscheinungen und Wirkungen elektrischer Natur handeln muß, daß der besonders wirksame elektrische Organismus des Rutengängers hier einen besonderen und tiefgehenden Einfluß auf jeden anderen, natürlich ebenfalls elektrisch empfindlichen Organismus auszuüben vermag. Man darf auch hier mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, daß es elektrische Beziehungen und Vorgänge sind, die sich zwischen der Hand des Rutengängers und dem Blutstrom des anderen abspielen.

Bis hierhin wurden ziemlich ausgedehnte Vorbemerkungen gegeben. Es wurden Experimente angeführt, die das mit dem Hirthschen Buche gemeinsam haben, daß sie geraume Zeit um die Anerkennung der zünftigen Wissenschaft zu kämpfen hatten und die ferner direkt zu dem Thema des Hirthschen Buches, zu den elektrolytischen Vorgängen im Organismus hinleiten. Bevor nun auf dies Buch näher eingegangen wird, soll eine Einschränkung gemacht werden. Wie alle Entdecker, ist auch Hirth voller Freude über seine Theorie und möchte mit ihrer Hilfe am liebsten alles erklären. Das geht natürlich nicht. Wir wissen heute so verzweifelt wenig von den physiologischen Vorgängen. Wie beispielsweise das gigantische Wunder des Selbstbewußtseins der Materie zustande kommt, das ist uns heute noch genau so, wie vor zehntausend Jahren ein Buch mit sieben Siegeln. Wie Lichteindrücke nach dem Gehirn transportiert und dort umgewertet werden, das können wir nach den Arbeiten Lummers vielleicht ahnen, aber sicher nicht mit Bestimmtheit sagen. Um so mehr muß man sich hüten, auf dieser terra incognita des Lebens nur mit einer Erklärung vorzugehen. Vielmehr besteht stärker denn je die Vermutung,

Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

daß jener komplizierte Erscheinungskomplex, den wir das Leben nennen, beinahe gleichmäßig auf einer ganzen Reihe von Erscheinungen beruht, zu denen chemische Umsetzungen, Bindung und Freiwerdung von Wärme und schließlich auch die von Hirth entwickelten elektrischen Erscheinungen gehören.

Blut ist ein ganz besonderer Saft. — Eine Flüssigkeit, in welcher die roten und weißen Blutkörperchen schwimmen, die wir als ziemlich selbständige Einzelwesen ansehen können. Wenn man so will, die weißen Körperchen gewissermaßen die Polizeitiere, die jeden unliebsamen Eindringling überfallen, niederschlagen und a tempo auffressen, die roten Körperchen dagegen die Sauerstoffmakler, die aus der Lunge fortwährend frischen Sauerstoff holen und im ganzen Körper gegen Kohlensäure umtauschen.

Dann aber die Flüssigkeit selber. Ihr physikalischer Zustand bleibt auch nach Abzug der Blutkörperchen, die wie die Fische in ihr schwimmen, noch kompliziert genug. Zum Teil sicher eine Lösung, Wasser, in welchem allerlei Salze gelöst sind. Nach dem heutigen Stande der physikalischen Wissenschaft ist aber eine Lösung ein wunderliches Ding. Das Salzkorn, welches sich im Wasser löst, und unseren Blicken entschwindet, bleibt ja kein Salz. Seine Moleküle lösen sich, trennen sich, zerstoßen auch Wassermoleküle, reißen Elektronen an sich und bilden etwas Neues, das mit dem reinen Wasser und dem festen Salz nur wenig Gemeinschaft mehr hat, ein neues Etwas, in welchem die Elektronen, die Träger der kleinsten Elektrizitätsmengen eine geheimnisvolle Rolle spielen.

Und da das Blut zum erheblichen Teil solche Salzlösung darstellt, so treiben zweifellos auch Jonen und Elektronen ihr Spiel in jedem menschlichen Organismus, laufen jetzt durch das Herz, tanzen dann einen Wirbeltanz im Gehirn, umbranden dann wiederum Nervenbündel und beeinflussen und elektrisieren den ganzen Körper. Daneben freilich enthält der Blutsaft die Fibrine und Kohlehydrate. Neben diesem Elektronenspiel, dessen Wirkungen das Hirthsche Buch in ihren Einzelheiten ausführlich verfolgt und behandelt, gehen die Wunder der Eiweißchemie und die chemischen Umsetzungen der Kohlehydrate einher. Das darf man nicht vergessen.

Dies Elektronenspiel verfolgt Hirth nun in einer Reihe hochinteressanter Kapitel. Er untersucht den Einfluß, den es bereits auf die ersten Keimzellen bei der Entstehung des Lebens ausübt. Er verfolgt die Wirkungen auf das Nervensystem und das Gehirn und er bringt zu seinen Untersuchungen eine Fülle praktischer Beobachtungen. Er weiß den Umstand, daß die Infusion einer gehörigen Dosis Salzlösung in Tausenden und Abertausenden von Krankheitsfällen ein lebensrettendes Mittel ist und den bis zum Tode geschwächten Organismus in erstaunlich kurzer Zeit wieder regeneriert, geschickt für seine Theorie zu verwerten. Auch die Erscheinungen des Salzhungertodes und die Wirkungen einer hypertonischen Salzlösung werden eingehend besprochen und zur Stützung der Theorie verwendet.

Endlich kommt Hirth auch zu interessanten Schlüssen betreffend den lieben Alkohol, dessen unerfreuliche Wirkungen auf das Nervensystem und das Keimplasma ja sattsam bekannt sind. Hirth weist an Hand experimenteller Strommessungen den lähmenden Einfluß des Alkohols auf das Elektronenspiel jeglicher Salzlösung nach. Wir dürfen jedoch gerade hier nicht vergessen, daß auch Eiweiß gegen Alkohol recht empfindlich ist. Gerade hier dürften die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dinge vielleicht so liegen, daß die schädigenden Wirkungen des Alkohols auf Nerven und Hirn durch Störungen des elektrolytischen Kreislaufes, die Schädigungen des Keimplasmas dagegen auf chemische Wirkungen zurückzuführen sind.

In jedem Falle bietet das Hirthsche Buch aber eine reiche Fülle anregender und auch einleuchtender Gedanken und dürfte wohl zu unserer Kenntnis der physiologischen Vorgänge zu seinem Teile reichlich beitragen. Es gibt die Theorien und Tatsachen ohne einen Ballast von wissenschaftlichen Formeln und Floskeln und seine Lektüre kann daher auch demjenigen empfohlen werden, der diesen Dingen beruflich ferner steht.

Hans Dominik

Bankenparade

Der Vorbeimarsch der Berliner Großbanken ist beendet. Die Resümisten sind am Werk und klittern Schlußfolgerungen. Eine reiz- aber wenig aussichtsvolle Arbeit. In tote Zifferngehäuse Blut gießen? Fast eine Unmöglichkeit. Der Lebensquell sprudelt nicht aus Kritikerhirnen. Die Verwaltungskabinen sind den Unbefugten verschlossen. Erst dort zeigen sich die Manager in ihrer Nacktheit. Nur soviel ist gewiß: Schön ist diese Nacktheit nicht. Abschlußziffern, Bilanzzahlen, welcher Außenstehende hat sie vor dem Konkursrichter, dem Staatsanwalt je durchschaut? Gedoktert wird ja. Aber ohne Erfolg. Das neue Schema! Jetzt könnt ihr's erfassen, jetzt kommt Licht in das Düster, alle Schwären werdet ihr jetzt sehen. Nichts seht ihr. Die Deutsche Bank verrennt sich, verliert. Wo steht das? Nirgends. Die stillen Reserven habens gut gemacht, ruft der Kritikus. Das ist seiner Weisheit letzter Schluß. Das Wechselkonto ist zergliedert: das heißt, man hat einen langen Knochen entzweigehackt. Und die Bonität? Bleibt dunkel wie zuvor. Einst jubelte man über Zwischenbilanzen. Das Publizitätsprinzip hat gesiegt, hieß es. Fragt mal Herrn Fürstenberg, ob es gesiegt hat. Zahlen lügen, Bilanzzahlen lügen doppelt, Bankbilanzzahlen lügen doppelt und dreifach. Was heißt überhaupt „Bilanzwahrheit"? Kann es die geben? Ultimo Dezember laufen die Ziffern zusammen, vereinigen sich, glänzen. Zwei Tage drauf laufen sie wieder auseinander, kichernd, daß man den glänzenden Rock für Wesen gehalten hat. Aber der Tüchtige verzweifelt nicht. Addiert, subtrahiert, multipliziert. Schließlich dividiert er und nun ist sie da, die Liquidität. Jetzt haben wir's aber, zurückgegangen also, schlecht also, Entrüstung also. Doch was soll man machen. Die Sache ganz aufstecken? Das geht doch nicht an. So mache auch ich die Ziffernsünde mit. Die Augen gehen mir über, es muß vor Freude sein.

Denn ich habe entdeckt, was ich schon lange vermutete. Über den natürlichen Rahmen ist das Geschäft hinausgegangen. Ganz erheblich. Neue Kohlen hatte man aufgeschüttet, unter den einen Kessel 10 Millionen (Nationalbank), den anderen gar 30 Millionen (Diskontogesellschaft) gefeuert. Die Maschine lief zwar, aber sie lief davon. Dienste tat sie nicht. Überall Stagnieren, nur die Spittelmarktfreundin, die Commerzbank, hat es zu etwas gebracht. Wie spekulativ die Bankpolitik ist, sieht man am Effektenkonto. Sobald mal die Lockrufe aus den Animierstübchen, deren es in jeder Straße, an jeder Ecke gibt, versagen, gleich ist der Nettogewinn erheblich geschmälert. Kann das gesund sein? Durchs ganze Land Vorposten schieben, um Spieler einzufangen, den Handlungsunkostenetat ins Maßlose steigern und vor jedem italienischen Räuberstückchen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeder „Wolke am politischen Himmel“ das Zittern kriegen. Die arme Politik, sie muß diesmal schwer dran glauben. Aber die Einsicht, daß die Kalkulation nicht kaufmännisch war, scheint den Herren nicht zu kommen. Erst muß Havenstein mit dem Rohrstock drohen, ehe sie's glauben. Sie sind ja so unschuldig. Was, wir sind nicht liquide genug? Frechheit! Seht euch mal die englischen Banken an, sagen die um Gwinner. Gegen sie sind wir Soliditätsheroen. Zur Zeit der Furcht vor dem Depositengesetz hieß es: England wollt ihr zum Vergleich heranziehen, ein Land mit ganz anderer Wirtschaftsentwicklung? Wie's eben paßt. Aber Havenstein wird lächeln. Er sieht die Wirkung und kann hoffen, daß sie praktisch wird.

Dann sind da noch die „sozialen Lasten“, die berühmten. Die Dresdnerin bringt sie aufs Tapet, holt die verstaubte Kirdorfweisheit wieder aus dem Schacht. Wenn die „sozialen Lasten“ nicht wären, dann solltet ihr mal Gewinne erleben. Als ob die deutsche Volkswirtschaft sich je ernsthaft etwas daraus gemacht hätte. Nein, die wahnsinnige Expansion, das Verlassen des Soliditätsrahmens, das ist es. Das wenigstens zeigen die Bankabschlüsse. Früher glaubte man, das Großkapital habe auch in schlechten Zeiten die Kompensationsmöglichkeit in sich. Ja gewiß, solange es Kapital bleibt. Wenn es aber Seifenschaum wird, so bläst jedes Stürmchen hinein. Aber das ist das Gute: Der Mißerfolg muß kurieren. Vielleicht wird es noch mal kräftiger kommen. Aber die Sanierung ist nicht mehr fern. Nach ihr wird hoffentlich das Geschäftsberichtsgeschwafel aufhören, nicht mehr nötig sein. So ludert man nicht mit Milliarden. Das muß sich rächen. Kuratel oder Krach, ihr habt zu wählen.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Der beleidigte Krieg

Im preußischen Abgeordnetenhause hatte der Sozialdemokrat Adolf Hoffmann heftige Worte wider den Krieg gebraucht. Präsident Freiherr v. Erffa rief ihn darob zur Ordnung. — Etwas später erhielt das Präsidium ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Gegen den mir in der Sitzung vom 1. März wegen angeblicher Beschimpfung des Krieges erteilten Ordnungsruf erhebe ich auf Grund des Paragraphen 64 der Geschäftsordnung Einspruch, da der Krieg weder ein Mitglied des Hauses, noch der Regierung ist, ebensowenig aber eine abwesende Persönlichkeit, die sich nicht verteidigen kann.“

Der Protest kam, als verspätet eingelaufen, leider nicht zur Abstimmung; ein ironisches Behagen wird er manchem gleichwohl bereitet haben. Es ist immer erquicklich, wenn der Wortfetischismus der Strammgesinnten Stoff zum Lachen gibt; und für verräterische Kleinigkeiten des Stils soll man dankbar sein.

Beleidigung eines Abstraktums! Der Krieg, dieser Ausdruck letzter Rücksichtslosigkeit; der Staat, dieser dickhäutigste Koloß: sie sind empfindlich wie Jungfernnerven. Es ist ein Schauspiel, des Groteskenzeichners würdig,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn Bia, die (nach Aschylos) doch stumme Gewalt, wehklagend zum Kadi läuft und der Kriegsgott sich im Instanzenwege beschwert . . . Ich empfehle das Thema dem Wohlwollen der Simplizissimuskünstler. — Im Ernst, wir haben so etwas wie eine amtsphilosophische Landeskirche; eine Anzahl staatlich geschützter Begriffe, die ihre Existenz in Form des Beleidigtseins erleben. Verächtlichmachung staatlicher Einrichtungen. Beleidigung des Richterstandes. Beleidigung der Armee. Beleidigung der Beamten„schaft"; der Schutzmann„schaft"; des Deutsch- oder Juden„tums". All diese gekränkten Substantiv-, Adjektiv- und Verbalabstrakta ziehen ihren Kraftrest aus dem alten, blutroten Begriff der Gotteslästerung. Der hatte noch Sinn. Der Gott der Glaubensstarken ist eine Person. Eine Person kann gelästert werden; fühlt und rächt die Lästerung. Der moderne Staat aber kennt nichts Persönliches. Selbst die Gotteslästerung, die er nicht preiszugeben wagte, hat er mit halsbrecherischer Konstruktion zu einer Beleidigung von „Religionsgemeinschaften" so entgöttlicht wie entmenschlicht. Denn an Gottes und der Menschen Stelle trat er selbst. Er mit seinen Einrichtungen. Die „-heiten" und „-keiten" (mit Spitteler zu reden), die „-schaften" und „-tümer", die Ressorts und Korporationen bevölkern seinen Olymp. Nur trägt er in diese Begriffe noch die ganze Kahlheit seines eigenen, abstrakten Wesens. Daß wohl Menschen durch Worte verletzt werden können, aber nimmermehr Worte durch Menschen; daß es logisch unmöglich ist, eine Vielheit zu beleidigen, geschweige denn eine Institution: dies hat er niemals begriffen. Nicht die Person des Monarchen, die ja sterblich ist: das „monarchische Empfinden" ist ihm wert; keinen Gott: den statistischen Durchschnitt einer „Gottesvorstellung" stellt er unter strafgesetzlichen Schutz. Und doch fordert ein Huizlopochtli mehr Ehrfurcht, als alle Huldgestalten der Staatsmythologie. Sind „der Krieg", die Verfassung und andere Allegorien verletzbar, wieviel fehlt noch, und auch der Zolltarif oder das Börsengesetz fühlen sich beleidigt?

Das Schlimmere ist: der Wortfetischismus des Staates steckt auch den Einzelnen an. Auch ihm begegnet es, daß er Deverbativa auf „-ung" mit Heiligtümern verwechselt. Wahllos: denn der offizielle Phantasiemangel läßt Unvereinbares friedlich beisammenwohnen. Der Staat will den Militarismus; der Staat will die „nationale" Gesinnung; der Staat will das Christentum. All right: So müssen Soldatengeist, Vaterlandsliebe und Christentum wohl Geschwister sein. Ihre Syntheſe ist das, gedanklich genommen, rätselvollste aller Gebilde: der fromme Soldat. Die härteste, kälteste, diesseitigste Weltanschauung zusammengeschweißt mit der jenseitigsten, unirdisch gütigen. Den Übergang finde, wer kann. „Ich bin kein ausgeklügelt Buch; ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch." Nur diese Erkenntnis Goethes hilft über das Rätsel hinweg. Ohne freilich den Widerspruch zu beseitigen. „Praktisches Christentum", schrieb neulich jemand, „ist in unserem Vaterlande ohne nationales Empfinden nicht denkbar." So gründlich hat der idealistisch verkleidete Staatsbedarf die Begriffe vertauscht. Der letzte Gegensatz alles Christengeistes: der Machtstaat gießt das Kreuzeszeichen auf seine Kanonen. Ein moderner Grundherr läßt seine Rede über Kartoffelzoll, Stichwahlen und Reichsfinanzreform in die Worte ausklingen: „Dennoch wirst du siegen, Nazarener." Aufrichtig. Das ist das Schlimmste daran.

. . . Tolstois begrabene Wunderstimme kommt herauf, aus dem Land,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wo die letzten Christen wohnen. „Die Glocken werden läuten, langhaarige Männer werden sich in goldgestickte Säcke kleiden, um für ein erfolgreiches Morden zu beten, und die furchtbare alte Geschichte wird wieder beginnen." Bei uns aber sind Krieg und Friedensreligion gleichmäßig geschützt. Laut Geschäftsordnung.

Hermann Friedemann

Vom Kämpfen, von Leutnants, Naturschutzparks und anderem

Zwei Dinge tun der Menschheit not: Kämpfen und den Kampf abschaffen. Kämpfen von wegen der Höherentwicklung, der Auslese, der Erhaltung guter und starker Eigenschaften. Den Kampf abschaffen von wegen der Nochhöherentwicklung, der Überauslese, der Erzielung noch besserer, noch stärkerer Eigenschaften. Bewiesen wird beides, und da die stärksten Kämpfe um die Abschaffung des Kampfes geführt werden, so brauchen wir praktisch um den Gütegehalt der beiderseitigen Kampfziele nicht zu streiten. Zumal es meistens ganz brave Leute sind, die von der Beweisführung ihr nützliches und ehrenvolles Dasein fristen, oft mit Geheimratstiteln und Präsidentschaften belohnt, oder wenigstens mit literarischem Nachruhm oder einer Stelle als Parteisekretär.

Etwas weniger einfach als dieses grundlegende Doppelprinzip läßt sich die Sache bei Besichtigung des einzelnen Kampfobjektes an: sagen wir Sittlichkeit. Erstens: was ist Sittlichkeit? So einfache Fragen lassen sich eigentlich nur in der Instruktionsstunde stellen und beantworten. Der Herr Leutnant entscheidet: wenn Ihr Kerls keine Schweinereien anstellt! Aber leider ist die Kaserne nur eine winzige Unfehlbarkeitsoase in dieser zweideutigen Welt, und gleich vor dem Tore, wo zierlich geschraubte ältliche Herren mit strammen Köchinnen um die Neigung der aus der Instruktion Entlassenen wetteifern, stellt sich das Dilemma ein. Oft ist es der rein quantitative Wettstreit zwischen einem Goldstück und einer Wurst, der den Entschluß des Zweifelnden bestimmt.

Hier aber eilt uns ein neues Urteilsprinzip zu Hilfe: Natur! Die Natur will, soll, muß und so weiter. Die Einfachheit der Frage wäre wiederhergestellt. Doch nun erst recht drängen sich die Komplikationen herbei. Wir sind leider nicht mehr in der Instruktionsstunde. Kein Leutnant befiehlt: Natur ist, wenn man usw. Denn je mehr die Menschen sich mit der Natur beschäftigen, um so schwerer läßt sie sich bestimmen. Mit Hilfe Gottes und des Teufels ging es einigermaßen. Tempi passati! Seitdem man „restlos erkannt" hat, daß die Natur alles ist und außer ihr absolut nichts existiert, bleibt nichts mehr übrig, als sie in ihren einzelnen Absichten zu erkennen. Sie beabsichtigt zum Beispiel Entwicklung. Woher? Das sagen uns die Sternennebel. Wohin? Das ist Sache eines anderen Nebels. Das Hauptinstrument der Entwicklung ist die Auslese. An dieser sollen wir jene erkennen. Aber ihre Richtung ist dunkel, wenn auch unwiderlegbar. Immerhin: wenn sich ein wachsender Teil eines Kulturvolkes durch Umschaltung des Geschlechtstriebes der Fortpflanzung entzieht — ist das nicht der herrlichste Beweis von klaren Naturprinzipien? Die Natur will nicht, daß solche Entarteten sich fortpflanzen, Punktum! Wenn aber die Natur alles ist, hat sie die Entartung nicht ebenfalls gewollt? Welche Absicht offenbart sie da?

Um Erlaubnis: die Wissenschaft ist noch jung, sie wird uns auch hier

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts schuldig bleiben. Wie wäre die Auffassung: die Natur will, daß der Kampf um das Weibchen aufhöre? Um einer Immerhöher-Entwicklung willen? Denn in Anbetracht des zum Himmel schreienden weltgeschichtlichen Skandals — anders kann man die Einmischung des Geschlechterkampfes in die Entwicklung der Völker nicht nennen! — ist hier von einem unleugbaren Entwicklungshindernis zu reden. Nichts, was irgendwo die sexuelle Sphäre berührt, kann der sozial zu ordnenden Zukunftsmenschheit Gesetze liefern: nicht Kunst, nicht Religion, nicht Philosophie. Nur die reine, experimentell begründete Naturwissenschaft allein, das restlos aus dem Objekt ernährte Geistesprodukt!

Die moderne Naturschutzbewegung gibt uns einen Fingerzeig, die Stimme der Natur auch hier zu klären und zu unterstützen. Der Naturschutzpark bezweckt die pietätvolle Konservierung eines für die künftige Entwicklung unnütz gewordenen Zustandes. Er stellt eine durch ihre Kleinheit und Ausnahme unschädliche Oase inmitten der allgemein durchbrechenden höheren Zweckgestaltungen dar. So sinnreich, wie man Altarbilder und Familienbildnisse in Museumssälen historisch untergeordnet aneinanderreiht, wird man in einigen Jahrzehnten in gedrängter Übersicht Flora und Fauna millionenjähriger Zeitspannen und ganzer Erdteile in musterhafter Auslese auf kleinem Raume versammelt haben, um das Bildungsmaterial des reisenden Publikums in nie zuvor geahnter Vollkommenheit abzurunden.

Hieran wäre anzuknüpfen. Drängt die Natur mit zunehmender Geltung des sozialen Auslesеprinzips den ursprünglichen Fortpflanzungszweck aus dem Geschlechtstrieb heraus, so müßte doch mindestens aus Bildungsdrang eine Reihe bisexueller Oasen inmitten der sozialen Ordnungswelt angelegt werden. Dorthin wären alle jene zu verweisen, die sich das Hineinredenlassen des Geschlechterkampfes in die äußere Daseinsgestaltung nicht verbeißen können. Der einst so allgewaltige Geschlechtstrieb wäre, wenigstens in seiner kampfeswütigsten, mithin rückständigsten Form, sozialhistorisch kaltgestellt, und zugleich vor jeder ferneren Zerstörung durch das rollende Rad der Zeit gerettet.

Man bevölkere die Naturschutzparks mit einer peinlichsten Auslese von solchen Menschenpärchen, die dem auf Kampflosigkeit hinzielenden sozialen Fortschritt ohnedies verloren und dem Untergange geweiht wären. Die Gesellschaft würde nicht nur nichts verlieren, sondern sich noch einen gewissen Reservefonds für die Zwischenzeit sichern, bis es der Wissenschaft (id est der vervollkommneten Natur) gelungen sein wird, auch hier den zeitgemäßen Ersatz zu schaffen.

Hermann Gottschalk

„Impressionismus"

Der Verfasser dieser ersten Monographie des Impressionismus*) macht sich nicht die Mühe, den thematischen Begriff klipp und klar festzulegen und zu umgrenzen. Für ihn ist impressionistisch „alles das, was seinem Eindruck nach, auf Grund des persönlichen Eindrucks der schaffenden Individualität zur Darstellung gebracht wird. Da nun alles Dargestellte vom Eindruck seines Schöpfers abhängig ist, so handelt es sich um den Grad der Sensibilität für Eindrücke." So einfach liegt die Sache nicht. Der Einzelne kann nicht plötzlich Impressionist sein, wenn er den

*) „Impressionismus." Von Werner Weisbach. Berlin. Groteſcher Verlag.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nötigen „Grad der Sensibilität für Eindrücke“ besitzt. Dann müßte der Impressionismus auch in den linear-plastischen Epochen der Kunst vorhanden sein, wovon aber selbst in Weisbachs reichlich weitgehenden Ausführungen keine Rede ist. Impressionismus ist ein Problem, zu dessen Überwindung die Kunst mehrmals ansetzte, aber nicht so früh kam, wie zur Beherrschung des Raumproblems. Wie dieses ist er eine Frage des Lichts, das zuerst, bei den frühen Körperdarstellungen, nur zur Modellierung diente. (Masaccio.) Mit dem Erfassen einer einheitlichen Licht- und Schattenführung kam das Bedürfnis nach der Vor- und Darstellung der Lichtquelle außerhalb. Der Raum kam in die Darstellungen der Kunst. Nachdem die zweite Dimension in der großen Entwickelung erreicht war, hatte man Muße, von dieser Plattform aus die Helligkeitsgrade der Welt zu durchforschen, die Farben zu erkennen. Darin lauerte schon das nächste Problem. Man sah und erkannte, daß alles in Fluß sei. Und nun ging man daran, auch dieses, also das metaphysische Verhältnis unseres Innern zur Natur darzustellen. Man potenzierte sich zum Impressionismus hinauf, das ist: das Dreidimensionale, das die Darstellung des malerischen Raumes und des zeitlichen Geschehens am Gegenstande Umfassende. Wenn Renoir einen Körper malt, so gibt er das Verhältnis seiner Funktionen im Raum und in der Zeit, sein Schwellen in ihm und seine Wandelbarkeit in ihr. Nach einem Satz, den Augustinus schon schrieb, also die eigentliche Schönheit.

Ich wählte Renoir als Beispiel, weil damit Weisbachs Satz, nur das Fernbild sei impressionistisch gestaltbar, zusammenbricht. Ich hätte dazu auch von jenem sprechen können, der der Zeit beikommen wollte, indem er einen Heuschober in allen Beleuchtungsstadien malte, oder von Manets und Degas' ganz nahe gesehenen, impressionistisch gemalten Menschen, die im Gespräch sind.

Da Weisbach die Grenzen seines Begriffs (ich bewege mich jetzt in ihm) nicht kennt, so ist er sich natürlich auch über den Umfang nicht klar. Daher kommt es, daß er nicht genau zwischen Formalimpressionismus und Impressionismus der Farbe, gar nicht aber den Impressionismus der Perspektive bei Greco (auch bei Cézanne und Pechstein) unterscheidet. Dafür bezieht er aber in seine Ausführungen, was bei der Unklarheit und begrifflich lahmen Zirkelkraft seiner Definition nicht wunder nehmen kann, Erscheinungen ein, die lediglich dem Naturalismus angehören. Wie den Frans Hals zum Beispiel.

Seine Betrachtung ist eine unhistorische, und er läßt sich verleiten, den Begriff des Impressionismus auf Darstellungen einer Zeit zu applizieren, die kunstentwickelungsgeschichtlich diesem Problem fernstand, gar nicht daran dachte, es schon infolge ihres geringen Formvermögens gar nicht in Angriff nehmen konnte. Andrea del Castagno reklamiert er als Impressionisten. Es ist, als ob man den Tafeln des Quattrocento die Absichten des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf die luministische Durchschlagskraft oder die Darstellung im Entstehen begriffener Bewegungen unterlegen wollte. Dabei war damals (im 15. Jahrhundert) noch nicht einmal die Einheit der Zeit in der bildlichen Darstellung von Erzählungen bekannt und durchgeführt. Ohne die Kenntnis der Bedingungen einer Zeit wird man natürlich immer zu einem verschobenen Bild ihrer Erscheinungen kommen, und was uns dann als vorausragend erscheint, mag in Wirklichkeit als Folge einer Unvollkommenheit unter dem Niveau bleiben. So nennt Weisbach die Malereien der Katakomben impressionistisch. Bedenkt da-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bei nicht, daß es nur die rohen Ausläufe einer Kunst sind, die nicht mehr die Ethik der Antike hat, schon Afterkunst ist, die darauf verzichtet, die göttlichen Proportionen klar, und wie sie vor allem menschlichen Verderb waren, auszudrücken, sondern sich mit dem flüchtigen Hinschreiben dessen begnügt, was der Künstler an allgemein typischen Eindrücken vom Nahbild im Gedächtnis hat, ohne die Anschauung davon zu haben. Einmal wagt sich im Text diese Erkenntnis hervor, zieht aber keine Konsequenzen nach sich. Der Verfasser erinnert sich auch nicht mehr, daß er selbst mit dem Gedanken an diese Auffassung den Impressionismus der Bilder in Frage stellt, denn vorher hat er bei der Durchforschung des Problems den schon ad absurdum geführten Satz aufgestellt, nur ein Fernbild sei impressionistisch gestaltbar, meinte aber nach allem Vorangegangenen das optische und nicht das in der Erinnerung vorhandene.

Diese Unklarheiten über die Bedingungen des Themas legt W. in unbestimmten Sätzen nieder, die sich aneinanderlehnen, nirgendwo jedoch verzahnt sind, aus dynamischen Gründen auch kaum nach organischem Verbund streben können. So entsteht ein Korpus von mehr als fünfhundert Seiten.

Es ist gut und beweist Gefühl für den lebendigen Zusammenhang des Einzelproblems mit dem Ganzen, wenn der Verfasser die Entwickelung des Impressionismus an Hand der Geschichte der Kunst abrollt, denn sie ist der Nährboden, von dem der Nerv seiner Darlegungen lebt. Aber er darf ihn nicht in der Masse des Gezeigten versenken, so daß wir ihn erst herausfasten müssen. Es muß auch das Gebiet der Kunst abgesteckt sein, so daß wir auf unserem Wege sicher von Markpfahl zu Markpfahl schreiten können. Dieses Buch aber ist nicht in einem Anlauf, nach vorher durchforschter Route geschrieben, es hält sich hier auf und da auf, gibt Monographien und überflüssige Beschreibungen. Die Geschichte der Kunst ist eine rhythmische Aufeinanderfolge von linearen Anfängen und malerischen Ausläufen, die den Naturalismus im Gefolge haben, in dem seit Anfang der Impressionismus im Keim liegt. Daß Weisbach diesen Naturalismus mit dem Impressionismus verwechselt, sagte ich bereits. Gegen Schluß ahnt er es einmal selbst. „Die Erscheinung und Ausbreitung einer impressionistischen Kunst fällt auch in Zeiten, in denen eine gewisse Stillockerung und nach dem Malerischen tendierende Umformungen auf dem Gebiete der Architektur vor sich gehen. (Hellenismus, Venetianischer Barock, Holland 17. Jahrhundert, Rokoko.)" Wie Weisbach es darstellt, ist der Impressionismus eine permanent in Angriff genommene, manchmal erstiegene Höhe, nicht aber ein Problem, das im Verlaufe der Kunstentwickelung aufgenommen, hingelegt und wieder aufgenommen, heute aber erst überwunden wurde. Im 17. und 18. Jahrhundert hing es überall, in den Niederlanden, Frankreich, Italien und Spanien, wie eine Spannung in der Luft, nachdem in Spanien schon einmal ein Jahrhundert vorher, bei der Erscheinung des Greco, der Voltmeter stärker ausgeschlagen hatte. Frankreich war in Fragonard dem Renoir schon nahe, aber der Elan hätte nicht ausgereicht, und darum wurde die Erreichung des Zieles noch einmal für kurze Zeit aufgeschoben. Der Linearismus räumte von anderer Seite her letzte Schwierigkeiten hinweg, und dann kam in Delacroix der entscheidende Vorstoß.

Das hätte sich an wenigen markanten Beispielen zeigen lassen, die je-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weils auf einen Glanzpunkt der großen Handlung hinweisen müßten. Der Verlag hätte sich damit viel Mühe und Ausgaben sparen können. Er hat ganze Arbeit gemacht und die beiden Bände zu einem der Illustrationen wegen interessanten Werk. Auf die Geschichte und erkenntnismäßige Darlegung des Impressionismus aber müssen wir noch warten.

Paul Mahlberg

Frauenstimmrecht in England

Als Herr Asquith im Mai 1908 eben Minister geworden war, empfing er eine Deputation liberaler Mitglieder des Unterhauses, die für das Frauenstimmrecht eingenommen waren. Die Regierung, erklärte er ihnen, beabsichtige, einen Gesetzesvorschlag für die Vereinfachung und Ausdehnung des Männerstimmrechts einzubringen; sollte dann ein Zusatzantrag über die Einfügung eines Frauenstimmrechts gestellt und angenommen werden, so würde die Regierung, deren Mitglieder sich nicht einig über diese Frage seien, dem keinen Widerstand entgegensetzen. Seitdem sind mehr als $3^1/_2$ Jahre verflossen, Mitglieder des Kabinetts, besonders Lloyd George, haben jenes Versprechen öfters erneuert, aber die in Aussicht gestellte Wahlreform ist immer wieder gerade wegen der Uneinigkeit der Minister in der Frage des Frauenstimmrechts hinausgeschoben worden, Asquith selbst stemmt sich dem auf die Einbringung der Vorlage gerichteten Drängen seiner frauenrechtlerischen Kollegen entgegen. Ihm gilt die Bewilligung des Frauenstimmrechts als ein „gigantisches Expériment", ein „Mißgriff", der „verheerende Wirkungen" ausüben müsse. Ebenso eindringlich empfiehlt Lloyd George, es doch zu riskieren; der Mann würde eine Sklavin befreien und eine Kameradin gewinnen. Dreiviertel der liberalen Partei, Zweidrittel der Kabinettsmitglieder sind nach Lloyd Georges Bekundung für das Frauenstimmrecht, die Reste dagegen. Die Gegensätze sind aber so scharf, daß wohl der ganze Wahlreformantrag unterbleiben würde, wenn nicht die Furcht vor dem Einfluß der Suffragetten und Suffragisten auf den Ausfall der nächsten Wahlen mitspielte. Mit „grünen Sonnenschirmen", durch die Charles Dickens noch in seinen „Pickwickiern" bei der „Wahl eines Parlamentsmitglieds in Eatanswill" die Männer und Brüder von 45 Frauenzimmern, welche anläßlich einer Teegesellschaft damit bestochen worden waren, mittelbar für eine der streitenden Parteien gewinnen lassen konnte, ist die Wahlhilfe der modernen englischen Frauen gewiß nicht mehr zu erlangen. Je näher daher das Ende der gegenwärtigen Legislaturperiode heranrückt, desto bestimmter und glaubwürdiger klingen die Zusicherungen von Kabinettsmitgliedern, daß die Wahlreformvorlage bestimmt kommen werde. Lloyd George erklärte vor einigen Tagen in der von dem nationalen Bunde der Vereinigungen für Frauenstimmrecht in der Alberthall abgehaltenen Versammlung auf das entschiedenste, die Bill über die Vereinfachung und Ausdehnung des Stimmrechts für Männer werde noch in diesem Jahre eingebracht und erledigt werden; sie werde eine solche Form erhalten, daß ein Zusatzantrag über das Frauenstimmrecht in sie eingefügt werden könne und wenn dies geschehe, so werde das Kabinett auch für die Ergänzung die Verantwortung übernehmen.

„Man nennt dieses Land ein demokratisches Land", fuhr Lloyd George fort. „Damit ist gemeint, daß diejenigen Bürger, von denen erwartet wird, daß sie dem Gesetz gehorchen, auch solche sind, die das Gesetz machen. Das trifft

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht zu. Wenigstens die Hälfte der erwachsenen Bürger, deren Leben von jedem Gesetz, das erlassen wird, auf das empfindlichste berührt wird, haben keine Stimme in der Gesetzgebung. Der betrunkene Bummler, der jahrelang nicht für seinen Lebensunterhalt aufgekommen ist, wird von der Regierung mit befragt in Angelegenheiten wie die der Erziehung und Aufzucht von Kindern, der nationalen Regelung der religiösen Frage in Wales und anderwärts und in bezug auf die beste Lösung der Mäßigkeitsfrage, aber die Frau, deren Fleiß ihn und seinen Haushalt davor bewahrt, auf Bettelei angewiesen zu sein, die die Miete und die Steuern bezahlt, die also in Wirklichkeit für sein Wahlrecht verantwortlich ist, wird nicht im geringsten in Betracht gezogen. Das ist eine Lage, die kein Mensch auch nur einen Augenblick verteidigen kann. Das ist ein barbarischer Anachronismus."

Es zeugt gewiß von sehr viel Siegeszuversicht in den Reihen der Frauenrechtlerinnen, wenn solche Worte aus dem Munde eines Ministers sie noch nicht befriedigen. Sie meinen, wenn eine Mehrheit der Kabinettsmitglieder für das Frauenstimmrecht sei, dann müsse die Minderheit sich ohne weiteres fügen und die Wahlreformvorlage von vornherein das Frauenstimmrecht enthalten. Vergebens setzte ihnen Lloyd George in der Alberthall auseinander, daß ein Kabinett, das in der Frauenfrage eine vollkommene Übereinstimmung aufweise, nicht fünf Minuten leben würde. Man fuhr fort, ein wahres Kreuzfeuer von oft genug sinnlosen und törichten Bemerkungen gegen ihn zu richten. Freilich sind die Suffragetten nachgerade lange genug hingehalten worden, um es erklärlich erscheinen zu lassen, daß ihre Geduld erschöpft ist. Das Kabinett wird wohl oder übel bald etwas geschehen lassen müssen. Mittlerweile machen die Gegner des Frauenstimmrechts in beiden Parteilagern eifrig Propaganda für die Veranstaltung eines Referendums über diese Frage. Sie werden damit aber kaum eine andere Wirkung erzielen, als daß der Idee des Referendums an und für sich neue Freunde gewonnen werden.

Otto Corbach

Gerechte Beamtenbesoldung

Als die Budgetkommission des Reichstags am 7. März in Anwesenheit der Staatssekretäre des Reichspostamts und des Reichsschatzamts über den Postetat verhandelte und von verschiedenen Seiten eine Verbesserung der Lage der Postunterbeamten in den großen Städten gefordert wurde, gaben die Regierungsvertreter zwar zu, daß die Löhne der Postboten vielfach unter den Löhnen der privaten Betriebe stehen, widersetzten sich aber allen Aufbesserungsvorschlägen mit der Begründung, daß der Andrang trotz der niederen Besoldung ein „ganz enormer" sei, „da die in Aussicht stehende sichere Anstellung mit Pensionsanspruch sehr hoch eingeschätzt werde." Diese Erklärung zeugt von einem so geringen sozialpolitischen Gerechtigkeitssinn, wie er bei Regierungsvertretern heutzutage eigentlich unmöglich oder sträflich sein sollte. Nur die allerschärfsten Scharfmacher vertreten sonst noch den Standpunkt, daß sich unter den gegebenen Verhältnissen die Lohnverhältnisse nach dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage regeln müßten, ohne Rücksicht darauf, ob der einzelne angestellte Arbeitsverkäufer unter dem Drucke einer Reservearmee verzweifelnd nach Stellung und Brot lungernder Anwärter einen zur Befriedigung seiner notwendigsten Bedürfnisse ausreichenden Anteil am Ertrage seiner Arbeit erlangen könnte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist gewiß richtig, daß mehr und mehr der Staat oder die Gemeinde als Schutzanstalten mißbraucht werden, worin der einzelne Arbeitsverkäufer vor kapitalistischer Ausbeutung Zuflucht sucht, daß das starke Angebot von Anwärtern für den Dienst des Staates oder der Kommune in Wahrheit mehr die Ursache, als die Wirkung der unaufhörlichen Ausdehnung der Bureaukratie ist. Denn wie ließe es sich sonst erklären, daß die öffentliche Meinung immer so überraschend schnell damit einverstanden ist, wenn Staat oder Gemeinde neue Aufgaben übernehmen und neue Ämter für neue Beamte schaffen? Wer aber ist am meisten schuld daran, daß immer weitere Kreise im Volke für ihren Nachwuchs eine sichere Versorgung durch fortwährende Vermehrung staatlicher oder gemeindlicher Futterkrippen wünschen, obschon man wohl weiß, daß das starke Anschwellen des Beamtenheeres bei der Kräftevergeudung, die meist in öffentlichen Betrieben noch üblich ist, die breiten Volksschichten durch die Zunahme der Steuern immer stärker belasten muß? Die Regierung, die durch ihre Wirtschaftspolitik im freien Erwerbsleben die Möglichkeiten für besitzlose Arbeitsverkäufer, ihr und der Ihrigen Dasein zu fristen, geschweige einträgliche, zu Wohlhabenheit führende Positionen zu erringen, immer mehr verringert. Die Regierenden halten es mit denen, die es dem kleinen Landwirt immer schwieriger machen, sich auf der eigenen Scholle zu behaupten, die dem landlosen Volksgenossen den Zugang zu der primären Erwerbsquelle, dem Grund und Boden, durch immer höhere Schranken versperren und die die Exportindustrie mit allen Mitteln zu verhindern suchen, den wachsenden Massen landloser Proletarier zu ermöglichen, sich durch Austausch ihrer Arbeitsprodukte gegen Bodenerzeugnisse fremder Länder erträgliche Lebemöglichkeiten zu verschaffen, nachdem die Herren der vaterländischen Erde ihnen nur unter Bedingungen Beschäftigung geben wollen, mit denen sich allenfalls noch osteuropäische Kulis zufrieden geben. Lebhafte innere Kolonisation, die die Interessen der Großgrundbesitzer, denen selbst Graf Posadowsky im Reichstage entschiedene Bauernfeindlichkeit vorgeworfen hat, nicht schonen darf, und regste Förderung der heimischen Industrie würden mit der Zeit alle Stagnation im freien Wirtschaftsleben aufheben und damit die Hauptursache für den starken Andrang zu den Beamtenlaufbahnen beseitigen. Für die Ware Arbeitskraft kann das freie Spiel von Angebot und Nachfrage einen gerechten Preis nur erwirken, wenn natürliche Verhältnisse vorherrschen, wenn jedem Arbeitswilligen in erreichbarer Nähe der Zugang zum Boden offen steht. Wo, wenn oder soweit solcher gesperrt ist, muß durch sozialpolitische Maßnahmen einer Ausbeutung besitzloser Arbeitsverkäufer entgegengewirkt werden.

Die Regierung möge also erst einmal dafür sorgen, daß im privaten Wirtschaftsleben gesunde Arbeitsverhältnisse geschaffen werden; dann wird sie bald die Wahrnehmung machen, daß sich keine Volksgenossen finden, die für das bißchen Versorgungssicherheit, das sie Unterbeamten bietet — sofern solche sich auch als Staatsbürger hübsch brav verhalten — bereit wären, sich ihr für eine so kärgliche Besoldung zu verdingen, wie die unserer Postschaffner oder Briefträger. Witkop

Von Schuld und Strafe

„Wehe dir!" so sagen sie, „wenn du wachen Herzens gelangt bist zu jener Stufe der Erkenntnis, die keine Schuld mehr kennt bei anderen."

„Wehe ihm!" so sagen sie, „vor dessen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiefem Blick alle Sünde sich auflöst in Leiden!"

Wußte er nicht, daß der Mensch die Schuld des Menschen erdichtet, um sich selber zu retten vor tödlichem Mitleid? Wußte er das nicht? Oder wollte er es nicht wissen?

Wußte er nicht, daß strafen heißt eine Mauer aufrichten zwischen dem Unglücke des Bruders und der eigenen Seele?

Wußte er nicht, daß der Mensch sich selber verteidigt, wenn er andere schuldig spricht und sie der Strafe überliefert? Wußte er das nicht oder wollte er es nicht wissen?

Kann man ihn dann aber weise nennen, ihn, der sich selber weiht dem Verderben?

Er allein reißt die Mauer ein, und all seiner Brüder Leiden stürzt sich über ihn hin.

Ist aber nicht weiser vielleicht, wer so zugrunde geht, als wer sich am Leben erhält durch die Lüge?

Und gehört es nicht auch zur Weisheit, daß man sein Leben einsetzt für sie?

Leben ist immer Selbstvernichtung! Leben ist langsames Zugrundegehen. Die Allermeisten töten sich durch die Arbeit um ihres Lebens Erhaltung. Die wenigen Klugen, die kalten Herzens sind, werden alt.

Die sehr wenigen Klugen, deren Seele wach ist und wärmt, die sterben langsam am Stumpfsinn ihrer Brüder.

Die aber, die einfach mitleidig sind, die Klugen und die Dummen, die sterben rasch dahin an dem Leiden all ihrer Brüder.

Manas

Der junge Goethe

Die neue, stark vermehrte und ganz neu durchgearbeitete Ausgabe des „Jungen Goethe" von Max Morris ist nun mit dem Erscheinen des sechsten Bandes vollständig geworden (Inselverlag, Leipzig).

Da sei denn nochmals auf dies wundervolle Sammelwerk hingewiesen, das neben den großen Brief- und Gesprächsammlungen zu den klassischen Goethewerken gehört. Der letzte Band schließt mit einem Personen- und Ortsregister, das sich mir bei reichlichen Stichproben völlig bewährte, ab. Und nun ist der „Junge Goethe" wieder neu und vollständig, soweit hier von Vollständigkeit gesprochen werden kann, und er sei nicht nur den Goetheleſern und historisch-literarisch Interessierten empfohlen, sondern auch den jungen Leuten, Studenten vor allem, die darin den Ausdruck der denkbar reichsten, vielseitigsten, blühendsten Jugend finden werden, einen Reichtum, wie ihn kein andres ähnliches Werk umschließt.

Hermann Hesse

Don Quixote

Einen schön gedruckten deutschen Don Quixote in neuer, leicht gekürzter Bearbeitung kann man jetzt, samt einer großen Zahl der klassischen Illustrationen von Doré, gebunden für drei Mark haben. Wir haben keinen Grund, uns über die Riesenproduktion an Büchern zu beklagen, wenn die Konkurrenz und Unternehmungslust zu solchen Ergebnissen führt. Das Buch ist von Martin Mörike in München verlegt. Die schöne, schonende Bearbeitung hat Will Vesper besorgt, eine bedeutende Leistung, die mir ohne Einschränkung zu loben scheint. Dazu kommen die Zeichnungen von Doré. Ich denke sehr skeptisch über illustrierte Klassiker, aber hier würde ich den genialen Illustrator nicht gerne vermissen; sein Don Quixote und sein Sancho sind klassische Typen geworden. So haben wir hier, für drei Mark, den schönsten populären Don Quixote. H. Hesse

Verantwortlicher Redakteur Otto Walters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Märzbrief an den „März"

Von Hans Heinrich Ehrler (Friedrichshafen a. B.)

Es ist Sonntagmorgen. Die Glocken läuten vom Städtchen herüber. Das Papier wärmelt mir unter der Feder; die Sonne bescheint mich und meine Schrift gelind und unaufdringlich. Es ist reizvoll, in dem Licht auf der weißen Fläche die schwarzen Zeichen hinlaufen zu sehen, bis es Zeilen sind. Ich versuche spielend, schön zu schreiben und ein leichtes Gitterwerk zu erzielen. Ein luftiges Zaungehege, darin ich die Vögel meiner eigenen Phantasie auffliegen sehe.

Warum ich so froh und hell bin? Ich komme vom Frühling!

Nicht heut zum erstenmal. Schon wochenlang. Denn bereits am Dienstag, den 23. Januar, am Tag Mariä Vermählung, hab' ich in meinen Kalender geschrieben: „Der erste Frühlingstag".

Es war keine Täuschung; wenn auch nachher der davon betroffene Winter sich verspätet besann und noch eine eisige, verschneite Woche auf das Ereignis legte. Der merkwürdig schöne, lockere Schnee war diesmal wirklich nur ein Flaumkissen über dem Wunder. O, meine Sinne lassen sich nicht mehr täuschen, nachdem ich sie seit Monaten schon vor Sonnenaufgang und nüchtern gegen zwei Stunden lang ausführe, sich mit dem kommenden Tag vertraut zu machen. Sie sind an der gesegneten Gewohnheit der Dinge draußen kundig geworden; Barometer und Hygrograph sind künstliche Notbehelfe gegen ihre schon zum Instinkt gewordene Witterungsgabe.

Ich möchte wohl etwas von den Überraschungen und Ekstasen, die ich da erlebte, in diesen Sätzen auffangen — wenn Wehendes und Wogendes zu greifen wäre.

Wie nachts der Föhn vom Rheintal her aus einem hochaufgespannten, gelb phosphoreszierenden Ofengewölbe über den dunklen See spülte und in wenigen Stunden den Schnee von den Feldern wegschluckte. Wie sich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann hinter ihm die blauen Tage hereinschmeichelten. Der hohe, alljährliche Festtag, an dem man zum erstenmal den Mantel daheim läßt und in den mild erwärmten Wind hineinläuft wie in ein Bad. (Im Kalender war's Freitag, der 2. Februar, Tag Mariä Lichtmeß.) Die Augen staunen, als hätte sie wer in eine verzauberte, frisch aufgeschlagene Welt geführt. Die Erde liegt noch fahl und stumpf mit den leeren Äckern, den grauen Wiesen und den entfärbten Wäldern. Die Bäume strecken noch ihre nackten Äste in den Raum, die Hecken sitzen als arme Reisighaufen am Weg und an einer Staude klirrt noch leis übriggebliebenes braunes Laub. Aber droben der Himmel ist ein anderer — um ein Vierteljahr zu früh dran? Wie ist das seltsam, diesen blauen, frohen Himmel über dem ungeweckten Land zu sehen. Es ist, als hätte sich auch in mir eine neue, leichte Seele über die alte, schwere Last meines noch von gestern träg liegenden Wesens geschoben. Und der Horizont dunstet in dunklem Goldrauch. Die fern kommenden Dampfer fahren märchenhaft emporgehoben in einem Luftband hin und ungewohnt groß wie Kriegsschiffe. Den Kaminen entquellen weiße Rauchballen. Über die Stadt und den Hafen ist ein heller Nebel zerstreut. Die aufsteigende Sonne beleuchtet sie von meinem Rücken her und lockt emaillierte Farben und blinkende Funken aus ihrem Häuserzug.

Dann das, wie die Vögel kommen! Wie da von einer Birke oder Eiche am Strand unversehens, leis und zaghaft ein Gezwitscher sich anreibt. Es ist ein süßer, feiner Schrecken, wenn man's hört, und ist schon wieder verschwunden. Inzwischen, von Morgen zu Morgen sind's mehr geworden; überall perlt es von lustvollen Lauten, und graue, gelbe, rote Vogelbäuchlein schwingen sich in dem kahlen Gezweig. Seltsam lebendig und voreilig wie jener blaue Himmel über der toten Erde. Eine verwegene Sippe der Obdachlosen.

Und die Blumen! In den Städten habt Ihr auch im Winter Blumen; Schaufenster voll könnt Ihr sie kaufen. Dennoch, und vielleicht darum, was sind Euch Blumen? Uns sind sie ausgegangen und verblüht, die letzten Rosen, die letzten Nelken und die letzten Astern. Aber wir haben jetzt dafür auch die Erstlinge wieder. Auf dem Feldgang sehe ich plötzlich an dem noch mißfarbenen Wiesenrain hier und dort hingeworfen einen glanzlos gelben Schein. Es sind Schlüsselblumen. Weiterwandelnd entdecke ich, wie schon

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überall die kleinen rotgeränderten Sterne der Gänsblumen aufgegangen sind. Schließlich, in einem ganz warmen Winkel habe ich heute wirklich das Versteck des Frühlings gefunden. Im Kalender ist auch schon auf den 10. März 1912, den Sonntag Okuli, eingeschrieben: „Das erste Veilchen“.

Ja, ich komme vom Frühling! Und das war wirklich mehr als eine Reihe von schwärmerischen Kundschafterzügen. Ich habe ihn nicht gesehn, ich habe ihn erlebt, ich bin seiner Gegenwart teilhaftig geworden, als hätte deren unverschleuderte Kraft auf mich gewirkt gleich dem Radium oder gleich einer magischen Quelle urtümlicher Sympathie.

Ich bin selber Frühling und habe mich erneuert. Man sagt, es daure sieben Jahre, bis sich der Körper stoffwechselnd umsetze. Mir geschah der wollustvolle Prozeß in sechs Wochen.

Und doch ist es wieder mein „lieber, alter Adam“, der daraus hervorgekommen ist, ein erhellter, entsühnter, entlasteter Menschenerstling, der auf dieser Erde nicht bedrückt in einem Jammertal steht, sondern frohlockend in der offenen Pforte des Paradieses. Ich bin es noch, ich bin es erst jetzt, was ich mir zu sein erwünschte. Meine Sinne haben noch ihre Witterung, meine Gelenke noch ihre Sehnen, meine Lungen füllen sich noch bis in ihre letzte Zelle mit Märzluft, meine Augen trinken noch Glanz, meine Füße marschieren ins Ungefähr und mein Herz ist allen törichten Abenteuern offen.

Einen Wunsch aber habe ich; und es heißt, die Wünsche der Glücklichen tragen ihre besondere Macht in sich. Der Wunsch sei an alle Gefrorenen, Gerosteten, Gehemmten, Gebundenen, an alle Mühseligen und Beladenen verschwendet und über die Mauern der Städte, in ihre Stuben und in ihr Blut zerstreut: Es soll ihnen das Gleiche geschehn!

Das wäre eine Weltkur, eine Rassengenesung, und wäre der Ostersonntag im Kalender der Menschheit.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kultusstätten des Orients / Von Paul Rohrbach

Der Orient ist das Stück Welt, in dem die Überlieferung, bewußte wie unbewußte, die meiste Macht über die Menschen hat. Das sollte, wer über orientalische Fragen urteilen will, im Auge behalten. Man kann die Autorität des Überkommenen das formale Prinzip morgenländischen Wesens nennen. Das Materialprinzip ist die Einheit von Religion und Kultur. Was ist dabei Großes? könnte mancher fragen. Viel, wo Religion der bestimmende Kulturfaktor ist. Das ist sie im Orient. In einer Stadt Kleinasiens hatte ich vor nicht langer Zeit eine Unterhaltung mit einem hohen türkischen Verwaltungsbeamten. Die Rede kam auf gewisse Maßnahmen seines Vorgängers, durch die jener eine schwere Verantwortung auf sich geladen hatte. „Was wollen Sie," sagte der Pascha zu mir, „der Mann geht ja noch in die Moschee!" Der, der so sprach, war dem Namen nach selber Mohammedaner, aber er gehörte dem vorgeschrittenen Flügel der sogenannten jungtürkischen Richtung an. Wäre der andere, von dem die Rede ging, nicht Moslem gewesen, sondern Christ oder Jude, so hätte es geheißen: der geht ja noch in die Kirche oder in die Synagoge. Soweit sind manche der gegenwärtig führenden Männer in der Türkei aus der Einheit des allgemeinen geistigen mit dem kulturellen Bewußtsein herausgewachsen. Die große Masse ist es aber nicht, und hieraus werden sich scharfe Spannungen und Krisen für den kulturellen und politischen Fortschritt der neuen Türkei wie des gesamten Orients ergeben.

Religion ist die Synthese von Überlieferung und Entwicklung im innern Abhängigkeitsgefühl des Menschen. Solange nur Abhängigkeit von äußern Gewalten empfunden wird, entstehen niedrige Religionsformen, Naturreligionen; erst wenn das sittliche Prinzip hinzutritt, entsteht die geistige Religion. Im Orient ist die Naturreligion noch heute mächtig. Ihre Schöß-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

linge hat sie auch bis in das abendländische Christentum hineingetrieben, denn die Vorstellung, daß „Heiligkeit" dinglich irgendeinem Gegenstande einwohnen könne, Steinen, Holz, menschlichen Überresten und dergleichen, entstammt den primitiven und niederen Anfängen der menschlichen Religiosität. Im Orient aber sind diese alten Reste so groß und reichen so tief in das allgemeine Bewußtsein hinab, daß man von ihnen vielleicht nicht als von Resten, sondern immer noch als von der Basis der Religion, mindestens der Volksreligion, sprechen sollte.

Ich stand an der Jordanquelle von Tell el-Kadi in Galiläa, dem alten Dan. Der mächtige Sprudel kristallenen Wassers, der hier einer Bruchspalte am Fuß des Hermon entströmt, hat von den ältesten Zeiten an den Glauben hervorgerufen, ein großer Baal wohne an diesem Ort. Dan, der Stamm Israels, eroberte den Platz und stellte ein stiergestaltiges Gottesbild bei dem Jahwehaltar auf, den er an der Quelle errichtete. Dies Bild oder sein Nachfolger war eins von den „goldenen Kälbern" des Königs Jerobeam. Ein Tempelgebäude barg das Bild und neben dem Tempel stand die heilige Eiche, die gleich dem Stier das Abbild und die Kraft der lebendigen Natur in sich schloß. Jerobeams Stier ist schon vor Jahrtausenden in die Schmelztigel von Assur gewandert, und von dem Tempel zu Dan steht lange kein Stein mehr, aber wo damals die Opferstätte aus unbehauenen Steinen nach dem Gebot Moses sich türmte, da fand ich heute ein weißgetünchtes islamisches Heiligengrab. Neben ihm rauschte ein mächtiger Eichbaum, vielleicht der größte und schönste, den der Boden Palästinas trägt, und während ich dastand und auf das brodelnde Wasser im Quellbecken hinabsah, zog mein Mukari, kein Mohammedaner, sondern ein syrischer Katholik von Damaskus, einen Faden aus seiner Jacke und knüpfte ihn an einen Ast der Eiche. Am Baum hingen schon viele Fetzen und Fäden; jeder Vorüberziehende tut so. Moslems, Juden und Christen im Lande glauben fest an die Heiligkeit des Ortes. Wenn sie dort hinkommen, lassen sie ein Pfand der Gemeinschaft zwischen sich und der göttlichen Kraft, die dort wohnt, an einen Zweig geknüpft zurück. Erst war ein kanaanitischer Baal der Herr der Stätte; dann war es Jahweh; wer es danach gewesen sein mag, wissen wir nicht, vielleicht der heilige Georg oder eine andere Umformung des Numens aus der christlichen Zeit Palästinas; heute ist es der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heilige Schech von Tell el-Kadi, dessen Grab die Eiche beschattet. So fest haftet die Überlieferung an den heiligen Stätten des Orients, und wer den in der Tiefe schlummernden Geist jener Länder kennt, der weiß auch, wieviel von ihr innerlich durch alle Wandlungen der Religionsbekenntnisse sich erhalten hat, die dort seit drei und mehr Jahrtausenden aufeinander folgten. Es klingt wie ein Symbol jenes unendlichen religionsgeschichtlichen Zusammenhanges, der aus der graueſten Vorzeit des Morgenlandes bis in unsere Tage hineinreicht, wenn für einen der Gottheit geweihten Bau der Name aus der vorsemitischen Urzeit Babyloniens, vom Haus der Götter E-temen-anki über das griechische τέμενος und das lateinische templum bis auf unser deutsches Wort Tempel dieselbe erhalten gebliebene Lautverbindung in sechstausendjähriger Folge darstellt.

Eine Orientstudienreise, bei der neben modernen politischen und verkehrswirtschaftlichen Problemen auch das Moment der Religionsgeschichte im Vordergrunde stand, führte mich im Frühling vorigen Jahres von den Tempeln des hunderttorigen Theben und den Sonnenheiligtümern der Pyramidenkönige am Nil nach Baalbek, und weiter nach der Abrahamshöhle im mesopotamischen Urfa, zum Brunnen Rebekkas bei Harran, zur Kultusstätte des Milkom der Ammoniter, dessen goldene Krone sich David aufs Haupt setzte, und zum Haram von Jerusalem. Am Karfreitag der Griechen ritt ich von Jericho her in die Stadt ein, die für drei Religionen Heiligtum und Wallfahrtsort ist. In Bethanien lagerte eine Menge moslemischer Pilger, die von der Wallfahrt zum Mosesgrabe, Nebi Musa, bei Jericho kamen. In der Stadt waren die Leute aufgeregt, die meisten Läden im Basar wurden geschlossen und die merkwürdigsten Gerüchte schwirrten durch die Stadt. Fremde, hieß es, seien in Kubbet es Sachra, den Dom über dem heiligen Fels mitten auf dem Tempelplatze, eingedrungen und hätten unermeßliche Schätze geraubt: den Stab Moses, das Schwert Salomos, die Lade mit den Tafeln, auf denen die zehn Gebote von Gott selbst geschrieben standen, die Krone Davids und wer weiß, was sonst noch. Erst fiel es schwer, an solche Behauptungen zu glauben, aber das Ereignis war Wirklichkeit: Ungläubige waren in dem Heiligtum gewesen und hatten die Höhle unter dem heiligen Felsen betreten. Der Scheich ül-Islam in Konstantinopel ließ in seiner Zeitschrift Bejan ül-hak amtlich veröffentlichen,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Engländer hätten die Wächter des Felsendomes bestochen, seien in der Nacht vom 17. zum 18. April in die Kubbet es Sachra eingelassen worden und gleich in die Höhle gedrungen, wo sich die Gebetstätten Abrahams, Davids, Salomos und Elias befänden. Dort hätten sie die runde Steinplatte in der Mitte des Bodens geöffnet und sich in den Brunnen hinabgelassen, durch den zweimal in der Woche die Seelen aus dem Totenreich aufsteigen, um sich in der Höhle zum Gebet zu versammeln. Aus dem Brunnen hätten sie die vorhin genannten Reliquien gestohlen und seien noch in derselben Nacht mit dreißig kleinen Kisten und vielen Reisetaschen zu Fuß von Jerusalem nach Jaffa gewandert, um ihre Beute an Bord eines englischen Schiffes zu bringen. Darauf interpellierten im Parlament zu Konstantinopel die Abgeordneten von Jerusalem wegen des Vorfalls. Der Minister des Inneren und der Berichterstatter der für die Untersuchung der Sache eingesetzten Kommission antworteten: Am 26. November 1908, also noch unter Abd ul Hamid, sei zwischen der türkischen Regierung und einer englischen Schatzgräbergesellschaft ein Kontrakt vereinbart worden, um einen Schatz im Werte von 100 Millionen türkischen Pfund (1850 Millionen Mark) zu heben, von dem die Regierung die Hälfte hätte erhalten sollen. Der jetzige Großwesir bestätigte, es habe sich nicht um Antiquitäten gehandelt, sondern um einen wirklichen Schatz. Erst sollte er in Rhodos liegen, dann in Jerusalem. Weiter, heißt es, der Finanzminister Dschavid Bey, ein Dönme, Mohammedaner jüdischer Abstammung, aus Saloniki, habe den Engländern geraten, sie sollten unter dem Tempelplatz nach dem gesuchten Schatze graben. Auf die Frage der Interpellanten, was die Engländer im Seelenbrunnen gefunden hätten, antwortete der Großwesir: einen Sack voll alter Scherben. Der Scheich ül-Islam aber sagt: Den Stab Moses, die Bundeslade und das Schwert Salomos.

Der immer noch heilige Felsen, um den es sich bei dieser seltsamen Geschichte handelt, ist nichts anderes, als die Spitze des Tempelberges von Jerusalem. Auf ihr stand von David bis auf die Zerstörung der Stadt durch Nebukadnezar und von der Rückkehr der Juden aus Babylon bis auf den Tempelbrand unter Titus der große Brandopferaltar Jahwehs. An ihm hängt die Heiligkeit des Ortes bis auf den heutigen Tag. Mohammed, der soviel Jüdisches übernahm, daß man den Islam mit Recht die zweite

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tochterreligion des Judentums genannt hat, erklärte die Kaaba von Mekka für den heiligsten Ort der Welt, den Felsen im Haram von Jerusalem aber für den zweitheiligsten. Am Jüngsten Tage, sagte er, würde der schwarze Stein von Mekka her gewandert kommen und sich neben den Wunderfelsen von Jerusalem setzen. Der Fels ruhe gar nicht auf der Erde, sondern er schwebe, von unsichtbaren Engeln gehalten, über dem Seelenbrunnen, denn als Mohammed auf seiner nächtlichen Luftreise von Mekka nach Jerusalem zur Heimkehr aufstieg, wollte der Fels ihn begleiten und hob sich empor. Der Prophet aber gebot ihm, an Ort und Stelle zu bleiben.

Der Orient, sagten wir, sei das Stück Welt, in dem die Überlieferung die meiste Macht über die Menschen hat. Von diesem Felsen von Jerusalem aber ist ein Stück Tradition auch in das Abendland und in die übrige Welt gekommen, das bestimmend geworden ist für das religiöse Empfinden weitaus des größten Teiles der Christenheit. Am Altar und am Tempel verdichtete sich der jüdische Begriff des Heiligen aufs höchste; von hier aus ist er in der Nachwelt lebendig geblieben. Heilig war, was die Nähe Gottes und was der kultische Ritus weihte. Der Tempel war das Haus Gottes; die Heiligkeit Gottes erfüllte ihn. Diese Art von Heiligkeit war aber nicht ethisch, sondern kultisch gedacht. „Zieh deine Schuhe aus, denn wo du stehst ist heiliger Boden," spricht Jahweh zu Moses. Wer den Haram von Jerusalem oder irgendeine andere mohammedanische Moschee betritt, muß heute noch seine Schuhe ausziehen oder seinen Fuß in andere, heilige Schuhe stecken. Daß Orte und Dinge, Zeugfetzen, Knochen, Pergament und dergleichen, heilig sein können, das ist von Jerusalem aus auf uns gekommen, und daß menschliche Gebärden und Worte heilige Wirkungen von der Gottheit herbeizaubern könnten, ist ein Erbe der Opfer auf diesem Felsen.

Man hat sich viel Mühe darum gegeben, den Tempel Salomos, Serubabels und Herodes', dessen Bauten den heiligen Felsen umgaben, nach seinem Grundriß und seinem Aufbau zu rekonstruieren. Als aber die deutschen Architekten im Auftrage Kaiser Wilhelms II. die Ruinen des Jupitertempels in Baalbek vermaßen und ausgruben, da sah man, daß dieses Riesenbauwerk aus der architektonischen Höheperiode der römischen Kaiserzeit, dem antiken Barock, bis in die Einzelheiten seiner flächenhaften An-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lagen ein Seitenstück zu dem Tempel von Jerusalem gewesen ist und daß diese innerlich voneinander um eine Welt verschiedenen Kultusstätten ihre Herkunft aus einer gemeinsamen Wurzel doch nicht verleugnen konnten. Hier wie dort erhob sich der eigentliche Mittelpunkt des Gottesdienstes, der große Brandopferaltar, vor den Stufen des Tempelhauses, in dem die Gottheit wohnend gedacht war. Der Altar aber war das Ursprüngliche, Heilige, das Gotteshaus erst ein Erzeugnis verfeinerter Kultur. Um den Altar dehnt sich der Priesterhof, davor zur Vorbereitung auf die Weihen des heiligen Orts noch ein Vorhof, und vor diesem eine Halle oder ein Hof, durch den der Eintritt in die ganze Anlage erfolgte. Im Altarhof, wo Salomo das eherne Meer für die Waschungen aufstellen ließ, die zum Kultus gehörten, haben die Ausgrabungen auch in Baalbek die alten in Marmor gefaßten Bassins aufgedeckt, in denen die Priester und die Gläubigen des Jupiter Heliopolitanus sich reinigten, bevor sie den großen Gottheiten von Baalbek mit Brandopfern und Räucherwerk nahten.

Wer aus der Omarmoschee, die den heiligen Felsen überwölbt, nach Osten hinaustritt, der hat gerade vor sich das goldene Tor, einen seit vielen Jahrhunderten vermauerten Zugang zum Tempelplatz von der Kidronseite her. In der Umfassungsmauer, die den Haram vom Kidrontal scheidet, sieht man nach innen das runde Ende einer eingemauerten Säule hervorragen. Das andere Ende ist von der Talseite her sichtbar. Wer über der Säule auf der Mauer steht, hat gerade vor sich den Abhang des Ölberges. Dazwischen liegt das Tal Josaphat, an dessen Wänden die Mohammedaner ihre Toten auf der Seite des Haram, die Juden auf der des Ölberges begraben. Am Tage des Jüngsten Gerichts, sagen die Moslems, werden die Berge auseinandertreten, um die Menge der Menschen aufzunehmen, die aus ihren Gräbern aufstehen und herbeiströmen, um Seligkeit oder Verdammnis zu empfangen. Auf dem goldenen Tor wird Mohammed sitzen, auf dem Ölberg Christus; ein langes Seil wird mit seinem einen Ende um den Säulenstumpf geschlungen und mit seinem anderen auf der Spitze des Ölbergs befestigt werden. Dann werden die Menschen, die dem Gericht unterliegen, über das Seil gehen müssen und den Guten wird es gelingen, die Bösen aber werden in den brennenden Höllenpfuhl stürzen, der seinen Rachen in der Mitte darunter auftut. Dies Seil ist nichts anderes,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als die Brücke Tschinvat aus dem Aveſta, wo die Seelen am Tage, da Ahura Mazda Gericht hält, dieſelbe Probe ablegen müſſen, und für uns bietet dieſe Vorſtellung einen beſonders eindrucksvollen Beweis für die Verbindung, die ſich auf dieſem Boden, in Judäa und Jeruſalem, zwiſchen dem religiöſen Gut der Arier und dem der Semiten vollzogen hat. Als ich den Ölberg und das goldene Tor vor mir ſah, da dachte ich an die Stunden, die ich weit von dort in den Ruinen der alten iraniſchen Königsſtadt Perſepolis verlebt hatte. Von der mächtigen Audienzhalle des Xerxes ſtehen noch dreizehn hohe Säulen und der Portalbau mit den geflügelten Stierkoloſſen, die bärtige Menſchenhäupter tragen, den Cheruben. In dieſe Halle ließ Alexander, vom Siegesmahle trunken, die Brandfackel ſchleudern, um den Brand von Athen und die Zerſtörung ſeiner Tempel zu rächen. Die Perſer aber hatten die Tempel nicht zerſtört, um an den Göttern Athens zu freveln, ſondern um die Bilder der Himmelsmächte aus den ſteinernen Gefängniſſen zu befreien, in die ſie die Athener eingeſchloſſen hatten.

Von Perſepolis iſt es auf der alten perſiſchen Königsſtraße ein kurzer Weg bis zu den Gräbern der Achämeniden. Am rechten Ufer des Polvar ſteigt eine hohe Felswand auf und vier Grabkammern ſind tief in ſie hineingehauen, mit Säulenfaſſaden, wie die Paläſte der lebenden Könige ſie beſaßen. Über dem Gebälk dieſer Front ſtehen Figuren, die eine Plattform tragen, darauf der König im Ornat, die Rechte betend zu Ahura-Mazda erhoben, der über einem Altar ſchwebt. Hier oben erſcheint der gute Gott in alter klaſſiſcher Darſtellung, als Zepterträger auf der geflügelten Sonnenſcheibe. Hart unter den Gräbern des Darius und Xerxes haben aber faſt ein Jahrtauſend ſpäter die Saſſaniden, die Könige des neuperſiſchen Reichs, eine Anzahl Reliefs in die Felswand hineinarbeiten laſſen. Von dieſen zeigt das berühmteſte und am beſten erhaltene den Gott Ormuzd, ſo wie ihn der Volksglaube ſich darſtellte, wie auch die alten Deutſchen ihren Wotan ſich dachten: mit der Götterkrone auf dem Haupt, in iraniſcher Königstracht ſitzt er zu Roß; die Linke führt das Zepter und mit der Rechten reicht er dem erſten Saſſaniden das Diadem des Reichs.

Neben den Königsgräbern ſteht ein aus dem Fels gehauener Pfeiler und an ſeinem Fuße iſt der Stein an mehreren Stellen wie zu einer Lagerſtatt geebnet. Man glaubt, daß dies der Ort iſt, an dem die Leichen der Könige

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nach dem Ritus der mazdajasnischen Religion den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren des Feldes hingelegt wurden, bis ihre Gebeine vom Verweslichen entblößt waren und in der tief in den Berg gehauenen Grabkammer bestattet werden konnten. Ganz in der Nähe ragen zwei alte Feueraltäre auf. Auch sie sind aus dem gewachsenen Felsen herausgearbeitet. Auf ihnen lohte über tausend Jahre die Flamme Ahura-Mazdas. Tiefe Wirkungen sind auch von hier in die Entwicklung der Menschheitsreligion hinübergeflossen. Aus dem Glauben der Perser stammt die religiöse Personifikation des Gegensatzes von gut und böse. Gegen Ahura-Mazda, das Licht, die Wahrheit und den Schützer von Kultur und Sitte stand Angro-Mainyus, Ahriman, der Herr des Dunkels und der Lüge, der Verführer der Menschen. Natur und Geschichte sind der Schauplatz ihres Kampfes. Im letzten Weltenringen wird Ahriman von Ormuzd überwunden, und das Gericht hebt an, über Lebende und Tote. Über den Höllenabgrund spannt sich die Brücke Tschinvat; Ormuzds Engel geleiten die Gerechten hinüber, die Ahrimans-Genossen aber stürzen in die ewige Qual.

Von den Mazdajasniern ist Ahriman, der Satan, ins Judentum, in die christliche Religion und in den Islam gekommen. Die biblische Erzählung vom Sündenfall ist eine typisch persische Ahrimansgeschichte. Ahriman ist der Verführer schlechthin. Im Avesta erscheint er als Eidechse, im ersten Buch Mose als Schlange. Vielleicht hat auch erst das spätere Judentum, als die Gefangenen Zions durch den Perserkönig Cyrus entlassen waren und als persische Untertanen weiterlebten, die Schlange auf den Teufel gedeutet, als der sie seitdem verstanden wird. Der Satan selbst kommt in der Bibel nicht eher vor, als bis die Berührung zwischen Juden und Persern nachweisbar ist. Ohne den Einfluß der persischen Religion auf das Judentum wären Teufel, Sündenfall und Erbsünde auch nicht in die christliche Lehre gekommen; die Idee des Weltgerichts, zu der Ägypten nur unbestimmte und fragliche Ansätze hätte liefern können, wäre im alten Christentum nicht entfernt so in das Zentrum der Vorstellungswelt getreten, wenn nicht die starken Einflüsse von Persien her im Judentum lebendig gewesen wären. Vor den Feueraltären von Persepolis erhebt sich die Frage: War es zum Guten oder war es zum Übel, was von hier zu uns gekommen ist? Hat die Gefangenschaft des menschlichen Geistes unter die Teufels- und Dämonen-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mythen ihn mehr gefesselt, oder hat ihn die kraftvolle Umsetzung des Naturglaubens in den ethischen Dualismus mehr aus den Fesseln des sinnlichen Dunkels befreit?

All das fragt sich anders, wenn du an den Stätten stehst, die diese Fragen erzeugt haben, als wenn du am Schreibtisch darüber nachdenkst. Die Fragen sind größer und die Zweifel beklemmender. Auch für die Felsen und für die Tempel gilt das Wort des großen Persers Firdusi: Geh durch die Welt und sprich mit ihnen!

Frauenstimmrecht / Von Otto Corbach

Nietzsche empfahl, über das Weib immer nur orientalisch zu denken, es „als Besitz, als verschließbares Eigentum, als etwas zur Dienstbarkeit Vorbestimmtes und in ihr sich Vollendendes" zu fassen, sich hierin „auf die ungeheure Vernunft Asiens, auf Asiens Instinktüberlegenheit" zu stellen. Was würde er wohl gesagt haben, wenn er es erlebt hätte, wie die Chinesen, dieses beste, größte und stärkste Volk Asiens, sich durch eine kurze, heftige aber wenig blutige Revolution leichtfertig von überkommenen politischen Grundsätzen lossagten, um sich eine ganz moderne republikanische Verfassung zu geben, und wie die Jungchinesen auf das Programm ihrer neuen „Republik der Mitte" auch das Frauenstimmrecht setzten. Es ist wahr, sie wollen es nicht, wie das Männerstimmrecht, gleich verwirklichen, sondern erst, nachdem für eine bessere Erziehung des weiblichen Geschlechts gesorgt ist; aber sie haben es doch ohne Skrupel und Zweifel gleich von vornherein ins Auge gefaßt. Inzwischen breitet sich das Frauenstimmrecht in der europäisch-amerikanischen Kulturwelt überall rasch aus, wo es nur Gelegenheit erhält, Wurzel zu fassen. Eine Million Frauen werden bei der kommenden Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika berechtigt sein, ihre Stimme mit in die Urne zu werfen; sie gehören sechs Staaten an, die das allgemeine

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politische Frauenstimmrecht eingeführt haben: Washington, Idaho, Utah, Wyoming, Kolorado, Kalifornien. Sie bilden den dritten Teil aller Frauen, die das allgemeine politische Stimmrecht besitzen. Die andern zwei Drittel verteilen sich auf Australien, Neuseeland, Norwegen und Finnland. In Schweden hat kürzlich bei Eröffnung des Reichstags die Thronrede eine Vorlage angekündigt, die unter gleichen Bedingungen wie für die Männer auch für die Frauen Wahlrecht und Wählbarkeit einführen will. In Großbritannien, wo, wie übrigens in allen amerikanischen Staaten, in Australien, Neuseeland, Finnland, Norwegen und Schweden, die Frauen das Munizipalwahlrecht besitzen, wird sich das Unterhaus in Kürze mit Zusatzanträgen zu einem Gesetzentwurf über eine Wahlreform zu befassen haben, und so groß ist offenbar in den Kreisen der Parlamentarier die Furcht vor der Rache der Suffragetten und Suffragisten, daß die Gegner des Frauenstimmrechts eine lebhafte Agitation für eine Erledigung dieser Frage durch ein Referendum betreiben, weil sie annehmen, daß sich sicher bei den Wählern, vielleicht aber nicht bei den Volksvertretern eine Mehrheit gegen die Neuerung ergeben würde. In Deutschland hat die oldenburgische Volksvertretung am 8. Februar gegen den Widerspruch der Regierung, des Zentrums und der rechtsstehenden Abgeordneten einen Antrag der fortschrittlichen Volkspartei angenommen, der die Verleihung des aktiven Gemeindewahlrechts an die verheirateten oder selbständigen steuerpflichtigen Frauen bei dreijähriger Ortsansässigkeit und einem Alter von mindestens vierundzwanzig Jahren fordert. Oldenburg mag infolgedessen der erste deutsche Bundesstaat werden, in dem ein weiter Kreis von Frauen das ihnen verliehene kommunale Wahlrecht direkt und persönlich ausüben kann. Wo sonst die Frau in den rechtsrheinischen preußischen Provinzen und in den übrigen deutschen Staaten ein meist nur auf die Grundbesitzerinnen in Landgemeinden beschränktes Wahlrecht hat, darf sie dies nur durch einen männlichen Stellvertreter ausüben. Ist das nicht möglich, so kann sie ihr Wahlrecht nicht gebrauchen. Der bestellte Vertreter schuldet ihr auch keine Rechenschaft; er braucht nicht in ihrem Sinne zu wählen. Ein direktes Gemeindewahlrecht haben die Frauen bisher in Deutschland nur in dem Städtchen Travemünde und in den Lübeckischen Landgemeinden, wo die Frauen selbst zur Wahlurne gehen. Im Königreich Sachsen haben die ledigen Grundbesitzerinnen das Recht

Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

der persönlichen Stimmabgabe. Das Frauenstimmrecht marschiert also jedenfalls auch schon bei uns.

Wie urteilt man dort, wo das Frauenstimmrecht eingeführt ist, über seine Wirkungen oder Folgen? Günstig ist das, was der frühere Justizminister Norwegens, J. Castberg, in „The Nineteenth Century and after" sagt. Im Jahre 1909 nahmen in Norwegen die Frauen zum erstenmal an den politischen Wahlen teil. In den beiden größten Städten, Christiania und Bergen, betrug die Zahl der von Männern abgegebenen Stimmzettel 39000, die der von Frauen abgegebenen 33000; 70 Hundertstel der wahlberechtigten Männer und 72 Hundertstel der wahlberechtigten Frauen machten von ihrem Wahlrecht Gebrauch. Die wählenden Frauen ließen sich ohne Rücksicht auf ihre Sonderstellung als Geschlecht in derselben Weise von parteipolitischen Erwägungen bestimmen wie die Männer. Als in einem der Wahlkreise Christianias eine der eifrigsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, Fräulein Gina Krog, als Kandidat der liberalen Partei aufgestellt worden war, fiel die überwältigende Mehrzahl der Frauenstimmen doch auf den konservativen Gegner, einen Mann. Sie unterlag, wie die beiden anderen Kandidatinnen, die anderwärts aufgestellt worden waren. Ledige Frauen pflegen in der Politik ihren Kopf für sich zu haben, verheiratete hingegen stimmen in der Regel wie ihre Männer. Das hat immerhin in sozialer Hinsicht das Gute, daß der Einfluß der Familie verdoppelt wird. „Im allgemeinen," meint J. Castberg, „darf gesagt werden, daß das erste Ergebnis des Frauenwahlrechts in Norwegen darin bestanden hat, bei der Frauenwelt in ausgedehntem Maße den Sinn für öffentliche Angelegenheiten zu erwecken. Die weiblichen Wähler haben geholfen, die Aufmerksamkeit der Politiker mehr und unmittelbarer auf die moralische und soziale Seite der Politik zu lenken." Etwas anders, aber nicht weniger günstig lautet das Urteil der Washingtoner „Evening Post" über die Wirkung des Frauenstimmrechts: „Die Frauen haben die Neigung, von den Parteilinien abzuweichen, auf die Persönlichkeit eines Kandidaten mehr Wert zu legen als auf seine Parteizugehörigkeit. In ihrer Anteilnahme am politischen wie wirtschaftlichen Leben haben sie unbewußt dem psychologischen Gesetz gehorcht, daß die weiblichen Glieder der Gesellschaft allerwärts als die Aufbauer und Erhalter des Lebens wirken. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

politische Wirksamkeit der Frauen ist überall konstruktiv gewesen und die Ergebnisse kommen besonders in der Gesetzgebung über Kinder- und Frauenarbeit und andere soziale Erscheinungen zum Ausdruck."

Man kann in der Theorie ein Gegner des Frauenstimmrechts sein und es doch in der Praxis als ein notwendiges Korrektiv zu der Gesetzgebung moderner „Rechtsstaaten", die erfahrungsgemäß auf die Schutzbedürftigkeit der außerhalb des Hauses auf Arbeit gehenden Frauen nirgends gebührende Rücksicht nimmt, gutheißen. Die moderne Frau kann nicht mehr im Familienleben eingesponnen bleiben. Sie muß sich den veränderten Zeitumständen anpassen. Einst war die Kleinfamilie das Hauptorgan des Wirtschaftslebens. Auf dem Lande waren der Bauer und seine erwachsenen Söhne hauptsächlich mit der Beschaffung, die Bäuerin und die Töchter vorwiegend mit der Bereitung der Rohstoffe zum Genuß beschäftigt; die Frauen kochten, buken, schlachteten und räucherten, spannen, webten, färbten, stickten und schneiderten, zogen Lichte und bereiteten Seife usw. Dasselbe leisteten, wenn sie nicht in der Werkstatt und beim Verkauf mitarbeiteten, Frauen und Töchter des Handwerksmeisters, der in der Regel nebenbei auch etwas Landwirtschaft betrieb. Heute leistet die Marktwirtschaft das meiste von dem, was die Kleinfamilie früher besorgte. Unsern städtischen Frauen ist eigentlich nur noch das Kochen, ein Hauptteil der Kindererziehung, ein wenig Krankenpflege und hier und da etwas Bekleidungsarbeit geblieben. Der Unterhalt der Familie kann aber im allgemeinen nicht allein oder fast allein auf Männerarbeit gestellt sein, und da das weibliche Element nicht gleich außerhalb der Familie Ersatz für die ihm verloren gegangenen Arbeitsgelegenheiten suchte oder fand, so lernten die Männer in den Städten die Ehe bald als einen kostspieligen Luxus betrachten; das Durchschnittsalter der Eheschließenden wurde immer höher, die Zahl der Junggesellen und alten Jungfern schwoll an, die Prostitution dehnte sich zu erschrecklichem Umfange aus. Für die Verhältnisse auf dem Lande kommt das alles noch nicht in Betracht, weil der Bäuerin im Wirtschaftsleben so viel Obliegenheiten verblieben, daß der Bauer heute wie von jeher heiraten muß, wenn er vorwärts kommen will. Die Töchter der Städte müssen jetzt in der Regel auf Arbeit gehen. Nun liegen aber für sie draußen die Verhältnisse so unglücklich, daß sie, die am Erwerbsleben teilnehmen wollen, um den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Männern zu helfen, Brot zu verdienen, als Feindinnen betrachtet werden, die Männern „das Brot wegnehmen". Daraus entsteht das widerliche Schauspiel, daß Frauen und Männer um Brotstellen miteinander kämpfen, während zugleich beide Teile mit den Arbeitgebern um den Anteil am Ertrage der eigenen Arbeit feilschen müssen. Weil der Mann mit der sozialen Frage nicht fertig werden kann, sieht sich die Frau genötigt, in dem Augenblicke, wo sie beginnt, für die Marktwirtschaft zu arbeiten, Politik zu treiben, einen Teil ihrer Kräfte für den Schutz der Gattung zur Verfügung zu stellen. Man mag es beklagen, daß die Rasse auf diese Weise ihre Reserven für den Kampf um ihr Dasein aufbraucht, aber man sollte den Frauenrechtlerinnen den Drang zur Politik nicht verübeln, wenn die Männer die Verantwortlichkeit für die Kulturrechte der Frauen nicht mehr tragen wollen oder können.

Wer also auf dem Standpunkte beharren will, daß der Mann allein im öffentlichen Leben die Gesamtheit vertreten und für sie gesetzgeberisch wirksam sein solle, der darf dennoch nicht die Frauenrechtlerinnen bekämpfen, sondern den Teil der Männerwelt, der dafür verantwortlich ist, daß der Arbeitsvertrag im außerhäuslichen Erwerbsleben immer noch eine Machtfrage und keine Rechtsfrage ist, daß infolgedessen der Arbeitnehmer desto mehr der Ausbeutung durch seinen Arbeitgeber preisgegeben ist, je ärmer oder je weniger „vermögend" und je schwächer er ist. Darum ist die Frau im Erwerbsleben doppelt schwer gefährdet. Jüngst unternahm ein großes Berliner Blatt eine Umfrage bei verschiedenen großen industriellen und kaufmännischen Betrieben, sowie einigen Behörden über den Wert der Frauenarbeit im modernen Erwerbsleben. Fast alle Urteilenden wußten nur Lobendes zu berichten; hervorgehoben wurde vor allem der Fleiß, die Geduld, die Zuverlässigkeit und Bescheidenheit der Arbeiterinnen. Die Frauenarbeit mag sich an allen möglichen Stellen bewähren, aber die Unternehmer selbst sind hierfür keine unbestochenen Zeugen. Warum schwiegen sich die Gefragten alle schamhaft über einen Vorzug der weiblichen Arbeitskraft aus, der ihnen doch gewiß nichts weniger als gleichgültig ist: die Billigkeit. Und würden sie sich wohl ebenso redselig wie über den Wert der Frauenarbeit über deren Bedingungen und Verhältnisse, z. B. auch über den Gesundheitszustand der weiblichen Beschäftigten vor und nach mehrjähriger Tätigkeit in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihren Betrieben ausgelassen haben, wenn man sie danach gefragt hätte? Man schätzt die Ergebnisse der Frauenarbeit, kümmert sich aber wenig darum, daß z. B. in Berlin Zehntausende von kaufmännischen weiblichen Angestellten für Feierabend und Sonntag kein gemütliches Heim besitzen, oder daß von den über 100000 Fabrikarbeiterinnen allein in der Reichshauptstadt nach amtlicher Statistik 30—40 v. H. auf meist elende Schlafstellen angewiesen und 10 v. H. noch nicht 16 Jahre alt sind.

Soweit die modernen Frauen sich aus reiner Notwehr politisch betätigen, ist hieran offenbar der allgemeine Verfall des gesellschaftlichen Verantwortlichkeitsgefühls bei den Männern mit schuld. Überall greift die Neigung um sich, hinter irgend einer Verfehlung eines Mannes nach der Parole: „Cherchez la femme!" eine weibliche Verführung zu wittern. Nietzsche meint einmal, wer als Mann zu Männern spreche: „Das Weib ist unser Feind", aus dem rede der ungebändigte Trieb, der nicht nur sich selber, sondern auch seine Mittel haßt. Wer über das Weib noch heute „orientalisch" denken will, der denke auch über die Verantwortlichkeit des Mannes gegenüber schutzbedürftigen Frauen orientalisch. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Frauen können für kein Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden; die Verantwortlichkeit liegt beim Manne". Tatsächlich hielt sich die Gesetzgebung des alten China bei Vergehungen und Verbrechen von Frauen in der Regel an die jeweils verantwortlichen Männer, Väter, Gatten oder Vormünder. Wohl unbewußt dachte Nietzsche ganz im Sinne des alten China, als er für seine „Fröhliche Wissenschaft" die Sätze schrieb: „Die Männer sind es, welche die Weiber verderben: und alles, was die Weiber fehlen, soll an den Männern gebüßt und gebessert werden, — denn der Mann macht sich das Bild des Weibes, und das Weib bildet sich nach diesem Bilde... Alle Menschen sind unschuldig für ihr Dasein, die Weiber aber sind unschuldig im zweiten Grade: wer könnte für sie des Öls und der Milde genug haben." Der Weltwesten wertet die Frau als selbständige Persönlichkeit und niemand wird ihre Rückentwicklung zu asiatischer Geschlechtshörigkeit wünschen wollen. Indessen wäre es wohl denkbar, daß die moderne Frau ihr Recht auf die eigene Persönlichkeit ausüben könnte, ohne daß die Männer aufhörten, das raue politische Handwerk allein zu besorgen. Allein die modernen Männer haben ihre politische Macht dazu mißbraucht,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Frauen immer mehr Pflichten und Verantwortlichkeiten aufzubürden, ohne ihnen die entsprechenden Rechte ritterlich zu gewähren. Darum streben die modernen Frauen nach politischer Macht, um sich solche zu erzwingen, mit vollem Recht.

Die Abschaffung des Erbrechts der Verwandten / Von H. Gauß

(Schluß)

Es ist aber ganz falsch, das gesetzliche Erbrecht der Seitenverwandten bloß unter dem Gesichtspunkt der gegenseitigen Gesinnung dieser anzusehen. Schon bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs wurde mit einem gewissen Recht gesagt, die Grundlage des Erbrechts bilde die Blutsgemeinschaft und nicht das Bewußtsein der Blutsgemeinschaft. Und weiter: Wenn man dem regelmäßig vorhandenen Willen der Beteiligten und damit dem Rechtsgefühl gerecht werden will, hat man auch mit dem Fall zu rechnen, daß das den Gegenstand der Erbschaft bildende Vermögen seinem Ursprung nach sich nicht als Individualvermögen, sondern als Familienvermögen darstellt. Die Haupttriebfeder des Erwerbs und der Anspannung der Tatkraft ist nicht bloß der Wunsch, Mittel für den eigenen Lebensgenuß zu beschaffen, sondern mehr noch der Gedanke an die Zukunft der Familie. Kein Familienvater hat eine schwerere Sorge als die, wie er seinen Nachkommen den Kampf ums Dasein erleichtern kann. Der Schutz und die Hebung des sozialen Standes der Familie ist die wichtigste und ethisch wertvollste Funktion des Vermögens. Zweifellos entspricht es demgemäß dem Wunsch und Willen des Erwerbers von Vermögen, daß dieses Vermögen von einer etwa aussterbenden Linie seiner Abkommen auf die andere vererbt wird. Dieser Gedanke ist beim Adel verwirklicht in der successio ex pacto et providentia majorum, durch Stammgüter und Fidei-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommisse. Er ist aber für bürgerliche Familien von genau der gleichen Wichtigkeit und es wäre ein Zeichen moralischen und kulturellen Niedergangs, wenn es anders wäre. Aber in jenen nur dem Adel zugänglichen oder nur von ihm benutzten Instituten ist der Gedanke des Familienvermögens oder, wenn man will, der dem Intestaterbrecht zu Grunde liegende Gedanke in viel weitergehender und schärferer Weise entwickelt, insofern das Vermögen rechtlich gebunden und — der Substanz nach — der Verfügungsgewalt des jeweiligen Inhabers ein- für allemal entrückt wird. Dieser Zwang zur Vererbung innerhalb der Familie und die dem entsprechende Entziehung des Vermögens aus dem Rechtsverkehr wird vielfach als ein Widerspruch mit unserer ganzen sonstigen Rechtsordnung und namentlich mit den volkswirtschaftlichen Bedürfnissen angesehen, jedoch als etwas zu Ertragendes hingenommen. Läßt man nun diese Rechtseinrichtung bestehen, beseitigt dagegen das Verwandtenerbrecht, so heißt das nichts anderes als: man entzieht das rechtlich gebundene Familienvermögen des Adels dem Zugriff des Staats, dem das gesamte Vermögen Bürgerlicher ausgesetzt ist. Die Motive zu dem Reichsgesetzentwurf von 1908 meinen freilich: „Die Familien, in denen das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit auf gebundenen Grundbesitz fundiert sei, können eben deshalb für das gesetzliche Erbrecht des Staats nicht in Betracht kommen." Die Gebundenheit des Grundbesitzes ist aber nicht die Ursache des Familienzusammengehörigkeitsgefühls, sondern die Folge davon. Schon darum ist jene Beweisführung hinfällig. Soll aber einmal das Familienzusammengehörigkeitsgefühl als rechtfertigender Grund für erbrechtliche Vermögensübergänge gelten, dann ist lediglich nicht einzusehen, warum es nur gelten soll, wenn es „auf gebundenen Grundbesitz", nicht aber, wenn es auf anständige Gesinnung, wie sie in vielen adeligen und bürgerlichen Kreisen zu Haus ist, „fundiert" ist. Es ist ganz klar: Mit der Einführung des Reichs- oder Staatserbrechts an Stelle des Verwandtenerbrechts würde eine Einrichtung geschaffen, die beim Nichtvorhandensein ganz naher Verwandter das Vermögen Verstorbener dem Staat zuzuführen bestimmt ist, während ein Teil der Bevölkerung im Besitz von Rechten belassen würde, die dazu dienen, wenigstens das Familienvermögen der Familie zu erhalten und es dem Staat zu entziehen. Es ist also außer jedem Zweifel, daß die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufhebung des gesetzlichen Erbrechts der Verwandten eine Privilegierung des grundbesitzenden Adels auf Kosten aller anderen Volksschichten bedeuten würde, die um so merkwürdiger wäre, als eine volkswirtschaftlich einwandsfreie Einrichtung beseitigt würde, eine sehr viel weiter gehende und einschneidendere Einrichtung dagegen konserviert bliebe, die schon seit anderthalb Jahrhunderten der lebhaftesten Anfechtung aus nationalökonomischen Gründen ausgesetzt ist. Das schlösse nicht bloß eine Inkonsequenz in sich, sondern eine Ungerechtigkeit, die schlechthin als unerträglich zu bezeichnen wäre.

Das Bedürfnis, den Nachkommen den Kampf ums Dasein zu erleichtern und insbesondere das Aufsteigen oder Verbleiben in höheren sozialen Schichten zu ermöglichen, hat übrigens auch in Rechtseinrichtungen, die das Bürgertum sich geschaffen hat, Ausdruck gefunden, wie die zahlreichen Familienstiftungen, insbesondere die zur Ermöglichung wissenschaftlichen Studiums wie auch zu Heiratsausstattungen der Töchter bestimmten, zeigen, die seit dem 16. Jahrhundert, namentlich in Süddeutschland, begründet worden sind. Selbstverständlich sind sie von geringer wirtschaftlicher Bedeutung, sind aber ein deutlicher Beweis dafür, wie verkehrt die Meinung ist, der dem Erbrecht der Seitenverwandten zu Grunde liegende Gedanke sei spezifisch römisch-rechtlich und dem deutschen Rechtsempfinden fremd.

Den im vorstehenden entwickelten Erwägungen verschließt sich auch der Gesetzentwurf von 1908 nicht ganz; er verkennt beispielsweise nicht, daß Nachlaßgegenstände, die von gemeinsamen Vorfahren herrühren, wie gewisse Gebrauchsgegenstände solcher, namentlich Familienbilder, sogenannte Erbstücke, der Familie nicht entzogen werden dürfen, wenn nicht ein — man kann nicht anders sagen als — brutales Unrecht begangen werden soll. Der Gesetzentwurf hilft sich mit der Einführung eines Rechts der von der Erbschaft ausgeschlossenen Nachkommen des Großvaters des Erblassers, wenn die Stücke von diesem herrühren, sie zu einem billigen Preis aus der Erbschaft zu kaufen. Haben diese die erforderlichen Mittel nicht, so gehen die Gegenstände dem zweifellosen Wunsch und Willen ihrer Erwerber zuwider dessen Nachkommen verloren, während sie für diese einen ganz anderen Wert haben als für beliebige Dritte. Rühren sie von gemeinsamen Ur-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großeltern her, so versagt jenes Auskunftsmittel vollends, obwohl selbstverständlich hier ebensosehr eine Abhilfe nötig wäre. *Jenes Zugeständnis ist ein Beweis dafür, wie wenig der Ausschluß naher Seitenverwandter des Erblassers vom Erbrecht billigen Anforderungen und dem Rechtsgefühl gerecht wird.*

Noch mehr trifft das zu, wenn man sich das Schicksal nachgelassener, regelmäßig diskret zu behandelnder Papiere vergegenwärtigt. Wer von Verwandten — und wären es auch nicht die nächsten — beerbt wird, darf erwarten, daß solche Papiere schon aus Rücksicht auf den Namen und die Interessen der Familie mit Sorgfalt und Pietät behandelt und nicht profaniert werden. *Das Erbrecht des Staats brächte dessen ganz unerwünschte Einmischung in rein private Dinge*, indem unberufene Beamte sich damit zu befassen hätten. Dieses Bedenken wäre damit nicht beseitigt, daß, wie der mehrerwähnte Gesetzentwurf vorsieht, solche Schriftstücke, wenn sie sich auf die persönlichen Verhältnisse des Erblassers oder seiner Familie beziehen, den Abkömmlingen der Großeltern des Erblassers (nicht auch entfernteren Verwandten) zu überlassen wären. Denn abgesehen davon, daß es schriftliche Aufzeichnungen verschiedenster Art gibt, auf die jene Voraussetzungen nicht zutreffen, die aber ebensosehr eine diskrete Behandlung erfordern, müßte das Vorliegen dieser Voraussetzungen immer von Beamten erst geprüft werden. Beim Erbrecht des Staats werden solche Papiere, wenn sie nicht zur Befriedigung der Neugier Unberufener dienen, regelmäßig der Vernichtung anheimfallen, obwohl sie nicht selten — wenn auch nur für enge Kreise — interessante, manchmal auch historisch wertvolle Dokumente menschlicher Beziehungen — man denke an Briefwechsel — bilden.

Wie die Abschaffung des Erbrechts der Seitenverwandten im Leben wirkt, das möge nur ein einziges Beispiel, das sich sehr leicht ereignen kann und schon ereignet hat, zeigen: Es kommen in einer Familie gewisse „erbliche", die Arbeits- und Erwerbsfähigkeit aufhebende Krankheiten vor, in jeder Generation ein oder der andere Fall. Ein Angehöriger dieser Familie erwirbt Vermögen und betrachtet es in erster Linie als ein Mittel, den von ihm abstammenden Unglücklichen wenigstens ein äußerlich erträgliches Dasein zu sichern. Nun stirbt ein Zweig seiner Nachkommen aus, während der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

andere vielleicht gerade infolge jener Krankheit verarmt ist. Müßte es nicht als ein schreiendes Unrecht bezeichnet werden, wenn der Staat die Hand auf diese Erbschaft legte und sie recht eigentlich ihrer Bestimmung entzöge? Wie kann man es wagen, diese Erbschaft als „herrenloses Gut" zu bezeichnen, das dem Staatsschatz „entfremdet" würde, wenn die Abkömmlinge des Vermögenserwerbers es erbten?

Nun bezieht sich allerdings das zuletzt Ausgeführte bloß auf das von einem ohne Nachkommen Verstorbenen ererbte, nicht auf das von ihm selbst erworbene Vermögen, und es geht nicht an, beides unterschiedlich zu behandeln und jenes von diesem auszuscheiden. Die Herkunft läßt sich nicht wohl zur Grundlage besonderen Erbgangs machen. Wenn man aber daran geht, diese Dinge gesetzgeberisch zu regeln und die inneren Gründe für die eine oder die andere Regelung abzuwägen, dann ist es eine gerechtfertigte Forderung, daß auch die selbstverständlich oft genug eintretende Möglichkeit der Herkunft des Vermögens von gemeinsamen Stammeltern in Betracht gezogen und nicht bloß der Fall des Eigenerwerbs zum Ausgangspunkt der gesetzlichen Ordnung genommen wird.

Nun sagt man, man brauche ja nur ein Testament zu errichten, um allen den gerügten Ungerechtigkeiten zu entgehen und das, was — sei es nun von der ganzen Bevölkerung oder größeren oder kleineren Teilen von ihr — als recht und billig empfunden werde, zu verwirklichen. Es ist auch keine Frage, daß dem im Volk herrschenden gesunden Sinn und Rechtsgefühl entsprechend das in allerweitestem Umfang geschehen würde, was dazu führen wird, die Einnahmequelle, die das Reich von allen finanziellen Sorgen erlösen soll, recht spärlich fließen zu lassen, viel spärlicher, als die Fanatiker des Staatserbrechts fürchten. Das schließt aber nicht aus, daß Unheil genug mit der Neuerung angerichtet würde. Bekanntlich bringen es sehr viele nicht über sich, — gesund oder krank — sich mit den Dingen zu befassen, die ihren Tod voraussetzen; wenigstens schieben sie alles, was darauf Bezug hat, möglichst lang hinaus, bis sie schließlich vom Tod überrascht werden. Insbesondere bei jungen Leuten ist es, selbst wenn sie leidend sind, ganz allgemein und wohl verständlich, daß sie nicht mit ihrem Tod rechnen wollen und nicht daran denken, testamentarisch über ihren Nachlaß zu verfügen. Eben von dieser Tatsache versprechen sich die Anhänger des Staatserbrechts ein Er-

Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

trägnis. Es ist aber klar: wenn bloß die Furcht vor dem Tod der Grund dafür ist, daß jemand ohne Testament stirbt, daß dann nicht behauptet werden kann, der Tatsache der Unterlassung des Testierens lasse sich der Wille des Verstorbenen entnehmen, seine natürlichen Erben nicht zu bedenken, oder auch nur Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal seines Nachlasses. Vielmehr macht sich in jenen Fällen der Staat, wenn er das Verwandtenerbrecht ausschließt, eine menschliche Schwäche zunutze, um die Familie des ihr von Rechts wegen — auch nach dem, nur nicht zum Ausdruck gekommenen Willen des Erblassers — Zukommenden zu berauben. Es fällt etwas schwer, zu verstehen, wie man diese Handlungsweise als einen Akt von „idealem Egoismus" bezeichnen mag.

Sodann aber ist zu betonen, daß die Testierfähigkeit bekanntlich nicht jedem zukommt, daß vielmehr alle noch nicht 16 Jahre Alten wie auch alle Entmündigten davon ausgeschlossen sind. Man ist darüber einig, daß die Abschaffung des Erbrechts der Seitenverwandten gänzlich unzulässig und gar nicht möglich wäre ohne das Korrelat der letztwilligen Verfügung über den Nachlaß, das angeblich die nicht zu rechtfertigenden, unerträglichen Wirkungen jenes Schrittes wieder beseitigen soll. Wie läßt sich das aber halten gegenüber der Tatsache, daß jenes Mittel zur Vermeidung der unerwünschten und unbilligen Folgen sehr vielen versagt wird? Es wäre das eine offenbare und durch nichts zu rechtfertigende Ungerechtigkeit.

Nicht eingegangen soll hier werden auf die Tatsache, daß mit der Beseitigung des Intestaterbrechts und der dadurch beseitigten Notwendigkeit, den Verwandten, wenn man sie nicht bedenken will, ein gesetzlich ihnen zukommendes Recht zu nehmen, einer der widerlichsten Erscheinungen, der Erbschleicherei, Tür und Tor geöffnet wird, ferner auf die Tatsache, daß die Maßregel große Verluste von im Ausland, insbesondere Amerika, von Deutschen erworbenen Vermögen, die, wie auch die Reichsregierung befürchtet, niemals an die deutschen Staaten oder das Deutsche Reich herausgegeben würden, bewirken wird. Noch weniger soll eingegangen werden auf die Überspannung des Staatsbegriffs und den übertriebenen Individualismus, die in der Auflösung der natürlichen Gruppen der Gesellschaft und der jetzt sie verbindenden Beziehungen lägen und die die einschneidendsten

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und unerfreulichsten Wirkungen entfalten müßten; nur hingewiesen werden soll darauf, daß die Anhänger der Erbrechtsbeseitigung die Ausschaltung der natürlichen Gruppenbildung mit den damit verbundenen moralischen und rechtlichen Pflichten zu Gunsten des abstrakten Staatsbegriffs gerade damit begründen, Staat oder Reich haben ja jene Pflichten abgelöst oder gehen mehr und mehr dazu über, sie abzulösen, daß sie also mit der Vorstellung arbeiten: man braucht für seine Angehörigen nicht mehr zu sorgen, nachdem der Staat das in die Hand genommen hat.

Wie schon eingangs erwähnt: Gegen eine Einschränkung des jetzt völlig unbeschränkten Verwandtenerbrechts läßt sich nichts Zwingendes einwenden und es sprechen manche Gründe dafür. Es ist auch zuzugeben, daß es nicht ganz leicht, auch bis zu einem gewissen Grad willkürlich ist, zu bestimmen, wo die Grenze des gesetzlichen Erbrechts gezogen werden soll. Das aber ist sicher, daß, wenn man nicht schweres Unrecht begehen will, man zum allermindesten das gesetzliche Erbrecht der von den Großeltern des Erblassers abstammenden Seitenverwandten fortbestehen lassen muß. Billigen Anforderungen würde man aber nur gerecht, wenn man von der gesetzlichen Erbberechtigung erst die fünfte Ordnung — nach der Sprache des Bürgerlichen Gesetzbuchs — ausschließt, also die Nachkommenschaft der Urgroßeltern noch an ihr teilnehmen läßt.

Legenden vom „Dummen Teufel"

Von Christian Wagner-Warmbronn

Als Gott der Herr die Rose erschaffen hatte, ärgerte sich der Satan ob ihrer Schönheit und Lieblichkeit dergestalt, daß, wo er eine sah, er sie zerblätterte und abriß. — Aber auf einmal traf ihn der Herr darüber und rief ihn an: He, Schlingel! Was treibst du da? — Du siehst es ja! knurrte der Satan trotzig. — Aber du sollst es nicht, Bube, denn du kannst auch keine machen! — Was!

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht machen! — Ha, das kann ich auch, das ist keine besondere Kunst! — — So mache eine! — Da raufte der Satan ein wenig Wolle von einem Lammschafe, das ein altes Weib am Feldhag hütete; — es war ihm zwar etwas bänglich zumute, ob er auch mit seinem Prahlen bestehen werde, aber das alte boshafte Weib, das alles gehört, blinzte dem Satan beifällig und aufmunternd zu, als ob sie sagen wollte: So recht, recht! Zeige es ihm! —

Und der Satan machte aus dem Händchen voll Wolle, — sie war noch ein wenig blutig von seinen scharfen Nägeln, — ein Etwas, das einer Rose ähnlich sah. — Das betrachtete der Herr lächelnd und fragte: Riecht deine Rose auch? — Da stand der Satan beschämt und stotterte: Nein. — Und der Herr machte sie auf und sieh: Es waren Würmer darinnen. — — Und der Satan schlich sich weg und das alte Weib auch und wollte durch eine Lücke des Zauns in den Garten schlüpfen, aber sie blieb mit ihrem ungekämmten struppigen Haarbusch im Haggestrüppe hängen und ließ ihre Schlafhaube dahinten.

Aber der Herr machte Dornen an die Rose, und die Frau Zaunwinde*), das alte boshafte Weib, verurteilte er auf ewige Zeit als Schlafhaube aus dem Zaungehege schauen zu müssen. — Und die Rose des Satans, die jetzt allgemein Schlafapfel genannt wird, ließ er auch fortwachsen zum ewigen Gedächtnis.

— — — — — — — — — — — — — —

Doch sieh: Warum haben all die vielen Birken da drüben schwarze, rußige Abzeichen unten am Stamme? — Ist's nicht, als ob eine rußige Köhlerfaust sie angefaßt hätte, oder gar der Höllenfürst selbst. — Wieder holte sich dieser, dieses Mal mit einem branddürren Pfaffen, eine gründliche Blamage: — Nämlich:

Birkenlegende

Sankt Nikolas, der Gottesmann,
Ein Kirchlein sich erbaut im Tann,
Und seines Glöckleins heller Klang
Allmorgens tönt den Wald entlang.

Doch drinnen in der Erde sitzt
Der Höllenfürst; — der Funke spritzt;
Und Knecht und Meister schürt und schürt;
Auf einmal der ein Klingeln spürt.

*) Zaunwinde: Convolvulus sepia.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was geht da droben wieder vor?
Ein Klingeln spür' ich just im Ohr.
Der Alte nach der Türe tritt; —
He Meister! Nehmt die Schürstang' mit!

Was brauch' ich Schürstang', Lappe du?
Reiß einen Baum aus, schlag mit zu!
Der Knecht zurück zum Feuer trollt; —
Hätt' eine Schürstang' er, ich wollt!

Der Meister geht, das Glöcklein klingt,
Ein ferner Sang vom Tann her dringt;
Er schreitet durch den Birkenwald
Und naht dem Kirchlein. — Alsobald

Von Fasten und Gebet gestärkt,
Hat schon der Klausner ihn bemerkt,
Und in der Hand das Christusbild
Tritt an er seinen Gegner wild:

Du diesen Ort verlassen wirst!
Der Klausner ruft's. — Der Höllenfürst
Packt einen Stamm, doch augenblicks
Hält jener vor das Kruzifix.

Zur nächsten Birke rennt er fort,
Vor hält ihm der des Glaubens Hort;
Von einer er zur andern rennt,
Doch stets ist da das Sakrament.

So rennt er hin von Stamm zu Stamm,
Doch immer ist's derselbe Damm,
Und immer, immer muß er fliehn,
Kann keinen aus dem Boden ziehn,

Um diesen Pfaffen in die Flucht
Zu schlagen mit des Stammes Wucht;
Zuletzt vor Ärger, Zorn und Scham
Er vor dem Klausner Reißaus nahm.

Abzeichen von des Bösen Hand
Trägt nun die Birke rings im Land;
Und von der Höllenfäuste Ruß
Ist jede Birke schwarz am Fuß. —

Um seinen Ärger und Unmut über diese Niederlage einigermaßen auszutoben, machte sich der Satan an ein paar junge Eichlein, die aus einem Gartenzaun herauswuchsen, und impfte ihnen von seinem gelben, giftigen Speichel ein, daß sie zeitlebens zu Krüppeln wurden, wie man es heut noch am Schöllkraut*), dem also geimpften Eichlein zu sehen vermag. — Etliche sagen: Er habe ein Fläschlein mit Schlangenblut bei sich gehabt.

Der Satan drüber sein Messer faßt
Und trennet die Rinde bis auf den Bast,
Aus einem Fläschlein mit Schlangenblut
Tröpflein hinein in die Wund' er tut,

Und tut es so hier und tut es dort,
Und schleicht so von dem Gehege fort.
Die Eichlein wurden so schwach, so lahm,
Das Schlangenblut ihnen das Wachstum nahm.

Aber, aber: Für diese Freveltat kam er erst schlimm weg: Wurde nämlich, wie meine Legende näher ausführt, vom alten grimmigen Wodan, dem

*) Schöllkraut: Chelidonium majus. Mit dem gelben Satansblut in den Adern.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gotte des Eichenwalds, ertappt und zur Strafe hierfür in einen Hirschkäfer verwandelt:

Vergangen darüber sind Jahr und Tag,
Herr Wodan hielt an dem Mauerhag;
Wer hat verdorben mein Meisterwerk?
Das tat der Böse, das tat der Zwerg!

So rief er donnernd, so rief er scharf,
Den Goldschild an einen Stamm er warf,
Daß rings im Walde es dumpf erklang,
Der Erde Rinde in Stücke sprang.

Der Satan hörte das droh'nde Wort,
Und machte sich als ein Hirschlein fort.
Herr Wodan machte sich auf die Birsch
Und ging zu jagen den Zwergenhirsch;

Das Hirschlein er mit der Hand erfaßt
Und stellte es zappelnd auf einen Ast:
Du elend Hirschlein! Ich banne dich
Auf einen Eichbaum ewiglich! —

Der griesgrämige Alte verstand eben absolut keinen Spaß. — Und nach langer, langer Zeit war eine große Versammlung der Hirsche ausgeschrieben, und sie kamen zusammen im Walde, der jetzt die Hirschplatte heißt, und der Teufel in der Gestalt des Hirschkäfers, vom Volk Hornschröter genannt, machte sich auch zu der Versammlung, denn er rechnete sich auch zu den Hirschen. Doch diese achteten seiner nicht, sondern stampften so hin und her und zertraten ihn jämmerlich. —

Und wieder nach langer Zeit, — seine Großmutter hatte ihn schier verloren gegeben, — kam er wieder heim um sich zu pflegen. Da strich sie ihm ein Butterbrot und sagte: Soeben ist der rote schielige Jäger, der uns schon zweimal entwischte, auch wieder eingeliefert worden. Vorläufig ist er im Holzstall untergebracht. Doch bleibe weg. Vergaßest du doch schon zweimal den Riegel vorzuschieben. Heut ist sein Begräbnis und das will ich auch mit ansehen. Du gehest doch auch mit, Hannesle! — Nein! Laß mich und geh allein! Mir tun noch alle Knochen weh von dem Getrampel auf mir. — Nun, meinetwegen. — Mit diesen Worten setzte sie ihre warme Haube auf, denn es war kalt und humpelte die Stiege hinunter. — Hatte es doch gestern auf dem Feld da drüben durch Raben ein kleines Unglück gegeben: —

Rabengespräche

Sieh, beieinander stehen dort die Raben,
Was die einander doch zu sagen haben?
Wo frischgepflügtes Feld sich lehnt an Öde,
Da hält die Schar und einer hält die Rede:

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihr habt gesehn wie auf der Straße heute
Das Rossepaar des bösen Grünrocks scheute,
In sausendem Galopp durch Berg und Eben,
Durch frischgepflügtes Feld und Wiesengräben

Den Wagen schleifte, bis am Hag der Schlehen
Ein Ackerknecht die Rosse bracht' zum Stehen. —
Durch die Versammlung geht ein krächzend Sagen:
„Sie haben ihn ins Dorf hineingetragen".

Den Grünrock, ja! — Doch wie dies zugegangen? —
Wo bleiben sie, beim Donnrer, doch die Rangen?
Des Hansels Söhne mein ich, samt Genossen,
Er, den der Grünrock flügellahm geschossen;

Die hielten auf ihn an dem Straßensaume,
Selb acht sie saßen auf dem Apfelbaume;
Dicht vor den Rossen ließen sie sich nieder,
Und krächzten auf und sträubten das Gefieder;

Die Peitsch' entfiel ihm, Pfeife samt der Leine, —
Ich stand unfern auf einem Meilensteine. —
Ich sah sie kommen von den Pappeln drüben;
Was seid ihr doch so lange fortgeblieben?

Viel Engerlinge lasen wir vom Acker,
Den dort der Bube pflügt, der Rosseplacker.
Ihr habt getan wie's wackern Söhnen ziemet,
Und eure Tat hab ich dem Volk gerühmet. —

* * *

Nun heut, punkt ein Uhr, war das Begräbnis des verunglückten Jägers. Schwärme von Raben in der Luft. Immer wieder stoßen einzelne derselben herab auf den Sarg. Der Mesner sucht sie zu verscheuchen, es ist umsonst. — — Unter den letzten des Leichenzugs befindet sich ein triefäugiges altes Weib. — Der Geistliche spricht am Grabe: „Meine werten Leidtragenden: Der, den ihr jetzt in die Erde versenkt sehen werdet, war ein wackerer Jäger vor dem Herrn, wie weiland Sankt Hubertus und Sankt Nimrod. — Reif durch die Gnade Gottes einzugehen zum ewigen Leben. Amen." — Weinen und Klagen der Umstehenden. Papierblumen und Papierkränze werden auf dem Sarg geheftet. Das vorhin erwähnte triefäugige alte Weib steckt unter fortwährendem Kichern Raben- und Krähenfedern auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denselben. — Die Leidtragenden stoßen einander an, und der Mesner begibt sich leise zu ihr hin, um ihr das ungebührliche Benehmen zu verweisen. Statt allen Antwort kichert sie lustig weiter. Er fragt: Frau, wer seid Ihr denn eigentlich, und was ist's, das Euch bei dem traurigen Anlaß zu erfreuen imstande ist? — Sie erwiderte lachend: Hi! Hi! Hi! Was mich freut, ist das, daß alles so nett gegangen ist. Grad wie am Schnürle. Und wißt, Herr Mesner: Ich bin, ja ich bin — paßt wohl auf! Die Base von diesen Raben da. Die Leute nennen mich für gewöhnlich mit Respekt zu vermelden: Des Teufels Großmutter. —

Der Mesner entsetzt: Wa—wa—was? Des Teufels Großmutter? — Das alte Weib lachend: Zu dienen, Herr Mesner! Stellt Euch nicht so dumm verwundert! Mein Bube ist eben heut nicht wohl und darum schickt er mich, seine Großmutter! Geht ab.

Rundschau

Die Mandschu

Ein Gedenkwort

Die Urzelle des chinesischen Staats ist das neunteilige Ackergut, dessen äußere acht Gemarkungen verpachtet werden, während die innere neunte den Domanialbesitz des Grundherren bildet, von den Bauern im Fron bestellt wird und als Kern und Trutzfeste des Ganzen ummauert und mit einem Kastell bewehrt ist. Jede altchinesische Stadt spiegelt mit ihrer analogen Anlage noch heute die Entstehung und Formbildung aus diesem Keim des politischen Organismus wieder, nicht minder ist aber auch das ganze Staatsgefüge selbst in seiner riesenhaften Ausdehnung eine Übertragung des feudalen Systems auf das Gebiet völkischer Gesellung und Verfassung. Im „Reich der Mitte", das heißt in der mittleren Stammgemarkung mit der Feste Peking sitzt der König, später Kaiser als Lehnherr und patriarchalischer Gebieter seiner Vasallen und Dienstleute; um ihn herum verwesen in seinem Auftrag Markgrafen die Grenzgaue mit militärischer Vollmacht, um das Reich gegen seine äußeren Feinde zu schützen. Die Organisation krankt an zwei schweren Herzfehlern. Der innere Kernring kann sich nicht ausweiten, die nationale Muskulatur sich nicht entwickeln. Die Markgrafschaften hingegen dehnen sich immer mehr aus, werden immer selbständiger, erdrücken das politische Zentrum. Das Reich gleicht einem Fettsüchtigen, dessen Extremitäten Fleischpolster ansetzen, während die eigentlichen Lebensorgane verkümmern. Die periodische Reaktionswirkung des schlecht ausgewogenen Mechanismus ist folgende: So oft einer der Markgrafen mächtiger wird als sein Lehnsfürst, stürmt er gegen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Peking los und setzt sich selbst zum Herren ein. Aber die kulturrohen Horden, die er aus Innerasien mitbringt und die ihm den Sieg erfechten, tauchten alsbald im Meer des Chinesentums und seiner überlegenen Kultur und Aufsaugungskraft unter. Helden und Regie des Völkerdramas wechseln, seine Peripetien bleiben dieselben. Ein gewaltiger Ozean, der von Zeit zu Zeit in Flut und Sturm aufwallt, dessen Tiefe immer in derselben unergründlichen Ruhe, Starre, Geschlossenheit beharrt.

Fünf Jahrhunderte vor Christus entbrennt der erste große geschichtliche Kampf zwischen dem Norden und Süden, dem so viele andere gleiche Katastrophen folgen sollten und der den Anstoß zu der Reform des alten Feudalreichs auf doppelter Linie gibt. Konfutse schafft die Fundamente eines Kultur-Einheitsreichs universalistischer Zielrichtung, dessen Ecksteine Ahnenverehrung und kindliche Pietät sind, dem aber die eigentliche politische Substanz moderner Staatenbildung völlig fehlt. „Zuerst kommt das Volk, dann kommen die Götter; das unwichtigste ist der Herrscher" — so formuliert es seiner Staatsweisheit letzten Schluß. Der große Schihuangti aber, der genialste Fürst, der je auf dem Drachenthron gesessen, bewies sogleich das Illusionäre dieses Ausspruchs und schmiedet nerviger Faust, dröhnenden Hammerschlags des Philosophen moralistisches Gebilde zu einem straff zentralisierten Nationalstaat um. Die alte Form war zerbrochen, aber deren Wesen lebte dennoch sehr bald wieder auf, sobald dem Herrscherhelden schwache Epigonen folgten, weil die ganze Reform nur auf eines Mannes Auge und Wille gestellt war, nicht Geist und Seele des unpolitisch veranlagten und erzogenen Volks zu einer höheren politischen Weltanschauung emporgeführt hätte. In Chinas ewig revolutionärem Werdegang verändert sich nichts. Aus den mediatisierten Markgrafschaften dringen nach wie vor in Jahrhundertzwischenräumen Throne und Regierungen hinwegspülende Sturzfluten zum Reichszentrum vor; die letzte ist die der Mandschus, deren Abdankung heute nach einer seit 1644 datierenden Herrschaft besiegelt ist.

Man muß sich diese Grundprobleme der urgeschichtlichen Entwicklung und Daseinsbedingungen Chinas vor Augen halten, will man in gerechter, nicht vom Parteistreit des Tages befangener Kritik beurteilen, was die Mandschus für das Reich geleistet haben, was sie zu Fall gebracht hat.

Die ersten Mandschus bis zu Kienlung (1736—1796) waren die kraftvollen Wiederaufbauer und Mehrer des unter der eingeborenen vorhergehenden Dynastie verkommenen und der Auflösung nahe gebrachten Reichs. Es genügt, zum Zeugnis dessen des glanzvollen Aufschwungs und der Blüte Chinas unter Kanghi sich zu erinnern, dessen Regierung die Jesuitenschriften in allen Einzelheiten und freilich nicht ohne übertreibende Verhimmelung schildern. Als „Fürst des tiefen Friedens" durfte er sich mit Recht trotz den vielen Kriegen, die er zur Neubefestigung des Reichs und zur Wiedergewinnung der verlorenen Glieder führte, bezeichnen, weil er durch Großmut und Versöhnlichkeit all diese Unternehmungen in überraschend schneller Weise zu Ende führte und seine blutigen Kämpfe hinter den gewaltigen Werken des Friedens, die er schuf, fast verschwinden. Dem Tode nah, blickte er auf ein Reich, das allenthalben wohlgepflegte Straßen und Kanäle, die Vermittler eines regen Verkehrs und trefflich organisierten Postdiensts, durchzogen, dessen Handelsschiffahrt sich bis Sachalin und Hinter-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indien erstreckte, dessen Landwirtschaft durch Veredelung der Kulturmethoden kräftig aufblühte, dessen altvererbte Künste eine vielbewunderte Renaissance feierten, für dessen wissenschaftlichen Fortschritt eine Menge neu gegründeter Volks- und Hochschulen und großartiger Büchereien sorgten. Und unter Kienlung erreichte der Staat eine Ausdehnung, wie er sie nie zuvor besessen hat: er erstreckte sich vom Ölötenland bis zum Reich der zehntausend Inseln und vom Pamirhochland bis zum oberen Mekong und nach Anam. Kurz, die Mandschus hatten in kurzer Zeit ein Werk der Restauration vollbracht, das dem des Schihuangti durchaus ebenbürtig ist und das sie, die heute Geschmähten und Verachteten, zu Chinas dauernder Erlösung von seinem konstitutionellen Leiden revolutionärer Fieber und organischer Zersetzung berufen zu haben schien. Aber wiederum wurde die Hoffnung enttäuscht.

In seinem politischen Testament warnte Kanghi seine Nachkommen davor, nach Art der Kin und Juan dem Chinesentum sich unter Preisgabe der eigenen Sitten anzupassen. „Denn sind wir auch grob und roh, so sind wir doch bieder und ehrlich nach den Überlieferungen des alten China, und das ist das Fundament unserer Herrschaft." Der Vorsatz war gewiß richtig, aber die Ausführung, die kastenmäßige Abkapselung der Mandschus vom chinesischen Volk, war grundverkehrt. Der Mandschuadel blieb überall, selbst auf dem privilegierten Gebiet des Kriegshandwerks, hinter den Fortschritten der Zeit zurück; die größte Zahl seiner Mitglieder wurde zu unnützen, vom Staat durchzufütternden Drohnen. Der Hof aber bildete sich infolge der Vielweiberei zu einem Staat im Staat aus, bestehend aus einem schier unüberseh̃baren Troß von Kindern, Prinzen, Kebsen, Eunuchen, den durchzufüttern, zu bereichern und dessen unaufhörliche Kabalen und Zänkereien zu schlichten allmählich fast die einzige Sorge der Regierung bildete. Neuerdings lebte so das Neunfeldersystem in verzerrter Form auf: im Zentrum eine Hofhaltung, die sich vom Schweiß der Untertanen nährt, ringsum statt der Markgrafschaften Vizekönigtümer, deren Herrscher schalten und walten konnten, wie sie wollten, sofern sie nur nach Peking viel dem Volk erpreßte Steuern schickten. Endlich, als die europäische Kultur und Weltanschauung immer herrischer an Pekings geschlossene Tore anklopfte, als ein Kangjuwei als Beauftragter der Reformpartei bis zum Thron vordrang und dem Hof freimütig seine Sünden vorhielt, als spreche er zu einem Haufen Kulis, entschloß sich die alte Kaiserin Tsehsi, gestützt auf ihren Kanzler Jüanschikai, zu einer durchgreifenden Reform von dem Punkt aus, wo der Hebel seit zwei Jahrtausenden bei jedem Dynastiewechsel angesetzt, aber alsbald wieder unzulänglicher Kraft fallen gelassen worden war: Die Zentralisation der monarchischen Regierung unter Entwicklung der demokratischen, zünftlerischen und kleinbürgerlichen Zellengebilde des überlebten konfutsianischen Staats zu leistungsfähigen, in den Dienst des ganzen Reichs gestellten konstitutionellen Organen wurde planmäßig in Angriff genommen. Aber der heroische Entschluß kam, wie es der heutige tragische Abschluß des Mandschudramas beweist, zu spät. Der Süden mit seinem umstürzlerischen, unsteten Geist erweist sich wiederum als das böse Fatum Chinas. Er drängte Peking zu einem Zugeständnis an den Radikalismus über das andere, bevor die ersten Fundamente zur Verwirklichung des revisionistischen Programms fest begründet werden konnten: die Idee der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Revolution war siegreich, bevor diese äußerlich begann.

Der Mandschu Fehler und Verhängnis ist es also nicht, wie es der chauvinistische Nationalismus will, daß sie, ein zugewandertes Volk, dem Chinesentum fremd geblieben sind, dessen entartendem Milieu sie im Gegenteil allzuwenig Widerstandskraft entgegensetzten. Ihre große geschichtliche Schuld liegt vielmehr darin, daß sie nicht rechtzeitig eine organische Umbildung des Staats, die die Umklammerungen der reaktionären altchinesischen Überlieferung gesprengt hätte, herbeizuführen vermocht haben. Mit ihrem Fall stürzt das feudale Reichsgefüge der vorchristlichen Zeit der Form nach endgültig zusammen, um aber, wenn es nach dem Willen der Republikaner geht, sofort dem Geist nach wieder aufzustehen: das föderalistische Gebilde mit den Peking umlagernden autonomen Provinzen wäre nichts als eine letzte moderne Fortbildung des in jener Urzelle des Staats gegebenen Prinzips der zersplitternden Neunteilung, dessen durch zwei Jahrtausende laufende Reaktionierung das unselige Verhängnis des größten Reichs Asiens wurde. Damit ist für alle, denen Geist und Gesetz der Geschichte nicht als eine Torheit gilt, das Urteil über das Programm des Komingtang gesprochen.

Dr. Frhr. von Mackay

Der Streik

Ende der achtziger Jahre. Kohlenstreik im Ruhrrevier. Ein schwüler Abend. Polizisten eilen die Hauptstraßen der Grubenstadt entlang, mahnen die Geschäftsleute, schnell die Läden zu schließen, die Auslagen zu schützen. Was hastig geschieht. Wir Kinder drängen uns zueinander, bebend. Die Straße menschenleer. Kaum wagt sich der bange Blick durchs Fenster. Dann ein fernes, dumpfes Tosen, dazwischen Detonationen. Sie kommen. Im Keller eines Hotels, ganz in unserer Nähe, geht eine Dynamitpatrone auf. Klirren, Krachen, Schreien. Ein Augenblick wahnsinniger Angst. Schon sehen wir uns zerschmettert, geben uns die Hände, wollen gemeinsam sterben. Der Haufe stürmt vorüber, auf den Marktplatz, uns geschieht nichts. Steine, Schüsse, Knüppelhiebe hagelt es auf die Polizisten, die sich auf das Dach der Trinkhalle flüchten und von dort feuern. Man spielt ihnen übel mit. Zerbeult und blutend wehren sie sich, bis Hilfe kommt. Gegen zwei Uhr nachts wird Ruhe. Anderen Tags rückt Militär ein. Infanterie von Minden, Reiter von Münster. Der kleine Belagerungszustand. Man „stellte die Ruhe wieder her". Es sind grausige Dinge passiert. Viel Blut von Unschuldigen hat man vergossen, das Seitengewehr war am Werke.

Und doch haben wir die Arbeiter schon damals geliebt. Wir fürchteten uns vor dem Alkoholtoben an den Abschlags- und Lohntagen, schlugen uns bis zur Bewußtlosigkeit mit Arbeiterkindern und gingen nie ohne Schleudern, Riemen oder Stöcke zur Schule, die nahe an rußigen Zechen und Walzwerken lag. Aber unser Haß galt den Lackdroschken, die durch arbeitswehe Straßen die großen Diener Plutos trugen. Wir sahen die langen Reihen verkohlter Menschenkörper, die das Wetter geschlagen hatte. Wir erlebten Brutalitäten der Zechenbeamten, schamlose Gemeinheiten und wir fragten uns: Wer hat das Recht, die gefährlichste, die schwerste Arbeit so zu entlohnen? Wer im Ruhrrevier, außerhalb der Zechenparks, fern vom Schacher mit Kohlen und Grubenpferden, vom Sektgesaufe der Zechenbarone, auf-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewachsen ist, muß den bleichen, gebückten, vom Gestein blau gezeichneten Bergmann lieb haben. Wohl nirgends ist das Kapital so mit Menschenwürde verfahren wie in der Kohlenindustrie, wohl nirgends hat es Menschenrecht so in Schande verkehrt wie dort. Gehetzt, getreten, wie Vieh oder Kuli behandelt, welche Menschenkreatur kann das erdulden? Und doch hat es der Bergmann, der deutsche Bergmann wenigstens, ertragen, mit Wundergeduld ist er seine mühselige Straße gezogen und hat sich durchgerungen zu Wirtschaftsmacht und Ruhe. Heute sind seine Verbände machtvolle Organisationen. Und je stärker er geworden ist, desto würdiger wurde er. Er nahm gerade die umgekehrte Entwicklung wie die Bergherren. Für Provokationen und Burschenübermut, für polnische Besäuftheiten ist der deutsche Bergmann nicht verantwortlich. Im Gleichschritt mit der Gewerkschaftszentralisation haben die Streiks ihren Gewaltcharakter verloren. Sie sind mehr und mehr Wirtschaftskämpfe geworden. 1905 war das so und jetzt ist es wieder so. Allgemein wurde von Objektiven die Ruhe gelobt, mit der der Ausstand anhub, ein Streik, in den die Kohlengräber mit bestem Rechte gegangen sind. Ein Kampf um Lohnquote und andere Erleichterungen, die gefordert werden dürfen, ja gefordert werden müssen. Man vergleiche Lebensmittelpreise, Lohnhöhe und Zechengewinn etwa an den Geschäftsberichtstabellen der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, der Hochburg aller Bergherrengelüste. Was man jedem Kaufmann zugesteht, will man den Arbeitern verwehren.

Wo steht denn geschrieben, daß 10, 15, 20 Prozent Dividende verteilt werden, daß die Tantiemen millionenhoch sein müssen? In welchem Buche, in welcher Weisheit, in welchem Gesetze steht das? Wer kann denn noch im Ernst an den Mumpitz von der Genialität der Direktoren glauben. Einer von ihnen soll mehr wert sein als 35000 Arbeiter? Und das behauptet man noch zur Zeit der Kartellsicherungen, des Kohlensyndikates, das auch die Geschäftsfähigkeiten schematisiert. Oder will man etwa die mit den Banken vorgenommenen Agioschiebungen als Heroentaten bezeichnen? Das geht doch heuzutage wohl nicht mehr gut an. Wenn nichts mehr hilft, ist man schnell mit dem ausländischen Wettbewerb bei der Hand. Als ob der durch eine gerechtere Verteilung der Gestehungskosten gestärkt würde! Die bessere Arbeitsentlohnung macht es nicht, der Spekulationsschwindel, das Haushochklettern über den Nominalkurs, das macht es. Eine 6prozentige Dividende bei 150 ist doch ebensogut wie eine 12prozentige bei 300. Muß man denn den Banken, der Börse die Kursgewinne zuschanzen und damit sie voll werden, die Dividenden klettern lassen? Muß man der Tantieme wegen oder weil ein Aktienpascha es will, den Nettogewinn Jahr für Jahr steigern? Wo ist denn diese Notwendigkeit bewiesen? Die Zechen arbeiten (siehe Reichsarbeitsblatt Nr. 2 von 1912, siehe Geschäftsberichte) glänzend. Sollen die Arbeiter da zurückstehen, sollen sie das Konjunkturglück versäumen, das ihnen England in den Schoß wirft? Sie wären Narren. Schädigung der gesamten Volkswirtschaft? Gewiß. Aber durch wen? Etwa durch die Arbeiter? Weshalb verhandelt man denn nicht mit ihnen, mit ihren Verbänden? Man verbindet sich doch auch, macht Syndikate, schwarze Arbeitsnachweise und dergleichen. Die Arbeiter schließen sich doch nur zusammen, weil sie ehrlich bessere Lebensbedingungen erkämpfen wollen, mit mehr Ehrlichkeit als das Grubenkapital bis heute

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewiesen. Und der Staat? Immer noch nicht begreift er, was hier vorgeht. Legt sich fest mit seinem Urteil, einer Kaste wegen und gibt vor, gerecht zu sein. Er, der Grubenherr, der noch kürzlich die Preisbelastung des Konsums durch das Kohlensyndikat mitgemacht hat. Dabei könnte er hier eine Machtstellung gewinnen, wie sie eben die englische Regierung zu erringen sucht, einen Einfluß auf Produktion, auf Kapital und Arbeit. Angst vor dem Odium, Sozialist zu werden? Fiskus will doch auch Monopole. Ist das etwa kein Sozialismus? Bei uns aber legt man die Flinte an. Man will das „Eigentum" schützen, ohne die ungeheure Umwertung des Eigentumbegriffes erkannt zu haben.

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Hands off!

Unter diesem nicht ganz hellenisch klingenden Titel hat Herr Dr. Collischon einen Aufsatz erscheinen lassen, in dem er lebhaft für die humanistische Bildung eintritt.

Natürlich fallen die Kämpen für neuzeitliche Reformen über ihn her und ebenso natürlich begegnen wir in ihren Reihen jenen germanischen Philologen, für die mit dem Jahre 1870 ein neues Kulturideal, das „teutsche", sieghaft in die Erscheinung getreten ist. Vielleicht ist sich so ein Teutscher nicht bewußt, wie sehr er nicht bloß mit seinen Ansichten, mit Zwecken und Zielen, sondern mit seiner Totalität Antipode des Humanismus ist.

Diese Herren wissen nicht mehr wohin mit ihrem — heißen wir es Patriotismus — und haben keine Ahnung davon, auf welches Niveau sie die geistige Bildung des von ihnen so sehr geliebten Volkes mit ihrer Deutschtümelei herunterdrücken wollen.

Man soll gute Menschen nicht verletzen, und gut sind sie gewiß alle, welche hinweisen auf das „deutsche Reckenideal", eine besondere Art von unwissenden Lümmeln heranbilden wollen, und wenn sie vereinzelt als rarae aves auftreten würden, könnte man sich damit begnügen, sie auszustopfen.

Aber leider treten die Prachtexemplare scharenweise auf und so bleibt nichts übrig, als sie, wenn auch mit vergifteten Pfeilen, abzuschießen.

Was soll man Höfliches vorbringen, wenn jemand die unbedingte Verehrung des hellenischen Kulturideals eine „völkische Selbstentmannung" heißt und auf jeden Plato einen Nietzsche setzt?

Wenn der Philologe das deutsche Schrifttum „vom Hildebrandslied bis Meister Raabe" gegen die klassische Literatur ausspielt und die erzieherischen Möglichkeiten des „deutschen Reckentums" in Martin Luther sich gipfeln läßt?

Wir können doch nicht mit Ernst im Antlitze dem wackeren Jugendbildner auf der krausen Linie folgen, die er vom Hildebrandslied zu Raabe zieht, ihm nicht sagen, daß in der Geschichte der Entwickelung des menschlichen Geistes ein Jahrtausend nach Homer dieses Hildebrandslied nicht wertvoller ist, als der poetische Versuch eines Eskimo, können ihm, wenn er es schon nicht weiß, nicht erst klar machen, daß die Rüstung Martin Luthers seine humanistische Bildung, und daß der Humanismus bahnbrechend für die Reformation war.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch würde es vermutlich wenig helfen, wenn man dem Teutomanen nachwieſe, daß die helleniſche Kultur das Fundament der römiſchen und ſo im geſchloſſenen Zuſammenhange die Grundlage unſerer europäiſchen Kultur geworden iſt.

Der Mann würde ſogleich bereit ſein, die tauſend Jahre römiſcher Geſchichte recht gering zu bewerten neben irgendeiner Äußerung des germaniſchen Reckentums und das wäre nicht einmal ſo abſurd in einer Zeit, in der man mit gelehrtem Anſtrich Jeſus Chriſtus als Nachkommen in Paläſtina eingewanderter Germanen bezeichnet.

Mag darum der Streit über humaniſtiſche Bildung mit den „masters Vorwärts“, die jeden Erfolg der Naturwiſſenſchaften mit dem Wunſche begrüßen, daß nun die Quellen der Bildung verſtopft werden ſollten, mag der Streit mit den weltgewandten Menſchen, welche die „tote“ Sprache Homers ſo gering und die „lebendigen Sprachen“ der Oberkellner ſo hoch ſchätzen, mag der Streit mit all dieſen in ſteten Wiederholungen geführt werden, aber die philologiſchen Vertreter des deutſchen Reckenideals ſollte man nicht ernſthaft anhören.

Ihre Deklamationen gehören in die Bierkneipen, wo ſie mit germaniſchen Notariatsbuchhaltern und ähnlichen Markgenoſſen Bier aus Hörnern ſaufen können. L.

Die Schaubühne des Patriotismus

Es wäre ſchade, wenn der Spielplan des Königlichen Schauſpielhauſes in Berlin, der in den letzten Wochen von uns erlebt wurde, nur auf Theaterzetteln und in Zeitungen ſein ephemeres Daſein friſtete. Wer fühlt ſich nicht verpflichtet, Kulturdokumente ſeiner Zeit zu ſammeln? Wer aber könnte an dieſem Dokument vorübergehen!

Der Spielplan des Königlichen Schauſpielhauſes lautete vom 10. März bis 18. März folgendermaßen: Der große König (Verfaſſer: J. Lauff, Muſik nach Friedrich d. Gr.). 1812 (Verfaſſer: Otto v. d. Pfordten). Die Quitzows. 1812. Der große König. Freund Fritz. Der große König. 1812. Der große König. Die beiden Stücke „Der große König“ und „1812“ wechſelten auch die vorhergehende Woche miteinander ab. Die Reihe wurde nur einmal unterbrochen. An jenem Abend wurde „Doktor Klaus“ von L'Arronge geſpielt.

Man könnte zur Entſchuldigung anführen, daß es nicht viel verſchlage, wenn die königliche Bühne für einige Wochen ausruhe, ihre Pflicht vergeſſe. Sie ſpiele oft genug im Jahr und Schiller ſei ſchon ſo lange tot. Der Lebende hat Recht. Es gebe genug Theater in Berlin, die in die Lücke treten könnten. Muß denn immer auf dem tragiſchen Kothurn geſchritten ſein?

„Der große König“ bildet ſeit vielen Wochen die eine Hälfte des Spielplans. Die andere füllten einige Luſtſpiele und die Neueinſtudierungen dieſes Winters: Pentheſilea von Kleiſt und die Nibelungen von Hebbel. Für dieſen Monat werden Kleiſt und Hebbel durch Otto v. d. Pfordten erſetzt. Vorgänger der hiſtoriſchen Szenen von Lauff war der unendlich oft wiederholte „Bettler von Syrakus“ von Hermann Sudermann.

So ſieht der Spielplan der erſten Bühne der Hauptſtadt aus.

Es iſt Mode in Berlin geworden, daß ein Theater zwei bis drei Stücke monatelang alternierend herunterſpielt. Der Leierkaſten und das Metropoltheater ſcheinen hier als Vorbilder wirkſam zu ſein. Reinhardt ſpielt Wochen lang Abend für Abend ein Luſtſpiel, das einige Mitglieder des Deutſchen Theaters zum Verfaſſer hat. Die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Idee von Shakespeare, der Titel symbolisch: Viel Lärm um nichts. Das Lessingtheater gibt seine Modeschauspiele weiter, aber es rettet seine Ehre durch einen Ibsenzyklus. Im Theater an der Königgrätzerstraße sind die fünf Frankfurter inzwischen zu fünfhundert Frankfurtern geworden, und es steht außer Zweifel, daß sie es noch auf tausend bringen werden. Der Rest ist Schweigen.

Gewiß ist es verständlich, wenn in solcher Umgebung das Königliche Schauspielhaus ratlos und verwirrt das tut, was die andern auch tun. Heute „Der große König", morgen „1812" usw., mit Grazie in infinitum.

Weiß man im Königlichen Schauspielhaus, daß man mit einem solchen Spielplan abdankt, daß man sich damit selbst aus der Reihe der ernsten Bühnen streicht? Ein Wunder, daß das Standbild am Gendarmenmarkt, das, wie man sagt, Deutschlands größtem Theaterdichter errichtet ist, noch an seinem Platze steht. Man sehe einmal genau hin: steht nicht Kadelburg oder ein Professor auf dem Sockel?

Wie soll man es nennen, wenn eine Bühne, die die Pflicht hat, die dramatische Literatur eines Volkes in Leben und Wirkung umzusetzen, ihre Zeit an Nichtigkeiten und äußerliche Pompentfaltung vergeudet? Wer der Nation das vorenthält, worauf sie ein Recht hat, Anspruch zu machen, ist ein Dieb an ihren geistigen Gütern. Verrat am Vermögen eines Volkes ist es, ihm das nicht zu geben, was es zu seinem Leben und inneren Wachstum bedarf.

Aber wie? Eben der Patriotismus ist es ja, der sich auf der Königlichen Bühne so zu breit macht.

Diese Verwechslung ist nur dadurch zu erklären, daß es Leute gibt, die bei dem Worte Vaterland innerlich leise Hurra! rufen, weil sie die Begriffe nicht auseinanderhalten können. Ihnen wird es unwahrscheinlich klingen, daß es einen Standpunkt gibt, von dem aus es Verrat genannt werden darf, wenn die immensen Schätze deutscher Geisteskraft und Seelenreichtums ungenutzt vermodern müssen, damit auf der Bühne, die sie zum Leben erwecken sollte, Hurra gerufen werden kann.

Wo steht die Bühne, deren Pflicht und Aufgabe es ist, die Werte der deutschen Nationalliteratur, unbekümmert um Marktgeschrei und Kursschwankungen, dem deutschen Volke zu vermitteln? Am Gendarmenmarkt soll sie stehen, habe ich die Leute sagen hören.

Geschäft ist Geschäft. Auch der Patriotismus ist ein Geschäft. Woher sollte es auch Herr Paul Lindau wissen, daß in der Literatur eines Volkes das beste steckt, was dieses Volk ist oder sein möchte? Daß ein Volk wird und lebt, indem es die Werte, die seine Vergangenheit hervorgebracht hat, ins Blut aufnimmt und verarbeitet? Woher sollte er wissen, daß es die Seele des Volkes war, die in den Dichtern dieses Volkes ans Licht getreten ist, Leute, die dort, wo die Kurse steigen und fallen, freilich unbekannt sein mögen.

Vor einem Jahrhundert schrieb ein deutscher Dichter über die Schaubühne als eine moralische Anstalt. Die Werke, die derselbe Dichter seiner Nation als Frucht eines groß und in intensivster Arbeit hingebrachten Lebens hinterließ, setzten die Schaubühne in den Stand, das zu sein, was er von ihr forderte.

Das Königliche Schauspielhaus steht heute auf dem Standpunkt, daß Schiller genug gespielt worden ist. Daß seine Nachfolger Grillparzer und Hebbel zahlreiche Werke hervorgebracht haben, daß es nicht genug ist, Schiller alle drei Wochen einmal aufzuführen — wer vermöchte davon jemand zu überzeugen, der an eine tiefere Mission des Theaters nicht glaubt, und genug für das Ideal getan zu haben meint, wenn

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

die Szenen, die er zum besten gibt, patriotische Rauschgefühle erwecken?

B.

„Bankrott der Staatsgewalt"

Den preußischen Konservativen dauert es mit dem Umsturz zu lange. Sie verlieren die Geduld. Es ist auch verdrießlich: keine noch so dringende Ermahnung kann die Sozialdemokraten bewegen, ein wenig aus sich herauszugehen. Nach Moabit schöpfte man Hoffnung. Aber es war nichts. Der Mob verlief sich, und die Gerichte versagten. Man steckte den Krieg an den Angelhaken. Doch die Roten vergaßen ihrer Pflicht, proklamierten nicht den Generalstreik im Falle einer Mobilmachung und versäumten es, die Partei Englands zu nehmen. Auch hinsichtlich der Republik enttäuschten sie berechtigte Hoffnungen: kein dahingehender Antrag wurde dem Reichstag vorgelegt.

Daß es so nicht weitergehen konnte, begreift sich. Eine politische Polizei entartet, wenn die Attentate zu lange ausbleiben. Sollten umsonst die apokalyptischen Reiter Landesverrat, Generalausstand, Kaisersturz und Anarchie zum Schloßfenster hinaufgewinkt haben? Heydebrand umsonst sich verbürgen: „Meine Herren, wer zweifelt noch, daß wir eine Stufe vor der Revolution stehen. Die Zustände gleichen denen des Jahres 1788 . . ." Eines blieb noch: Die Streikunruhen. Hatte nicht England gezeigt, daß anderthalb Millionen Organisierte selbst eine Regierung mit revolutionären Schwachheiten anstecken konnten? Kamen nicht selbst aus Sachsen verdächtige Zeichen der Zustimmung? Freilich, die Engländer schlugen keinen tot und zerbrachen, ihrer anderthalb Millionen, nicht soviel Glas wie Miß Pankhurst allein. Vielmehr spielten sie Tennis und Football und ließen sich von der feindlichen Partei zur Teevisite einladen. Indessen: wir sind nicht in England. Wer die Rheinländer und Westfalen kennt, darf die Hoffnung festhalten, daß es doch noch etwas zu schützen gibt. Den Einheimischen dieser Gegend sitzt schon in friedlichen Zeiten das Messer recht locker. Polen, Kroaten, Italiener haben ihre Sitten nicht mildernd beeinflußt. Der Anblick einer Uniform bringt sie auf. Das weiß man; und sorgt bei Manövern dafür, daß Arbeiter und Soldaten nach Möglichkeit auf keinem Tanzboden zusammentreffen. Schickt ihnen, nach Streikausbruch, reichlich Polizei und Militär: und es wird an Zeichen des staatsbedrohenden Geistes nicht fehlen . . .

Der Streik setzt ein. Mit zweimalhunderttausend Ausständigen. Mit sozialistischen Ordnern, Polizisten, Soldaten. Auch mit Hohngelächter, Schimpfen, Spucken, wo ein Arbeitswilliger das Spalier der streikenden Kollegen durchschreiten muß. Hier und da setzt es Hiebe. Jetzt ist die Stunde des Herrenhauses gekommen. Ein Antrag wird eingebracht, von Puttkamer begründet, und, nach einer wenig kontradiktorischen Debatte, angenommen. Was enthielt der Antrag?

Das eben ist schwer zu sagen. Hier der Wortlaut: „Das Herrenhaus wolle die Kgl. Staatsregierung ersuchen, alle erforderlichen Maßnahmen, nötigenfalls auch durch Einbringung von Gesetzesvorlagen, zu ergreifen, welche geeignet erscheinen, Arbeitswillige und Gewerbetreibende in der Verwertung ihrer Arbeitskraft und in ihrer geschäftlichen Tätigkeit wirksam zu schützen vor Vergewaltigung und Bedrückung, sei es, daß diese im Wege unmittelbaren oder mittelbaren Zwanges versucht werden."

Noch einmal, was fordert der Antrag? Den Rechtsschutz des Einzelnen? Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wäre etwas Selbstverständliches. Ebensogut könnte man die Regierung auffordern, auf die Durchführung des Strafgesetzbuchs zu achten. Bleibt, „nötigenfalls", die Gesetzesvorlage. Daß an dem Worte „Ausnahmegesetz" noch nichts Erschreckendes haftet, wird man Puttkamer zugeben dürfen. Aber der Herrenhausantrag ist weniger mutig. Er wickelt die Vorlage in einen schüchternen Konditionalis. Man möchte. Doch jeder Redner betont, die bestehenden Gesetze reichten vollkommen aus...

Worin also hat der „Staat" es fehlen lassen? Er hat nicht genug Militär geschickt. Dies ist an den Forderungen des Herrenhauses das einzig Greifbare. Der Regierungsvertreter, Unterstaatssekretär Holtz, war aufrichtig genug, zu bekennen, bei dreimalhunderttausend Lohnkämpfern könne man nicht gerade für jeden blauen Flecken aufkommen. Die Quittung für das rasche Wort gab ihm Graf zu Ziethen-Schwerin: Was man eben gehört habe, sei eine „Bankrotterklärung der Regierung". Mit tiefer Betrübnis müsse er, Redner, den — Belagerungszustand empfehlen. Wohin sollte es kommen, wenn sozialistische Ordner der Staatsgewalt die Arbeit vorwegnähmen? Das ist die Revolution.

Dies Geständnis soll man sich merken. Zum Angedenken dessen, was unseren Staatserhaltenden „Ordnung" heißt. Ordnung herrscht, wenn Flintenschüsse die Streikenden eingeschüchtert haben. Schaffen die Ausständigen selber Ruhe, durch Parteidisziplin: so ist das Revolution. Und die Regierung bankrott.

Es ist nicht ganz leicht, sich in den Staatsbegriff preußischer „Herren" hineinzudenken. Sie kehren den Jesuitensatz um: Das Mittel muß ihnen den Zweck heiligen. Staatsgewalt ist ihnen etwas Feststehendes und Absolutes. Sie muß in Aktion bleiben: auch wenn sie mehr schadet als nützt. Wo zweimalhunderttausend Arbeiter streiken: da ist, für konservatives Gefühl, der Staat nicht beteiligt. Nemo contra deum nisi deus ipse. Sie begreifen nicht, daß jede gemeinsame Handlung von Staatsangehörigen auch eine Handlung des Staates ist. Dem Gott der Pantheisten gleich, ist der Staat überall gegenwärtig, wo eine Vielheit Veränderungen hervorbringt. Er wird ja, im gleichen Augenblick, mitverändert. Er ist kein selbständiges Gebilde, das „von außen stieße". Wie können zweimalhunderttausend oder vier Millionen Menschen gegen den Staat sein? Sie sind der Staat.

Für die Gouvernementalkonservativen stellen die Dinge sich anders dar. Ihnen ist der „Staat" ein Konkretum. König, Militär, Beamtenschaft: etwa, wie die Kinder den Geschenktisch mit Kuchen und Lichten einen „Geburtstag" nennen. Liegt ihnen an dem Schutz des Individuums wirklich soviel? Im Kriege, den sie nicht müde werden zu feiern, ist der einzelne rechtlos. Er „opfert sich" der Allgemeinheit oder wird ihr geopfert. Und die Besserung der Lebenslage von Hunderttausenden soll keine Schramme wert sein?

Doch das wäre erst ein Problem, wenn wirklich bewiesen würde, daß Militäraufgebote die Arbeitswilligen wirksamer schützen als die Selbstzucht durch keine Drohung gereizter Verbände. Wahrscheinlich ist das nicht. Nur — dann läge die „Staatsgewalt" brach. Und dann ist sie bankrott. Und dann haben wir den Umsturz. Die Pöbelherrschaft. Die Anarchie.

Hermann Friedemann

Denunzianten und öffentliche Ankläger

Der Schneidermeister Emil Jankowsky hatte an die Friseurgehilfen Pietkowsky und Schmidt Zimmer ab-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vermietet. Als er mit diesen in Streitigkeiten geriet und beide die Wohnung kündigten, beschloß er, sich an ihnen zu rächen. Er erstattete bei der Polizei gegen Pietkowsky eine Anzeige wegen Diebstahls und ferner gegen beide wegen Vergehens gegen den § 175 des Strafgesetzbuches. Er wollte durch ein Schlüsselloch jene Vorgänge, die den Gegenstand des letzten Punktes der Anzeige bilden, beobachtet haben. Daraufhin wurde der Friseur Pietkowsky verhaftet. In der Verhandlung, die nach siebenwöchiger Untersuchungshaft Pietkowskys stattfand, schränkte Jankowsky seine Aussage derartig ein, daß der Staatsanwalt selbst die Freisprechung des Angeklagten beantragte, da dieser offenbar das Opfer einer wissentlich falschen Anzeige geworden sei. Inzwischen war von dem Kriminalkommissar Dr. Kopp festgestellt worden, daß man durch jenes Schlüsselloch das Zimmer überhaupt nicht übersehen konnte, so daß der Verdacht nahe lag, daß Jankowsky jene von ihm angeblich gemachten Beobachtungen überhaupt nicht gemacht hatte. Schließlich stellte es sich auch noch heraus, daß nicht die von ihm beschuldigten jungen Leute, sondern er selbst in Kreisen verkehrte, die sich in gewisser Weise gegen den § 175 vergehen. Nach längerer, unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführter Beweisaufnahme kam das Gericht zu der Überzeugung, daß Jankowsky die von ihm in der Anzeige behaupteten Dinge erfunden hatte. Das Gericht erkannte auf ein Jahr Gefängnis. Außerdem wurde der Angeklagte wegen Fluchtverdachts sofort verhaftet.

So lautet die trockene Erzählung des Gerichtsberichterstatters. Ein Exempel ist an einem ekligen Denunzianten statuiert worden, aber er hatte Mitschuldige, die straffrei geblieben sind. Die Mitschuldigen, wovon die Amtspersonen, die ihm leichtfertig Glauben schenkten, die Anzeige übereilt und fahrlässig zur Grundlage einer öffentlichen Anklage machten, einen Unschuldigen sieben Wochen lang seiner Freiheit beraubten und so lange beschäftigungslos machten. Unter ganz gewöhnlichen Sterblichen würden sich wenige gefunden haben, die dem Denunzianten geglaubt hätten. Erst die Verhaftung konnte dem Rufe Pietkowskys ernstlich schaden. Vermochte wirklich niemand von denen, die an der Voruntersuchung beteiligt waren, auf die naheliegende Vermutung zu kommen, daß die Anzeige nur eine Denunziation wäre? Mußte bis zum Verhandlungstage gewartet werden, bis man untersuchte, ob der Denunziant durch das fragliche Schlüsselloch gesehen haben konnte, was er gesehen haben wollte, oder bis man dahinterkam, daß der Denunziant und nicht sein Opfer in homosexuellen Kreisen verkehre?

Einer ähnlichen Leichtgläubigkeit amtlicher Personen hatte ja seinerzeit der Krankenpfleger Edmund Griehl es zu verdanken, daß die Berliner Kriminalpolizei ihn, nachdem sie sich schon in einem Rollfuhrkutscher deswegen zwei Monate lang getäuscht hatte, für den Mörder der Witwe Hoffmann in der Blumenthalstraße zu Berlin hielt und mit Hilfe der gleichgesinnten Staatsanwaltschaft drei Monate und eine Woche in Untersuchungshaft sitzen ließ. Dreißig Jahre lang hatte Griehl in seinem Berufe aufs treueste seine Pflicht erfüllt, sich als ein liebevoller Ehemann, ein fürsorglicher Familienvater, ein vornehm denkender und handelnder Mensch bewährt, und nur weil irgendeine minderwertige Frau aus dem niedern Volke gesehen haben wollte, wie Griehl zur Zeit der Mordtat die Treppe des Hauses in der Blumenthalstraße herunterkam, kam er in den Verdacht, ein Mörder zu sein.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man stelle sich einmal vor, Kriminalisten, Staatsanwälte, Untersuchungsrichter, die derartigen Denunziationen leichtfertig Glauben schenken, würden plötzlich zu verantwortlichen Redakteuren größerer Zeitungen gemacht und ließen es sich dort beifallen, auf Grund lächerlich armseliger Indizien unbescholtene Personen ehrenrühriger Handlungen öffentlich zu beschuldigen, sei es auch in Fällen, wo es wirklich im Interesse der Allgemeinheit läge, daß ein hinreichend Verdächtiger öffentlich gebrandmarkt würde: Sie würden sich erstens durch ihre Leichtfertigkeit als Journalisten unmöglich machen, zweitens vor Gericht rasch wegen verleumderischer Beleidigung zu langen Gefängnisstrafen verurteilt werden.

In der Schweiz, in England, Amerika und anderwärts gibt es längst wirksame gesetzliche Schutzvorkehrungen gegenüber der Gefahr ungerechtfertigter Freiheitsberaubung durch den Untersuchungsrichter und dem Angeschuldigten wird dort kein Mittel versagt, seine Unschuld rasch klarzustellen. Ihm steht während der Voruntersuchung ein Anwalt zur Seite, der auf ihren Verlauf ebensoviel Einfluß ausüben darf als der Staatsanwalt. Umstände, die zur sofortigen Entlastung angeführt werden, müssen sofort erforscht werden. Bei uns aber können immer noch wegen der lächerlichsten Bagatellen bisher unbescholtene Menschen von Untersuchungsrichtern, die sich über die mögliche Wirkung aus Unerfahrenheit mit dem täglichen Leben keine richtige Vorstellung machen, ins Gefängnis gesetzt werden. Der Assessor wütet hier wie ein Feind im Feindesland. Kein Haus, keine Familie ist vor ihm sicher.

Otto Corbach

Leibgeber an Emil Preetorius

Gestern ist mir, geschätzter Herr Maler, von dem Inselverlage in Leipzig Euer Buch zugekommen, worin Ihr des Luftschiffers Giannozzo Seebuch von unserem seligen Jean Paul mit Bildern geziert, und viele seiner kühnen farbigen Träume in Eure Sprache übersetzt habt. Wohl könnte ich Euch nun fragen, werter Maler, warum Ihr mir, den Ihr nicht kennet, warum Ihr dem Leibgeber und treuen Graul keine schönere noch edlere Figur verliehen auf jenem Blatt, wo Ihr des Giannozzo letzten Traum in der Nacht vor seinem Todessturz geschildert? Aber auch ich kenne Euch nicht, und so kann ich nicht wissen, ob Ihr nicht am Ende recht behaltet; denn was ich sonst von Figuren, Bergen und Wolkengebild auf Euren kühnen wehenden Blättern erkenne, das ist wohl alles treulich in Eure Bildsprache übersetzt und aus derselben romantischen Lust geboren wie der freche, liebe Mensch Giannozzo selber mit dem zerrissenen Herzen und mit seinem schönen, wilden, flackernden Ende. Am meisten lieb' ich das erste Blatt, wo das saubere Flugzeug so weich und beseelt im starken Winde über der hügligen Erde weht, und die Zeichnung mit den Geiern, dann die schöne italienische mit der großen Jungfrau und die nächtlich verworrene mit Eurem auf dem Brockenberge nachtwandelnden Graul oder Leibgeber. Da geht überall ein frischer, herzhafter Wind, wie ihn der Luftschiffer und auch der Jean Paul geliebt hat, er hätte (der J. P. nämlich) Euch wohl in einer freundschaftlichen Stunde erzählen mögen, wie der griechische Sokrates als ein frommer Ketzer und ironischer Freibeuter dem Athenienser Kebes vom Winde und Luftreich phantasiert hat. So habet denn Dank für den Luftschiffer Giannozzo, der mir lieb war und dem Ihr eine Unsterblichkeit, wenn auch vielleicht keine säkularische, auf die schöne zerschmetterte Stirn gezeichnet habet.

Leibgeber

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die industrielle Krisis in England

Von G. H. Perris

London, den 20. März

Ich schreibe wie ein Kriegskorrespondent mitten in einem ausgedehnten, höchst verwickelten Kampfe. Sein Ausgang ist ungewiß, auf beiden Seiten wechseln die Kommandierenden so schnell die Position, daß es nicht leicht ist, ihren Bewegungen zu folgen; nur das eine ist sicher, daß die Masse der armen Kämpfer schwer leidet. England ist der Schauplatz eines sozialen Krieges; im Norden sind Tausende von Fabriken geschlossen, im ganzen Lande ist der Eisenbahnverkehr bis auf ein Minimum eingeschränkt, die Schiffahrt liegt darnieder und die Versorgung mit Licht, Heizung, mit Kraft für Verkehr und Industrie ist überall bedroht. Zu der Million streikender Bergleute sind seit Ende Februar dreiviertel Million andere Arbeiter verdienstlos geworden, und wenn die Krisis nicht ein baldiges Ende findet, wird jeder Zweig der englischen Industrie und des Handels schwer leiden. Der Preis der Kohle hat heute ungefähr die doppelte Höhe seines normalen Standes erreicht, jeder Haushalt im Lande fühlt den Druck und am schwersten der Haushalt des Armen. Und der Druck auf den Privathaushalt ist nicht einmal die schlimmste Seite der Not, das Gefährlichste ist die Verwirrung und Lahmlegung der Fabrikationszweige und Verkehrseinrichtungen, von denen England vollständig abhängig ist. Der Export englischer Kohle (besonders nach Frankreich, Italien und Deutschland) beträgt ein Drittel der Gesamtproduktion. Die vorhandenen Reservelager, die groß genug sind, um der Spekulation die Erwerbung von Vermögen zu sichern, wenn die Konjunktur plötzlich aufsteigt, reichen doch nicht aus, um den Bedarf der Industrie für mehr als ein paar Wochen zu decken; die Schließung der Kohlengruben hat vergleichsweise die Bedeutung einer vollständigen Mißernte in einem rein agrarischen Staatswesen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was aber für die Situation bezeichnend ist, das ist, daß bis jetzt keine Unruhen und keine Panik ausgebrochen sind, obwohl jeder einzelne in Sorgen ist, und der Streik zum ausschließlichen Thema der Privatunterhaltung und der öffentlichen Meinung geworden ist, und obwohl Hunderttausende von armen Arbeitern schwer darunter leiden, daß die Bergleute ihre Forderungen durchsetzen. Vielleicht kommt in solchen Zeiten der englische Nationalcharakter am besten zum Ausdruck. Der Engländer, der in seiner normalen Insularbeschränktheit oft schwer von Begriff, unwissend und vorurteilsvoll erscheint, voll Selbstvertrauen und Anmaßung in Fragen der auswärtigen Politik, kämpft häusliche Kämpfe mit größter Hartnäckigkeit aus, ohne in Rachsucht zu verfallen, er vertraut mehr auf seine Ausdauer im Kampfe, als auf die rohe Kraft des Faustrechts, und vor allem schließt er seinen Frieden ohne Hintergedanken. Auch heute, wo revolutionäre Gedanken in der Luft liegen, und wo unser alter Konservatismus im Handumdrehen umgekrempelt wird, ist das Vertrauen auf eine Entwicklung der Dinge in voller Ordnung allgemein. Die öffentliche Meinung ist als Tribunal letzter Instanz und Parlament und Regierung als Exekutive unbedingt anerkannt.

Nachdem sich der Weg der Verhandlung als ungangbar erwiesen, hat der Premierminister gestern abend im Unterhaus die Kohlenbergwerks-(Mindestlohn-)Bill eingebracht, sie soll durch alle Stadien noch diese Woche durchgepeitscht werden zu dem Zweck, daß die Bergarbeiter nächsten Montag die Arbeit wieder aufnehmen. Mr. Asquith sagte, er schlage diese Maßregel mit großem und aufrichtigem „Widerstreben" vor, und er verwahrte sich gegen die von den Konservativen wie von den Vertretern der Arbeiterpartei vertretene Auffassung, daß der Gesetzentwurf eine prinzipielle Bedeutung habe. Die Bill ist offenkundig eine Maßregel von interimistischer Bedeutung, die nur für drei Jahre in Wirksamkeit tritt, wenn sie nicht vom Parlament verlängert wird. Mit der Annahme der Bill tritt ein gesetzlicher Mindestlohn für die Untertagarbeiter in Kraft, der gerichtlich beitreibbar ist. Die Höhe des Mindestlohns wird für die verschiedenen Bezirke durch gemischte Ausschüsse von Vertretern der Bergherren und der Arbeiter festgesetzt. Die Vorsitzenden der Ausschüsse, die eine Ausschlagstimme besitzen, werden von beiden Parteien gewählt, oder, falls eine Einigung nicht zustande kommt, vom Handelsamt ernannt. Diese Ausschüsse

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erhalten ferner die Befugnis, die Verhältnisse der alten und invaliden Arbeiter zu regeln und die sogenannten Sicherheiten festzustellen, die Arbeitsregulative, deren Nichtanerkennung den Arbeiter des Anspruchs auf den Mindestlohn verlustig macht. Der Gesetzentwurf hat keinerlei Strafbestimmungen; es ist darin nicht der geringste Versuch gemacht worden, den Bergherrn zur Öffnung seiner Grube oder den Bergmann zum Arbeiten zu zwingen. Kurz, die Bill ist ein großes Experiment, wahrscheinlich das größte, das je zur Regulierung der Löhne durch lokale Ausschüsse versucht wurde. Es würde einen großen Grad von Kühnheit bedeuten, über die voraussichtliche Wirkung des Gesetzes eine bestimmte Meinung zu riskieren.

Der Führer der Opposition, Mr. Bonar Law, hat sein Mißtrauen und seine Besorgnis offen bekannt. Aber das Parlament hat keinen anderen Weg und der Streik muß beendet werden. Außerhalb des Parlaments regen sich andere Kräfte, um eine antisozialistische Panik hervorzurufen.

Unsere reaktionären Zeitungen, die immer mehr von den Allüren der amerikanischen Presse angesteckt werden, deklamieren leidenschaftlich gegen den „Syndikalismus", wie sie jede aktiv vorgehende Entwicklung auf Seite der Arbeitervertretung titulieren; aber diese Scharfmacher werden kaum ernst genommen. Ein gewisser neuer Zug einer Politik der „direkten Aktion" machte sich allerdings zeitweise bemerkbar, der teils auf französische, teils auf australische Quellen zurückzuführen ist. Aber englischer Charakter und Einrichtungen zeigen feste Grundlinien, die Ideen eines M. Sorel und die Einfälle eines M. Pataud können nur bei sehr weit gehender Anpassung in diesem alten Boden Wurzel schlagen. Die Bergleute hatten ihre Vertreter im Parlament schon viel früher, als es eine unabhängige Arbeiterpartei im Unterhause gab. Sie vertreten den älteren, nicht den neuen Trades-Unionismus. Sie sind so gut organisiert, daß ihre Vereinigungen tatsächlich alle Kohlengräber im Lande einschließen; ihre Führer, die als Staatsmänner gelten können, haben niemals die Unterstützung eines Generalstreiks verlangt oder gewünscht. Die Gewerkschaft der Bergleute ist eine sehr respektable Körperschaft und abseits mancher Meinungsverschiedenheiten von lokaler Bedeutung einig in der nationalen Forderung des Mindestlohns. In dieser und manch anderer Beziehung unterscheiden sich die Bergleute grundsätzlich und wesentlich von den Eisenbahnern und den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderen Verkehrsarbeitern, deren sensationeller Streik im vorigen Sommer so vollständig fehlschlug.

Diese ihre besondere Art erklärt allein zur Genüge die Tatsache, daß die öffentliche Meinung von Anfang an mit den Bergleuten sympathisierte. Zweidrittel der Bergwerksbesitzer haben auch sofort den Mindestlohn im Prinzip anerkannt; die anderen, die Bergherren von Süd-Wales und Schottland, zeigten sich so offenkundig selbstsüchtig und reaktionär, daß die Regierung sich beizeiten bewogen fühlte, die Anwendung „aller erforderlichen Mittel" in Aussicht zu stellen, um, wie der Premierminister sagte, zu einem Ende zu kommen, „das uns die Genugtuung gewährt, mit der Gerechtigkeit und den großen Interessen der Allgemeinheit vereinbar zu sein".

Auf der anderen Seite wird zugestanden, daß eine Million Menschen nicht für allgemeine Erhöhung der Löhne oder für einen besseren Durchschnitt, sondern für ein Minimum kämpft, dessen Wohltat nur ungefähr einem Fünftel von ihnen zuteil werden wird. Dabei ist das Prinzip des Minimallohnes in Wirklichkeit nicht viel mehr als ein in eine Formel gekleideter frommer Wunsch, während alles ankommt auf die Fixierung in der Zahl oder vielmehr in den Zahlen, denn diese müssen, wie zugestanden, den verschiedenen Bedingungen der verschiedenen Distrikte Rechnung tragen. Die Führer der Bergarbeiter präjudizierten sich ein wenig, als sie darauf bestanden, nur Zahlen anzunehmen, die sie nach bestimmten Skalen ungefähr vor sechs Wochen berechnet hatten. Es ist allerdings seitdem durchgesickert, daß diese Skalen nicht die vollen Ansprüche der Arbeiter repräsentierten, sondern nur das Minimum, das auf jeden Fall verlangt werden sollte. Sie sollen jetzt als Beratungsgrundlage für die neuen Distrikts-Minimallohnämter dienen.

Nachdem die ersten Verhandlungen zwischen der Regierung und den Vertretern der Bergherren und Arbeiter ergebnislos ausgegangen sind, hat es kein Interesse mehr, auf ihre Einzelheiten einzugehen.

Ihr Scheitern wird, von einigen Bergwerksbesitzern extremsten Standpunktes abgesehen, allgemein lebhaft bedauert, denn dadurch sind die Aussichten auf baldige Beendigung des Streikes sehr beeinträchtigt worden, und diese Verzögerung hat das Elend der armen Leute und die Störung von Handel und Wandel wesentlich verschlimmert. Wird der Streik noch

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

länger andauern, so wird die Erbitterung große Dimensionen annehmen und die Versuchung für andere Klassen von Arbeitern, auch in den Streik einzutreten, wird weiter Boden gewinnen. In Deutschland und in den Vereinigten Staaten haben die Bergleute schon Konsequenzen aus der Arbeitseinstellung der englischen Kameraden gezogen. Freilich muß man sich sagen, daß es keine Kleinigkeit ist, ein Gesetz, das die bestehenden Schwierigkeiten wirklich löst, im Geschwindschritt zur Annahme zu bringen, wenn schon langdauernde Verhandlungen zwischen den Parteien keine Grundlage für eine Einigung schaffen konnten. Wenn ein Vertreter der Bergleute radikalster Observanz, Mr. Vernon Hartshon, dieser Tage sagte, daß die Regierung wohl vor das schwierigste Problem gestellt sei, das jemals in der Weltgeschichte den Staatsmännern zur Lösung vorgelegen habe, so ist das vielleicht gar keine so große Übertreibung. „Die Verabschiedung eines Gesetzes," sagte Mr. G. N. Barnes, der als Mitglied des Parlaments einer der besonnensten Führer der Arbeiterpartei ist, „ohne daß der Weg dafür geebnet ist, ist kein so einfacher Prozeß wie sich einige unserer Freunde vorstellen." Das Parlament ist überhaupt nicht so glücklich ausgerüstet, um mit schwebenden Fragen kurz aufzuräumen, wie eine Konferenz. Das Parlament wird am besten mit Prinzipienfragen fertig, aber hier handelt es sich um Detailfragen insofern, als alle Teile des großen Kohlengebiets in Betracht kommen. Es ist kein Wunder, daß Liberale und Konservative mit noch viel größerer Zurückhaltung an die gesetzliche Regelung der Frage herangehen, da ihnen die Interessen des Mittelstandes und der oberen Klassen näher liegen. Daher denn die Reservationen, auf die Mr. Asquith so großen Nachdruck legte. In der geistigen Struktur des Premierministers ist allerdings auch nicht ein Bruchteil von Sozialismus nachzuweisen. Ein nationales Ereignis hat ihn gebieterisch vor die Aufgabe gestellt, sich mit dem Fall einer Arbeiterklasse zu beschäftigen, „die ohne eigene Schuld nicht in der Lage ist, ein der Billigkeit entsprechendes Minimum der Lebenshaltung zu verdienen". Aber er hatte nicht die Absicht und hat nicht das Verlangen, sich gesetzgeberisch für ein Prinzip einzusetzen, das bis jetzt allein für die extremen Verhältnisse der „Schwitzindustrie" zugelassen worden ist, aber für einen bedeutenden Arbeitszweig erwachsener Personen anerkannt, sich verhängnisvoll weiter verbreiten würde, wie sich der Führer der Konserva-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiven, Mr. Bonar Law, gestern ausdrückte. Für manche gemäßigte Sozialisten galt die Alters- und Volksversicherung Lloyd Georges bis dahin als die sozialpolitische Großtat, die das wichtigste Problem der englischen Arbeiterbewegung gelöst und indirekt ihre weitestgehende Forderung eines Minimallohnes ausgeschaltet hatte. Und jetzt stehen wir auf einmal ganz unerwartet und unvorbereitet dieser Forderung gegenüber. Das konnte die Gewalt eines Kohlenstreikes bewirken. Man greift sich an den Kopf und fragt sich, welche unerhörten Probleme erst in die Erscheinung treten müßten, wenn morgen Frankreich, England oder Deutschland in einen großen Krieg verwickelt würden.

Ehe diese Zeilen gedruckt sind, wird die Bill der Regierung wahrscheinlich schon Gesetz geworden sein und der Streik sein Ende gefunden haben. Die Hauptschwierigkeit wird sich aber erst dann ergeben, und ich will sie kurz andeuten. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Minimallohnämter die auf sie gesetzten großen Erwartungen rechtfertigen werden. Vom Standpunkt der Arbeiter aus haben fast alle bestehenden Einigungsämter in der jüngsten Zeit steigender Lebenshaltung und stationärer Löhne versagt; und das rechtfertigt die Haltung der Argwöhnischen, die in der Arbeiterschaft die Oberhand haben. Wenn die weniger tüchtigen Arbeiter einen Minimallohn verlangen können, ist es nicht von der Hand zu weisen, daß sich als Folge davon eine Verminderung der Förderung ergeben wird. Dagegen werden die Bergwerksbesitzer mit einer Reduktion der Löhne vorgehen, und man kann also sagen, das Minimum kommt zur Tür herein und fliegt zum Fenster hinaus. Der einzig mögliche Ausweg für die Bergwerksbesitzer wäre, nur die Arbeiter zu behalten, die das Minimum wirklich verdienen können, oder die Differenz durch eine Preissteigerung dem Konsumenten aufzuerlegen. Glücklicherweise ist die Logik des wirklichen Lebens weniger beunruhigend als die Logik einer Diskussion auf dem Papier. Es ist rechnerisch festgestellt, daß ein Minimum von 30 Schilling die Woche nur zwanzig Prozent der Arbeiter betrifft. Zweifellos wird eine Anzahl von ihnen als unbrauchbar abgelegt werden, und weitere unzulängliche Arbeiter werden in Zukunft schwerer wie jetzt Beschäftigung im Kohlenbergbau finden. Übrigens würde eine kleine Erhöhung der Kohlenpreise für einen Zeitraum von 5 Jahren weniger bedeuten als die Kosten eines Streikes von einem Monat. Das

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hauptorgan der Regierung, das Wochenblatt „The Nation" sagte sehr richtig: „Es gibt keinen gangbaren Weg, die Arbeiter mit oder ohne Zwang zur Aufnahme der Arbeit in den Bergwerken zurückzuführen, wofern sie nicht mit den Arbeitsbedingungen zufrieden gestellt sind, und es ist im Interesse des Gemeinwohls, daß diese Bedingungen ihren berechtigten Anforderungen besser entsprechen." Wenn indessen eine mäßige Erhöhung der Kohlenpreise nicht durchführbar ist, vor allem nicht von den Zechen, die schon weniger wirtschaftlich arbeiten und die Preissteigerung am nötigsten bedürften, oder wenn auf der anderen Seite die Steigerung der Kohlenpreise den Export unmöglich machen würde, und die Bergwerksbesitzer aus diesen Gründen non possumus sagten, ja dann würde nichts anderes übrigbleiben, als eine Anzahl Zechen oder alle zu verstaatlichen. J. A. Hobson, einer unserer tüchtigsten Volkswirtschafter, vertritt mit aller Entschiedenheit diesen Schritt als unvermeidlich. Privatgeschäftliche Unternehmungen, die mit Überschüssen arbeiten müssen, sagt er, können nicht gezwungen werden, unwirtschaftliche Abteilungen weiter zu betreiben, um Beschäftigung und gute Löhne zu geben. Das kann aber der Staat aus dem Grunde, daß er Mehrausgaben für bessere Löhne wieder einsparen kann an der Armenunterstützung, an der Arbeitslosen-, Invaliden- und Krankenfürsorge und an den Etats, die durch das allgemeine Elend, die Irrenpflege und die Bekämpfung des Verbrechertums hochgehalten werden.

Ob wir nun zu diesem großen Schritt auf dem Wege des Staatssozialismus geführt werden oder nicht, das eine ist sicher, daß der Kohlenstreik ein größerer Lehrmeister auf sozialpolitischem Gebiete für das englische Volk gewesen ist, als alle Professoren der Nationalökonomie und alle Arbeiterführer zusammen genommen. Lange Zeit schien es, als ob die Gewerkschaftsbewegung in ihrem Mutterlande eine verfallende Macht wäre. Inmitten eines beispiellosen Wachstums der heimischen Volkswirtschaft und des Außenhandels hat die Masse der englischen Arbeiter nur ganz geringe Verbesserungen ihrer Lage erreichen können. Aber eine neue Generation ist groß geworden, für die der Individualismus der Viktorianischen Ära ein verblaßter Aberglaube ist. Die gegenwärtige Regierung hat sich zu einer weitgehenden Sozialpolitik bekannt, nicht weil sie eine Körperschaft von enthusiastischen Sozialreformern repräsentiert, sondern weil die Einsicht, daß

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bessere Lebensbedingungen Platz greifen müssen, endgültig ihren Eingang in das Gewissen der Nation und in den Volkswillen gefunden haben. Die Bergleute sind nicht die ärmste und geringste Arbeiterklasse; wenn ihr Beruf auch schwer, düster und besonders gefährlich ist, so sind sie doch besser daran, wie die meisten anderen Arbeiter. Es ist neulich statistisch nachgewiesen worden, daß von erwachsenen englischen Arbeitern in regelmäßiger Beschäftigung einige dreißig Prozent weniger als 25 Schilling die Woche verdienen; und dabei ist die Arbeitslosigkeit nicht in Betracht gezogen. Die Bergarbeiter werden schnell ihr Minimum bekommen, nicht weil das die dringendste Frage der Zeit ist, sondern weil sie zu der Macht erwacht sind, die bei unserer besonderen Abhängigkeit von der Kohle solange gesichert ist, als sie wirklich einig sind. Andere Industrien werden schrittweise ihrem Beispiel zu folgen suchen, und es steigt ein Zeitalter herauf, das manches schwere Problem in seinem Schoße birgt, und das ein wenig größere Ansprüche an die staatsmännische Weisheit stellen wird als das zur Rüste gehende Zeitalter des laissez-faire. Der Faule wird murren, und der selbstsüchtige Privilegienmensch wird nichts weniger als seine Freude daran haben. Man wird uns erzählen, daß Englands Sonne sinkt, und daß Britannias rechter Arm gelähmt ist. Es könnte aber auch die Erkenntnis Boden gewinnen, daß kein Staat über eine größere Macht verfügt, als über die Hoffnung und den Glauben an seine Jugend, und daß es für ihn kein vornehmeres und kein höher gerichtetes Ziel gibt, als in dem grundsätzlichen Streben, allen seinen Kindern die Bedingungen eines menschenwürdigen Daseins zu sichern.

Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Schallmayers rassedienstliche Ethik*)

Von Hermann Gottschalk

Der Verfall des generativen Verantwortlichkeitsgefühls drängt mit Macht auf neue Erkenntnisse und Wege zur Abhilfe. Jeder ernsthafte Versuch, die Begriffe zu klären, Unterlagen für eine Wiederherstellung der ursprünglich natürlichen Funktion zu finden, die der Psyche des heutigen und nächstkommenden Menschen zugänglich wären, ist mit Achtung zu begrüßen. Denn schon beginnen die Verwüstungen, die unsere Kulturentwicklung der Zukunft bereitet, in der Gegenwart vorauszuwirken. Der naturentgleiste Individualismus der durch das Christentum hindurchgegangenen Völker, die der Jenseitsglaube aus den Schranken der ewigen Werdegesetze geworfen hat, fängt an, ihr innerstes Mark zu verzehren und das Leben der Nachkommen zu vergiften. Die Erkenntnis, daß wir im Begriffe sind, ein Ewigkeitskapital zu verschwenden, weckt eine neue Art von Gewissen auf. Eine für den Nachchristen neue Art. Denn ursprünglich hat es — bei den Tieren im Triebleben eingeschlossen — zu den Grundlagen aller höheren Intelligenzentwicklung gehört. Es ist in der indischen Seelenwanderung und im chinesischen Ahnenkultus so gewiß enthalten, wie in der mosaischen oder sonst einer Diesseitsreligion und war stets dasjenige Element, das die Dauer der Rasse und die generative Gesundheit ihrer Erkenntnisrichtung in sich trug. Es stammt aus der Natur und ist ein Wächter des ewigen Lebens gegen die Ausartung des Individuums in der Kultur.

Hieraus ergibt sich von vornherein die Schwierigkeit der unserer Zeit gemäßen, das heißt wissenschaftlichen Problemstellung. Zweck und Mittel vertreten hier die beiden Gegenparteien. Der Zweck ist ein Ewigkeitszweck:

*) Wilhelm Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker. Zweite Auflage. Jena, Verlag von Gustav Fischer.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Erhaltung und womöglich Höherentwicklung der Menschheit in ihren Hauptrassen. Das Mittel ist individualistisch: ein von persönlichen Fähigkeiten begrenztes, der Behauptung des Individuums gegen die äußere Natur entstammendes Wissen. Gerade die gleiche Erkenntnisrichtung soll die Mittel zur Wiederherstellung der Ewigkeitswerte liefern, die die Mittel zu deren Zerstörung erschaffen hat. Daß dem heutigen Menschen nur durch Überzeugungskraft wissenschaftlicher, namentlich medizinisch-statistischer Daten beizukommen ist, verleitet deren Bearbeiter zu der Annahme, mit diesen auch den Eingang zu einem Regenerationswillen finden zu können.

Bei Wilhelm Schallmayer verteilen sich die Mittel, durch die der generativen Versumpfung Einhalt geboten werden soll, in zwei Stränge. In nächstliegende autoritative Eingriffe und fernerwirkende Umlenkung der allgemeinen Bewußtseinsrichtung. Die Eingriffe sollen parallel zur Heilkunst die am Menschheitskörper bereits sichtbar gewordenen Schäden aufheben, während durch die Beeinflussung des Bewußtseins dieser Heilwille sich bis zur obersten Geltung in allem privaten und sozialen Tun durchringen und mit den durch ihn erworbenen Mitteln auf die kommenden Geschlechter fortwirkend vererbt werden soll. Dieser Doppelrichtung, in der Idee und Tat sich zu einer Wirkungseinheit ergänzen, die Regeneration der weißen Rasse heißt, entspricht die Gliederung des kritischen Materials. Es werden, soweit eine Trennung möglich scheint, die biologischen und ethischen Grundlagen des Einzel- und Gemeinlebens untersucht, um aus ihren Widersprüchen die Ursachen unseres Rassen- und Kulturverfalls herzuleiten und die Heildiagnose zu stellen. Da dies auf vielen hundert Seiten in größter Fülle und Gründlichkeit geschieht, so läßt sich hier unmöglich auf das einzelne eingehen, und es kann nur jedem, dem das Problem der Gesundheit und Dauer der weißen Rasse am Herzen liegt, empfohlen werden, sich selbst mit dieser Arbeit bekannt zu machen.

Abseits von dem wissenschaftlichen Wert dieser Aktensammlung steht die Frage, ob die Untersuchung wirklich in der Richtung auf Erfolg geführt worden ist. Die Arbeit entstand anläßlich eines Preisausschreibens, aus dem sie siegreich hervorging, unter der Voraussetzung der Darwinschen Entwicklungslehre. Richtiger unter der doppelten Voraussetzung, die sich aus dem Optimismus des Verfassers ergibt: daß die Entwicklungslehre die

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittel zur Wiederherstellung und Festlegung der Rassegesundheit zu liefern habe. Er ging damit weit über die gestellte Frage hinaus, die sich nur auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten erstreckte. Er erweiterte sein kritisches Bereich nach der einen Seite, ohne es jedoch nach der andern auszudehnen. Die Anwendung der Entwicklungslehre, der Naturwissenschaft überhaupt auf diesen zeitlich-ewigen Fragenkomplex erscheint ihm keinen Augenblick der Untersuchung oder gar der Anzweiflung wert. Und doch ist diese notwendig, um sein biologisches Material vor unnötiger Streckung zu schützen und die ewig unüberschreitbaren Grenzen des Wissensmöglichen festzuhalten.

In seiner Kulturkritik zeigt Schallmayer ein unbestechlich scharfes Auge. Er teilt die Ursachen der Verschlechterung des Volkskörpers an leiblichen und geistigen Erbanlagen in vier Gruppen. „Erstens, die natürliche Lebensauslese wird um so schwächer, je mehr eine menschliche Gesellschaft Fortschritte in der Beherrschung der äußeren Lebensbedingungen macht. Zweitens, die Entscheidungen in der Daseinskonkurrenz sowohl der Gemeinwesen wie der Individuen werden unmittelbar um so mehr von dem nicht biologisch vererbbaren Kulturbesitz und um so weniger direkt von den ererbten Eigenschaften abhängig, je höher die soziale und kulturelle Menschheitsentwicklung steigt. Drittens, eine hohe Zivilisation mit ihrer weitgehenden Arbeitsteilung verlangt nur von einem kleinen Teil der Gemeinschaftsglieder höhere Hirnqualitäten, die Mehrzahl kann auch mit so geringen ihr Fortkommen finden, wie sie unter sehr primitiven Kulturzuständen, wenigstens in schweren Zeiten, zur Daseinsbehauptung und zur Hinterlassung von Nachkommen nicht ausreichen. Viertens, bei hohem Kulturstand nimmt die Fruchtbarkeitsauslese leicht eine der natürlichen entgegengesetzte Richtung, wie wir sie im europäischen Kulturkreis haben, wo die begabteren Gesellschaftsklassen nnd Individuen im allgemeinen sich in schwächerem Verhältnis fortpflanzen als die schwächer begabten. Mit der Ausbreitung der höheren Kultur auf die breiten Volksmassen nimmt dann auch bei diesen die künstliche Fruchtbarkeitsbeschränkung überhand, das führt allmählich auch zu einem ungenügenden Gesamtmaß der Fortpflanzung und dadurch zur Selbstausmerzung der hochkultivierten Völker."

Seine wissenschaftliche Spezialität weist ihn auf die Untersuchung der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ursachenreihen hin, die sich dem vorausgesetzten Zweck, der Entwicklung, sehr logisch angliedern. Aber Ursachenreihen sind nicht Ursachen. Sie sind nur, wenn auch wiederkehrend, zeitliche Wirkungen einer Ursache, die unserer Erkenntnis entzogen und durch einen kühnen Handstreich, denn nichts anderes ist die Entwicklungslehre als Aufschluß des Weltganzen, in einen greifbaren Zweck verwandelt worden ist. Aber auch mit der Greifbarkeit des Zweckes sieht es schlimm aus. Sobald er seine rechtmäßige Bahn verläßt, die bloße Direktive einer Natur- (nicht Welt-) Anschauung zu sein, und auf allgemeinere Menschlichkeiten übergeführt werden soll, zerplatzt er zu Luft. Das gesteht Schallmayer selber ehrlich ein (340). „Die Frage nach dem Zweck des Lebens überschreitet die Grenze, die dem Reich des Zweckes gezogen ist." Und warum? Weil die Wissenschaft die Frage nach dem Zweck des Lebens nicht beantworten kann, und Religion und Philosophie sie nicht beantworten dürfen, von Wissenschafts wegen. Er nennt das erkenntnistheoretische Resignation. Hiermit soll sich der Mensch bescheiden, auch seine regeneratorischen Maßnahmen im Rahmen der begreifbaren Zwecke zu halten. Um das zuzugeben, müßten wir aber wenigstens von der Zweckhaftigkeit der Entwicklungslehre überzeugt werden.

Der dieser Untersuchung untergelegte Zweck ist die Gesundzüchtung der Rasse, um einem anderen Zweck, der bisher außerhalb des biologischen Züchtungsbereichs liegenden Kultur, auch ferner zur Grundlage zu dienen. Die wachsende Kultur hat der Rasse, deren Daseinsbedingungen sie verändert, jeweils die Ausgleichsmittel zu liefern, um die Schäden der Veränderung aufzuheben. Die Richtigkeit der Entwicklungslehre vorausgesetzt, wäre demnach die Kultur eine natürliche Fortsetzung der bis zum vorkulturellen Menschen führenden Entwicklungsreihe, und in ihren Erscheinungsformen drückte sich nichts anderes aus, als ebendieselbe, wenn auch gesteigerte Absicht der Natur, die vom Sternennebel bis zum Affen und Menschen geführt haben soll. Eine Nebenfrage: Warum gelingt es der Natur nicht mehr, ihre reine Absicht durchzusetzen, sobald mit der Kultur die Entwicklung der Vorstellungskraft beginnt? Treten nicht mit jedem Kulturanfang auch gleich naturwidrige Tendenzen auf, die bei primitiv bleibenden Völkern zu selbstzerstörerischen Verirrungen werden? Wenn wir dem Verfasser und seinen Schulgenossen glauben dürfen, so ist die Natur gerade jetzt im Begriff, auf

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der in der Naturwissenschaft erreichten Entwicklungshöhe der Vorstellungskraft den Schaden wieder gutzumachen, den sie sich selber in den Zwischenstufen zugefügt hat. Wir brauchten nur ehrlich erkennend zuzugreifen. Durch die Selektionstheorie sollen wir in den Stand gesetzt werden, die Mittel zur generativen Wiedergesundung nicht nur zu finden, sondern auch zu *erzwingen*. Denn jenes ohne dieses wäre zwecklos. So hätten Natur und Kultur sich wieder gefunden.

Leider läßt sich dem beigebrachten biologischen Tatsachenmaterial diese Erkenntnis nicht abgewinnen. Ich habe nirgends den großen Riß überbrückt gefunden, der die vorgebliche Entwicklung der Organismen von der unzweifelhaften Entwicklung der Vorstellungswelt, von der Kultur trennt, die bis auf wenige Ausnahmen (und auch diese umspannen nur einige Jahrtausende) einen gesteigerten Kampf mit der Natur bedeutet, mit der inneren wie äußeren, in dem zuletzt beide unterliegen. Denn gerade das geht aus dem Material hervor, daß die Auslese, durch die sich die Natur vor den Angriffen der Kultur schützt, *immer nur der Erhaltung der Rasse, nicht aber der Entwicklung höherer biologischer Erbgüter* zugute kommt. Keine Kulturentwicklung vermag ihr Werk in das Stammbuch der organischen Erbfolge einzutragen.

(276) „Es unterliegt aber nicht dem allergeringsten Zweifel, daß die Zunahme der Lebensdauer wie der Körpergröße nicht durch Besserung der leiblichen *Erbanlagen*, sondern *nur* durch Besserungen der äußeren Lebensbedingungen verursacht sind, von denen die Erbsubstanz, die Vermittlerin der wirklichen *Rasse*qualitäten, höchstwahrscheinlich ganz unberührt bleibt. (277) Und was die geistigen Leistungen der Kulturmenschheit betrifft, so beweisen sie keineswegs eine Höherentwicklung unserer Hirnanlagen im Vergleich mit denen unserer vorgeschichtlichen Ahnen ... Ja, es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß der Durchschnitt der vererbten intellektuellen Begabungen der europäischen Kulturvölker sogar *unter* dem ihrer wilden Vorfahren steht."

Welcher Widerspruch also. Wäre die Kultur gesteigerte Natur, so müßte ihr Werk organisch vererblich sein. Denn es widerspräche den Voraussetzungen der Entwicklungs- und Auslesetheorie, daß sich die Natur mit äußerlich gestalteten Traditionen auf unentwickelter organischer Grundlage

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begnügen sollte. Solche Erbschaften werden von der Biologie als Rassevermögen nicht anerkannt. Folglich sind sie nicht Natur. Ist sohin die Kultur nicht fähig, die Natur zu steigern, so muß ihren sämtlichen Werken die Naturzweckmäßigkeit abgesprochen werden. Der Naturzweck kann höchstens hier und da ein unsicheres Kompromiß mit ihnen schließen.

Wenn solche Resignation auf dem grünen Boden der Auslesetheorie wächst, wer kann uns da glauben machen, daß auf ihm die biologischen Heilmittel wachsen sollen, die Kultur und Natur wieder vereinigen? Der höhere Mensch, die in der Kultur gesteigerte Natur, die reale Zweckhaftigkeit der Wissenschaft, das Fortwirken ihrer Resultate im Leben der Generationen — alles bleicht zur Hypothese.

Welchen Zweckswert für die Selbsterhaltung der Menschenrassen (von Erhöhung dürfen wir nun schweigen!) hätte zum Beispiel die Gewißheit, vom Nebelfleck abzustammen? Wenn die Wissenschaft von da bis zum Entwicklungsgipfel des vorkulturellen Menschen die steigernde Auslese nachweist, vom Eintritt in die Kultur aber die Einwirkung eines anderen Prinzips zugeben muß, gegen das die bis dahin so erfolgreiche Natur sich höchstens konservativ verhalten kann — hat da die Frage nach der Herkunft des Menschen irgendeinen Zweck? Die Frage nach dem Zweck des Lebens soll die Grenze überschreiten, die dem „Reich des Zweckes" gezogen ist — wo aber sind dann die Zwecke, innerhalb deren die Abstammung des Menschen einen erkennbaren Bestimmungsplatz hätte? Sollte die erkenntnistheoretische Resignation nicht vor allem einmal auf die Abstammungsfrage bezogen werden, deren Beantwortung die Wissenschaft selber fallen lassen muß, sobald wir nach ihrem Verbleib in den eigentlichen Menschlichkeiten suchen? Daß, wie Schallmayer zugibt, die Kulturzwecke nicht „natürlicher" Art sind, wie zum Beispiel die Humanität, die zuletzt bis zur „Auslese nach unten" führt (Kap. VIII), schaltet doch auch die Abstammungsfrage aus ihnen aus. Mithin auch aus den kulturentstammenden Regenerationsmitteln!

Solche entwicklungstheoretische Resignation wäre natürlich der Tod des Darwinismus. Und dennoch wäre es leicht, gerade an einer so ehrlichen Arbeit, wie Schallmayers, die Unnotwendigkeit der entwicklungsgeschichtlichen Voraussetzungen zu beweisen. Wollte er die Abstammungslehre in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das gleiche Schubfach stellen, in dem er die religiösen Schöpfungsgeschichten aufbewahrt — wie würde sich sofort sein Begriff vom Reich des Zweckes erweitern! Denn dieser hypothetische Zweck des Menschen: der Entwicklung seines Geschlechts zu leben, ist allein schuld an der erkenntnistheoretischen Resignation. Er amputiert die höheren Menschheitszwecke. Unter seinem Schatten wurden sie unsichtbar, die ehedem allgemeines Bewußtseins- und Willensgut waren.

Gerade dieser Zweig der Biologie, der Nachweis der Unveränderlichkeit des Lebens, der Nachweis einer bestimmten Substantialität des überindividuellen Werdens in der schwankenden Reihe der steigenden und sinkenden Individuen — ist bestimmt, dem unmittelbaren Wissen aller voraufgegangenen Kulturepochen exakte Bestätigungen zu liefern. Bestätigungen aus der Welt des Seins für die Welt des Werdens. Äußere Erfahrungsgewißheiten für innere Erlebensgewißheiten. Wollte Schallmayer die von ihm so scharf beobachteten Degenerationserscheinungen einmal unter dieser nichtresignierten Ordnung betrachten, so würden sie für ihn eine viel klarere Gestalt gewinnen — und mit ihnen seine Reformideen. Er würde finden, daß das heute herrschende Reich der Zwecke eine allzu einseitige Zweckgestaltung in der Welt des Seins bedeutet. Und daß die Zwecke, die er der Resignation überantwortet, der Welt des Werdens angehören und stets unzweifelhafte Realität besaßen in solchen Zeiten, in denen das Erlebnis der überpersönlichen inneren Gemeinschaft zweckbildend und daseinsgestaltend war, im Gegensatz zum heutigen, von ihm sehr richtig erkannten übermäßigen Individualismus mit seinem Gefolge von Degeneration.

Wir leben in einer Zeit der kurzlebigen, nur äußere Traditionswerte schaffenden Zwecke. Wir empfänden es als Affektation, uns persönlich als verantwortliche Träger von Ewigkeitsbefehlen zu fühlen und gar unser gesellschaftliches Dasein unter das Gesetz dieses Gefühls zu stellen. Man denke sich heute: Fruchtbarkeit als Pflicht gegen ein höheres Wesen! An dieser Unmöglichkeit müssen alle Fruchtbarkeitsreformen scheitern. Es genügt für große Bewegungen nicht, daß sie den Verstand überzeugen. Derselbe Verstand erschafft ja die äußeren Hindernisse, die die Ewigkeitsstimme ersticken. Und die Wissenschaft, die aus der Entwicklung vom Sternennebel her keine andere Gewißheit zu bieten weiß, als daß wir einst dem Sternennebel ent-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegengehen, kann uns wahrlich nicht begeiſtern, uns für unſere Nachkommen in Unbequemlichkeiten zu ſtürzen. Eine raſſedienſtliche Ethik, die keine ſtärkeren Wurzeln hat, als die Naturwiſſenſchaft, bleibt zur Ohnmacht verdammt.

Ohne Umkehr der ganzen Kulturtendenz iſt keine Regeneration zu erhoffen. Nur mit den Zwecken können die Mittel gehen. Der dunkel triebhafte Dienſt der Ewigkeit, zu dem allein die Geſunderhaltung der Raſſe gehört, erträgt die kurzlebigen Mittel des Wiſſens nicht. Gefühl iſt alles! Und das ſchafft uns die rühmlichſte Abſtammungsgeſchichte nicht herbei.

Herzegowiniſche Reiſe / Von Norbert Jacques

Das ſteinerne Dorf

Das herzegowiniſche Dorf, in dem mein Bekannter und Gaſtfreund wohnte, lag auf halber Höhe im Karſtberg. Ich war an einem Sommernachmittag hingekommen, da die Sonne mit weißem Beben das Land auflöſen zu wollen ſchien. In weiten Fluchten umſpannten die Karſtberge nackt und gerunzelt, wie eine rieſenhafte Nilpferdhaut den Keſſel, auf deſſen Grund es von ſattem Grün quoll und ſang. Dort hinab hatte ſich das Dorf nicht ſetzen können. Zuerſt lebte es doch von dem ſparſamen Boden, den der Regen aus den ſteinernen Bergen herausgewaſchen und drunten zuſammengetragen hatte. Jede Handbreit mußte genutzt werden, denn viele Menſchen zehrten am Boden des Tals. Und dann war das große weite Feld einen Teil des Jahres über ganz unter Waſſer. Man ſah ſchon beträchtlich hoch im Hang die alten, wüſten und ausgetrockneten Kähne liegen, die für dieſe Zeit den Verkehr von hüben und drüben vermittelten. Die ebene Ackerſchüſſel drunten nannten ſie das „Popovopolje“, auf deutſch: Pfaffenfeld. Es lebte mit ſagenhaft klingenden Verrücktheiten, von Jahr zu Jahr ſich den Menſchen neu bereitend, eine Schweſter des Nils.

Im Spätherbſt begann es auf einmal in den ſteinernen Höhlen, die ſich

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

am Rand der Berge entlang zogen, lebendig zu werden. Wasser quoll heraus, ohne sichtbaren Grund. Es strömte durch ein vorgegrabenes Bett. Aber bald konnte das Bett nicht mehr alles fassen. Wild schießt das Wasser aus dem Schoß der Erde, füllt in kurzem den ganzen Kessel an und macht aus der sandigen Ebene einen großen See. Es bleibt einige Monate, von rätselhaften farblosen Höhlenfischen bevölkert, und langsam saugen es dieselben geheimnisvollen Schlünde wieder auf, die es ausgeworfen hatten. Kein Mensch weiß warum noch wie. Die Berge errichten sich hart und grau, leblos und fürchterlich steinern rundherum. Sie umschließen das Feld mit Wällen von Felsen, die urhaft gewaltig und erschütternd grausam in ihrer Unfruchtbarkeit sind.

Aber, wenn das Wasser fort ist, beginnt der Boden der Ebene wie ein zauberischer Garten zu treiben und zu grünen. Weit herum das Land lebt von ihm, von seinem Mais, seiner Hirse, seinem Tabak. Auch das Dorf im Berg, in dem ich nun auf einmal wohnte, von der Welt wie durch unendliche verfluchte Gebirge getrennt, lebte nur vom Popovopolje. Es wohnten serbische Christen drin, Mohammedaner, die man wie überall im Land Türken nannte und einige österreichische Beamte und Soldaten. Mein Gastfreund war der Tabakverwalter. Er hatte ein schönes Gewese unter sich, das sich mit wohlhabendem Aussehen in die armseligen Steinhaufen, aus denen das Dorf bestand, eingenistet hatte. In seinen weiten Mauern harrten Hunderte von Ballen Tabak des Versandes und füllten die Luft mit einem leisen anreizenden Dunst. Tag und Nacht gingen die Feuerwächter, große und starke einheimische Männer in blauen Kniehosen und roten ärmellosen Jäckchen über das weiße Hemd, um die Gebäude. Oft hörte ich des Nachts durch das offene Fenster zu ebener Erde ihren Schritt eintönig das rauschende Schweigen der Nacht skandieren, bis der Schrei einer Eule oder eines Tieres im Karst erregend die schwingende Harmonie der satten Nachtmusik unterbrach.

Wenn ich dann ans Fenster trat, sah ich den Himmel von strahlenden Sternen wunderbar schwarz und weiß aufgewölbt, selig von geheimnisvollem Leben, rätselhaft von kosmischer Tiefe über die bleich erhellten, schauerigen Rücken der Gebirge fallen — ein königlicher Mantel voll Wunder, der über ein grausiges Skelett gebreitet war.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn es Tag wurde, stieg die Sonne rasch über die Berge. Das Dorf lag ihr im Abhang entgegengeneigt. Keine Mauer warf einen Schatten. Die Steine erhitzten sich hastig, strömten eigene Glut in die sengenden Strahlen der Sonne hinein. Die Sonne lag über die Häuser niedergedrückt wie eine glühende Hand. Man sah auf den Kanten der Dächer, der Hügel, des Gebirges, die Luft vor Hitze schwanken. Alles fraß sich auf in brennender Glut. Wie ein weißes Ungeheuer vergewaltigte die Sonne Land und Leben.

Und dann sah man plötzlich tief drunten im dunkelgrünen zitternden Leuchten des Popovopoljes lautlos kleine Menschen in brennendem Weiß arbeiten. Fern und rührend sahen sie aus und schön wie Blumen. Kleine Frauen gingen auf den Straßen vorbei, zäh, sonnverbrannt, unermüdlich, in weißen grobleinenen Hosen, das Hemd zu einem Kittel hochgesteckt und schön bestickte schwarze Gamaschen um die Beine. Wehmütig rief eine Kuh aus einer Haustür heraus. Dann war es still. Es war, als hörte man die Sonnenglut mit leisem Knistern an der Erde anprasseln. Und auf einmal ertönte im türkischen Teil des Dorfes, der an den Stumpen der einstigen Festungsmauer mit einigen größeren und verfallenen Häusern außerhalb lag, eine Stimme. Eine Frauenstimme war's. Sie sang hell geschraubt und doch traurig: O Mädchen, mein weißes Lämmchen ... und setzte laut ab, wie sie begonnen hatte. Das knisternde Schweigen der sonnendurchschossenen Luft bemächtigte sich wieder im Nu der ganzen Gegenwart, und ohne Übergang erklang es dann wieder, mit schrillem Anschwellen, eintönig laut: O Mädchen, mein weißes Lämmchen! Immer nur der eine Satz, laut, eindringlich, stark und melancholisch ... immer wieder von sich selber getrennt.

Wenn die Sonne tiefer fiel und ihre längeren Strahlen weniger glühten, begann das Leben etwas reger zu werden. Der Tabakverwalter tauchte aus der dunkeln Kühle des Hauses auf und gab Befehle. Die schönen, fächerartigen Tabakblätter wurden gesondert, in Ballen gepreßt. Es war eine ganze Kunst um diesen Tabak. Man unterschied Blätter derselben Pflanze oft in fünfzehn verschiedenen Sorten, von den gefleckten und zähen aufwärts zu den seidigen lichtgelben, die man wie Fischbein so elastisch umbiegen konnte und die süß dufteten wie Blumen. Aber das Behandeln im Lager

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war noch das Leichtere. Was vorhergegangen war, beanspruchte maßlos mehr Kenntnisse, Mühen, Energie und Gewissenhaftigkeit. Die Regie hatte die Verpflichtung, den Tabakbauern die ganze Ernte abzukaufen; dafür konnte sie die Leute bestimmen, denen die Erlaubnis zum Pflanzen gegeben wurde, und die Bauern durften nirgends andershin ihren Tabak verkaufen. Um eine Kontrolle zu haben, wurden in jedem Feld die Pflanzen gezählt, untersucht, nach besonderen Berechnungen in ihr Trockengewicht umgerechnet und gebucht. Beim Abliefern der Ernte mußten die Buchungen und das Ergebnis übereinstimmen.

Das Land lebte fast nur vom Tabak. Das bischen Vieh, das die Leute hatten, wurde im Sommer in die reicheren Almgründe Bosniens geschickt. Nur die Ziegen blieben zu Haus und fraßen die im Karst aus den Steinen wachsenden Sträucher. Sie verhinderten, daß jemals wieder Wald aus den Steinen werden konnte, so wie er dort gewesen war, bevor die Venezianer dem Land seine Wälder raubten, um ihre Stadt aufs Wasser bauen zu können.

Das war das grausame Rätsel dieses entblößten Landes, die Verdammnis seiner ewigen Unfruchtbarkeit. Aber die Menschen waren es gewohnt. Sie waren begnügsam, zäh und lässig geworden. Sie lebten in elenden Steinhaufen in strenger Aufsicht gegeneinander und sie liebten das Land. Sie gingen fort, aber sie kamen wieder. Amerika nahm fortwährend ihre Männer auf und die Heimat riß sie bald zurück, wenn sie einige Ersparnisse hatten. Ja, viele junge Männer verbanden sich der Heimat, bevor sie weggingen, indem sie Dienstags heirateten und Mittwochs allein nach Triest fuhren, um sich nach Amerika einzuschiffen. Von dem Dorf erzählt man sich die komische Geschichte, daß es einmal einen unbeliebten Bürgermeister hatte und daß in einer wichtigen Angelegenheit, wo der Gemeinderat sich mit dem Vorsteher uneinig wußte, die Mitglieder die Verhandlung auf Englisch führten, so daß der Bürgermeister, der als Türke das Land nie verlassen hatte, einfach beiseite stehen mußte.

Bald ruhte abends die Arbeit. Jedes dritte Haus war ein Kaffeehaus. In schönen kupfernen Kännchen, am offenen Feuer wurde der Kaffee bereitet, ganz wunderbar wohlschmeckend, und die Männer hockten vor den Türen und tranken ihn fast kochend aus kleinen henkellosen Täßchen, während der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirt in einem hohlen Stamm mit einem Brecheisen die gerösteten Bohnen zerstampfte. Die Männer sprachen kaum miteinander. Sie schieden sich streng in Türken und Christen. Die Christen waren sozusagen Hörige der Türken, die das Land im Besitz und Anspruch auf ein Drittel der Ernte hatten. Wenn es dunkel geworden war, erklang irgendwo eine Männerstimme und sang, von summenden Bässen abgelöst. Der Zupfton der Guzla klang hinein. Endlose Heldenlieder strömten in die Nacht. In jeder Versmitte saß als Auftakt ein wehmütiger Rülpser. Die Lieder erzählten von Zeiten und Helden, die vorüber waren und nach denen sich noch alle Männer sehnten. Denn sie hatten alle mehr Lyrik und Flammenschein im Blut als Eingesessenheit und fleißige Arbeit. Und in allen lebte noch der Gedanke, auszuziehen und irgendwohin einen kurzen, heißen und räuberischen Krieg zu tragen, in dem sich die Abenteuerlust kühlen und der Mut, wie Feuerwerk aufglänzend zeigen könnte.

(Fortsetzung folgt)

Der Unveränderliche / Von Ludwig Nordström

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos

I.

Denk dir ein kleines Männchen, o-beinig, mit dunklem Backenbart, schwarzen Augen und einem etwas kahlen Kopfe, dazu lebhaft wie ein Eichhörnchen. Das ist dann Patron Lack, der seinerzeit das große Haus an der Schiffer-Karls-Gasse besaß und bewohnte.

Nun war es an einem Herbstmorgen, und Patron Lack war damit beschäftigt, sich anzukleiden. Dazwischen guckte er zum Fenster hinaus, um zu sehen, ob etwas auf dem Hof passierte; und richtig passierte etwas.

Ein vierschrötiger alter Mann mit einer schwarzen Angströhre kam langsam über den Hof heran. Er wich nicht einmal den Beeten des Rondeaus aus, sondern marschierte quer darüber, so daß die welken Stiefmütterchen und Astern ihm nur so um die Füße flogen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Warte nur, du altes Aas!“ sagte Lack und stellte sich ans Fenster und hatte sein falsches Gebiß in der Hand. Denn so neugierig war er, zu sehen, was nun werden würde, daß er vergaß, es an seinen richtigen Platz zu geben.

Als der Alte zu dem kleinen Pförtchen im Staket kam, streckte er die Hand aus, um es, wie gewöhnlich, zu öffnen. Aber er bekam es nicht auf; er riß und zerrte, aber siehe da, es ging nicht auf. Da bückte er sich und untersuchte es, es war festgenagelt. Der Alte stand einen Augenblick still und kraute sich nachdenklich den Kopf, und in Patron Lacks lebhaftes Gesicht trat ein gespannter Ausdruck.

„Ha!“ murmelte er. „Will der Alte hinüberklettern? Das ist doch unmöglich.“

Das tat der Alte auch nicht, sondern er kehrte um. Da zog sich Lack ein paar Schritte zurück, und nun tat er das Gebiß an seinen Platz. Er sah, wie der Alte im Hofe stehen blieb und mit dem Stock zu seinem Fenster hinauf drohte; und bei diesem Anblick brach Lack in ein schallendes Gelächter aus. Aber mitten drin bekam er einen Nießanfall, und zwar von solcher Heftigkeit, daß er plötzlich das ganze Gebiß in den Spucknapf nießte.

Fluchend bückte er sich, hob es auf und begann es vom Sande rein zu spülen, und während er noch so beschäftigt war, klopfte es an die Türe.

„Wer ist da? Herein!“ rief er, und herein kam das Hausmädchen und knixte.

„Guten Morgen, gnädiger Herr!“ sagte sie.

„Guten Morgen. Na, was will Sie? Wünscht mich der Herr Lektor zu sprechen? Ich bin nicht zu treffen.“

„Nein, gnädiger Herr!“ sagte das Hausmädchen. „Skinnar ist in der Küche und fragt ...“

„Ja so! Ich komme, ich komme. Sagen Sie ihm, er soll sich niedersetzen und einen Augenblick warten. Wie sieht das Schwein aus?“

„Ich weiß nicht, ich habe ...“

„So sagen Sie ihm doch, daß er warten soll. Gehen Sie doch endlich, Menschenskind, gehen Sie.“

Lack steckte das Gebiß wieder in den Mund, und während er in Rock und Weste schlüpfte, spuckte er aus. Denn es war noch Sand in den

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zähnen. Dann eilte er in die Küche, wo der Schlächter saß; den Hut hatte er zwischen den Knieen hängen.

„Guten Morgen, Skinnar! Das ist doch des Teufels, was du für ein Frühaufsteher bist," sagte Lack, um dem Schlächter eine Freude zu machen.

„Ja!" antwortete der Lappe ruhig.

„Willst du eine Tasse Kaffee haben, Skinnar? Und einen Schnaps?"

„Ja," sagte der Lappe, „da sagt man nicht nein."

„Nein, das wäre ich auch nicht von dir gewöhnt!" sagte Lack, nahm das Gebiß heraus und spuckte Sand. Da war der Lappe verblüfft.

„Du glaubst wohl, Skinnar, ich bin der böse Feind, daß ich die Zähne aus dem Mund nehmen kann?"

„Ja, es sieht schon so aus!" sagte der Lappe.

„Hast du noch nie ein Gebiß gesehen?"

„Nein, das hab' ich . . ."

„Also, dann schau!" sagte Lack und gab ihm die Zähne.

„Das muß aber von einem Tier sein, ein Mensch wird's wohl nicht hergeben," sagte der Lappe.

Aber da fingen alle in der Küche zu lachen an, mit Ausnahme von Järker, aber einerseits war er taubstumm, andrerseits trank er Kaffee. Und wenn man ihn mit Zangen kniff, so lange er Kaffee trank, merkte er nichts.

Aber der Lappe befühlte und betastete das Gebiß und begann an den Zähnen zu reißen.

„Nein, was in Dreiteufels Namen treibst du da, Kerl!" schrie Lack, entriß ihm das Gebiß und steckte es in den Mund. Aber da fielen ihm die Finger des Lappen ein, und er ging zur Wasserleitung und spülte das Gebiß.

„Das sind doch teure Sachen," sagte er.

„Ja," sagte der Lappe, „hier im Lande wird der gnädige Herr das nicht kriegen."

„Das versteht sich," sagte Patron Lack. „Aber wo hast du das Schwein, Skinnar? Eil dich doch mit dem Kaffee. Ich habe nicht so viel Zeit. Na?"

„Ja," sagte der Lappe, „das Schwein, das hab' ich im Hof. Dem passiert schon nichts, aber wenn ich den Kaffee so rasch trinken soll, wie der gnädige Herr will, dann bin ich früher abgebrüht als das Schwein."

„Ja, das brühe ich erst zu Weihnachten ab!" sagte Lack. „Aber du,

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Skinnar, wirst, hol mich der und jener, nicht früher verbrüht als in der Hölle."

„Da kann sich der gnädige Herr ja erkundigen, wenn der gnädige Herr hinkommt!" sagte der Lappe.

„Na! na!" sagte Lack und offerierte Skinnar eine Prise Tabak.

„Danke schön!" sagte der Lappe und schnupfte. „Aber wenn der gnädige Herr das Schwein erst zu Weihnachten abbrühen will, dann wird es kurios aussehen."

„Warum denn?" fragte Lack heftig.

„Wenigstens tüchtig einsalzen muß es dann der gnädige Herr!" meinte der Lappe.

„Ein lebendes Schwein einsalzen!" rief Lack.

„Lebend?" sagte der Lappe.

„Ja, natürlich, lebend!" rief Patron Lack. „Lebt das Schwein am Ende nicht?"

„Nein, wenigstens ist es ganz ordentlich zerstückelt."

„Herrgott, diese Lappen, diese Lappen!" schrie Patron Lack und fuchtelte mit den Armen. „Hast du nicht gehört, daß ich ein lebendes Schwein kaufe?"

„Ja, es hat ja gelebt, wie der gnädige Herr es gesehen hat."

„Ja, aber wer in Gottes Namen hat dir gesagt, daß du das Schwein schlachten sollst?"

„Ich hab's nicht anders verstanden."

„Dann bist du eben, mit Verlaub gesagt, ein gottverfluchter Schafskopf, mein lieber Skinnar. Was zum Teufel soll ich jetzt mit deinem Schweinefleisch anfangen?"

„Das kann der gnädige Herr ganz gut brauchen," fiel jetzt die Köchin ein. „Denn unser Schweinefleisch ist alle. Das letzte Stück ist Donnerstag aufgegangen.

„Was sagt diese Person? Das Schweinefleisch ist alle? Jetzt? Und es ist keine zwei Monate her, seit ich zuletzt gekauft habe?"

„Ja," sagte die Köchin, „da kann ich nichts dazu tun."

„Nein, weiß der Teufel! Weiß der Teufel. Sie kann nichts dazu tun! Sie kann nichts dazu tun, daß das Schweinefleisch aufgeht?"

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Glaubt der gnädige Herr vielleicht, ich hab's gegessen?"

„Was! Wird Sie noch frech! Hat jemand gesagt, daß Sie es gegessen hat?"

„Es kommt schon so heraus," sagte die Köchin.

„Nein, Sie hat wohl was andres zu tun, als nur Schweinefleisch zu essen!" sagte Lack mit einem Lächeln.

Aber da drehte sich die Köchin herum und war krebsrot im Gesicht.

„Wenn der gnädige Herr mich schikaniert, so kann ich ja gehen! Ich bin nicht hergekommen, um mich schikanieren zu lassen, und wenn das dreckige Schweinefleisch vom gnädigen Herrn alle ist, so geht mich das gar nichts an. Bitte sehr — und der gnädige Herr, der ein so hoher Herr sein soll, könnte auch etwas Besseres tun, als immer in die Küche zu laufen und die Nase in alle Töpfe zu stecken."

Und damit schleuderte sie die Heerdringe hinein, so daß die ganze Küche dröhnte.

Aber Lack war kreideweiß im Gesicht geworden und seine Lippen zitterten.

„Packen Sie sich!" brüllte er. „Packen Sie sich. Hinaus aus diesem Haus."

„Mit Vergnügen, gnädiger Herr! Mit Vergnügen, gnädiger Herr," antwortete die Köchin hohnvoll und machte eine große Reverenz. „Ich kann dem gnädigen Herrn sagen, es ist schon kein Vergnügen, hier zu sein. Adieu, gnädiger Herr! Hoffentlich wird das Schweinefleisch länger reichen, wenn der gnädige Herr eine ehrlichere Köchin kriegt als mich. Adieu! Adieu!"

Aber Järker, der nun mit dem Kaffeetrinken fertig geworden war, schaute sich mit großen Augen um und schüttelte den Kopf und reckte die Zunge heraus, zum Zeichen der höchsten Verwunderung, und wiederholte unaufhörlich sein taubstummes: „Nä! Nä! Nä!"

Patron Lack wandte sich an das Stubenmädchen und sagte:

„Gehen Sie mit Skinnar hinunter und tragen Sie das Fleisch in den Fleischkeller. Skinnar soll dann wegen der Bezahlung ins Kontor kommen."

Skinnar verbeugte sich täppisch, und Patron Lack verschwand wie ein Schatten aus der Küche.

II.

Er eilte ins Schlafzimmer, und da saß Frau Lack im Frisiermantel vor dem Spiegel, während die Spiritusflamme unter der Brennschere brannte.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lack riß die Türe auf, und sowie Frau Lack sein blasses Gesicht sah, seufzte sie.

„Sei so gut und erkläre mir, woher es kommt, daß das Schweinefleisch alle ist!“ schrie Patron Lack.

Frau Lack nahm die Brennschere, probierte sie an einem Stück Papier und antwortete ruhig:

„Man pflegt guten Morgen zu sagen!“

„Antworte auf meine Frage!“ sagte Lack. „Wie kommt es, daß das Schweinefleisch alle ist?“

„Vermutlich ist es aufgegessen worden! Oder vielleicht haben es die Ratten genommen!“ erwiderte Frau Lack.

Lack kam heran, stellte sich neben seine Frau und sah sie an, aber sie lockte ruhig ihr Haar weiter. Als er eine Weile so gestanden hatte, ohne ein Wort zu sagen, wandte sie den Kopf und betrachtete ihn.

„Ja, sieh mich nur an!“ sagte er. „Der Tag könnte kommen, an dem du mich nicht mehr siehst.“

Der kleine Thomas stand für sich allein in einer Ecke des Zimmers mit der Stickschere seiner Mutter in der Hand; er hatte sich damit unterhalten, sich die Augenwimpern abzuschneiden. Aber als der Vater hereinstürzte, blieb er erstaunt und unbeweglich stehen, die Schere in der Hand. Und als er nun diese Worte des Vaters hörte, da glaubte er den kleinen Mann wie einen der Schatten zu sehen, die an sonnigen Tagen von den Wolken auf die Berge zu fallen pflegen und dann fortgleiten und verschwinden. Und das ganze Zimmer dehnte sich aus und wurde wunderlich groß und tot.

„Beabsichtigst du des Schweinefleisches wegen einen Selbstmord zu begehen?“ fragte Frau Lack.

„Du bist eine Hausfrau, du!“ schrie Lack plötzlich.

„Nein, ich bin keine Hausfrau!“ antwortete sie.

„Das merkt man.“

„Du hast mich nie eine sein lassen. Du hast nie irgend jemanden über die geringste Kleinigkeit in diesem Hause entscheiden lassen. Und anstatt mich jeden Tag ausschelten zu lassen, ziehe ich es vor, gar nichts zu tun. Beantworte dir deine Frage doch selbst! Oder lasse sie von deinen Dienstmädchen beantworten. Ich weiß nichts, und ich will nichts wissen.“

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nein, aber tadeln, das kannst du. Mich alle Mühe und Plage tragen lassen, mich an alles denken lassen, mich Hausvater, Hausmutter, Haushälterin, Köchin, Stubenmädchen, Kindesfräulein, Hausknecht, Stallmagd sein lassen, alles. Ich kann mich vom frühen Morgen bis spät in die Nacht rackern. Nach den Geschäften sehen, auf den Markt gehen ..."

„Weißt du dir denn etwas Lieberes als unter den Bauern auf dem Markt herumzulaufen! Gibt es irgendeine Frau in der Stadt, die besser auf dem Markt bekannt ist als du?"

„Und dabei beständig Tadel ..."

„Ich tadle? Ich wage zu tadeln?"

„Tadelst du nicht jetzt?"

„Ha! Wie kannst du so etwas sagen? Bin ich zu dir hineingestürzt, ohne guten Morgen zu sagen und habe gefragt, wohin das Schweinefleisch gekommen ist? Sag!"

„An wen soll ich mich denn wenden? Wer soll mir helfen, das Haus zu führen! Soll ich mein ganzes Leben lang einsam herumgehen und nie eine ruhige Stunde haben?"

„Du hast ja deine Dienstmädchen. Die Küche ist voll."

„Bist du dazu meine Frau?"

„Du sprichst ja immer von Scheidung! So laß dich doch scheiden! Mache doch einmal Ernst mit deinem Geschwätz! Sieh zu, daß du eine Frau bekommst, die mehr Haare auf den Zähnen hat als ich."

„Ach, was das betrifft, das fehlt dir nicht. Weiß Gott, ob ich in meinem Leben eine härtere, unmenschlichere, starrköpfigere Frau getroffen habe als dich. Ich tue, was in meinen Kräften steht, um das Leben erträglich zu machen. Aber Gott, o Gott! Was kann man mit so einer Frau tun?"

„Kauf neues Schweinefleisch!" antwortete Frau Lack kühl.

Lack sah seine Frau einen Augenblick an, dann stürzte er zur Türe, aber da drehte er sich um und rief mit geballter Faust:

„Es wird Ernst werden! In diesem Hause muß es aus einem anderen Ton gehen!"

Und dann schlug er die Türe krachend zu.

Thomas stand grübelnd da und hatte die Kehle voll Tränen. Undeutlich dachte er: wird jetzt wieder der große Krieg anfangen, wird Mama weinen

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Papa nicht mehr zu uns kommen? Werden wir hier drinnen allein für uns essen, und wird der Tag lang und düster sein, sowie wenn die Kirchenglocken vom Morgen bis zum Abend läuteten, vom Morgen bis zum Abend?

Da erwachte er durch die Frage der Mutter:

„Thomas, was machst du mit meiner Schere?"

Aber er war noch so versunken, daß er nicht antworten konnte.

„Kann man sich so etwas vorstellen! Hast du dir die Augenwimpern abgeschnitten!" rief Frau Lack.

„Ja," sagte Thomas, „und ich sehe jetzt viel besser, Mama."

Die Mutter gab ihm Schläge, und als sie fertig war, pfiff ein Dampfschiff; und da steckten die kleinen Geschwister ihre Köpfe durch die Kinderzimmertüre. Als Thomas das sah, rief er durch seine Tränen:

„Ach, das ist der ‚Tessin'!"

Und dann fuhr er fort zu weinen, denn seine Tränen entsprachen noch nicht völlig dem Quantum Schläge, das er bekommen hatte.

Was hatte nun dieses Schweinefleisch nicht für Unglück in Patron Lacks Haus angerichtet!

Herr Lack selbst war so aufgeregt, daß er kein Frühstück essen konnte, Frau Lack spürte ihr Herz schwer in der Brust, Thomas saß in einer Ecke und weinte, und die Köchin stand in ihrer Kommodenlade auf dem Kopf und ihre Tränen strömten, denn sie dachte an das Weihnachtsgeschenk, das sie jetzt wie einen Vogel entschwinden sah, den sie in der Hand zu halten geglaubt.

Mitten in all diesem Elend begann die Kirchenglocke, gefühlos gegen alles, was sich zu ihren Füßen zutrug und ereignete, zu dröhnen, langsam und feierlich, denn es war Dienstag, und die Uhr war zehn.

(Schluß folgt)

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

Rundschau

Deutsch-englische Verständigung in Afrika?

Die europäische Kolonialpolitik tritt im schwarzen Erdteil sichtlich mehr und mehr von der primitiven Stufe, da die einzelnen von der Küste aus begründeten Schutzgebiete isolierte Wirtschaftszellen für sich bildeten, auf eine höhere Stufe hinüber, da die interkolonialen Bindungen und Abhängigkeiten, die Probleme des Zusammenwachsens jener Organismen zu komplexen, einheitlichen, durch ein gemeinsames Blutumlaufsystem verbundenen Wirtschaftskörpern in den Vordergrund sich drängen. Sie wird damit notwendig mehr als bisher ein Faktor, ein Werkzeug und ein Material der internationalen Politik; Afrika erscheint so gesehen als natürliches Ackerfeld, die Samenkörner einer auf positive Ziele hin gerichteten, nicht von gasförmigen Friedensschwarmgeistereien getragenen deutsch-englischen Verständigung aufzunehmen. Haben doch auch die britischen Ententen mit Frankreich und Rußland aus den kleinen Kernen kolonialpolitischer Einzelabmachungen sich entwickelt. Die bekannte Rede, in der Grey Deutschland auf diese afrikanische Fahrlinie hinwies, hatte insofern ein durchaus vernunftgemäßes Stativ: prüfen wir, inwiefern es tatsächlich geeignet ist, die Mauern des Versöhnungstempels zu tragen.

Man erhält sofort den Diagonal-Schnittpunkt der ganzen Frage, wenn man die beiden größten, im Dienste jener interkolonialen Politik stehenden Verkehrsentwürfe ins Auge faßt, die Deutschland und England in Afrika beschäftigen: die britische Riesen-Längsbahn Kap-Kairo und unseren sie kreuzenden Gegenplan einer den Indischen mit dem Atlantischen Ozean verbindenden Querlinie, die zugleich die Brücke zwischen Deutsch-Ost und Kamerun herstellen soll.

Die Kap-Kairobahn ist in der Nordstrecke über Khartum hinaus bis Sennaar am blauen Nil fertig gestellt, in der Südlinie streckt sie mittels eines Seitenarmes, der von Broken Hill über Bana Mkubwa nach Étoile du Congo führt und in kurzer Zeit Kambowe, das Zentrum des Katanga-Industriegebiets erreicht haben wird, sich bis zum Kongostaat vor. Bekanntlich verhandelte Rhodes 1899 in Berlin, um die Abtretung eines Landstreifens zur Weiterführung des Unternehmens vom Tanganjika aus, an dessen Südspitze die Hauptlinie 1904 anlangen sollte, oder doch die Erlaubnis zur Trassierung durch Deutsch-Ost zu erwirken. Obgleich damals unsere Kolonialpolitik noch kaum von der Schwäche der Caprivischen Zeit sich ermannt hatte, wurde doch glücklicherweise das mit schönen Redensarten verzuckerte, aber nicht einmal mit Gegenangeboten verbundene Begehren bündig abgewiesen. Auch die Versuche, zu dem gleichen Ziel durch Verhandlungen mit dem König Leopold zu gelangen, scheiterten an den deutschen Protesten unter Hinweis auf die Neutralität des Kongostaats und dessen ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tragsmäßige Bindung, kein Stück Land ohne Zustimmung aller Signatarmächte zu verkaufen oder zu verpachten. Man hat also seit Jahren in London den Plan einer einheitlichen Durchführung der Verkehrslinie als Schienenstraße halb aufgegeben und will das Mittelstück in der Hauptsache durch Organisation eines Schiffsverkehrs unter britische Flagge auf dem Tanganjika-, Kiwu-Albert-, Edward- und Albert-See ersetzen. Und es wäre erwünscht und vernünftig, wenn England bei dieser Selbstbescheidung bliebe und nicht, wie es heute in seiner Presse vielfach gefordert wird, die „afrikanische Verständigung" als Hebel zu benutzen strebte, um die Rhodesschen Bohrversuche zu erneuern. Denn eine verkehrspolitische Bedeutung als großer Handelsdurchzugstraße kommt der Kap-Kairobahn ersichtlich nicht zu. Der in derselben Längsrichtung sich vollziehende Schiffsverkehr auf dem Indischen und Atlantischen Ozean erfüllt die Bedingungen einer solchen Güterbewegung von Südafrika zu den Umschlagplätzen des Mittelmeers weit besser. Die Absichten der Briten bei dem Riesenunternehmen sind in der Hauptsache politische Machtbestrebungen. Es soll, wie es im Parlament von Pretoria die imperialistischen „Progressisten" oft genug betont haben, dazu dienen, um eine schnelle Beförderung der südafrikanischen Truppen ins Herz des Festlands und überall dahin, wo hier die englischen Interessen gefährdet werden könnten, zu ermöglichen; es ist gleichsam ein Speer, der zugleich von Nord und Süd ins Innerste Afrikas vordringen, dessen Wirtschaftsquellen aufschließen und in Seitenkanälen künstlich das Wasser den britischen Häfen zulenken soll; es ist geboren aus jener Idee: Afrika englisch vom Kap bis zur Nilmündung! und ist noch heute der Schrittmacher solcher Weltherrschaftsansprüche. England mag also den Entwurf, soweit ihm die Mittel zur Verfügung stehen, zu verwirklichen suchen; Deutschland hat keine Ursache, um dessentwillen einen Zoll breit von seiner Stellung zurückzuweichen.

Ganz anders liegen die Dinge bei dem Plan einer deutschen Querbahn. Der Gedanke, eine Verbindung von Deutsch-Ost und Kamerun herzustellen, ist schon zwei Jahrzehnte alt. Indem Brazza, der Begründer der französischen Kongokolonie, uns in der Eroberung des Sangagebiets zuvorkam, wurde Kamerun der Zugang zum System des afrikanischen Riesenstroms versperrt. Eine Art Gegenzug war das Berlin-Londoner Abkommen von 1893, wodurch England das nordnigerische Haussaland gewann, während Deutschland freie Hand zur Ausdehnung nach dem Nilquellengebiet gewährleistet wurde. Das Sprungbrett zur Instradierung einer großzügigen Verkehrs- und Machtpolitik im schwarzen Erdteil war für uns geschaffen, die Gelegenheiten aber, es nutzbar zu machen, wurden schmählich versäumt. Zaghaft wich man in Berlin vor den Einsprüchen Frankreichs zurück; ein Protokoll vom 15. März 1894 kapselte Kamerun in der erst im vorigen Jahr gelockerten Enge ein. An und für sich scheint Deutschland mit dieser Sprengung unbequemer Fesseln insofern wenig gewonnen zu haben, als es in derselben Lage wie England bleibt: es kann die Verbindung Neukameruns mit Zentralafrika und Deutsch-Ost nur auf dem Durchgangsweg durch fremdes Gebiet herstellen. Aber aus dieser Bedingung fließen hier weder materiell noch ideell annähernd so große Schwierigkeiten und Parteigegensätze wie bei der britischen Längsbahn. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, daß dem ganzen Norden von Äquatorialafrika, dem Südwesten des angloägyptischen Sudan und einem großen Teil des Kongostaats durch Kamerun die natürliche und nächste Ver-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kehrsstraße nach dem Atlantischen Meer verriegelt wird. Hinwiederum geht für die gesamten reichgesegneten Uferländer des Tanganjika-Binnenmeers, einschließlich des nördlichen Katanga, der kürzeste bequemste Warenabzug- und Zufuhrkanal nicht durch Rhodesien und die portugiesischen Kolonien, sondern durch Deutsch-Ost nach Daressalam. So erscheint der deutsche Querbahnentwurf im Gegensatz zu dem britischen Längsbahnunternehmen in jeder Weise nur als Versuch und Vorbereitung natürlicher, sehr gewichtiger und dringender allgemeiner Verkehrsbedürfnisse: ihre Verwirklichung würde dem Herzen Afrikas die wirksamsten, aber heute unterbundenen Atmungsorgane nach der Meeresfreiheit in östlicher wie westlicher Richtung hin öffnen und eine kürzeste Überlandbrücke für den Verkehr zwischen dem Indischen und Atlantischen Ozean herstellen, der die Schiffahrt keinen ebenbürtigen Wettbewerb entgegenstellen kann, und die für den internationalen Handel um so größere Bedeutung erlangen muß, je mehr der Verkehr zwischen West- und Mittelasien und der ostafrikanischen Küste einerseits, zwischen der Neuen Welt und der westafrikanischen Küste andererseits*) zunimmt. Da überdies nach den Bestimmungen des Berliner Vertrags der internationale Verkehr auf dem Kongo bedingungslose Freiheit genießt, so stehen auch staatsrechtlich der Durchführung des deutschen Plans weit weniger Hindernisse entgegen als den britischen. Wie die Verwirklichung, nachdem die Grundlagen und Ansätze durch die Vollendung der ostafrikanischen Mittellandbahn bis Tabora und die Fühlungnahme Kameruns mit dem Kongo und Ubangi geschaffen sind, am besten zu bewerkstelligen wäre, ist hier nicht zu untersuchen. Es kam nur darauf an, kurz zu zeigen, daß diese Hauptstreitfrage deutscher und englischer interkolonialer Politik Gegenstand und Mittel eines Versöhnungsspiels nicht wohl sein kann, daß wir vielmehr vernünftigerweise unsere Ziele allein und höchstens in Anlehnung an Belgien verfolgen werden.

Nun liebt man es jenseits des Kanals, dem Problem angesichts seiner Zusammenhänge mit den Fragen der Kongokolonie und der portugiesischen Besitzungen, deren Häfen England so dringend für seine verkehrspolitischen Pläne bedarf, noch eine weitere Ausweitung zu geben, so daß es auf die Formel hinausläuft: Aufteilung des noch „besitzfraglichen" Teils Afrikas unter Deutschland und England. Die beiden Kleinstaaten Belgien und Portugal, meinte man in London, würden voraussichtlich nicht imstande sein, auf die Dauer ihre afrikanischen Riesenkolonien zu halten; hier also sei die beste Gelegenheit gegeben, um Deutschland zu beweisen, daß England ihm keineswegs seinen Platz an der Sonne mißgönne, vielmehr bereit sei, seinem kolonialen Ausdehnungsdrang Raum zu schaffen. Auf Kosten anderer natürlich. Das Mißliche aller derartigen spekulativen Rechnungen mit Zukunftsmöglichkeit ist natürlich zunächst, daß sie sehr viel Ähnlichkeit mit dem Freiballonsport haben, dessen Piloten nie wissen, wo sie von unberechenbaren Windströmungen hingetragen werden. In einem Fall liegt die Patenschaft des Aufteilungsgedankens offenbar in der alten geschichtlichen Feindschaft gegen den leopoldinischen Freistaat, deren Zähigkeit sich darin beweist, daß England den Besitzübergang an den belgischen Staat noch immer nicht anerkannt hat. Da im übrigen aber bekanntlich nicht Großbritannien, sondern Frankreich das Vor-

*) Die britische Reederei Elder, Demster and Co. hat bereits einen regelmäßigen Dampferverkehr zwischen New York und Kapstadt eingerichtet.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verkaufsrecht hat, so beruhte, falls wirklich einmal das Ende der belgischen Herrschaft hier in Frage käme, das Schwergewicht der Besitzneuregelung in einer Auseinandersetzung mit unserem Vogesennachbar, dem wir ein annehmbares Ausgleichsobjekt für die Verzichtleistung kaum zu bieten hätten. Die portugiesische Kolonialfrage erscheint insofern spruchreifer, als die neueste europäische Republik tatsächlich in keiner Weise über die kapitalistischen, politischen und kulturellen Energien verfügt, um das Erbe einer früheren monarchischen Glanzzeit irgendwie den Forderungen einer rationellen Kolonialwirtschaft entsprechend verwesen zu können. Hier scheint also den Besitzwechsel ein gewisses moralisches Maß zu fordern, das aber in der Politik meist nicht sehr maßgeblich ist oder doch nur sehr langsam sich durchzusetzen pflegt. Einstweilen muß jedenfalls mit der Richtigkeit der Auffassung des Grafen de Penha Garcia gerechnet werden, daß das republikanische System mit der Liquidierung der nationalen Kolonialgüter, ja mit dem Verkauf des kleinsten Schutzgebiets Selbstmord begehen würde. Eher wäre daran zu denken, daß Portugal bei guter Geldentschädigung sich entschlösse, das südliche Kunenegebiet von Angola gegen Zugeständnisse in der Grenzregulierung am Kubango an uns abzutreten, wodurch Südwest dreierlei gewönne: zwei gute Häfen (die Tiger- und die Alexanderbucht), die es so notwendig brauchte, ein erzreiches Gebiet zur Stillung des „Eisenhungers" unserer Industrie, treffliche Ausgangspunkte für Eisenbahnen zur Durchdringung des Nordens unserer Kolonie und zum Anschluß an das britisch-südafrikanische Eisenbahnnetz. Ob ein solches Austauschgeschäft unter die Bestimmungen des deutsch-britischen Geheimabkommen von 1898 fiele und daher überhaupt der Zustimmung Englands bedürfte, kann nicht beurteilt werden, so lange der Vertragstext nicht bekannt ist. Jedenfalls zeigt auch diese Frage wieder, daß die Möglichkeiten unmittelbar wirksamer, positiver und fruchtbarer Vergleichsverhandlungen zwischen uns und den Briten auf der afrikanischen Linie bei Licht besehen sehr gering sind. Daß das Foreign Office zugleich bei der Auseinanderwicklung der ihm selbst zu einer Wiese voll Fußangeln gewordenen Ententenpolitik uns in Afrika einwickeln und uns auf lange Zeit voll in Anspruch nehmende Aufgaben zuweisen möchte, eine derartige Taktik ist gewiß vom Londoner Standpunkt aus verlockend: für uns birgt sie mindestens ebensoviel verdeckte Gefahren wie Gewinnaussichten und muß daher mit größter Vorsicht behandelt werden.

Dr. Frhr. von Mackay

Erdbeben

Die Berliner Hypothekenfirma Mosler & Wersche hat sich insolvent erklärt. Ein stattliches Millionenhäufchen Passiva. Schwer durchzukommen. Immobilbewertungen sind eine eigene Sache. Den Idealtaxator haben bis jetzt nur Bodenreformlinge aufgestellt. Im Leben ist er nicht zu finden. Daher auch hier die Statusverwirrung. Das Bild verschiebt sich stündlich. Als wenn man einem fernen Wald näher kommt. Zuerst einfache Konturen, dann Baum- und Gesträuchwirrnis. Es wird einem bange. Disharmonisches Gläubigergezwitscher, Rettungsaktionen, Konferenzen, Besserwissen. Das alte Lied mit dem Konkursrefrain.

Den Kritiker braucht das Forderungsgejammer nicht zu kümmern. Er hat den Schwierigkeitsgründen nachzugehen. Zunächst die Genesis der Firma. An-

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fangs Hypothekenvermittlerin, schlecht und recht. Aber dann kam der Risikokitzel, die Spekulationswut. Der alte Rahmen wurde verlassen. Finanzierungen sind vornehmer, ein bißchen Akzeptgeflatter, etwas mehr Luftbeleihungen. Erst Geldgeber aus Eigenem, dann Bankkredite. (Darmstädter, Dresdner, National-Kommerzbank), dann Pleite. Die usuelle Entwicklung. Eines Tages Kreditrestriktion und dann geht der Atem aus. En miniature kann man es täglich erleben. Aber davon merkt Publikus nichts. Erst der Millionenkrach weckt ihn. Er reibt sich verwundert die Augen. Was ist denn los?

Was los ist? Seit Jahren Terrainstagnation in Groß-Berlin. Man hatte den Bevölkerungszuwachs bei weitem überschätzt. Hat wie wahnsinnig spekuliert. Hypothekeninstitute, Banken, Terraingesellschaften, Zwischenhändler. Über den letzten konzentrischen Ring der Hauptstadt hinaus hat man den Boden schon vor Jahren gefesselt, hat ihn mit Kredit übersät, hat sich immer mehr festgerannt. Berlin wuchs, aus sich selbst und durch Zustrom. Aber lange nicht wie die Spekulationshoffnung. Eines Tages hörte der Umsatzgalopp auf, das Tempo ließ merklich nach und dann lag der Markt brach. Aber gebaut mußte werden, gebaut um jeden Preis. Man konnte doch nicht auf den Engagements sitzen bleiben. Aus den Bankkassen flossen Baugelder, Hypotheken, Kontokorrentkredite. Die Folge? Heute stehen 60—70000 Wohnungen leer. Der Mieter, der Hypothekendung fehlt. Zinsen sprießen nur spärlich auf, dafür aber gibt es Subhastationen in Hülle und Fülle. Eine peinliche Sache, besonders für Aktiengesellschaften. Man schiebt also, gründet Zweiganstalten zur Unterbringung fauler Terrainwerte und läßt sie als Prunkdebitoren aufmarschieren. Ein beliebtes Cachierungsmittel. Es gibt noch mehr. Die Schieberangst ist erfindungsreich.

In jedem Terrainbericht ist es zu lesen: Die böse Wertzuwachssteuer ist das Karnickel. Das arme Ding! Als wenn sich das Großkapital schon je etwas aus Steuern gemacht hätte! Sie mögen vorübergehend retardieren, mit ihrer Barverpflichtung den kleinen Mann abschrecken, aber die Banken machen sich nichts draus. Nicht die Steuer hat die Stagnation verursacht, die unsinnige Beleihungstätigkeit, die verrückte Kreditwirtschaft waren es. Die haben die Terrainpreise ins Ungemessene getrieben. Heute kann nur noch der ganz Reiche oder der Verwegene Häuser kaufen. Der Verwegene verwaltet für die Hypothek und zittert vor jedem Mietmanko. Hinzu kam, daß den Urhebern der Misere eines Tages bange vor ihren eigenen Taten wurde. Sie kündigten die Darlehen oder gaben nur noch zögernd. Zweite Hypotheken höchst ungern. Natürlich krachte das Kreditgebäude in allen Fugen.

Man hat gegen eine alte Norm schwer gesündigt. Angebot und Nachfrage hat man außer Einklang gebracht. Wo die Wohnungskonsumenten fehlen, hilft alles Darleihen nichts, da muß zwangsversteigert werden. Auch hier haben wieder die Großbanken das meiste geludert. Sie haben's ja. Das heißt solange bis es futsch ist. Die Berliner Terrain- und Baugesellschaft, Boswau & Knauer, Eberbach usw. Illiquidität ist die Folge und rigoroses Vorgehen, wenn es wo hapert. Wie bei Mosler & Wersche. Kürzlich schrieb im „Bankarchiv" Geheimrat Lumm, der Bannerträger Havensteins: „Eine Gefahr muß in dem übermäßigen Anwachsen der namentlich durch die Großbanken vielfach gewährten ausgedehnten Kredite zum Zwecke der Gründung neuer Unternehmungen erblickt werden, und zwar sowohl auf dem

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gebiete der Industrie als auch auf dem Grundstücks- und Baumarkte zur Stützung von Bodentransaktionen und Errichtung von Bauten, wie Warenhäusern und Vergnügungslokalen, Unternehmungen, die zum Teil einen spekulativen Charakter haben. Das erheischt die andauernde Festlegung von Mitteln, deren Liquiderhaltung im Hinblick auf ihre Natur geboten wäre. In dieser Hinsicht dürfte eine vorsichtigere Kreditgebarung der Banken am Platze sein." Vielleicht kommt solche Mahnung schon zu spät. Die hauptstädtische Erde bebt. Wird das Kartengebäude fallen?

Dr. Alfons Goldschmidt

Glossen

Das Völkerschlachtdenkmal

Überall macht sich im modernen Bauwesen die Platzangst bemerkbar. Bei den Stadtanlagen fürchtet man sich vor großen, weiten Plätzen. Wenn ein solcher von früher her besteht, verstellt man ihn heute mit Buschwerk und Rasenhügeln. Neuanlagen mit weitem Horizont werden nicht gemacht. Man hat Angst vor der großen, breiten Flucht. Die Architekten können sie mit ihren Architekturen, deren Linien und Massen ihnen unter den Augen davonschwimmen, nicht mehr halten. Sie selbst trauen ihnen nur über den schmalsten Weg und stellen sie deshalb nicht frei und mit viel Luft um sie her auf, selbst wenn ihr Charakter es verlangte. Diese Angst geht so weit, daß sie sogar vor dem weiten Blick auf wirklich monumentale Denkmäler zurückscheuen.

Vor den Toren der Stadt Leipzig wird mit Millionenaufwand das Völkerschlachtdenkmal gebaut, das im nächsten Jahre zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege fertiggestellt sein soll. Die Gerüstbretter reichten aus, um den Weg von Berlin nach Köln zu belegen, und ich weiß nicht wie viele Steinbrüche da zum Himmel getürmt sind. Man fährt hinaus, immer den Akzent des Weges im Kopf. Plötzlich hält der Wagen, und bevor man noch an eine Panne glauben mag, sieht man das ganze Unglück neben sich liegen. Nichts als eine enorme Baumasse. Monumentalität ist keine Eigenschaft eines Gegenstandes der Kunst an sich, sondern etwas, das, bei einem Bau zum Beispiel, erst in seiner Wirkung auf das Land offenbar wird. Aber rings im Lande ist von diesem Denkmal nichts zu spüren. Es gehen keine sichtbaren Kraftlinien von ihm aus, sein Dasein ließ die Topographie unverändert, es liegt nicht einmal im Zuge der großen Land- und Blickstraße. Man hat scheinbar auch hier Angst vor den weiten Perspektiven. Von der Anfahrtstraße aus ist das Denkmal überhaupt nicht zu überblicken, weil man keinen Abstand nehmen kann. Wenn man weiter landeinwärts geht, wird der Bau zwar freier, kommt die Silhouette heraus, aber das Ganze wirkt nicht einzig, überragend, das Denkmal mag nicht recht hochkommen.

In seinen enormen Abmessungen war von vornherein die erste und einfachste Bedingung zum Monumentalen gegeben. Die größten Wirkungen sind aber bereits

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Entstehen vertan. Das Schlimmste ist noch nicht geschehen, aber zwei Dinge, die sie schwächen, sind schon da und nicht mehr aus der Luft zu schaffen: ein Wasserturm und ein Krematorium, die man vom Lande aus rechts und links neben dem Denkmal sieht. Der Turm ist mächtig und geschmacklos, rund, mit einem Wasserkopf und spitzem Dach; wie Wassertürme nun einmal sind. — Das andere ist ein Krematorium im romanischen Stil! Wenn nun auch die kyklopischen Gefüge jenes Stils, die am Mittelrhein mächtig in die Luft greifen, hier zu „gyglobischen" wurden, so nehmen sie doch mit dem Partner zur Rechten dem Denkmal den Atem, das Interieur wird ihm leicht zu eng. Unser Blick aber springt von rechts nach links, und da bei den beiden Trabanten der Abschluß nach oben mehr betont ist, da sie die mächtigere Stirn haben, so kommt der Monarch schlecht weg. Denn auch beim Bauwerk macht die Stirn die Physiognomie.

Die Kunst ist zu demokratisch geworden. Der baumeisterliche Mut wurde gutbürgerlich. Jeder ist in der rhabarbermurmelnden Menge der Mietshäuser gern der größte Schreier, aber wenn er einsam und beherrschend auf dem Forum stehen soll, wo auch die geringste ornamentale Geste perspektivisch wird, ist ihm Angst vor seiner freien Schaubarkeit. Und er ist froh, wenn Mitverantwortliche die unangenehme Situation des Weittragenden, Monumentalen teilen, und damit die Wirkung einschränken und knicken. Ein Teil der baulichen Energie des Leipziger Denkmals fließt schon auf die beiden Posten neben ihm ab, und man will ihm noch mehr zu Leibe rücken. Das Terrain zu seinen Füßen ist bereits parzelliert und mit einigen kleinen Landhäusern im englischen Stil bebaut. Man erhält schon einen Vorgeschmack der künftigen Wirkung, wenn man die Landstraße herabkommt, und durch einen Türvorbau wie durch einen Bildsucher Lappen für Lappen, Stück für Stück des Denkmals sichtbar wird, das doch als kompakte Baumasse auf einmal erfaßt sein will. Gotische Dome wirkten und wirken nur in der Enge, weil sie nichts als die Aufnahme und Fortführung aller in den Häusern rundum vertretenen Bauprinzipien sind. Sie wollen im Gewühl stehen und nicht als organische Einheit zu überblicken, nur im Bilde wirksam sein. Ihre Tendenz geht auf Bewegung; wenn man vor ihnen steht, soll der Blick nach oben laufen, aus nächster Nähe Überraschungen erleben. Darum spielen sie eine schlechte Rolle, wenn man sie heute freilegt, wobei sich das Auge schon von weitem auf das Ganze einstellen kann. Anders ist ein modernes Denkmal, wie das Leipziger, geartet. Die Tendenz auf Bewegung ist aufgegeben, und durch den Rhythmus der Massen ersetzt. Man muß ihn von weitem schon überschlagen, sein Abgewogensein dann genau abhören können, um die Musika (wie Leon Battista Alberti ein vollendetes Bauwerk schon nannte) in sich zum Klingen zu bringen. Dazu ist Spielraum des Blicks erforderlich. Also die Bahn frei!

Früher erwuchsen die Monumente aus dem Getriebe der menschlichen und baulichen Alltagswelt heraus. Daher haben sie den Charakter vollkommen organischen Lebens. Heute, wo man sie vom grünen Tisch auf den grünen Plan stellt, kann man ihnen diese Grundlage der Wirkung nur geben, wenn man das Chaos der kommenden baulichen Erscheinungen an ihnen organisiert. Ein Generalbebauungsplan müßte den Straßengrundriß, außerdem Größe und Charakter der in dem Leipziger Denkmalsviertel zu errichtenden Bauwerke festsetzen. Nichts von alledem. Eins will man tun: eine „Prachtstraße" zu dem Denkmal hinausführen.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Prachtstraße, in ihr gewaltige Mietspaläste mit enormen Fassaden und allem Reichtum des Schmucks, den die moderne Architektur zu vergeben hat. Welche Wirkungsmöglichkeiten bleiben dann noch für das Denkmal übrig? Wo soll es dann noch die Steigerung hernehmen? — Wie so etwas zum Guten angelegt werden könnte, lese man in dem Buche „Schöpferische Kunst" von Lothar von Kunowski nach. — Unsere Monumentalbaumeister sind sowieso Schwächlinge. Bedenkt man die Monumente der Gotiker und die zivilen Bauten jener Zeit, überlegt dann das entsprechende Verhältnis von heutzutage, wo jedes Mietshaus schon ein Palast mit vier Stockwerken und hohen Zimmern ist, und bringt hierauf die Verhältnisse auf einen Nenner, so kommt für die Monumentalwerke der Jetztzeit ein Zähler heraus, der mindestens um das Zwanzigfache zu klein ist.

Paul Mahlberg

Philosophische Zeitwende

Auf die buntflimmernde Metaphysik, die das weiße Licht der Wirklichkeit, einem Kirchenfenster gleich, erst in tausend Farben zerteilt in den weitläufigen Dom deutscher Philosophie fallen ließ, folgte die trotz ihrer Souveränität noch ein wenig rationalistisch eingeengte Vernunftkritik des Professor Kant. Da war es — trotzdem es in der neuen Philosophie mit dem Ding an sich und manchem anderen nicht allzu sicher bestellt war — mit einem Mal um die ganze metaphysische Gedankenfreiheit oder -unfreiheit geschehen, und eine etwas hohlwangige und starre, aber doch durchaus ernst- und würdevolle Gestalt bestieg das philosophische Weltkatheder und dozierte (wenn auch nicht immer mit gleicher Konsequenz) die absolute Sicherheit und Erhabenheit des naturwissenschaftlichen Denkens.

Doch scheint auch das Auge der Erkenntnis die Welt nicht freier zu sehen wie das leibliche Auge. Wie es für dieses Lichtstrahlen gibt, die die Grenzen seiner Empfänglichkeit hinter sich zurücklassen oder noch nicht erreichen, wie es Lichtstrahlen gibt, die, obwohl sie wirklich existieren und sogar unser Auge treffen mögen, uns dennoch unsichtbar bleiben, so gibt es für jenes Auge der Erkenntnis Strahlen und Weltlichter, die ihm ewig dunkel bleiben und von denen ihm besten Falles ein Schatten bezeugt, daß sie wirklich irgendwo leuchten und brennen. — So hat auch die Kritik der reinen Vernunft die Metaphysik nicht aus der Welt geschafft, sondern nur in jene Sphären verwiesen, in denen die uns unsichtbaren Lichtstrahlen ihr geheimnisvolles Dasein führen. Sie hat das Denken verengt und gefestigt.

Der Preis, den die Vernunft für die Sicherheit der Erkenntnis zahlen mußte, war, wie Kant sagte, der: nur soviel in aller Wissenschaft als wahre Wissenschaft anzuerkennen, als Mathematik darin sei. Aber dieser Preis war zu hoch, um nie bereut zu werden. Er war leicht im ersten Überschwang der Freude über die Befreiung von den schwersten Fesseln rationalistischer und skeptischer Dogmen. Er war schwer, und wurde immer drückender, je mehr man sich darauf angewiesen sah, nun innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft die ganze reiche, vielgestaltige Fülle der geistigen Wirklichkeit zu bezwingen. Schatten mahnten, daß es unbekannte Lichter gebe. Und so brach (in Deutschland während des letzten Jahrzehnts, in Frankreich schon früher) eine starke Strömung zur Metaphysik die allzu engen Dämme des Kritizismus und befreite das Denken von der

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Despotie rein naturwissenschaftlicher, mathematischer Erkenntnis.

Die Wasser, die nach diesem Deichbruch das philosophische Land überfluteten, haben sich noch nicht gesammelt und zu dieser Stunde noch ist es schwer zu sagen, wo fruchtbares Festland sich heben wird und wo Sumpf und Altwasser bleiben werden. Eines nur scheint sicher: daß in der folgenden Periode das naturwissenschaftliche Denken ein heilsames Gegengewicht im historischen Denken finden wird.

Damit sind mancherlei neue Probleme aufgetaucht, drängen zur Lösung, werden von anderen zurückgestoßen, sammeln sich zu neuem Ansturm gegen festgefügte, zähe Tradition. Philosophische Einzelwissenschaften dienen dazu, um das Ganze der Philosophie von den verschiedensten Standpunkten aus zu beleuchten. Es ist wenig ruhende Sicherheit, durchaus keine philosophische Beschaulichkeit in diesem Suchen, Finden und Verwerfen. Gerade diese dramatische Bewegtheit aber scheint weit über die Grenzen der Zunftphilosophie hinaus die Geister aufzuregen. Die eindeutige philosophische Orientierung beginnt zu schwanken, — aber gerade diese Unsicherheit scheint alle anzuziehen, die nur Entdeckermut in sich verspüren. So hat die neue Bewegung, so schwierig sie auch in ihren tieferen Tendenzen zu verstehen ist, es doch schon zu einer gewissen Popularität gebracht. (Ein Werk, das wenigstens die erkenntnistheoretische Seite dieser Entwicklung seit Kant knapp, plastisch und doch immer nach der Tiefe orientiert auch dem Nichtphilosophen darzustellen vermag, ist die „Einführung in die Grundprobleme der Erkenntnistheorie" von Hermann Leser, bei Veit & Co., Leipzig.) Und vielleicht ist gerade das philosophische Laientum kraft seiner Unbefangenheit dazu berufen, entscheidende Anregungen dort zu geben, wo Dogmen und Vorurteile dem Systematiker den freien Ausblick verdecken.

An diese philosophisch tiefer interessierten Laien, die die gegenwärtige philosophische Renaissance miterleben und miterwirken wollen, wendet sich auch die Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur „Logos" (bei J. C. B. Mohr, Tübingen). Schon die großzügige Organisation und der aus den hervorragendsten Vertretern der verschiedensten Richtungen zusammengesetzte Mitarbeiterkreis (Eucken, Husserl, Simmel, Windelband, Troeltsch u. a.) bieten eine Gewähr dafür, daß die neue philosophische Zeitschrift nicht in den Fehler ihrer älteren Geschwister, der für den Zunftphilosophen ein Vorzug sein mag, verfallen und einseitig eine bestimmte Richtung bevorzugen wird. Die moderne metaphysische und kulturphilosophische Bewegung kommt hier in ihrer ganzen Vielgestaltigkeit zum Ausdruck und der einzige Zweck, den eine Zeitschrift haben kann: nicht säuberlich abgerundete Werte, sondern Anregungen zum Wertsuchen zu geben, scheint mir hier erreicht zu sein. Vielleicht wird diese anerkennenswerte Universalität noch vollkommener werden, wenn der Logos neben seiner deutschen und russischen Redaktion auch die geplante französische Redaktion mit Henri Bergson und Emile Boutroux haben wird. Denn von Descartes führt über Malebranche und Maine de Biran eine durchaus eigenartige metaphysische Tendenz bis herauf zu Bergson und es spricht manches dafür, daß diese spezifisch französische Philosophie nicht ohne Einfluß auf die moderne Entwicklung der deutschen Philosophie bleiben wird.

Eine ähnliche Zeit wie vor hundertdreißig Jahren erleben wir heute in der Philosophie. Kant befreite damals das Denken von den rationalistischen Handschellen, zwang es aber dafür in

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Fußblock des Kritizismus. Mit Nietzſche erwachte ein ſkeptiſches Temperament erſten Ranges, das, wenn auch nicht bewieſenermaßen, ſo doch in Wirklichkeit den Kantiſchen Aprioriſmus ſprengte. Wird die Philoſophie unſerer Tage den Kontakt zwiſchen dieſen beiden Polen finden?

Dr. Adolf Lapp

Der Reiz der ruſſiſchen Wortkunſt

Der ruſſiſche Roman iſt ein Verſprechen darauf, daß wir endlich einmal eine konkrete Philoſophie haben werden, daß uns endlich einmal die Gedankenerlebniſſe nicht mehr im dürftigen Büßergewande der Abſtraktion gegeben werden.

Und wir erhoffen das von der ruſſiſchen Wortkunſt auch heute noch, — dreißig Jahre nach Doſtojewskys Tod. — Denn wenn der ruſſiſche Roman gleich bei ſeinem erſten Auftreten alle bisherige Erzählerkunſt aus dem Felde ſchlug, ſo geſchah das doch vor allem deshalb, weil hier zum erſten Male das volle Menſchenleben gebracht wurde, ungeteilt in Reflexion und Erlebnis. Der politiſche Despotismus mit ſeiner brutalen Zenſur zwang in Rußland den nationalen Gedanken, der ſonſt überall auseinanderfällt in tauſend Strahlen, in die eine Form der Wortkunſt. Das iſt hiſtoriſche Tatſache. Es hätte indes vielleicht nicht einmal dieſes Zwanges bedurft: die natürliche einfache Anpaſſung an das Leben in ſeiner Einheit iſt dem Ruſſen an ſich eigen und gewährt ihm eine gewiſſe tatſächliche Überlegenheit im Leben und in der Kunſt.

In allen anderen Ländern glauben die Wortkünſtler, ſie müßten, wenn anders ſie dem Vorwurf der Schulmeiſterei entgehen und den Fehler des Dilettantismus vermeiden wollen, aus ihren Dichtungen ſorgfältig alles das ausmerzen, was irgendwie an Wiſſenſchaft oder an Philoſophie erinnert. Und ſo bleibt denn für die außerruſſiſche Dichtung eigentlich bloß noch eine Abſtraktion vom Menſchen übrig: Der Menſch, der liebt und der geliebt oder nicht geliebt wird, neuerdings auch noch beſonders der Menſch, der an der Börſe ſpielt, oder in der Schule unterrichtet. Das alles tut und leidet ja tatſächlich der wirkliche Menſch auch, aber nie das allein. Er, der wirkliche Menſch, führt dazu noch eine ununterbrochene Zwieſprache mit den Rätſeln des Weltalls und den Forderungen der eigenen Seele, und er iſt dabei ſtets zu eigenen Erklärungen gezwungen für Weltall und Menſchheit. Uns Weſteuropäern iſt aber der abſtrakte Menſch in der Literatur zum Dogma geworden. (Abweichungen würden wir bloß einem Univerſalgenie erlauben, etwa einem Leibniz oder einem Leſſing.) Und das iſt leider auch nicht ganz ohne Einfluß geblieben auf unſere Vorſtellung vom Menſchen überhaupt. Wir betrachten uns ſelber meiſt ſchon in dieſer Abſtraktion und verkennen ſo oft unſerer Seele tiefſtes Erleben. Wir ſtellen uns faſt nie bewußt dem Weltall gegenüber und ſuchen uns nur dann ſelbſtändig mit ihm abzufinden, wenn wir ein ſtaatliches Philoſophiediplom in der Taſche haben. Wir halten das ſonſt bei unſerem Reſpekte vor Wiſſenſchaft und Philoſophie für ein durchaus ausſichtsloſes Unternehmen. Wir laſſen das andere für uns beſorgen, ſolche, die das gelernt haben. So kommen wir Weſteuropäer zwar wiſſenſchaftlich weiter als der Ruſſe. Wir bewahren uns zudem noch vor jenem Wuſt von anmaßendem Dilettantismus, der das ruſſiſche Geiſtesleben vielfach bis zur Unkenntlichkeit umſchattet. Wir verzichten damit aber auch auf des Lebens beſtes Teil. Der Ruſſe, auch der einfache Ruſſe, tut das nicht. Er nimmt für ſich das volle Leben in Anſpruch,

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

ungeteilt in Erlebnis und Reflexion. Wo nur irgendwo zwei russische Bauern längere Zeit — nüchtern — zusammensitzen, da wird über Gott geredet und über die Unsterblichkeit der Seele. Und der Russe hat recht. Auch wir Westeuropäer können nicht, ein jeder von uns, alle Wissenschaften beherrschen. Wir sind im Grunde ganz ebenso gezwungen wie der russische Bauer, uns selbständig zurechtzufinden im Weltenall. Und was wir dazu mitbringen an philosophischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen, ist meist so wenig, daß es selbst dem Gebildeten unter uns schwer fällt, auch nur die plumpsten materialistisch-anarchistischen Paradoxe zu widerlegen. Wir haben ein großes Autoritätsbedürfnis, wir Westeuropäer.

Damit erkaufen wir unsere Bescheidenheit und wohl auch unsere wissenschaftlichen Erfolge. Aber das ist die Kehrseite davon: Unser Volk steht wehrlos den materialistisch-anarchistischen Lügenlehren gegenüber. Wir sollten darum vom Russen lernen, daß ein jeder sein Licht leuchten lassen muß: Für ein jedes Licht ist ein Schatten da, den es erhellen könnte. Das ergibt alles in allem genommen schließlich doch noch eine größere Helligkeit als zustandekommt bei unserer jetzigen geistigen Demut, um derentwillen wir uns selber zu einem Viertelleben verurteilen: Wer bei uns eine Wissenschaft auch wirklich beherrscht, der legt sich schleunigst Scheuklappen an, um nur ja nicht in ein anderes Wissensgebiet hineinzublicken, aus Angst, es könne ihm das wieder verloren gehen, was er eben erst mühsam errungen hat. Und so laufen wir herum in kleinem Kreise und schnappen nach Luft. Und wenn einmal so ein unverfrorener, herzhafter Dilettantismus in die Welt hinausklingt, dann atmen wir auf wie erlöst. Aber wohlgemerkt! Dieser Dilettantismus muß entweder aus dem Munde eines Gelehrten oder aus dem Munde eines Ausländers kommen. Und hierin, in diesem unverfrorenen Dilettantismus, liegt wohl auch, zum großen Teil wenigstens, der Reiz der russischen Literatur. Die philosophischen Gedanken selber sind hier meist recht naiv, selbst bei Dostojewsky, von Tolstoi gar nicht zu reden. Wenn aber diese Gedanken von einem Menschen erlebt werden, den wir handeln und leiden sehen, dann ist das eine wundervolle Kunst, eine höhere Synthese der Lebensnachgestaltung, als wie wir sie bisher in Westeuropa erlebt haben.

Dr. Karl Nötzel

Europa und die amerikanische Einwanderung

Die Schiedsgerichtsverträge, die die Regierung der Vereinigten Staaten mit Frankreich und England abgeschlossen hatte, sind am 7. März endlich vom amerikanischen Senat ratifiziert worden. Man hat an ihnen freilich vorher einiges geändert. Der Absatz über die Berechtigung der „gemeinsamen hohen Kommission", dem Schiedsgericht bestimmte Streitsachen zuzuweisen, ist ganz verschwunden. Hinzugekommen sind einige Zusätze, durch die die Fragen der Zulassung der Einwanderer, der Zulassung von Ausländern (Asiaten) in die Schulen, der Gebietsverletzung von Staaten der Union und der Monroedoktrin ausdrücklich von den Schiedsgerichtsangelegenheiten ausgeschlossen werden. Frankreich und England haben nichts gegen diese Änderungen einzuwenden gehabt.

Man versteht in Europa nicht recht, warum der amerikanische Senat besonders der Ausschaltung der Einwanderungsfrage von der Schiedsgerichtsbarkeit so große Wichtigkeit beimaß, daß er seine Zustimmung in

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PENN STATE

erster Linie davon abhängig machte. Bisher hat man sich bei uns über die Greuel der „Inquisition“ auf Ellis Island, womit manche amerikanischen Blätter Tag für Tag eine ganze Spalte oder mehr füllen, bitter wenig aufgeregt. Der kluge Mann aber baut vor, und der Yankee sagt sich ganz richtig, daß die europäischen Nationen später einmal ein dringendes Bedürfnis danach empfinden werden, gegen die Sperrung der amerikanischen Erde für europäische Einwanderer Einspruch zu erheben.

Kurt Aram, der jüngst in Gestalt eines als Zwischendeckpassagier angelangten ungelernten Arbeiters Studien in Newyork machte, berichtet, daß nach seinen Erfahrungen schon heute Angehörige der westeuropäischen Nationen auf Ellis Island um kein Haar besser behandelt werden als Südslawen und galizische Juden. Ein kräftiger Bäckergeselle mit reichlich viel Geld in der Tasche, Empfehlungen, Freunden und Verwandten in Amerika und guter Aussicht auf sofortige sichere Stellung darf z. B. nicht landen, sondern wird kurzerhand nach der alten Heimat zurückgeschickt. Die Behörde sagt, er stottere, das könne ihm in seinem Fortkommen hinderlich sein und er dann einem amerikanischen Gemeinwesen zur Last fallen. Als ob zum Brotbacken eine gelenkige Zunge notwendiger sei als flinke Hände. Ein Mann, der längst ein auskömmliches Geschäft in Amerika betreibt, so daß er sich sogar eine Vergnügungsreise nach Europa gestatten kann, darf, als er zurückkehrt, nicht landen. Weshalb? Er bekommt graue Haare und das deutet die Behörde als vorzeitige Altersschwäche. Dabei hat der Mann den bündigsten Beweis gegen diese Auffassung an der Hand, nämlich ein Baby von einem und ein solches von zwei Jahren, seine Jüngsten. Aber das nützt ihm nichts. Solche Fälle ereignen sich, wie man leicht durch ein paar Blicke in amerikanische Zeitungen erfahren kann, fortwährend.

Nun sollen die amerikanischen Einwanderungsgesetze in Zukunft immer strenger gehandhabt und immer mehr verschärft werden. Augenblicklich befaßt sich der zuständige Ausschuß des amerikanischen Senates schon wieder mit einer neuen Einwanderungsvorlage, die, da sie den Vorsitzenden dieses Ausschusses, Dillingham, zum Urheber hat, gewiß durchgehen wird. Bisher konnten Einwanderer, die einmal zugelassen worden waren, nur innerhalb dreier Jahre noch abgeschoben werden. Künftig soll diese Zeitbeschränkung völlig fortfallen. Der nachträglichen Abschiebung kann jeder verfallen, dem so oder so bewiesen wird, daß er nur ins Land gelangte, indem er der Einwanderungsbehörde ein X für ein U machte, jeder vor allem, der aus Ursachen, die bereits vor der Landung vorlagen, z. B. infolge eines Leidens, das sich mit der Zeit verschlimmerte, irgendwo der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fällt, mag er inzwischen auch jahrzehntelang für das amerikanische Gemeinwesen fleißig gearbeitet haben.

Der amerikanische Einwanderer des zwanzigsten Jahrhunderts hat es an und für sich nicht mehr leicht, im „Lande der Freiheit“ Wurzel zu fassen. Der Zugang zu der primären Erwerbsquelle, dem Grund und Boden ist ihm, wenn er nicht über große Mittel verfügt, überall gesperrt, obschon die Union erst den zehnten Teil der Bevölkungsdichtigkeit Deutschlands erreicht hat. Der Druck des Bodenmonopols treibt die Farmer scharenweise nach Kanada, wo vorläufig noch jungfräulicher Boden billig zu haben ist; er fegt die Landarbeiter massenweise in die Städte und Industriegegenden.

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die alten Gewerkschaften industrieller Arbeiter sehen sich von zwei Seiten von lohndrückenden Reservearmeen bedroht, hier durch die Abwanderung vom platten Lande, dort durch die Einwanderung. Da sie das Schicksal der Einwanderer am wenigsten kümmert, suchen sie diese vor allem durch enorm hohe Eintrittsgelder von ihren Organisationen fernzuhalten. Der europäische Arbeiter, der nach Amerika auswandert, sieht also, nachdem er dem Verhör der Inquisition auf Ellis Island glücklich entronnen ist, eine weitere Schranke gegen sich aufgerichtet; er muß die Mittel besitzen oder erwerben, die nötig sind, um in einer Gewerkschaft Aufnahme zu finden, die ihm allein den Zugang zu gut bezahlten Stellungen freimachen kann. Die Herren des amerikanischen Lebens selbst haben schon Lohndrücker genug zur Verfügung; sie fürchten eine allzu starke Ansammlung von modernen Hunnen in den großen Städten infolge der Einwanderung aus kulturlosen Gebieten Ost- und Südeuropas. Darum stimmen auch sie allen Gesetzvorschlägen zu, die die Einwanderung künftig noch weiter erschweren sollen.

Wenn nun die europäische Auswanderung nach Amerika mehr und mehr zurückgeht, dann werden die westeuropäischen Arbeitsmärkte einen immer stärker werdenden Ansturm kulturloser ost- und südeuropäischer Proletarier auszuhalten haben und diese Hungerkonkurrenz wird im modernen Kulturleben um so größere Verheerungen anrichten können, als inzwischen die Konkurrenz des mit Riesenschritten vorwärtsstürmenden amerikanischen Exportindustrialismus den europäischen Exportindustrien das Leben recht sauer, ihren Hunger nach billigen Arbeitskräften recht stark gemacht haben wird. Dann dürfte man allmählich anfangen, in den übervölkerten Gegenden des alten Europas die Dummheit europäischer Regierungen begreifen zu lernen, die heute Schiedsverträge mit Amerika abschließen, die diesem jederzeit ermöglichen, dort, wo es, wie in Persien oder in der Mandschurei, als Machtfaktor sich nicht zur Geltung bringen kann, an ein internationales Schiedsgericht zu appellieren, dagegen dort, wo europäische Mächte ihre Rechte nur schwer gewaltsam geltend machen könnten, mit weltwirtschaftlichen oder weltpolitischen Interessen europäischer Völker willkürlich umzuspringen.

Otto Corbach

Den sächsischen Volksschullehrern

geht es wieder einmal schlecht. In Dresden wurden kürzlich zwei von ihnen mit einer „Ermahnung im Besserungsverfahren" (!) bedacht, weil sie sich dagegen gewandt hatten, daß ein an ihrer Schule geplanter Elternabend zur Bekämpfung der Sozialdemokratie und ihrer Jugendorganisationen benützt werde. Es half den beiden nichts, daß sie erklärten, sie stünden selbstverständlich auf nationalem Boden und seien durchaus nicht gegen eine Bekämpfung der Sozialdemokratie an sich, sondern nur gegen politische Werbearbeit in einer rein schulischen Veranstaltung.

Daß man sich dabei nicht scheute, das gänzlich veraltete Strafverfahren für die Volksschullehrer in seiner ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen, stellt der Einsicht der sächsischen Schulbehörden kein gutes Zeugnis aus.

X.

Verantwortlicher Redakteur Otto Wolters in München
Verantwortlich für den Inseratenteil Fritz Roeßler in München. — März-Verlag, G. m. b. H., in München
Redaktion und Expedition München, Kaulbachstraße 91
Druck und Buchbinderarbeit von Hesse & Becker in Leipzig, Eilenburger Straße 4—6
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

AP30
.M15
Jahrg. 6
1912
Bd. 1

JUL - 1 1969

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

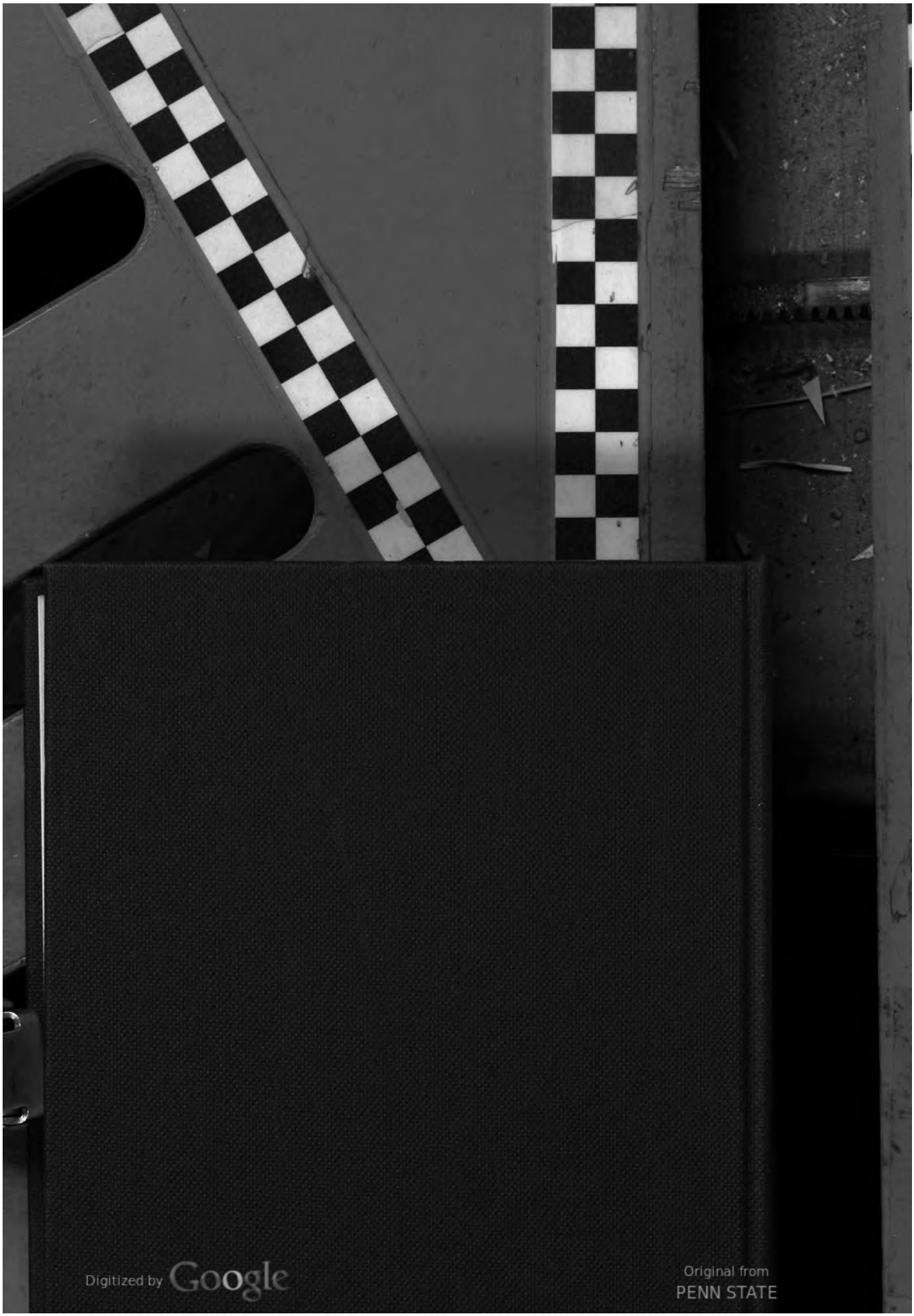
Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Digitized by Google

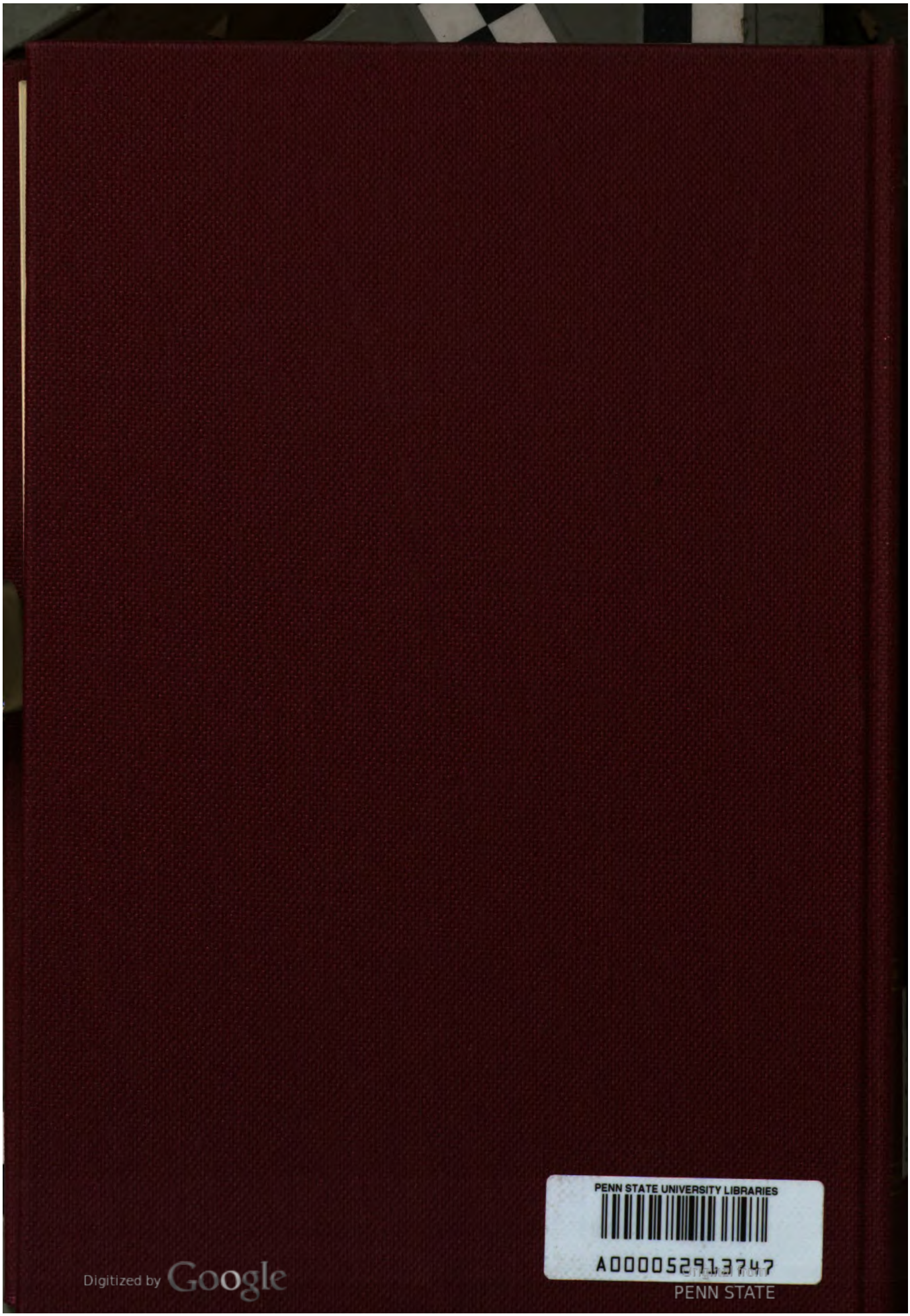
Original from
PENN STATE

Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google



Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PENN STATE
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


PENN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
A0000529137 47
PENN STATE
Digitized by Google
Generated on 2019-10-27 15:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/pst.000052913747
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google